

BRIGGS
MAYNARD
PEEPERSON
HARPLEY
TROTTER
L. CHW
ABRAD

VOLUME

Christian Germanische Baukunst
Mosaics. (R. Reed's at St Peter's, Vauxhall)

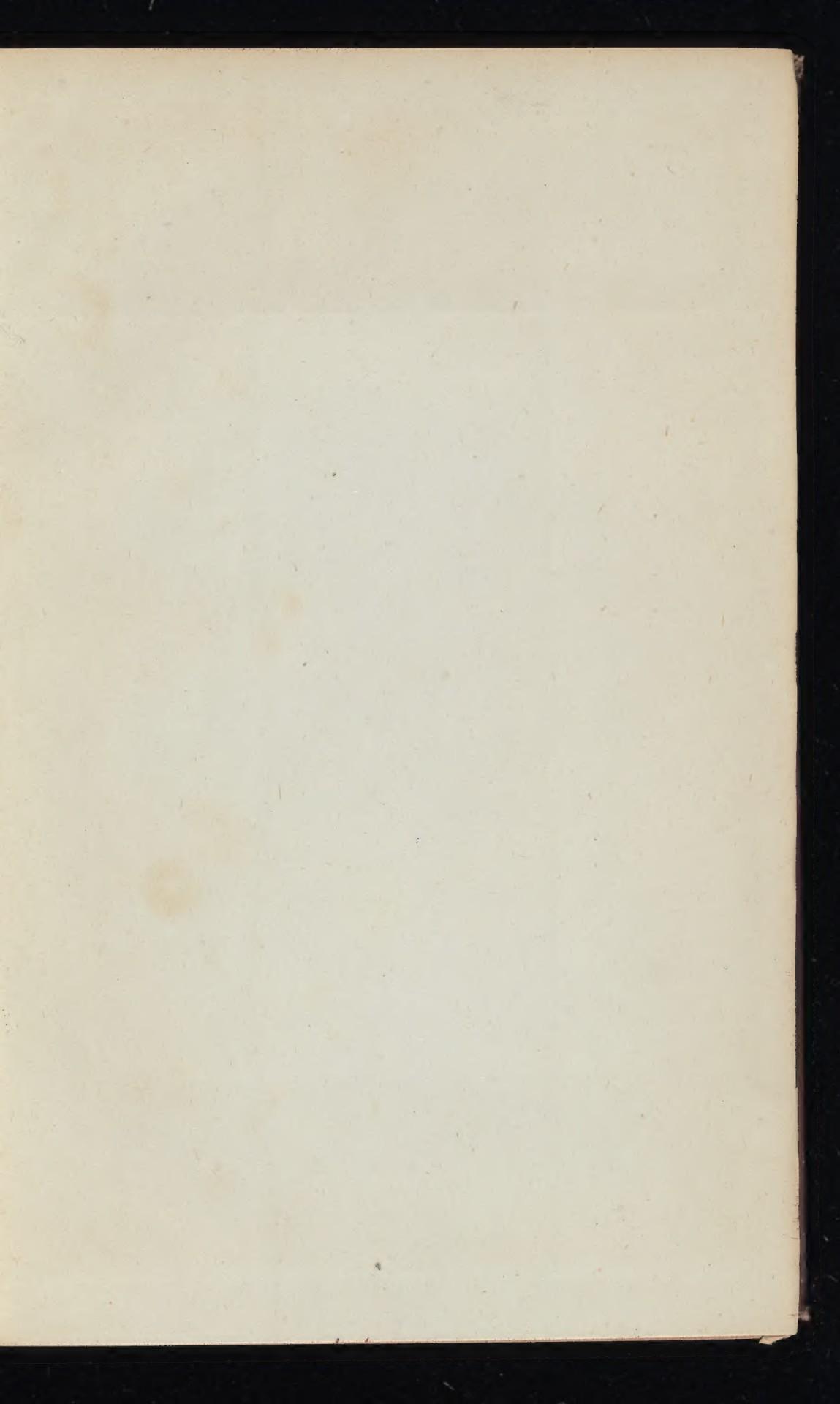
Sheepshanks Coll = (Bldg for) S. Kensington

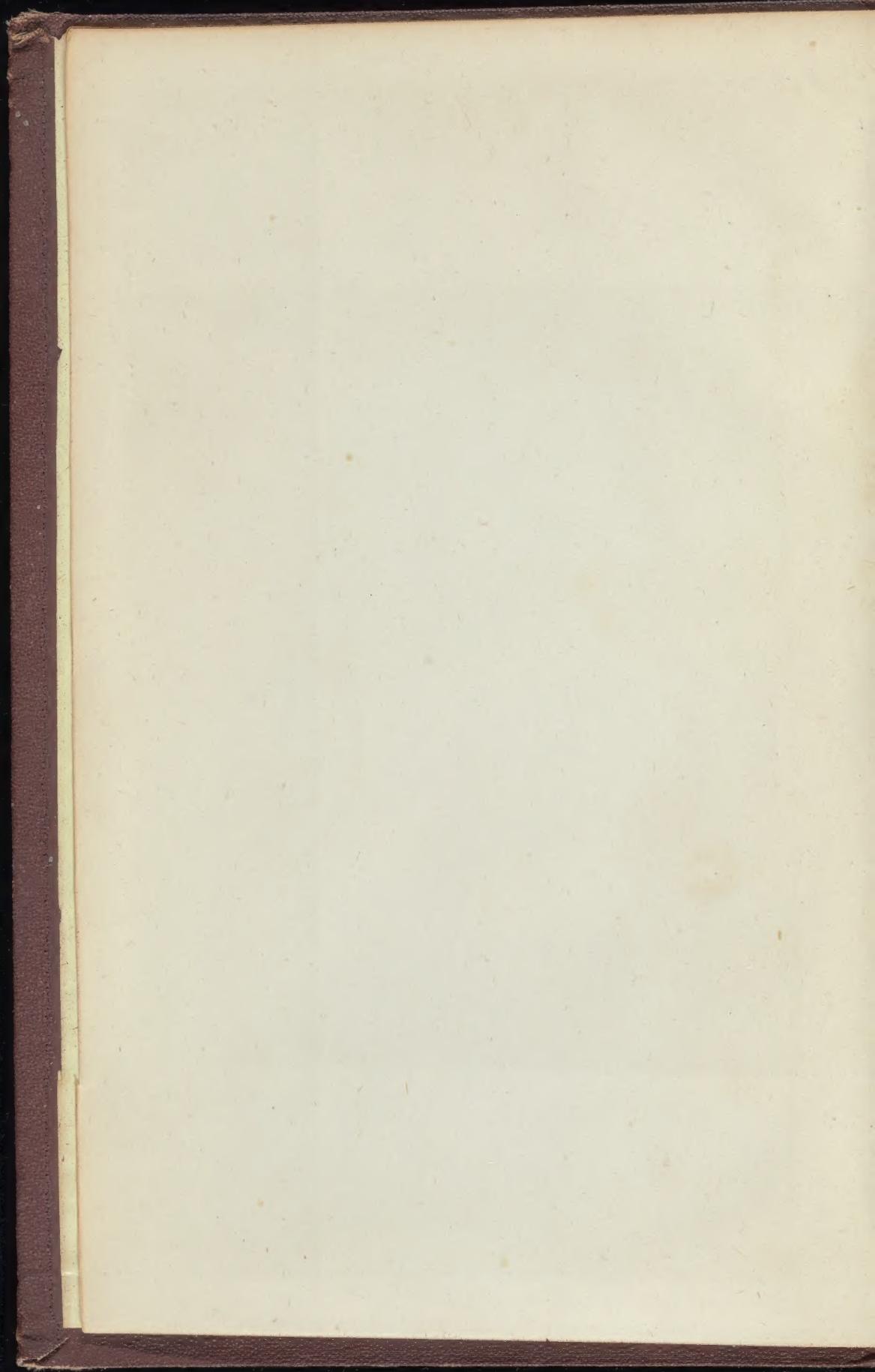
M. Merian's Topographien

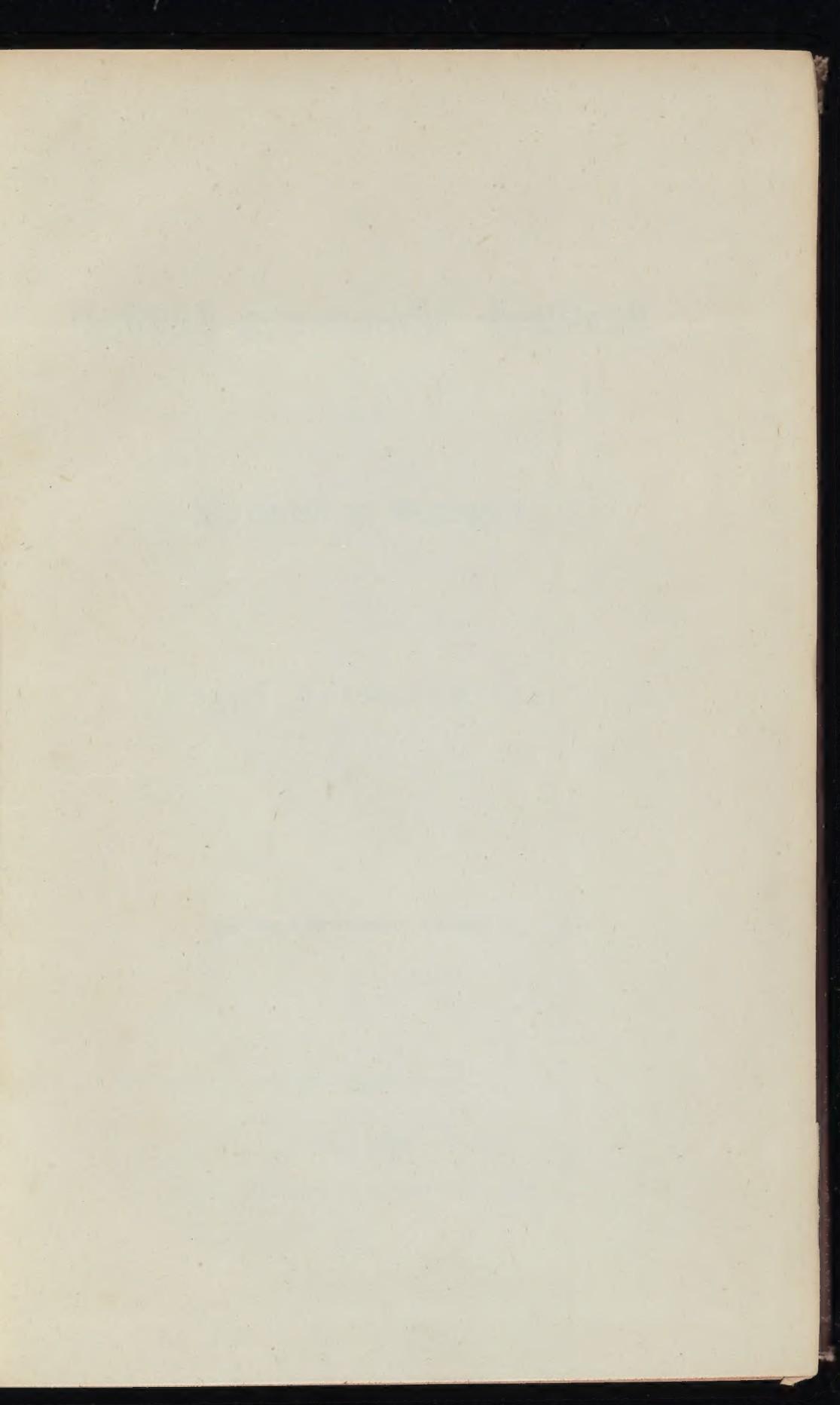
Baukunst des Deutschen Mittelalters

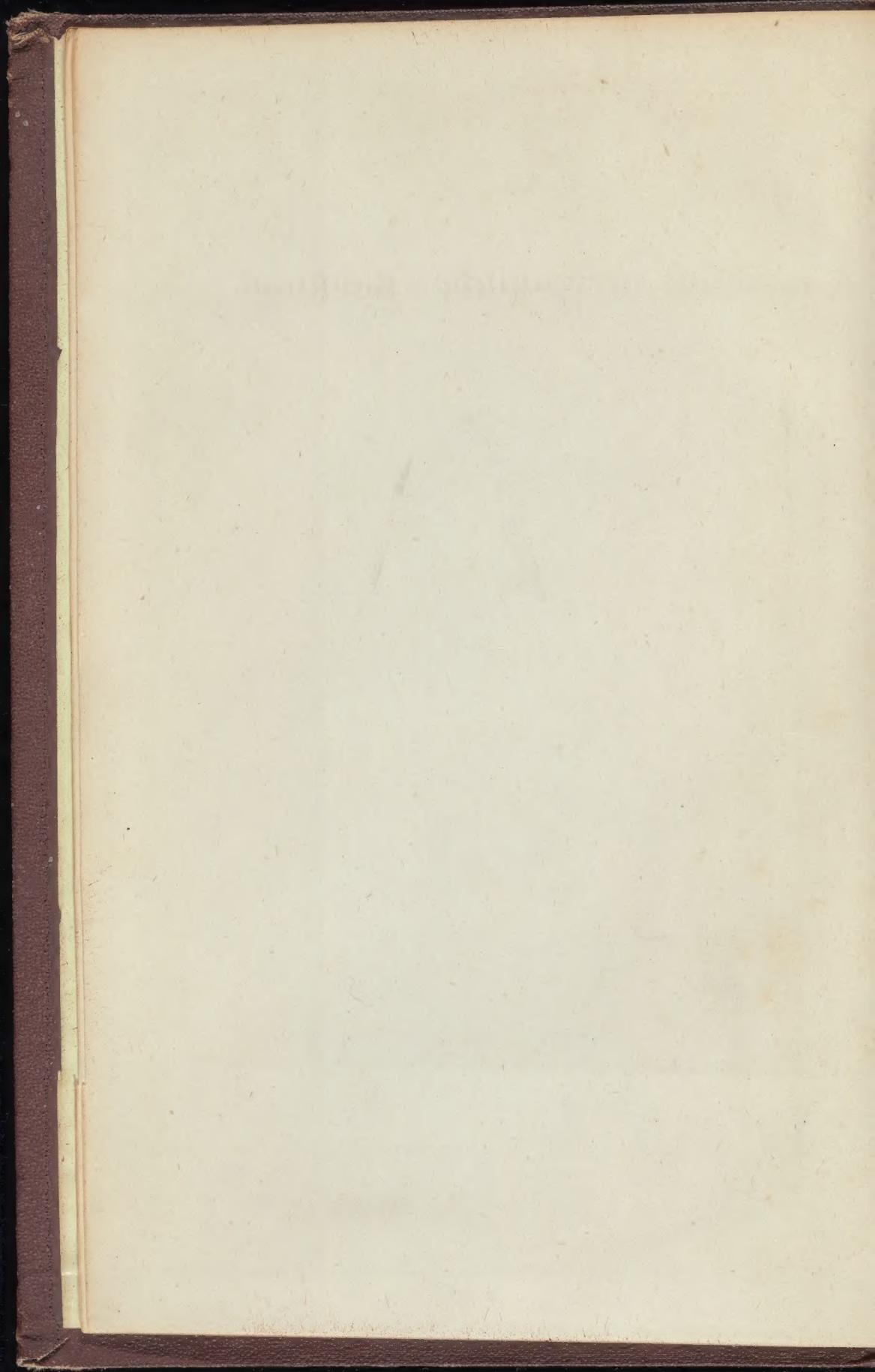
Slymbridge Church - Glouc. and Monks

- Saxon church of St Lawrence. Bradford-on-Avon. Pp. 1-17 & 38-43
Holy Trinity, Parish Church " 6









Die
christlich-germanische Baukunst

und ihr

Verhältniß zur Gegenwart

von

August Reichenasperger.

Dritte umgearbeitete Ausgabe.

Trier, 1860.

Verlag der Fr. Linz'schen Buchhandlung.

Schnellpressendruck der Fr. Linh'schen Buchdruckerei in Trier.

Vorrede zur dritten Ausgabe.

Als ich zum Zwecke der Veranstaltung gegenwärtiger Ausgabe (eigentlich die vierte, da die erste aus Dieringer's katholischer Zeitschrift abgedruckt worden war) die vor sieben Jahren erschienene durchsah, gewahrte ich bald, daß, wenn anders der Inhalt dem Titel entsprechen sollte, eine gründliche Umarbeitung erforderlich sei. Wie Vieles hat sich nicht mittlerweile in der Kunst und den öffentlichen Zuständen sowohl, als in dem Wechselverhältniß der Ersteren zu Letzteren geändert!

Den sogenannten Nebelbildern (dissolving views) vergleichbar, verschieben sich unmerklich für das Auge die Lineamente der werdenden Geschichte von Minute zu Minute, bis plötzlich, ohne daß man über das Wann und das Wie sich bestimmte Rechenschaft zu geben vermag, ein ganz neues Bild vor uns da steht: statt einer lachenden, sonnigen Landschaft etwa ein Gewittersturm mit einem um sich fressenden Brände im Hintergrund. Vor einen solchen Prospekt waren wir vor Kurzem noch hingestellt, als die Lösungen oder Verheißungen „l'Empire c'est la paix“ und „l'Italia farà da se“ sich in Thatsachen zu übertragen begonnen hatten und fast schien es, als ob auch über unserem Vaterlande die Kriegssflammen zusammenschlagen sollten. Wie durch eine plötzliche Wendung der Maschine sahen wir dann auf einmal wieder die drohenden Wolken sich zertheilen, um, wie gewiegte Wetterpropheten verkünden, sich allmälig über den Häuptern derjenigen wieder zu sammeln, welche sie nach Art jenes

Zauberers in der Blauen Bibliothek an ihren so diplomatisch fein gedrehten Fäden nach Belieben lenken zu können gewählt hatten.

Eine solche Zeit des Sturmes oder doch der Unruhe und Ungewissheit erscheint zweifelsohne gar Vielem wenig geeignet, um das Interesse des Publikums für die Sache der Kunst in Anspruch zu nehmen. Ich kann dieser Ansicht nicht beipflichten. Gerade wenn das Pflegeisen den Boden aufwühlt, soll man dahinter her gehen und, ein Feder an seinem Theile, den Samen der Zukunft in die Furchen streuen, Gott es anheim gebend, ob er aufgehen und Früchte bringen wird oder nicht. Es wäre in der That ein betrübendes Symptom von Schwäche, wenn man, sobald einmal die Kanonen zu sprechen sich anschicken, ihnen ausschließlich das Wort lassen zu müssen vermeinte. Am irrigsten aber ist die Voraussetzung, daß die Pflege der Kunst nur ein Werk des tiefsten Friedens sein könne. Wie viele Denkmale hätte uns wohl die Vergangenheit überliefert, wenn unsere Vorfahren solcher Ansicht gewesen wären? — Als der Grundstein zum Kölner Dome gelegt ward, stand man sich innerhalb und außerhalb der Stadt fehdegerüstet einander gegenüber und bis zur Einweihung des hohen Chores hatte das Schwert kaum einzelne Jahre hindurch in der Scheide geruht. Unter ähnlichen Verhältnissen, zum Theil mitten im Kriegsgetöse, sind fast allerwärts die mächtigen Kathedralen und Rathäuser, ist überhaupt alle die Kunstherrlichkeit erwachsen, welche in jenen Denkmälern ihren Kulminationspunkt findet. Erst als die Kunst, zufolge der Verkehrung der Prinzipien, aus einem Volkshedürfnisse ein Luxusartikel für die elegante Welt geworden war, kam es dahin, daß man ihrer nur im Sonnenscheine des Friedens froh werden zu können glaubte; es ist aber auch weiter dahin gekommen, daß in diesem Sonnenscheine meist nur saft- und kraflöse Schmarotzerpflanzen aufwucherten, während man das Rechte und Rechte zu Grunde gehen ließ oder doch nach Möglichkeit verunstaltete. Möchte es indeß auch, zufolge unserer Verwöhnung, nicht zu eigentlichen künstlerischen Thaten kommen

können, so lange ein solches Gewitter in der Luft hängt, so sollten wir gerade darum den Geist, aus welchem dieselben stammten, um so lebendiger zu erhalten suchen, damit, wenn das Unwetter wieder abgezogen sein wird, die entsprechenden Bestrebungen in der erfrischten Atmosphäre doppelt freudig gedeihen.

Vor etwa einem halben Jahrhunderte, als der schwerste politische Druck auf der deutschen Nation lastete, war so eine Anzahl ihrer edelsten Söhne bemüht, das Feuer der sogenannten Romantik zu hüten und zu nähren, in welchem alle Elemente der Kunst ineinander schmolzen; dadurch, daß unser Sulpiz Boisserée vor der Befreiungsschlacht den Dom zu Köln in der Idee vollendete, war gewissermaßen das erste Wort des Aufrufes gesprochen, welches nach derselben Joseph Görres in seinem Rheinischen Merkur (S. die erste Anlage) erließ, woran sich dann endlich die That des wirklichen Fortbaues anreichte.

Vielleicht wäre es aber auch sogar heilsam, wenn die Hände eine Zeitlang von der Arbeit ruheten, damit die Geister, auf sich selbst gekehrt, über das was Noth thut und was bisher an durch Handeln oder Unterlassen gefehlt worden ist, in's Reine zu kommen um so ernstlicher bemüht sein können. Vielleicht auch sollen wir erst noch durch schwere Opfer der Güter, nach welchen wir ringen, uns würdiger machen: der wahre Fortschritt wird stets theuer erkauft und haben sich die Niederlagen nicht selten als die besten Lehrmeister darin bewährt. Auch von den Nationen kann man sagen, daß sie in Schmerzen gebären müssen. Möge es nun aber Morgen- oder möge es Abenddämmerung sein, wovor wir in gespannter Erwartung stehen — es wird dies noch lange das Geheimniß Gottes bleiben — jedenfalls drängt die Zeit auf Entscheidung. Diejenigen, so eines guten Willens sind, werden vor Allem zu beherzigen haben, daß kein Zustand dauernden Segen bringen kann, der nicht auf einem festen, höheren Prinzip beruht, daß die gefährlichste, weil am reichlichsten fließende Quelle alles Schlechten jene Halbheit, jene faule Willenlosigkeit ist, die, zwischen Gott und Teufel die Mitte

haltend, mit beiden zugleich ein profitables Abkommen treffen zu können vermeint. Von jeher war sie es vorzugsweise, welche der Willkür die Wege geebnet hat, indem sie die Freiheit auf den Egoismus zu gründen versuchte und damit die Pflichten, welche dieselbe auflegt, ignorirte. In ihr wurzeln jene Pseudophilosophie wie jenes Pseudochristenthum, deren innersten Kern die Selbstbehörung, deren Haupttriebfeder der Hochmuth bildet. Das „Eritis sicut Deus“, die erste Verlockung im Paradiese, hat seine Zauberkraft noch keineswegs eingebüßt. Auf's Beste dienen ihr die Stichwörter des Tages von der Souveränität des Zweckes, der Moral der Interessen, den vollendeten Thatfachen, oder wie die Maximen sonst lauten, welche an die Stelle der „veralten“ Zehngebote treten sollen und auf deren Grund sich alle Probleme in Geld- und Machtfragen aufgelöst finden. Das Auffallendste dabei aber ist, daß die, welche solchen Maximen huldigen, in ihrer Superklugheit vermeinen, dieselben als Geheimlehren bewahren und blos zu eigenem Vortheile ausbeuten zu können, daß sie überhaupt noch immer nicht inne werden zu können scheinen, daß der Nationalismus der gebildeten Klassen, wie raffiniert er auch immer sein möge, in den unteren sich als Kommunismus oder Sozialismus niederschlägt, und daß sie in die Flammen blasen, welche gerade sie zuerst verzehren werden.

Um nicht in den Ton der Bußpredigt zu gerathen, sei nur noch hinsichtlich der vorstehenden sowohl als der in der Schrift selbst mehrfach vorkommenden allgemeineren Betrachtungen bemerkt, daß es eben ein Hauptzweck der letzteren ist, die Bezüge der Kunst zu den herrschenden Tendenzen und dem Leben, mit einem Worte, ihre tiefere moralische Grundlage zu erörtern, wie ich es denn überhaupt für eine wesentliche Bedingung aller ächten Kunst ansehe, daß sie den höchsten Zwecken dient, daß sie das Volk durch edle Werke erzieht, wahre Bildung, Seelenadel und Verständniß für die idealen wie für die praktischen Wahrheiten möglichst zum Gemeingute Aller machen hilft.

Insbesondere aber scheint mir die Vorrede der geeignetste

Ort zur Darlegung des persönlichen Standpunktes des Verfassers zu sein, indem dadurch der Leser gleich auf der Schwelle mit sich darüber zu Rathe gehen kann, ob er dieselbe überschreiten will oder nicht. — Zweifelsohne werden schon die obigen Andeutungen für Viele ein zureichender Grund sein, diese Frage zu verneinen. Noch weit Mehrere aber werden das Buch sofort bei Seite legen, wenn ich hinzufüge, daß jener Standpunkt der eines katholischen Christen ist, oder ich mich doch bemühe, denselben einzunehmen. Die bekannten Stichwörter: „Klerikaler, Ultramontaner“ genügen dann vollkommen, um jedes weitere Eingehen auf die Sache und die Prinzipien überflüssig erscheinen zu lassen. Ich kann in dieser Hinsicht aus einer ziemlich reichen Erfahrung heraus sprechen: schon mehr als einmal habe ich mich der „Kritik“ gegenüber fast in der Lage gefunden, geradezu an meiner eigenen Identität zweifelhaft zu werden. Um nur Ein Beispiel für Viele, die zur Hand sind, als Beleg anzuführen, sei auf eine Besprechung meiner „Bemischten Schriften über christliche Kunst“ in dem mittlerweile entschlafenen „Deutschen Kunstblatte“ (1856 No. 35) hingewiesen, deren anonymer Autor eine Reihe von Inventiven, thatfächlichen Unrichtigkeiten und Verdrehungen mit der Auseinandersetzung schließt: „Auf eine principielle Diskussion uns mit Herrn R. einzulassen, wird kein Einsichtiger uns zumuthen“, und dann weiter hinzufügt, daß mein Publikum „von der ganzen modernen Kunstentwicklung seit Raphael und Michelangelo keine Ahnung“, ich selbst aber „so tief-sinnige Blicke in die Geschichte gethan habe, daß ich alle Entwicklung seit vier Jahrhunderten für Teufelswerk erkläre.“

Gewiß ist der Ton solcher Polemik nichts weniger als einladend zur Gegenrede und ich weiß auch sehr wohl, daß es unmöglich ist, aus gewissen Köpfen gewisse Vorurtheile zu vertreiben. Allein darum soll man doch, däucht mich, eine sich zufällig bietende Gelegenheit nicht ungenutzt lassen, um Vorkehr zu treffen, daß jene Vorurtheile nicht immer weiter übersiedeln. Man hat überdies auch vollauf genug an seinen wirklichen Feh-

lern und Schwächen zu tragen, um sich veranlaßt zu sehen, der aingedichteten sich nach Kräften zu erwehren. Und so möge denn die runde Erklärung hier Platz greifen, daß ich nicht blos die Raphael und Michelangelo, die Tizian und Dürer, sondern auch die Rubens und Rembrandt, die Teniers und Dow, die Potter'schen Bieh- und die Seghers'schen Blumenstücke, ja selbst die Watteau und die sonst neben ihm hervorragenden Meister der Zopfzeit, einen Feden in seiner Art genommen, hoch in Ehren halte, daß ich es aber für eine kaum erträgliche Annahme erachte, wenn die geistesmatten Schaukünstler, die Gußeisen-Cellini's und sonstigen Surrogatenjäger der Gegenwart¹⁾ ihre styl- und charakterlose Ausstellungs-Duzendwaare durch die Flaggen jener Geue's zu decken sich unterfangen. Von „Teufelswerk“ kann da wahrlich nicht die Rede sein, nicht einmal von einem falschen Geschmack, da eben gar keiner zu verspüren ist. Wo ich auch den Grundanschauungen jener großen Meister nicht beipflichten zu können glaube, bringe ich doch ihrem Genie sowie der soliden Pracht oder der vollendeten Technik ihrer Werke den Zoll aufrichtigster Bewunderung dar.

Oder habe ich etwa — wie ein anderer Kritiker (Grenzboten 1856. No. 27) mir nachgesagt — mich jemals dahin vernichten lassen, „daß die Kunst von der Kirche nicht getrennt werden könne, daß alle ächte Kunst katholisch sei?“ Habe ich endlich, wie es weiter dort heißt, schlechthin über die gesamte heutige Kunst den Stab gebrochen und „nur allein von ihrer Rückkehr zu irgend einer Phase ihrer früheren Entwicklung das Heil erwartet?“ Nein, solcher starren Ausschließlichkeit habe ich

¹⁾ Die letzte, vor längerer Zeit schon in Berlin stattgefundene Zählung ergab, nach öffentlichen Berichten, nicht weniger als dreizehn Fabriken von Surrogaten zu „künstlerischen“ Zwecken. Mindestens wird unterdessen noch eine vierzehnte hinzukommen sein, da die in Barnum's Heimathland gemachte Entdeckung, durch Baumwoll-Absfälle den Granit, und folgerweise die mineralische Architektur durch die vegetabilische zu ersehen, ganz gewiß die Gleichstrebenden in unserer Hauptstadt nicht schlafen gelassen hat.

mich zu keiner Zeit schuldig gemacht. Es ist mir sehr wohl bewußt, daß unser Jahrhundert nicht wenig durchaus berechtigte Elemente in sich schließt, welche es wesentlich und nothwendig, nicht blos vom Mittelalter, sondern selbst von den drei letzten Jahrhunder-ten unterscheiden; stets habe ich die lebensvolle Vermittelung der neueren Kultur mit der des Mittelalters für unsere Aufgabe erachtet; nie ist es mir in den Sinn gekommen, von einer Reproduktion des letztern, dem Buchstaben nach, von einem Ab-klatschen seiner Hervorbringungen das Heil für unsere Kunst-übung zu erwarten. Ebenso wie die nicht zur Kreuzesfahne haltenden Aesthetiker bin ich zu den Ruinen der Pästumtenipel und des Coliseums hingepilgert, habe ich meine Huldigung den Elgin-Marmoren und den bildnerischen Schätzen des Vatikans aus der Blüthezeit vorchristlicher Kunst dargebracht. Nur hat der Reiz aller dieser Herrlichkeiten mich nicht ganz und gar zu blenden vermocht; vielmehr ist mir davor erst recht der Sinn für die eigenthümliche Größe und die Gedankentiefe des Mittelalters, namentlich im Vergleich mit dem subalternen Charakter der meisten Produkte der Gegenwart aufgegangen, die in der allerneuesten photographischen Schule ihren schönsten Triumph zu feiern im Begriffe steht.

Was haben denn, darf man wohl fragen, die 41 Akade-mien Belgiens, des Staates, der von Allen verhältnißmäßig am meisten aus öffentlichen Mitteln für die Kunstsplege thut, mit den darin seit 1830 herangebildeten 200,000 Schülern geleistet? Wo sind die Bauwerke, die sich — um denn das perhorreszirete Mittelalter bei Seite zu lassen — etwa neben dem Parthenon, der Alhambra oder auch nur dem Porzellanthurm von Nanking dürften sehen lassen? Wo sind die, im Lichte unserer fortgeschrittenen Aufklärung strahlenden Ruydsdael, die van der Helst, die Schalken und Wouwerman? Vergebens habe ich mich in den Kunstaussstellungen und in den Salons darnach umgesehen; nicht einmal eine gründliche Kenntniß des Handwerks, geschweige denn eine vollendete Meisterschaft blickte

durchweg aus den so und so viel Quadratmeilen bemalter Leinwand hervor. Dennoch aber liegt, wie schon gesagt, keine Veranlassung vor, über das künstlerische Streben unserer Zeit schlecht hin den Stab zu brechen. In gewissem Sinne erscheint sie sogar hoffnungsreicher, als irgend ein anderer Abschnitt der letzten Jahrhunderte, selbst abgesehen davon, daß doch immer noch eine ziemliche Anzahl trefflicher Meister aus der Fluth der Mittelmäßigkeit sich erhebt. Die Lüge ist ihr gewissermaßen zur Lehrmeisterin der Wahrheit geworden, die früher ignorirten oder vertuschten wirklichen Gegensätze treten immer klarer als solche vor das Auge und brechen sich ihre besonderen Bette, während die vermeintlichen, insbesondere die zwischen Wissen und Glauben, zwischen Autorität und Freiheit in gleichem Maße schwinden. Demzufolge hat sich denn auch die produktive Kraft von ihrer Lähmung sichtlich erholt und was vor zwanzig Jahren noch eine Unmöglichkeit zu sein schien: der Wiederaufbau der Kunst auf der christlich-nationalen Basis, in freier, lebendiger Weise, ist bereits handgreifliche Wirklichkeit.

In Heine's Reisebildern (Thl. III. Kap. 32. Von München nach Genua) blätternd, stieß ich jüngst auf folgende Stelle:

„Ich wußte oft nicht, sollte ich mehr die Schönheit der Gegend bewundern, oder die Größe der alten Kirchen, oder die eben so große, steinfeste Gesinnung ihrer Erbauer, die wohl voraussehen konnten, daß erst späte Urenkel im Stande sein würden, solch ein Bauwerk zu vollenden, und die dessen ohngeachtet ganz ruhig den Grundstein legten, und Stein auf Stein trugen, bis der Tod sie von der Arbeit abrief, und andere Baumeister das Werk fortsetzen und sich nachher ebenfalls zur Ruhe begaben — alle im festen Glauben an die Ewigkeit der katholischen Religion und im festen Vertrauen auf die gleiche Denkweise der folgenden Geschlechter, die weiter bauen würden wo die Vorfahren aufgehört.“

Es war der Glaube der Zeit, und die alten Baumeister lebten und entschliefen in diesem Glauben. Da liegen sie nun vor den Thüren jener alten Kirchen, und es ist zu wünschen,

dass ihr Schlaf recht fest sei, und das Lachen der neuen Zeit sie nicht erwecke. Absonderlich für solche, die vor einem von den alten Domen liegen, die nicht fertig geworden sind, für solche wäre es sehr schlimm, wenn sie des Nachts plötzlich erwachten, und im schmerzlichen Mondchein ihr unvollendetes Tagewerk sähen, und bald merkten, dass die Zeit des Weiterbauens aufgehört hat und dass ihr ganzes Leben nutzlos war und dummkopf.

So spricht die jetzige neue Zeit, die eine andere Aufgabe hat, einen andern Glauben.

Ich hörte einst in Köln, wie ein kleiner Bube seine Mutter fragt: warum man die halben Dome nicht fertig baue? Es war ein schöner Bube, und ich küsste ihm die klugen Augen, und da die Mutter ihm keine rechte Antwort geben konnte, so sagte ich ihm: dass jetzt die Menschen ganz etwas anderes zu thun hätten.“

In ähnlicher Weise dachte und dichtete dazumal der ganze Schweif von Himmelsstürmern und im Weltschmerz gebrochenen Herzen, welcher hinter Lord Byron, Alfred de Musset und unserm Heinrich Heine einherzog; auch hatten viele sonst besonnene, dabei aber kluge, wetterverständige Leute sich mit dem Gedanken schon so ziemlich vertraut zu machen gewusst, die Kirchthürme, einen nach dem andern, verschwinden zu sehen und ihre Einrichtungen bereits darnach getroffen. — Bis zu dieser Stunde wenigstens ist es indefs doch anders gekommen. Vor Allem hat Heine selbst, zum nicht geringen Verdrusse seines früheren socialistisch-atheistischen Freundes Proudhon, der ihn deshalb mit seinen Sarkasmen noch jenseits des Grabes verfolgt, in männlich-öffener, wahrhaft ergreifender Weise auf dem Krankenlager der Gottlosigkeit abgesagt, seine Religionspöttereien verdammt und seine Achtung vor dem Priesterthum, ja vor den Jesuiten, an Tag gelegt, indem er den starken Geistern anheim gab, über seine Zugeständnisse zu lachen — die Jahre der Eitelkeit seien für ihn vorüber¹⁾). Und wie viel Anderes unsere

¹⁾ — — „Qu'ils sont donc sots et cruels ces philosophes athées, ces dia-

Zeit auch zu thun gehabt, sie hat dennoch Mittel und Weile gefunden, das unvollendete Tagewerk jener alten Meister wieder aufzunehmen, die im Vertrauen auf die Ewigkeit ihrer Religion und die gleiche Denkweise der nachfolgenden Geschlechter ihre Säcularbauten begannen. Von der Dogenstadt an der Adria an bis nach Utrecht, ja nach allen Richtungen der Windrose hin hat sich in den alten Domén neuen Leben geregt. Mit und neben ihnen sind tausend und aber tausend den gleichen Geist, oder doch das gleiche Streben befundende Bauwerke im Wachsen begriffen, denen es wenig Eintrag thut, daß die aufgeklärten Zeitschriften und Feuilletons keine Notiz davon nehmen. Selbst in der neuen Welt treibt bereits die Kunst unseres Mittelalters kräftige Sprossen. Hat doch am Himmelfahrtstage des jetztverflossenen Jahres in Newyork der Erzbischof Hughes den Grundstein zu einer gothischen Kathedrale gelegt, die mit dem Größten und Glänzendsten wetteifern soll, was das britische Mutterland aus den Tagen seiner Kunstherrlichkeit aufzuweisen hat! — Und wenn Heinrich Heine den blonden Knaben, den er ob seiner naiven Frage auf die Stirne küßte, in Cöln als gereisten Mann begegnen könnte, so würde derselbe ihn auf die Fialenkrone hinweisen, die unseren Dom jetzt schmückt und auf die mächtigen Schaugiebel, die nach Süden und nach Norden hin verkünden, wie die Urenkel allerdings Willens und zugleich im Stande sind, den Gedanken ihrer Vorfahren zur That werden zu lassen.

Wohl ist es möglich, daß der neue Aufschwung abermals in's Stocken gerath oder gar einen Rückslag erleidet, daß die eisige Hand, welche, vielleicht emsiger als je, an dem Grabe des Spiritualismus arbeitet, wieder Brandfackeln nach den Tempelzinnen hinschleudert; jedenfalls aber wird auch eine solche neue

lecticiens froids et bien portants, qui s'évertuent à enlever aux hommes souffrants leur consolation divine, le seul calmant, qui leur reste! — — Les années de la vanité sont passées et je permets à l'homme de se moquer de mes aveux.“

H. Heine, de l'Allemagne. II. 327.

Katastrophe den Sieg der Wahrheit nur hinausschieben können. Die menschliche Freiheit, zu welchem Grade der Vermeissenheit sie sich auch versteigen mag, wird das von Gott in die moralische wie in die physische Sphäre gelegte Gesetz des Gleichgewichtes zu beseitigen nimmer im Stande sein. Insbesondere aber dürfen wir Katholiken, falls wir nur unsere Schuldigkeit thun, mit Zuversicht den kommenden Stürmen entgegensehen. Das einzige Bildwerk, welches aus der alten Basilika des heiligen Petrus in die neue sich hinübergeslüchtet hat, ist jenes nach Giotto's Zeichnung ausgeführte Mosaik, die Barke des Apostelfürsten darstellend, der auf den Ruf des Herren über die aufgewühlte Fluth ruhig dahinschreitet. Die größten Päpste, vor deren moralischer Gewalt die Throne erbebten, welche zur Befreiung des Grabes unseres Erlösers den Occident über den Orient zu wälzen vermochten, mußten nicht selten aus den Ringmauern der ewigen Stadt vor rebellischen Unterthanen flüchtig werden; über der Ruhestätte des mächtigsten von ihnen, Gregors des Siebenten, im Dome zu Salerno stehen die Worte eingegraben: *Dilexi iustitiam et odivi iniquitatem, propterea morior in exilio*¹⁾. Wohl möglich, daß es noch oftmals so kommen wird; aber wie schwer auch die der Kirche bevorstehenden Heimsuchungen auf ihr lasten mögen, das wehrlose Recht wird nach wie vor über die bewaffnete Gewalt, die Selbstverläugnung über den Egoismus und seine Sophismen den Sieg davon tragen. Wie es aber auch immer um die Stichhaltigkeit dieses zuversichtlichen Glaubens bestellt sein möge, jedenfalls sind diejenigen in der ärgsten Täuschung befangen, welche vermeinen, der Sturz der römisch-katholischen Kirche werde anderen Religionsgemeinschaften zu Gute kommen, und nicht minder diejenigen, die aus den Trümmern der Kathedralen und Kreuzgänge Parthenon's und Propyläe oder, Gott weiß welchen lichten Tempel der „Huma-

¹⁾ „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Bosheit gehasst; deshalb sterbe ich in der Verbanzung.“

nität“ erwachsen zu sehen hoffen. Sofern jene Kirche sich wieder in die Katakomben flüchten müßte, würde so wenig ein neuer Glaube als das alte Heidenthum die Leere auszufüllen bekommen; auch nicht die Kritik, die Philosophie oder die Wissenschaft. Für alle Solche, welche den Strömungen der Gegenwart unbefangenen Sinnes mit einiger Aufmerksamkeit folgen, wird nicht erst eine Beweisführung vomöthen sein, daß die Gegensätze ganz anderswo liegen, daß, mit Einem Worte, der Kampf gegen alle Religion nicht blos, sondern gegen alle Grundelemente der Kultur bereits weithin entbrannt ist.

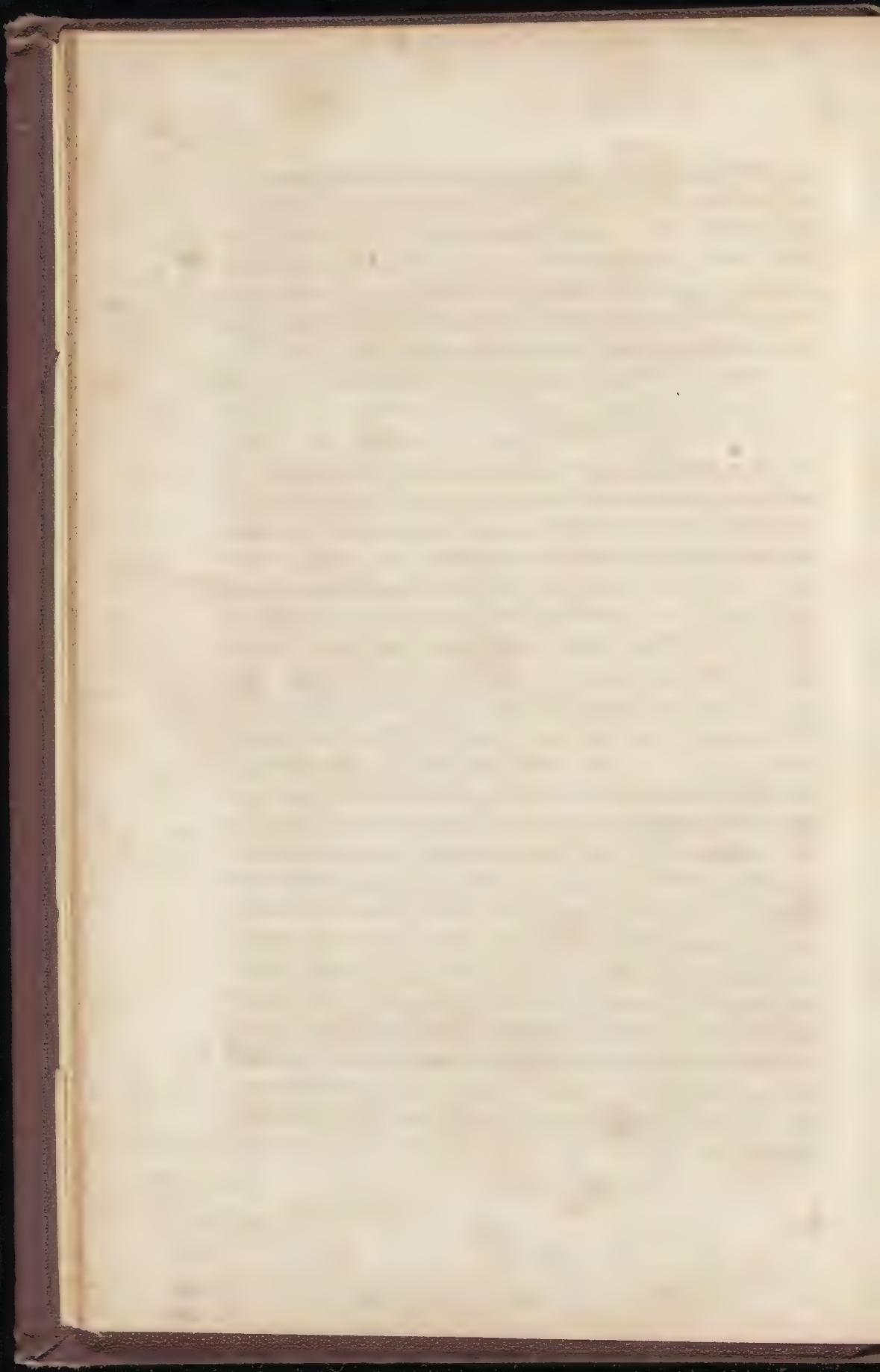
Der Himmel bedarf der Erde nicht, wohl aber umgekehrt die Erde des Himmels; und sie bedarf desselben nicht blos, damit die Moral, das Band der Völker, wie der Individuen, einer Sanktion nicht ermangele, sondern um das Reich des Wahren und Schönen überhaupt begründen zu können. Dem sozialistischen Axiome: *La propriété c'est le vol* entspricht das weitere: *Le Laid c'est le Beau*. „Wir wissen und, was noch mehr ist und besser, wir fühlen es in unserm Innersten, sagt der des Ultramontanismus jedenfalls nicht verdächtige Staatsmann Burke, daß die Religion die Basis der Civilisation wie die Quelle alles Schönen und Guten ist.“

Ich verhehle mir nicht, daß es scheinen kann, als hätte ich mich von meinem eigentlichen Thema hinwegverirrt. Wenn ich auch nicht zu bestreiten vermag, daß die Erregungen des Augenblickes und der jüngsten Vergangenheit zu den vorstehenden Betrachtungen theilweise den Anstoß gegeben haben, so liegen dieselben doch keineswegs gar weit ab, da ich mir ja gerade die Erörterung des Verhältnisses der Kunst zu unserer Gegenwart im Allgemeinen als Aufgabe gestellt habe. Was nur immer die Zeit bewegt, wird auch auf das Schicksal der Kunst hemmend oder fördernd einwirken; sie ist eben, ihrem innersten Wesen nach, die Wahrheit, geschaut durch das Prisma der Phantasie. Am wenigsten aber bleiben ihr die politischen Evolutionen fremd. Sagt uns doch unser populärster Klassiker, den man am wenigsten auf

der Gegenseite perhorresziren wird, daß die Schönheit es sei, durch welche man zur Freiheit wandele und daß die Fragen der Aesthetik in ihrem tieferen Grunde zugleich Fragen der Sittlichkeit seien. Der irregeleitete Freiheitsdrang wird auch die Kunstübung aus ihrem Schwerpunkte rücken, wie anderseits der Absolutismus die naturgemäße Bewegung und Entfaltung derselben unmöglich macht.

Auch die Völker sind ihres Glückes Schmiede.

Köln, im August 1859.



Vorrede zur zweiten Ausgabe.

Gegenwärtige Schrift erschien zuerst im Jahre 1845. Es stand zu jener Zeit noch weit mißlicher um die Sache der christlichen Kunst, insbesondere der Baukunst, als dermalen und eine sonderliche Aufnahme der Schrift war nicht zu erwarten. Der Erfolg hat indessen doch gezeigt, daß die Wichtigkeit jener Sache mehr und mehr begriffen wird, daß man wieder einzusehen anfängt, daß die Kunst nicht blos dazu da ist, um die Dinge und das Leben zu verschönern und angenehm zu machen, oder gar, wie manche Aesthetiker meinen, lediglich um ihrer selbst willen („l'art pour l'art“), daß sie vielmehr als der äußere Ausdruck der Ideen auch eine ethische und soziale Bedeutung hat. Und wahrlich, diese Bedeutung kann kaum zu hoch ange schlagen werden. Die großen Fragen, welche die Zukunft Europa's bedingen, ob nämlich der Materialismus der alten Welt über den christlichen Spiritualismus den Sieg davon tragen wird, ob die Räthsel des Daseins vom Kätheder der „Philosophen“ oder von der geweihten Kanzel herab ihre Lösung zu erwarten haben, ob nur Ein Glaube die dem baaren Atheismus nicht verfallenen Geister regeln wird, oder ob tausend und aber tausend Systeme (schon Barro zählte 288 verschiedene philosophische Lehrgebäude!) sich in die Herrschaft theilen sollen — alle diese und noch viele andere verwandte Fragen werden auf dem Gebiete der Kunst nicht weniger ausgestritten, als auf dem der Wissenschaft!

*

Schließlich in Betreff der Anlagen noch die Bemerkung,
daß mir dieselben um deswillen ein dauerndes Interesse darzu-
bieten scheinen, weil sie die Hauptwendepunkte in der neueren
Geschichte des Kölner Dombaues bezeichnen, welcher seinerseits
den entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte der modernen
Architektur bildet.

Erster Abschnitt.

Wer nicht absichtlich vor den Dingen, die sich in unserer Mitte begeben, sein Auge verschließt, wird den großartigen Impuls nicht übersehen können, wodurch die Gemüther zu den Schöpfungen des christlichen Mittelalters mehr und mehr hingedrängt werden. Die horrirtre Anschauungsweise, welche insbesondere die Baudenkmäler jener Periode für Verirrungen einer barbarischen Phantasie hielt, und in ihrem unerschöpflichen Formenreichthume nur ein Spielwerk für Riesenfinder zu erkennen vermochte, — diese Anschauungsweise hat meist einer mehr oder weniger bewußten Ehrfurcht Platz gemacht, oder sie wagt es doch schon nicht mehr, am lichten Tage sich betreten zu lassen. Immer dichter sieht man die civilisierten Nationen sich um jene Monamente, die Wegweiser ihrer Geschichte schaaren, bemüht, deren Räthsel zu denten; die Männer der Wissenschaft aber haben bereits ihr Gedankennetz ausgeworfen, um, was sie „System“ nennen, in die ver einzelten Bestrebungen und Resultate zu bringen. — Auch unsere deutsche Gelehrtenwelt ist endlich, nachdem sie sich lange genug besonnen, fast mißmuthig mit an's Werk gegangen und hat ihre Aufmerksamkeit den so lange schon verschollenen Herrlichkeiten zugewendet, deren Verehrer sie vordem, von der Höhe ihres klassischen Scherbenberges herab, kaum eines Blickes gewürdigt hatte. Und wie denn der Deutsche, was er einmal beginnt, gleich gründlich zu betreiben gewohnt ist, so hat er auch auf diesem Gebiete in kurzer Frist schon recht Namhaftes zu leisten gewußt. Ehre den fleißigen, scharfsinnigen Forschern, welche zum Ruhme des deutschen Namens hierzu mitgewirkt haben!

Wenn in solcher Art die wissenschaftliche Reputation so ziemlich gewahrt erscheint, so ist damit in den Augen der Kunst Alles gethan, was billiger-, ja was vernünftigerweise nur irgend verlangt

werden kann. Selbst die große Mehrzahl derjenigen, welche mit Griffel und Feder jenes schöne Resultat herbeigeführt haben, sieht offenbar ihre Aufgabe als eine rein theoretische an, oder doch als eine Aufgabe von nur sehr untergeordneter praktischer Bedeutung¹⁾. Das Mittelalter mit seiner Kunst, wie überhaupt mit seiner Kultur und allen seinen Tendenzen und Thaten ist ihnen ein hinter uns liegendes Durchgangsstadium, ein abgeschlossenes Ganzes, in dessen Dunkel die Wissenschaft eben blos um ihrer selbst willen ihre Leuchtfugeln werfen soll. Will es nur der deutschen Gründlichkeit gelingen, dem Vaterlande die Ehre der Erfindung, vielleicht auch noch der höchsten Ausbildung des Spitzbogenstyles zu sichern so wie die in diesem Style aufgeföhrten Bauten genau zu inventarisiren und in allen ihren Eigenthümlichkeiten zu Papier zu bringen, so mögen die spitzbogigen Bauwerke immerhin ruhig zusammenstürzen, falls die Polizei eben nur Vorkehr trifft, daß solches nicht unmittelbar über unseren Köpfen geschieht!

Aus dem umfassendsten Prachtwerke wie aus der kleinsten Abhandlung weht es Einen in der That durchgängig an, als ob es sich nun darum handle, einer großen Kunstperiode die letzte Ehre zu erweisen — daß sie dahin geschieden sei für immer, darüber wird in der Regel kaum einem Zweifel Raum gegeben. Nicht Wenige erklären es sogar rund heraus für baaren Unsinn, an eine Wiederbelebung der mittelalterlichen Kunstweise auch nur denken zu wollen.

Man halte uns in dieser Beziehung nicht die Vereine entgegen, welche in neuerer Zeit im Interesse der ächt deutschen Kunst sich gebildet; oder dasjenige, was durch dieselben für die Erhaltung und selbst für den Weiterbau der Denkmäler dieser Kunst geschieht. Alle diese Bestrebungen wurzeln nicht in den oberen, sondern in den unteren Schichten der Gesellschaft, sie sind von der Masse des Volkes ausgegangen, dessen Instinkt, hier wie auf so manchem andern Gebiete, die Verirrungen von Jahrhunderten überdauert hat. Was haben z. B. die Würenträger unserer deutschen Universitäten und Akademien bis jetzt für den Bau des Kölner Domes, dieses Kanons der deutsch-

¹⁾ Wir möchten bei dieser Gelegenheit überhaupt der deutschen Gelehrtenwelt zur Meditation das Wort des heil. Bernard empfehlen: *Sunt qui scire volunt eoen tantum ut sciant et curiositas est. — Multi sapientia stulti facti sunt* — und den Rath daran knüpfen, der in den Worten liegt: *Surge igitur et fac, et erit Dominus tecum.*

mittelalterlichen Baukunst, gethan? ¹⁾) Ist von allen diesen hohen Schulen auch nur ein Schrei der Indignation über den Vandalismus ausgegangen, der, zerstörend oder „restaurirend“, nach allen Richtungen hin fortwährend sein Unwesen treibt? — Doch man braucht nur die Hörsäle, die Bibliotheken und Museen dieser gelehrten Anstalten zu durchwandern, um sich sofort davon zu überzeugen, daß jene Kunstweise hier keine Zufluchtsstätte findet, daß man da viel zu viel mit egyptischen Mumien, etruskischen Vasen, römischen Thränenfläschchen und was dergleichen mehr ist, zu schaffen hat, um an gothische Cathedralen denken zu können.

Solcher Indolenz gegenüber ist es doppelt erfreulich zu sehen, wie kraftvoll anderwärts, gerade in den oberen Schichten, gegen den hergebrachten Schlendrian angekämpft wird und welche Erfolge bereits errungen worden sind. Vor Allem ist England zu nennen, wo die Rückkehr zu der vor Kurzem noch so tief verachteten „gothischen“ Kunst unserer Väter bereits als vollendete Thatstache da steht. Es bedarf, um sich hiervon zu überzeugen, nur einer flüchtigen Durchsicht der bereits auf achtzehn Bände angewachsenen periodischen Veröffentlichungen der Ecclesiastical Society und eines Blickes auf das Verzeichniß der Mitglieder dieses Vereines für kirchliche Kunst, welches die angesehensten Namen aufweist. Was aber die Hauptstache ist, überall tritt uns die auf das Leben und die Bedürfnisse der Gegenwart abzielende Tendenz entgegen; man will nicht blos gelehrt erscheinen, man bemüht sich vielmehr vor Allem, die Gelehrsamkeit fruchtbringend zu machen, was freilich weiter ein Maß von Opferwilligkeit voraussetzt, wie es sich mit den Gewohnheiten unserer continentalen Mäzenate nur höchst ausnahmsweise vertragen würde. Die Summen, welche dort beispielsweise ein Graf Shrewsbury, und ein Beresford Hope zu den in Rede stehenden Kunstzwecken hingegeben haben, erinnern fürwahr an den Aufschwung jener Periode, welche den Wald von Baudenkältern aufwachsen sah, den der Vandalismus von Generationen nur zu lichten, nicht aber abzutreiben vermocht hat. Ich habe absichtlich die Ecclesiastical Society in den Vordergrund gestellt, weil dieselbe ihre Gründung zunächst einer Universität verdankt, den Männern der Wissenschaft

¹⁾ Es gibt jetzt allerdings einzelne Ausnahmen, denen sich auch sofort eine Anzahl von Jünglingen angeschlossen hat. Die akademischen Domänvereine legen schon erfreuliches Zeugniß für dieses Streben ab, dessen Erfolg indeß weit bedeutender sein würde, falls ein Impuls aus den Höhen der Wissenschaft dazu käme.

nämlich, welchen in den Collegiums-Häusern von Cambridge Englands Jugend zu Hause sitzt¹⁾.

Wie befriedigend diese Strömung auf die Kunstübung einwirkt, davon haben mir wiederholte Reisen durch England die erfreuliche Überzeugung gewährt. Nur auf Einiges will ich andeutend mit dem Bemerkunghinweis hinweisen, daß seitdem, im Laufe eines halben Dekenniums, Riesenfortschritte gemacht worden sind und daß die Phalanx der gothischen Architekten sich durch Männer verstärkt hat, welche bereits — wie Burges und Clutton, die Sieger bei den Concurrenzen für die Kirchenbauten zu Lille und Konstantinopel — eines europäischen Rufes genießen. Hat doch sogar die Nation so zu sagen als solche ihr ästhetisches Glaubensbekenntniß dadurch abgelegt, daß sie den Palast, in welchem ihre Vertreter sich versammeln, in gothischem Style aufrichten ließ, welchem nunmehr der großartige Complex der Ministerialgebäude (public offices) unter der Leitung Scott's sich anreihen sollen, so daß uns hier ein mächtiges, einheitliches gothisches Stadtviertel in Aussicht steht, wie ein solches selbst das Mittelalter kaum aufzuweisen hatte. Selbst die zwar sehr respektablen, aber gewiß nicht weniger als

¹⁾ Ich muß hier um so mehr dem Drange widerstehen, näher auf die so tiefgreifenden Unterschiede zwischen den englischen und unseren deutschen Universitäten einzugehen, als ich solches bereits bei einer andern Gelegenheit gethan habe (vgl. Parlament Reden von A. und P. Reichensperger S. 949 u. fgge.). Nur so viel sei bemerkt, daß, meines Erachtens, die bloße Katheder-Weisheit nicht genügt, um Männer, wie das Leben und der Staat sie brauchen, heranzubilden, und daß die vielbelobte akademische Freiheit, die so zu sagen nur in dem obligatorischen „Belegen“ gewisser Collegien eine Schranke findet, wie begreulich sie auch für Lehrer und Schüler sein mag, dem obersten Zwecke einer Bildungsanstalt wenig entspricht. Wie wenig Männer sind bei uns zu Lande für die Freiheit reif! Durch die Freiheit allein findet nichts Gediehen, und wenn irgendwo, so gilt es bei der Jugend, die jedwedem Rechte entsprechende Pflicht scharf zu accentuiren. — Es verlohnte wohl der Mühe, wenn die Leiter unseres Unterrichtswesens sich etwas näher mit dem aus dem Mittelalter erwachsenen, künstreich gegliederten Organismus der alten englischen Universitäten bekannt machen wollten, und empfehle ich zu diesem Zwecke die in zwei Folianten erschienenen Berichte einer im Jahre 1850 gebildeten, parlamentarischen Commission zur Untersuchung und Begutachtung der Universitäten zu Oxford und Cambridge (*Reports of her Majesty's commissioners appointed to inquire into the state, discipline, studies and revenues of the Universities of Oxford and Cambridge, London pointed by W. Clowes and Sons, 1852*). Wer vor diesen zwei dialektigen Foliobüchern etwa zurückgeschrecken möchte, sollte wenigstens die glänzende und beredte Darstellung des englischen Universitätswesens in Montalembert's Schrift „*De l'avenir politique de l'Angleterre*“ nicht ungeladen lassen, bevor er ein Urtheil fällt.

romantisch gestimmen Holländer sehen wir in die Bahnen der mittelalterlichen Kunst wieder einlenken. Die in Amsterdam erscheinende „Dietische Warande“ folgt der Fahne der Montalembert und Pugin, unter welcher ihr Herausgeber Alberdingk Thym mit dem Hener eines Italiener's und der zähen Ausdauer eines Nieder-Sachsen kämpft.

Die Architekten W. Pugin, der feurigste Vorkämpfer für christliche Kunst¹⁾ und G. G. Scott, der geniale Erbauer der Hamburger Nicolai-Kirche, hatten um jene Zeit für sich allein schon mehr gotische Kirchen aufgeführt, als alle Baumeister des Continentes zusammen genommen. Neben diesen verdienen aber noch viele andere Namen ehrenvoll erwähnt zu werden. Es würden die Hansom, Wyatt, Cottenham, Sharpe, Pearson, Butterfield, Ferry, Hawkins u. s. w. Jedem in's Gesicht lachen, der ihnen mit der Zumuthung käme, in klassisch-antikem, oder auch nur in akademisch-eklektischem Style einen Kirchenbau zu errichten. Diesen Meistern zur Seite stehen oder standen helfend Glasmaler wie Wailes, Gibson, Chance, deren Arbeiten auf der großen Industrie-Ausstellung den thatsächlichen Beweis geliefert haben, daß die Kunst der Alten in ihrer ganzen Würde und Strenge bereits dem Leben zurückgegeben ist oder doch zurückgegeben werden kann; die Holzschnitzer sodann, von welchen z. B. Nattee in seiner großen Werk-

¹⁾ Welby Pugin, leider im kräftigsten Mannesalter der Kunst durch den Tod entrissen, hat als Baumeister eine unermüdliche Thätigkeit entwickelt. Die „bulletins du comité des arts et monuments“ haben ein Verzeichniß derselben mitgetheilt, aus welchem sich ergibt, daß derselbe bis zum Jahre 1843 schon 35 größere und kleinere Kirchen in gotischem Style theils vollendet, theils begonnen hatte. Zugleich trat Pugin auch als Schriftsteller für die Prinzipien der christlichen Kunst in die Schranken. Von seiner ersten Schrift datirt ein jährlicher Umschwung. Dieselbe führt den Titel: **Contrasts: or a parallel between the noble edifices of the middle ages and corresponding buildings of the present day, shewing the present decay of taste.** Mit brennender Beredsamkeit signaliert hier Pugin die Machwerke der modernen Aufklärung. Als Belege gibt er Abbildungen von solchen wie sie wirklich existiren, und stellt ihnen dann entsprechende Bauwerke des Mittelalters zur Seite. Selbst dem blödesten Sinn wird in solcher Weise offenbar, auf welcher Seite die Waage sinkt. Möchteemand es übernehmen, auch für Deutschland solche „Contraste“ zur Anschauung zu bringen! Ferner sind von Pugin zu erwähnen: **The true principles of pointed or christian Architecture.** London J. Weale 1840. Sodann ferner: **An Apology for the revival of christian architecture in England.** London. Weale 1843. **Examples of gothic architecture 2 voll. 4°.** — Endlich hat derselbe noch Werke über alte Holzbaukunst, kirchliche Gewandungen und Ornamente u. dgl. m., alle mit trefflichen Abbildungen ausgestattet, veröffentlicht.

stätte zu Cambridge stets ein halbes Hundert Männer mit Anfertigung von kirchlichem Mobiliar im edelsten gothischen Style beschäftigte; weiter die Fabrik von gebrannten Ziegeln mit Farbenmustern nach alten Vorbildern von Minton, endlich die Etablissements zur Herstellung von Kirchengeräthe aller Art von Jones und Willis und vor Allem von Hardmann zu Birmingham, wo in jedwedem Materiale mit den besten Hervorbringungen des Mittelalters erfolgreich gewetteifert wird.

Auch in Frankreich, dem Vaterlande des Rokoko, ist die Bahn zum rechten Ziele hin längst gebrochen und gebaut, wie heißt auch der Kampf mit den pseudoklassischen Traditionen der Männer der Akademie und der Universität gebrannt hat. Schon haben die Vereine, welche, vom Centrum ausgehend, unter dem Schutze der Regierung, von den Provinzen aus unter der Leitung des ebenso opferwilligen als thätigen Wiedererweckers der christlichen Alterthumskunde de Caumont wirken, das comité des arts et monumens und die société française pour la conservation des monumens, in edlem Wetteifer gleichsam ein Netz über ganz Frankreich geworfen, dem so leicht nicht mehr irgend etwas Beachtenswertes auf dem fraglichen Gebiete entgeht¹⁾.

Außerdem haben sich, seitdem Graf Montalembert mit seiner Schrift „Le Vandalisme et le Catholicisme dans l'art“ für die wahren Principien in die Schranken getreten, die Verfechter derselben in allen Kreisen solchergestalt gemehrt, daß sie bald nicht blos die Wahrheit, sondern auch die Mehrheit für sich haben werden, falls nicht, wo Gott vor sei, der unter dem „schönen Frankreich“ fortwährend brodelnde Vulkan diese und so manche andere Hoffnung für Jahrhunderte unter seiner Lava begräßt. Wäre man dort früher zu der Einsicht gekommen, daß ein Volk niemals ungestraft seinen

¹⁾ Wir verweisen hinsichtlich der Wirksamkeit dieser sehr beachtenswerten und vor Allen sehr nachahmungswürdigen Vereine auf deren regelmäßige Veröffentlichungen, das vom Unterrichts-Ministerium herausgegebene Bulletin du comité historique, sowie auf das Bulletin monumental von de Caumont, welche beide bereits lange Reihen von Bänden bilden. Außerdem veröffentlicht die Regierung kostbare Monographien und hat an die Mitglieder des Vereins besondere sehr praktische Instructionen vertheilt. Die solchergestalt angeregte Thätigkeit der Privaten überflügelt aber bereits bedeutend die Leistungen der Vereine. Man braucht nur die siebzehn Bände der im Jahre 1844 von Tibron begründeten Annales Archéologiques, insbesondere die darin enthaltenen bibliographischen Berichte zu durchlaufen, um die Überzeugung zu gewinnen, daß die Ernte auf dem fraglichen Gebiete bereits eine unermessliche genutzt werden darf.

historischen Boden verläßt, um noch Theorien und Spekulationen sich umzugestalten, hätte man den Weg der Reform, statt den der Revolution beschritten, die traditionelle Weisheit der Väter nicht für Lustgebilde preisgegeben, wie ganz anders würden dann die Aspekte sich darstellen! — Möge die Zeit, welche der Absolutismus dem mächtigen und geistvollen Nachbarvolke zum Nachdenken gewährt, keine verlorene sein!

Um wenigsten kann man, im großen Ganzen genommen, den Deutschen, insbesondere den ausübenden Künstlern Deutschlands nachsagen, daß sie der „Reaction“ sich angeschlossen hätten. Höchstens sehen letztere sich die hübschen Bilder in den Werken über mittelalterliche Kunst mit demjenigen Interesse an, welches sie etwa einer chinesischen Porzellansfigur oder einer ächten Rokoko-Kommode zu schenken pflegen. Im Uebrigen aber bevölkern sie in ungetrübtester Seelenruhe unsere Städte mit den zum hundersten und tausendsten Male dagewesenen uniformirten Mustergebäuden, die sie in ihren Mappen von der Akademie nach Hause gebracht haben und zu welchen das Recept im Wesentlichen dahin lautet, daß die eine Seite genau so aussehen muß wie die andere, daß Alles in geraden Linien fortläuft und in rechten Winkeln sich durchschneidet, daß die Thüre wo möglich in der Mitte angebracht ist, und daß zum Schlusse endlich die stets fertige Tüncherquaste das Ganze mit dem Reize der Einheit und der technischen Vollendung zu überhauchen hat. Wo es sich um Herstellung eines Luxusbaues handelt, namentlich in Hauptstädten, die natürlich durch ästhetische Bildung vorleuchten müssen, klebt oder nagelt man noch allerhand, früher der Antike, derzeit meist der Renaissance entlehntes Zierwerk aus Gufzeisen, Zink, Cement oder Steinpappe an die Fassade fest und streicht es zu Bronze oder Haufstein an¹⁾.

Obgleich diese Art von Kunstubung nicht wenig dazu beitragen

¹⁾ Hat man doch sogar an den Giebelfeldern des Berliner Neuen Museums die antikisirenden Reliefs aus steinsichtig angestrichenem Zink hergestellt! Ob etwa die auf der Spreeseite in großen vergoldeten Initialen darunter gesetzte Inschrift: *Artem non odit nisi ignarus* in der Beziehung auf dieses Scheinwerk ihre Bedeutung finden soll? — Zweifelsohne hat der hochbegabte Baumeister hier wie in Betreff so mancher anderen bedenklichen Anordnungen äußerer Verhältnisse widerwillig sich folgen müssen, darum aber dienen solche Vergänge nicht weniger dem Heere der Nachahmer als Stützpunkte.

mag, daß die große Mehrzahl der Forscher über mittelalterliche Kunst mit dem Leben nichts zu thun haben will, und der Praxis hoffnungslos den Rücken kehrt, so glauben wir doch, daß hierin eine Entschuldigung nicht gefunden werden kann; wir sind vielmehr der Ansicht, daß dadurch die Aufforderung nur um so dringender wird, die moderne Verkommenheit wieder in die Bahnen der ächten Kunst hineinzudrängen. Ja, wir tragen kein Bedenken es auszusprechen, daß wir es für ein schmähliches Verkennen ihres hohen Berufes ansehen, wenn die Kenner dieser Kunst vermeinen, es sei genug, daß Erforschte sich selbst und Andern zur Anschauung und zur Erkenntniß gebracht zu haben, um es demnächst schwarz auf weiß in den Katakomben der Wissenschaft beisezten zu lassen; wenn sie, jede directe Einwirkung auf das Weben und Leben der Gegenwart verschmähend, nur nach dem Vorbeer die Hand ausstrecken, welchen die Gelehrtenkunst reicht. Das bloße Einballamiren der Todten wäre wahrlich des Schweißes so vieler Lebenden nicht werth: wenn es sich um weiter nichts handelt, so möge man lieber „die Todten ihre Todten begraben“ lassen.

„Aber das Mittelalter ist nun einmal dahin und keine Macht kann dasselbe in's Leben zurückrufen: was soll also Anderes geschehen, falls man es nicht ganz und gar unbeachtet auf sich beruhen lassen will?“ — So hören wir mehr als Eine Stimme uns entgegenrufen, und, sonderbar, es sind dies, falls nicht Alles täuscht, gerade vorzugsweise die Stimmen Solcher, welche nicht genug applaudiren konnten zu den Versuchen der Flämäder, Schleswiger, Ungarn, ihre verschütteten Nationalitäten wieder auszugraben; es sind die Männer, die das vom Staub zerrissene Reichspanier wieder entrollt und die deutsche Flagge wieder auf allen Meeren flattern sehen möchten; die sich überall voran drängen, wo es sich um die Herstellung der uralten Volksrechte handelt, um Schwurgerichte, Offentlichkeit und Mündlichkeit; es sind jene Patrioten, welche die Art an die letzte Wurzel legen möchten, die eine „wälische“ Hand in deutschen Boden eingesenkt; die das Elsaß und Lothringen auffordern, ihre verschollenen Erinnerungen an des römisch-deutschen Kaiserthums Macht und Herrlichkeit aufzurüsten und neu zu beleben — sie alle machen Chorus gegen jeden Versuch, Deutschland und die christliche Welt auch wieder in das so schmählich verzettelte Erbe der angestammten, glorreichen, ächtnationalen und zugleich ächtchristlichen Kunst

einzuſetzen und das Nutraut auszujäten, womit dasselbe im Laufe der drei letzten Jahrhunderte überwuchert worden. Die alte Sprache, das alte Recht will man uns gestalten, dem neuen „jungen“ Leben wieder einzumpfen, aber bei Leibe nicht die alte Kunst mit ihren Traditionen, Regeln und Formen. Die gehört ein für allemal unter die Rubrik der „überwundenen Zustände“, über welche die Geschichte definitiv den Stab gebrochen hat! Man bemüht sich sogar vielfach, dem eigenen Volksstamme die Ehre der Erfindung des gothischen Styles abzufreien, indem man geflissentlich ignorirt, daß derjenige Theil des jetzigen Frankreichs, wo er zuerst in die Erscheinung getreten ist, damals unter der Botmäßigkeit der germanischen Race stand, die ihm in mehr als einer Beziehung ihr Gepräge aufdrückte und Institutionen dort einpflanzte, welche, wie die gleichzeitig gegründeten Dome, den Stürmen der Jahrhunderte Trotz geboten haben¹⁾.

Wie auffallend solche und ähnliche Erscheinungen auch immerhin sein mögen, uns entmuthigen können sie nicht. War es doch auch schon dahin gekommen, daß Friedrich II. dem ehrlichen Gellert gegenüber sich nicht genug verwundern konnte, daß ein Mann wie Er sich dazu verstehe, deutsch zu schreiben; hatten doch die höheren Stände allerwärts durch mehrere Generationen hindurch nur franzöfisch lesen, schreiben, sprechen, sich kleiden, kochen und tanzen wollen! Die Geschichte indeß nahm keinen Anstand, den Schritt zurückzuthun, und deutsche Sprache, Art und Sitten in Deutschland wieder zu Ehren zu bringen.

1) Darüber hat bis jetzt unter den neuern Kunstsprechern Einsimmigkeit geherrscht, daß das Prädicat „Gothisch“ dem Spitzbogenstyl von Vasari (*Introduzione alle Vite dei Pittori*, Cap. III) als Spitzname angeheftet worden sei. Der berühmte Herausgeber des *Codex Longobardicus*, Carlo Trosa, hat nun aber in seiner neuesten Schrift „*Della Architectura Gotica*“ (Napel 1857) den Beweis angetreten, daß der fragliche Styl in Wirklichkeit von den Gothen herstammte und von ihnen her in zwei Hauptströmen über die ganze christliche Welt sich allmählig verbreitet habe. So viel Gelehrsamkeit Herr Troya indeß auch aufgewendet hat, so ist es ihm, meines Erachtens, doch nur gelungen, darzuthun, daß die Gothen schon bei ihrem Eintritte in die Geschichte die Baukunst geführt und im Verfolge erhebliche Bauwerke aufgeführt haben; dafür jedoch ist er den Nachweis bis jetzt schuldig geblieben, daß diese Urgothik mit dem Wesen des mittelalterlichen Baustylos etwas gemein hat. Dennoch bleibt die angeführte Schrift sehr beachtenswerth und ist es jedenfalls höchst erfreulich, einen neapolitanischen Gelehrten mit selchem Ernstheit des Studiums der Gotik beschäftigen zu sehen.

Diejenigen, welche vermeinen, mittelst einiger mehr oder weniger glücklich gewählter Metaphern, insbesondere der landläufigen Phrasen von Fortschritt und Rückschritt, über historische Probleme aburtheilen zu können, verwickeln sich denn auch mehrentheils dermaßen in das eigene Gespinst, daß es mit ihnen nicht mehr recht vor- und nicht mehr recht rückwärts gehen will, sofern sie nicht gar überhaupt des Orientierungsvermögens verlustig werden. Nach welcher Seite hin man sich immer wenden mag, überall fast begegnet man der gleichen Inconsequenz, die denn auch, als man in jüngster Zeit Hand an's Werk legte, die patriotischen Ideen, deren Grundtendenz gewiß alle Anerkennung verdient, zu verwirrlichen, zu so mancher bittern Enttäuschung geführt hat. Fast möchten wir den deutschen Kunßchriftstellern und Literaten den Rath ertheilen, bei den Franzosen in die Schule zu gehen, um endlich der Bedeutung des Germanenthums auf allen geistigen Gebieten inne zu werden¹⁾.

Wenn durch den Gang der Weltereignisse und das natürliche Uebergewicht, welches die höhere Intelligenz stets verleiht, die Säzungen des römischen und canonischen Rechts allmählig unsere angestammten Volksrechte verdrängten; wenn der englische Dreizack unsere Industrie und unsere Küsten sich dienst- und zinsbar zu machen gewußt hat; wenn der deutsche Kaisermantel in Stücke zerrissen worden und dieselben in, wer weiß wie viele Hände gefallen sind — so soll das Alles als Verirrung, als eine Sünde gegen den heiligen Geist des

¹⁾ Insbesondere empfehlen wir ihnen zu diesem Zwecke das neueste Meisterwerk Tocqueville's (*l'ancien régime et la revolution*). Nachdem der Verfasser vorerst im Allgemeinen die Gemeinsamkeit des Genies der großen germanischen Völksstämme nachgewiesen, welches nach langem Kampfe endlich im Mittelalter das Römerthum besiegt habe, dann aber wieder durch die Renaissance zurückgedrängt worden sei, fährt er also fort: „J'ai eu occasion d'étudier les institutions politiques du moyen âge en France, en Angleterre et en Allemagne et à mesure que j'avancais dans se travail, j'étais rempli d'étonnement en voyant la prodigieuse similitude qui se rencontre entre toutes ces lois, et j'admirais comment des peuples si différents et si peu mêlés entre eux avaient pu s'en donner de si semblables. Ce n'est pas qu'elles ne varient sans cesse et presqu'à l'infini; mais leur fond est partout le même.“ Glaubt man nicht eine Charakteristik der geistlichen Bauweise zu lesen? — In dem Krater der großen französischen Revolution, worin freilich der Elemente gar viel durcheinanderbrodelten, machte sich überhaupt eine entschiedene Reaktion zum Germanenthum hin bemerklich, die näher, als bis jetzt geschehen, in's Auge gefaßt zu werden verdiente.

Volksthums betrachtet und in kürzester Frist abgestellt werden. Niemals darf es sich auf die Sanction der Geschichte, auf sein Verwachsensein mit den einmal obwaltenden Verhältnissen noch auch endlich auf die Schwierigkeit berufen, die so lange verlorenen Fäden wieder aufzufinden und an die Gegenwart anzuknüpfen. Die „Träger der öffentlichen Meinung“ haben befohlen, und Himmel und Erde müssen gehorchen! — Wenn dagegen die herrliche, staunenswerthe Kunst unserer Vorzeit, an welche dieselbe ihr Höchstes und Bestes gesetzt, die bis zu den äußersten Gränzen der Civilisation als Vorbild gedient, wenn diese Kunst, das Wunder aller Zeiten in Größe, Schönheit und Tieffinn, seit dem Beginne des 16. Jahrhunderts durch dasselbe Franzenthum, oder vielmehr — um die eigentliche Triebfeder direkt zu bezeichnen — durch das zu einer Art von Scheinleben wiedererweckte Heidenthum, besudelt, zerstört, verhöhnt, weggeschwemmt worden; wenn die stattlichen Thurmkroneen unserer Städte in den Staub geworfen, die Tempel des Herrn dem Boden gleichgemacht oder zu Missgeburten umgestaltet worden; wenn jedes Erzeugniß des Mittelalters, von dem unscheinbarsten Geräthe an bis hinauf zur himmelanstrebenden Cathedrale, mit einem Worte, wenn Alles, was im Gebiete der Kunst, und der Architektur insbesondere, nur immer das Gepräge des im Christenthum auferzogenen Volksthums trug, unter den Streichen des Vandalsmus erlegen ist; dann darf hier von Sünde, Verirrung und unbegreiflicher Verblendung ja keine Rede sein — mit stummer Resignation soll man darin den allgemeinen, unabweislichen weltgeschichtlichen Prozeß erkennen, gegen den jede Berufung an eine höhere Instanz durchaus unzulässig ist. Die „romantischen Querköpfe“ mögen in den verlegenen Kram der gläubigen Vorzeit sich einmisten und ihn in Gottesnamen zu Gedichten und Erzählungen verarbeiten, die „Kenner“ mögen auch allenfalls noch sammeln, beschreiben, kritisiren — Alles unter der ausdrücklichen Bedingung jedoch, daß sie das „Leben“ damit ungeschoren lassen!

Bei so bewandten Umständen können wir es uns freilich leider nicht verhehlen, daß, wenn man Umfrage im deutschen Vaterlande halten wollte, ob neben der angestammten Nationalität und Sprache, neben dem heimischen Rechte auch die angestammte, aus dem Kerne des Volkes erwachsene, mit seinem Marke genährte Kunst wieder neu zu beleben, zu hegen und zu pflegen sei, sofort die große Mehr-

zahl der Stimmenden, oder doch derer, die in solchen Dingen ihre Stimme am lautesten abzugeben pflegen, Zeter über „die Gothit“ rufen und ihr Weisthum dahin formuliren würden, daß ihr Wasser und Feuer auf immer zu versagen, daß ihr Untergang als eine vollendete Thatsache zu erachten, eine solche aber, wie bekannt, von jedem möglich zu respektiren sei. Wisse die Gegenwart auch noch nicht so ganz recht, woran sie in ästhetischer Beziehung zu halten und wohin sie zu steuern habe, so möge sie doch nur immer getrost auf der Eisenbahn zufahren; endlich werde man schon im Eldorado der Kunst „des modernen Weltbewußtseins“ ankommen und nicht bereuen, daß man unbedingt auf die Kraft der Lokomotive getraut und gebaut — kurz, alle Wurzeln der Nationalität mögen wieder ausschlagen und neue Schößlinge treiben, nur der künstbildende Keim in derselben muß fortwährend in Erstarrung gehalten, oder doch lediglich dem Zufalle preisgegeben werden. So der Bescheid der Majorität.

Zu allem Glücke lehrt uns indeß die Erfahrung, daß das endliche Schicksal solcher Fragen in dieser Art durch arithmetische Majoritäten nimmer entschieden wird. Die Majoritäten stehen ihrerseits unter einem höheren, weltgeschichtlichen Gesetze, nach welchem die Stimmen gewogen und nicht gezählt werden. Die Abstimmungen, mögen sie nun in Wahlversammlungen oder in der Presse erfolgen, sind eben nur Auskunftsmitte für den Augenblick, die als solche gewiß ihre Bedeutung haben, die aber das Leben und die Geschichte nicht hindern, sich nebenher ihr Bette zu bilden, wenn die formale Entscheidung nicht dem höheren, bleibenden Gesetze entspricht. *Magna est veritas et praevalebit.* — Ja, wir vertrauen fest auf die siegende Kraft der Wahrheit; sie allein bindet und einet, während die Werke der Lüge sich einander befehdten und aufreiben. Dies Vertrauen aber begründet für uns zugleich die zuverlässliche Hoffnung, daß dieselbe auch hier sich bewähren werde, wie anderwärts; daß, allen Widersachern zum Troß, jene Kunst des Mittelalters sich wieder Bahn brechen wird in das Leben: denn sie ist ja, wie die göttliche Religion, welche sie in tausendfachen Brechungen zurückstrahlt, vor Allem und ihrem innersten Wesen nach wahr.

Es sei uns gestattet, zum Zwecke der näheren Erläuterung und Begründung dieses, vielleicht etwas vag und abstrus klingenden Ausspruchs, in Kürze die leitenden Prinzipien darzulegen, die sich in den

Strukturen des Mittelalters zu erkennen geben, so wie die Beziehungen der Kunstrichtung dieser Epoche zum Leben und die Art und Weise, wie sie den Bedingungen und Bedürfnissen desselben zu entsprechen geeignet ist.

Wenngleich hier nur andeutungsweise verfahren werden kann, so glauben wir doch, daß sich damit zugleich genügende Anhaltspunkte ergeben werden, um sich auf dem Gebiete zu orientiren, von welchem die Völker seit dem Beginne des 16. Jahrhunderts sich mehr und mehr haben hinweg verlocken lassen, bis sie endlich auf der „dürren Haide“ der Gegenwart angelangt sind.

Es würde gleich zu weit vom Ziele abführen, wollten wir hier, der Gründlichkeit zu Liebe, vorerst auf die, so schwierige als bestrittene, Frage über das Verhältniß der Architektur und der Künste überhaupt zum Geiste und zur Natur, oder gar auf den letzten Grund alles ästhetischen Fühlens und Urtheilens näher eingehen. Unabhängig von den Antworten, welche die Philosophie auf diese, ihrer Natur nach, in diesem Geheimniß wurzelnde Fragen geben mag, hat der, in solchen Dingen weit zuverlässiger praktische Sinn, der sogenannte den höheren Instinkt repräsentirende gesunde Menschenverstand sein Urtheil von jeher durch das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein gewisser Eigenschaften bestimmen lassen, über deren relative Bedeutung freilich im Einzelnen wieder vielfache Bedenken obwalten mögen, die indeß, im Ganzen genommen, gewiß den bei weitem sichersten Maßstab an die Hand geben.

Hiernach aber möchte wohl dasjenige Bauwerk dem Ideale am nächsten kommen, in welchem die zweckmäßigste Einrichtung mit der dauerhaftesten Ausführung und bedeutsamsten Anordnung, in welchem Klarheit und Einfachheit mit Reichtum und lebenvollem Wechsel, Folgerichtigkeit mit Freiheit in der Art sich verbunden und geeint finden, daß eine harmonische Gesamtwirkung entsteht, worin das Einzelne, wenn auch in sich noch so vollendet, doch immer dem Ganzen sich unterordnet, das Ganze aber seine Bestimmung, so wie überhaupt die ihm zu Grunde liegende Idee in unzweideutiger, charakteristischer Weise zu erkennen gibt¹).

¹) Thomas Garzeni, in seinem „Schauplatz aller Kunst, Profession und Handwerk“ (Frankf. bei Hoffmann 1641) sagt: „In Summa sind sechs Stück bei einem

Sehen wir nunmehr zu, ob und in wie weit diese Unterscheidungszeichen der Classicität, welche sich zum Theil auf die bauliche Mechanik, zum Theil auf die formale Erscheinung beziehen, in unseren mittelalterlichen Bauwerken sich vorfinden, so begegnen wir in denselben vor Allem einem Geseze, welches ihren gesamten Organismus durchwaltet, und denselben überall, wenigstens negativ, bedingt. Dieses Gesez aber lautet dahin, daß an einem Bauwerke kein Glied vorkommen darf, welches nicht durch die Grundconstruction bedingt ist und einen bestimmten Zweck in derselben zu erfüllen hat.

Indem wir auf diese Regel ein ganz besonderes Gewicht legen, sind wir weit entfernt davon, denjenigen beizustimmen, welche in der Zweckmäßigkeit das hauptsächlichste Element der architektonischen Schönheit erkennen. Wir wollen vielmehr damit nur so viel sagen, daß ohne solche Rationalität der genetischen Entwicklung die bauliche Schönheit eben so wenig denkbar ist, als eine wahrhaft schöne Rede ohne gesunde Logik. — Jede willkürliche Zuthat, jede angeflogene Verzierung, jedes nicht schon im Keime der Conception wurzelnde Glied muß nothwendig die Einheit und die Klarheit der Erscheinung trüben und auf den ästhetischen Sinn den widrigen Eindruck einer Superfötation hervorbringen. Ueberhaupt spielt in keiner der anderen bildenden Künste die Logik, das Räsonnement eine so bedeutsame Rolle wie in der Architektur, in der Art, daß es überaus schwierig ist, den Punkt zu bestimmen, wo letzteres demjenigen was man so gemeinhin den Geschmack zu nennen pflegt, Platz machen darf. Ja im Grunde sind die Eingebungen des rechten Geschmackes nichts anderes, als rasch aufsteigende Urtheile, deren innere Verkettung, selbst nicht vor dem geistigen Auge des schaffenden Künstlers sich offenbart, und für welche jedenfalls die Sprache keine Ausdrücke hat, die subtil genug sind, um sie zu bezeichnen. Gewiß ist, daß nicht blos die allgemeinen Dispositionen einer Architektur, sondern auch alle irgendwie hervortretenden Einzelheiten durch deren Natur im Voraus bedingt und geboten sind.

Bau fleißig in Acht zu nehmen: die Ordnung, die Disposition, die Zusammensetzung, die Proportion, der Wohlstand (anderwärts auch wohl Lustigkeit genannt) und die Ausheilung oder Distribution.“ Unsere Architekten wissen sich, wie man sieht, ihre Aufgabe leichter zu machen, als selbst die der berufenen Zopfzeit, denen es mit der bloßen „Symmetrie“ nicht gelhan zu sein schien.

Man trete nunmehr vor einen irgend bedeutenderen mittelalterlichen Bau, dessen ursprünglicher Plan nicht durch spätere Einschüsse alterirt worden ist, und man wird sofort gewahren, wie der Grundriß in allen seinen Dispositionen nach dem Zwecke und der Idee des Ganzen um einen festen Kern herum sich gestaltet; wie sodann der Aufriß mit logischer Nothwendigkeit aus dem Grundriß erwächst und wie jede Gliederung und jedes Ornament nur als eine höhere Entwicklung der nothwendigen Konstructionstheile erscheinen, gleichsam als deren consequente Fortbildung in das freie Gebiet der Schönheit. Wie die Blätter eines Baumes in lebenvoller, unendlicher Manchfaltigkeit den Asten entwachsen und doch immer Gesetz und Wesen des Stammes an sich tragen, so das Stab- und Maßwerk, die Spiere und Rosetten, die Blätter und die Blumenkronen einer Cathedrale des Mittelalters. Da ist nichts wahrzunehmen, was nicht auf eine innere Nothwendigkeit oder doch auf einen bestimmten Zweck hindeutete, während es zugleich den Adel des Kunstschönen an der Stirne trägt. So die Strebepfeiler mit ihren Gesimsen, Wetterschlägen, Fialen und Wasserspeichern, so die freistehenden Pyramiden, die Strebebogen und die Arkaden, so die Bogen und die Gewölbe mit ihren Kappen und ihrem Gurtwerke — kurz Alles, von den Neigungswinkeln der Thurm spitzen und Dächer an, bis zu den Beschlägen der Thore herab, zeigt das Bestreben, das Technische und Mechanische zum Behikel der Kunst zu machen und das Schöne aus dem Nothwendigen erwachsen zu lassen.

Jene hochgehürmten Strebepfeiler, welche den gothischen Kirchenbau umragen, erfüllen durch ihre stolze Höhe zugleich einen praktischen Zweck, indem dadurch der Druck auf die Gewölbewiderlagen verstärkt und folgeweise deren Wirkung erhöht wird; die Strebebogen, welche die Bestimmung haben, den Schub der Gewölbe auf die Strebepfeiler zu übertragen, sieht man zugleich zum schönsten, originellsten Schmuckwerke sich gestalten; die Brechungen, Vorsprünge und Abfaserungen dienen gleichfalls nicht minder dem Schönheitszwecke durch das wechselnde, phantastische Spiel von Licht und Schatten, welches sie hervorbringen, als dem technischen Bedürfnisse, indem sie theils als Stütze dienen, theils die Massen in unmerklicher Weise beseitigen, wie dieselben bei zunehmender Höhe überflüssig werden, oder gar im Wege stehen. Die steilen, spitzwinkeligen

Bedauchungen erwecken durch ihre Form die Idee der Begeisterung, des steten Aufschwunges nach Oben; sie entsprechen aber auch zugleich den climatischen Verhältnissen unseres Himmelsstriches am meisten und bieten den Angriffen der Elemente am wirksamsten Troz¹⁾. Der überall wiederkehrende, so überaus elastische, allen Eingebungen des Genies und allen Verhältnissen sich anschmiegende Spitzbogen gestattet, indem er den Druck auf die Stützen möglichst losrecht wirken lässt, die größte Höhe bei geringster Masse und Spannung und bringt zugleich, in Verbindung mit den auf- und abpolliirenden Gurten und den auf den schlanken Pfeilern schwabend gehaltenen Wölbungen, jene magische Perspektive hervor, die uns bei'm Eintritt in die Tempelhalle an den Boden fesselt. Das mannigfaltige Sprössenwerk in den Fenstern zeigt die schönste Abwechselung wie das sinnvollste Formenspiel; es kommt aber zugleich nicht minder einem praktischen Bedürfnisse entgegen, indem es den weitgespannten, flühen Fensterbogen als Stütze und den lichtdurchwirkt Prachtteppichen aus Glas als Nahmen dient. — Wohin wir auch immer schauen mögen, aller Orten begegnen wir Zweckmäßigkeit und Schönheit im engsten Verbande und in lebendigster Durchdringung; überall reflektirt die äußere Erscheinung das innere Gesetz und man bleibt nicht selten unschlüssig, ob man der Weisheit der Anordnung, dem praktischen, alle Anforderungen und thatächlichen Verhältnisse ruhig abwägenden Verstände, oder ob man der freibildenden Phantasie eine größere Bewunderung zollen soll. Man darf wohl sagen, daß die christliche Baukunst des Mittelalters das Gigantische und Phantastische der orientalischen Architektur mit der Harmonie, der Klarheit, der strengen Consequenz und Gesetzmäßigkeit der griechischen zu einer höheren Einheit verbindet.

So sehr wir auch das Mißliche fühlen, die Einzelheiten so vielfältiger Massen ohne die Beihülfe von Abbildungen zu besprechen, so ist uns doch allzuviel daran gelegen, unsern Gegenstand dem Gebiete der Gemeinplätze und der vagen Phrasen, mit welchem sich am Ende,

¹⁾ Über die Vorzüge der, von den Modernisten vorzugsweise angeseindneten, steilen Dächer, besonders auch vom praktischen Standpunkte aus, trotz Zink und Asphalt, vergleiche man Ungeritter's Verlegeblätter für Ziegel- und Steinmeier-Arbeiten in der Vorrede S. 13, ein Werk, welches überhaupt mehr Beachtung verdient, als es bisher an gefunden zu haben scheint.

wie die tägliche Erfahrung lehrt, auf alles Mögliche ein Loblied singen läßt, zu entrücken, als daß wir uns durch jene Schwierigkeit sollten abhalten lassen, noch einige nähere Belege zu den obigen Auffstellungen hier folgen zu lassen. Wir wollen hoffen, daß der Leser Gelegenheit findet, durch unmittelbare Anschauung sich über etwa verbleibende Dunkelheiten nähere Aufklärung zu verschaffen.

Alle Profilirungen sind an den größeren mittelalterlichen Bauwerken stets mit Rücksicht auf die Gesetze des Schens so angelegt, daß möglichst viele Punkte ins Auge fallen; alle Gliederungen tiefen sich in die Wandflächen ein, um nicht als nutzlose Auswüchse zu erscheinen und den Grundcharakter des Ganzen möglichst wenig zu beeinträchtigen; sie sind aber auch wieder nicht so tief eingelassen, daß sie den betreffenden Konstruktionsteil schwächen, oder denselben auch nur scheinbar aus seinem Zusammenhange reißen könnten. Die Vorsprünge sind der Regel nach abgeschrägt, um dem Wasser freien Ablauf zu gestatten; die Gesimse sind so angebracht, daß sowohl die Fugen des Mauerwerks, als die Fundamentirung des Baues gegen die Einwirkung des Regens durch sie geschützt werden; die einzelnen Werkstücke erscheinen in einer Art geordnet, daß die Fugenlinien mit den architektonischen Linien nicht in Konkurrenz treten, vielmehr sofort als etwas rein Zufälliges sich zu erkennen geben, aus welchem Grunde denn auch, so wie wegen der größeren Solidität des Mauerwerks, niemals besonders große Steinblöcke verwandt wurden; die Fenster-Pfosten und -Gewände zeigen eine ähnliche Verbindung des praktischen mit dem ästhetischen Zwecke, indem ihre Konstruktion und zierlich bewegte Gliederung sowohl auf das Einfallen des Lichtes, als auf die möglichste Durchbildung und Belebung der Masse berechnet sind. Ueberhaupt zeigt die gothische Baukunst überall, daß sie wesentlich konstruktiv ist. Die Gesetze, welche der Schöpfer in jede Menschenbrust gelegt hat, sind hier mit klarem Verstände erfaßt und mit kunstgewölbter Hand, in schlichter, anspruchsloser Weise, zur Darstellung gebracht: das ist es, was wir die Wahrhaftigkeit derselben nennen und worin wir ihren hauptsächlichsten Reiz erblicken.

Die obigen Bemerkungen lassen sich noch in's Unendliche vervielfältigen, wenn man die Denkmäler des Mittelalters in ihren einzelnen Bestandtheilen und ihrem innern Zusammenhange durchgeht, und es wäre sehr zu wünschen, daß solches mehr als bisher an der Fall war,

von ausübenden Architekten geschähe. Was da für sie zu lernen ist, möchte leicht einen guten Theil der Examens-Weisheit aufwiegen, die im Schweize des Angesichts erworben, meist nur dazu dient, den Sinn für dasjenige, was eigentlich Noth thut, abzuschwächen und die Köpfe mit Ballast und Dünkel zu befrachten.

Innsbesondere gilt das oben Gesagte auch noch von der Auswahl des Baumaterials. Heutzutage weiß man durch Mörtel und Tünche aus Allem Alles zu machen. Der gebrechlichste Ziegelbau wird unter ihrem Beistande in einen florentinischen Felsenpalast verwandelt; der Gyps zaubert jede Mauer und jeden Balken in eine strahlende Wand oder Säule von Marmorstein und Porphyr um; die Steinpappe und das Papier mächte wissen den Bildnermeißel durchaus entbehrliech zu machen, wie die Tüncher-Chablone die sichere Hand des Meisters!

Solches Schauspielern, Kokettiren und Schwundeln, solches Pappen, Flicken und Klatschen, solcher hohle Bettelstolz, wie er sich allerwärts, bis hinauf zu den Mörtelpalästen unserer Hauptstädte aufbläht, mit einem Worte, eine solche Lügenhantierung war tief unter der Würde jener großen Meister des Mittelalters, deren innerstes Wesen vor allem das Gepräge der Wahrhaftigkeit und der Geschmäcklichkeit an sich trug und die, eingedenk der Mahnung des Apostels: „seid was Ihr scheinet und scheinet was Ihr seid“, dasselbe allen ihren Schöpfungen aufdrückten. Wo die Natur bloß die Ziegel bot, da wußte das Genie dieser Meister dieselben nicht weniger künstlerisch zu ordnen und zu gestalten, als anderwärts den Tuff- und den Quaderstein. Die Backsteinbauten des nördlichen Deutschlands und Italiens sind in ihrer Art eben so bewundernswert und künstlerisch vollendet, als die kolossalsten Marmorkonstruktionen Griechenlands, eben weil sie, wie gesagt, nicht mehr scheinen wollen, als sie wirklich sind¹⁾.

¹⁾ Vergl. J. v. Quast, zur Charakteristik des älteren Ziegelbaues in der Mark Brandenburg und die bezüglichen Schriften von J. Kugler, A. v. Minutoli, Büsching, so wie Ungewitter's Vorlegeblätter für Holz-, Ziegel- und Steinarbeiter. 6 Hefte mit Abb., Leipzig bei Romberg. Für den Praktiker ist insbesondere „A. Essenwein, Norddeutschlands Backsteinbau im Mittelalter“ zu empfehlen, da die hier von dem so überaus strebsamen Meister gegebenen Abbildungen die Wechselbeziehungen zwischen dem Material und der Technik so klar veranschaulichen. Lübeck, Stralsund, Danzig, Marienburg, Brandenburg, Tangermünde, Breslau u. s. w. mögen diejenigen belehren, welche die Anwendung des gotischen Styles durch Hausteine bedingt erachten.

Soviel einstweilen über die Tektonik des Mittelalters; genug hoffentlich, um sich die Frage beantworten zu können, ob es sich wohl der Mühe verlohnte, daß die „intelligente Heutzeit“ einmal ernstlich Notiz davon nähme, und zu diesem Zwecke eine Zeit lang ihre akademischen Vorlegeblätter bei Seite legte.

Und doch bezog sich das bisher Ausgeführte nur auf die Gestaltung des Einzelnen, auf die Neuerlichkeiten der Konstruktionsmethode. Unendlich bewundernswürther aber ist der in den fraglichen Denkmälern befundene überaus feine Sinn für Verhältnisse (die Fundamentbedingung jedweder Harmonie) und für Massenvertheilung im Großen, namentlich aber der allgemeine Ausdruck aller Einzelheiten in ihrem Zusammenwirken, der Gedanke, welcher über dem Ganzen ruht. Die so wohl gefügten und so weise geordneten Steine jener Riesenbauten erscheinen nicht bloß als ein Musterbild vollendetes Technit; die Formen, zu welchen sie sich gestalten, strahlen zugleich einen Geist aus, wie ihn keine andere Sprache, selbst die Musik nicht ausgenommen, zu verkünden vermag; diese kalten Quadern haben ein warmes Herz, in welchem ein höheres Leben pulsirt — es ist die Sprache, es ist der Geist des Christenthums.

Das Werk der Erlösung hat auch die Künste, und vor allen ihre gemeinsame Mutter, die Baukunst, von den Banden frei gemacht, mit welchen dieselben das Heidenthum an die Erde gefesselt hielt; es hat der Materie Flügel verliehen, auf denen sie sich, wie der Laut einer Stimme, himmelwärts schwingt und keinen Sturz mehr fürchtet. Die Zweige, die der Polytheismus bald zur Erstarrung gebracht hatte, ergrünten wieder unter dem belebenden Hauche der neuen Offenbarung; man sieht sie Blätter und Blüthen treiben und zu einem heiligen Haine sich wölben, in dessen Schatten der Altar für Denjenigen aufgerichtet steht, in dem wir den Inbegriff des Wahren, Guten und Schönen anbeten.

Man würde sich indeß sehr irren, falls man etwa glauben wollte, daß die mittelalterliche Kunst nur in ihren dem Kultus gewidmeten oder mit demselben im Zusammenhang stehenden Hervorbringungen so musterhaft und groß erscheine. Wenn auch die bauliche Mechanik und die Formensprache dieser Kunstperiode, Dank der damals herrschenden wesentlich christlichen Geistesrichtung, in den kirchlichen Bauten den klarsten, kräftigsten und vielgestaltigsten Ausdruck gefunden haben,

so walten doch auch in allen sonstigen Schöpfungen aus jedwedem Materiale dieselben leitenden Prinzipien: überall, vom kolossalen Festigungsturm an, bis herab zur schlichten Wohnung des Landmannes, begegnen wir derselben Wahrheit, derselben Zweckmäßigkeit und gediegenen Schönheit. Weil eben der gothische Baustyl nur ein allgemeines Gesetz und die einfachsten Konstruktionsprinzipien, statt fertiger Formen, an die Hand gibt, deshalb ermöglicht er eine unendliche Reihe von Individualitäten und eine Fortbildung in's Unbegrenzte. Der immer wiederkehrende Refrain, daß die Gotik sich erschöpft, überlebt habe, geht denn auch nur von Solchen aus, die von ihrem Wesen sich keine Rechenschaft zu geben vermögen, oder die sie nicht wieder auftkommen lassen wollen, weil sie dieselbe nicht begreifen oder doch nicht zu handhaben verstehen.

Ein vergleichender Blick auf die Vergangenheit und die Gegenwart wird auch hier den besten Aufschluß gewähren.

Wie schon oben bemerkt, übt noch immer die von den Italienern wieder in's Leben gerufene und demnächst vielfältig zugestutzte und verwässerte Antike die Alleinherrschaft. Die vaterländische Kunst, welche durch die Dome von Mailand, Florenz, Orvieto, Siena, die Kirche des heil. Franziskus zu Assissi und viele andere größere und kleinere Werke bereits festen Fuß in Italien gefaßt¹⁾), wie sie durch die Kathedralen von Burgos, Barcelona, Toledo, Segovia, Sevilla und die Klosterkirchen von Balem und Batalha schon Besitz von Spanien und Portugal genommen hatte, diese jugendfrische, heilige Kunst sollte, als sie eben im Begriffe stand, dem germanischen Geiste die Welt zu erobern, den Hofarchitekten und den Stubengelehrten als Opfer fallen, die unter dem Schutze des Heidenthums den Stein der Weisen entdeckt zu haben vermeinten, nachdem schon das Riesengenie Michel Angelo's an

¹⁾ Zu den mehr oder weniger den Prinzipien der gotischen Baukunst huldigenden italienischen Kirchenbauten gehören u. A. noch Chiaravalle bei Mailand, der Dom von Florenz, San Lorenzo zu Genua, St. Antonio zu Padua, St. Maria della Spina zu Pisa und die Barthäuse bei Pavia. Die Gotik hat zwar auf italienischem Boden Vieles eingehüft, dafür aber auch wieder manche eigenthümliche Schönheit gewonnen, selbst durch den Einfluß klassischer Reminiszenzen und Anklänge. Zedenfalls hat sie hier die glänzendsten Beweise jener Bildungsfähigkeit geliefert, mit welcher sie den Anforderungen des Klimas, des Materials, der allhergebrachten Gewöhnung, ja der Launen und Vorurtheile zu entsprechen weiß. Ein gleiches gilt für Spanien, wo überdies noch das maurische Element durchspielt.

dem Versuche gescheitert war, die antike Form mit dem christlichen Geiste des Mittelalters zu verschmelzen¹⁾.

Da die aus dem Alterthume überkommenen Muster fast nur nach einem streng abgeschlossenen Systeme konstruirte Tempelbauten waren, auch überhaupt die bürgerliche Baukunst, in Griechenland wenigstens, keine besondere Ausbildung erhalten hatte, so mußten Erstere zu allem Möglichen die Vorbilder und Motive hergeben.

Man kümmerte sich wenig darum, daß gerade das Säulensystem mit seinem horizontalen Gebälke, welches den Grundzug jener Architektur bildete, am allerwenigsten zu den neueren Verhältnissen und Bedürfnissen passen wollte, daß insbesondere die so kostspieligen Säulen nicht wissen, was sie wollen und sollen und allerdem nur im Wege stehen. Nicht bloß die christliche Kirche wurde nach dem heidnischen Tempeltypus zurecht gefoltert; Theater und Börse, Schlach- und Wachthaus, Casino und Posthaus mußten sich dorisch, ionisch oder korinthisch geben; höchstens ließ man noch einen leisen Anflug von egyptischem Style, als dem vermeintlichen Urahne des griechischen, passiren. — Die Paläste der Fürsten zogen dieselbe Strafe, wie die Tempel Gottes, und die Wohnungen der Privaten säumten natürlich nicht, nachzufolgen. Die wunderlichsten Masken drängten sich in solcher Art mehr und mehr

¹⁾ Man ist gewöhnt, die Blüthe der italienischen Kunst nicht bloß, sondern überhaupt aller Kunst, an den Namen der Medici's zu knüpfen. Es ist unbegreiflich, wie diese Tradition, welche die Classikomanen aufgebracht haben, und die von den Touristen noch immer einzig fortgepflanzt wird, bei irgendemanden Glauben finden kann, der Gelegenheit hatte, die Kunstherrlichkeit des alten republikanischen Florenz mit den Zuthaten der Mediceer zu vergleichen. In der That und Wahrheit datirt, im Gegensatz zu der früheren Lebendigen, schöpferischen Kunstperiode, das goldne Zeitalter der Sammler und Antiquare, von der Zeit der, allerdings äußerlich sehr glänzenden, Herrschaft jener Familie. Die zärtliche Vorliebe der Gelehrtenkunst für dieselbe gibt sich daher als eine Art von Dankbarkeitstribut zu erkennen, welcher den ersten Mäzenaten und Restauratoren der klassisch-heidnischen Richtung in Kunst und Wissenschaft gezollt wird. Sehr bezeichnend scheint uns, was Roscoe in seinem „Leben Leo's des Zehnten“ (Cap. 1) von der gelehrten Umgebung des Lorenzo von Medici berichtet, daß dieselbe nämlich besser in den heidnischen Dichtern und Philosophen, als in den Lehren und Dogmen des Christenthums bewandert gewesen sei. Nicht weniger charakteristisch in Bezug auf Cosmus von Medici ist die Thatsache, daß er, um den fröjigen modernlangweiligen Palast degli Uffizj durch den bekannten Basari aufzurichten zu lassen, ungeachtet des nachdrücklichsten Einspruches der Geistlichkeit, die alte Kirche San Piero Seheraggio niederreißen ließ. Was Wunder, daß derselbe das Ideal unserer heutigen „Bewohner“ geworden ist!

in unseren Städten, und allgemach schoben die Einbringlinge die alten Insassen zur Seite, so daß derselben von Petersburg bis nach Genf, von Philadelphia bis nach Triest uns aller Orten fast dieselbe „klassische“ Langeweile angähnt.

Der Weltumsegler Cook erzählt uns irgendwo von der burlesken Erscheinung einiger Häuptlinge wilder Südseeinsulaner, die, in europäischen Uniformsfräcken mit Spauletten auf den Schultern und dreieckigen Hüten auf den Köpfen, Audienz gegeben, während ihr übriger Körper sich im heimathlichen Naturzustande gezeigt habe. Eines nicht minder ergötzlichen Eindrückes würden sich zweifelsohne die Baumeister des Parthenon und der Propyläen zu erfreuen haben, wenn dieselben vor die Travestien ihrer Schöpfungen hinträten, mit welchen das wieder aufgewärmte Hellenenthum unsere modernen Straßen, denen der Polizeistock die Schönheitsslinie vorgeschrieben, fort und fort bevölkert: wenn sie die Schornsteine und Dachfenster über den Frontons von plattgedrückten Tempelsägaden hervorlugen sähen, die Säulen, die nichts zu tragen, die angenagelten Gesimse, die keinerlei Funktion zu erfüllen haben; wenn sie die drei bis vier Reihen viereckiger Fensterhöhlen übereinander in den Mauermassen erblickten, welche die schlanken Säulenschäfte gefangen halten; wenn sie sich endlich gar davon überzeugten, daß alle diese angeblich „in ihrem Geiste“ geschaffene Herrlichkeit zumeist aus Tannenbrettern, Backsteinen, Mörtel und Delfarbe und etwa noch einigem Gußeisen oder Zink componirt ist.

Und wenn auch nicht gerade alle Nachbildungen der Antike ohne Ausnahme diesem Bilde entsprechen, wenn auch hier und da einmal ein glücklicherer Wurf geschieht und es einem Kinde der Gegenwart in Folge der äußersten Anstrengung seines Abstraktionsvermögens und mancher anderer zusammenwirkender Verhältnisse, gelingt, Werke hinzustellen, die in einzelnen Theilen vielleicht bis zur Illusion an das perikleische Zeitalter erinnern, so sind das doch, ihrer Natur und innersten Wesenheit nach, nur ephemere Erscheinungen, taube Blüthen, aus denen weder Früchte noch Samen jemals zu erwarten stehen. Es ist, als ob man ein Lorbeer- oder Palmenreis in unseren deutschen Boden einpflanze: eine Zeitlang hält dasselbe sich wohl aufrecht und grünet fort in scheinbarem Lebenstrich; aber der Zusammenhang mit der Muttererde wie mit den meisten übrigen Bedingungen seines Daseins fehlt, und so kann denn der endliche Erfolg nicht zweifelhaft sein. —

Wer wird durch diese Betrachtung nicht unwillkürlich an das Wirken Schinkel's und an die Erfolge dieses Wirkens erinnert? Von ihm hat der Director der Berliner Gemälde-Galerie, Herr Dr. Waagen, in einer zu Berlin bei einem Schinkelfeste gehaltenen Rede¹⁾ gesagt, daß „die griechische Architektur seine eigentliche Heimath“ gewesen sei, und man kann dem Lobrede gewiß vollkommen darin bestimmen, daß Schinkel nach allen Kräften und soweit als nur immer die Natur es gestattet, seine Wurzeln aus der Erde seiner wahren Heimath herausgezogen hat, um sie in die fremde einzusenken. Wohin aber haben alle die Anstrengungen eines so unermüdlich thätigen Lebens geführt, was haben sie gefruchtet? — Man lese hierüber nur die in derselben Lobrede ertönenden Klagen, und schaue um sich, in Berlin und anderwärts. „Wer sollte z. B. (so ruft Herr Dr. Waagen aus) bei dem Betrachten der plumpen Mützformen der meisten Möbel und Silbergeräthe auf der Gewerbeausstellung des vorigen Jahres glauben, daß seit dem Tode Schinkel's, welcher die Prinzipien des edelsten, auf das Studium der ächtklassischen, griechischen Kunst begründeten Geschmackes in so umzählichen Formen ausgeprägt, noch nicht vier Jahre verflossen sind!“ — Und nichtsdestoweniger will man noch immer nicht das frucht- und hoffnunglose des Bestrebens anerkennen, die christlich-deutschen Naturen in heidnisch-griechische gewaltsam umzuwandeln! Doch ja, man fängt in der That allmählig an, zu solcher Einsicht zu gelangen. Wie wir weiter unten näher sehen werden, ist ein universalistischer Eklektizismus in der Heranbildung begriffen, der in allen Stylen sich versucht, eben darum aber in keinem zu Hause ist, am wenigsten natürlich in demjenigen, dessen Meisterung die Anstrengung eines ganzen Mannes und eines ganzen Lebens erfordert. Diese eklektischen Bestrebungen erinnern einigermaßen an die Aufgabe, durch deren Lösung Herr Piepmeyer — Frankfurter Anderkens — sich unsterblich zu machen gedachte: „ein Getränk herzustellen, das die richtige Mitte zwischen Wein, Bier und Branntwein hält, und dadurch sowohl einerseits den Neigungen und Richtungen der verschiedenen deutschen Stämme, als anderseits auch der Idee einer deutschen Einheit entspricht.“ — Ohne Einheitlichkeit und Prinzipienhaftigkeit keine große Kunst!

¹⁾ S. Kunstdruck, Jahrg. 1845, Nr. 28.

Daß man in Italien wieder auf die Antike gerathen ist, erklärt und entschuldigt sich noch einigermaßen, wenn man die Geschichte und das Klima dieses Landes, die Lebensweise seiner Bewohner und die großartigen, vorchristlichen Denkmäler in Betracht zieht, welche sich den Blicken der Letzteren stets darboten. Im Grunde war hier die Antike zu keiner Zeit gänzlich verdrängt, sondern nur allmählig dem Geiste des Christenthums angepaßt worden, weshalb denn auch die italienische s. g. Renaissance immer eine gewisse Wahrheit, Gesundheit und Naturwüchsigkeit an sich trägt und ein Palladio z. B. sich wie ein Riese über die frostigen Manieristen erhebt, die bei uns zu Lande in seine Fußstapfen getreten sind.

Für Italien also, so wie für die romanischen Länder überhaupt, läßt sich der Rückfall in die Antike, oder daß was man dafür auszugeben für gut findet, noch einigermaßen, wenn auch gewiß nicht mit zureichenden Gründen, motiviren; daß aber auch die nordischen Nationen germanischen Ursprungs ihre Prachtgewände gegen solche Harlekinsjacken, wie wir sie jetzt vor uns sehen, vertauschen konnten, das erklärt sich nur durch die maßlose Verblendung, in der man Alles, was mit der angestammten Tradition, namentlich aber mit dem alten Glauben zusammenhing, anfeinden und umstürzen zu müssen vermeinte, dann aber noch durch jenen hohen Gelehrtenendünkel, der mit seiner esoterischen Weisheit und seinem todten Buchstabenkram nach und nach die lebendige, schöpferische Energie des Volksgeistes, welcher gerade vorzugsweise in der Architektur sich wiederspiegelt, in seine Kreise zu hantieren und zu ertöten oder aufzusaugen gewußt hat — in der Kunst wie überall.

Die gelehrtten Examina haben die Meisterstücke verdrängt; statt in der Bauhütte werden unsere Architekten vor dem Katheder gebildet; die mitten aus dem Leben erwachsenen Zunftgenossenschaften sind zerstreut und ihre Standesehrre wie ihre Disziplin zu Grunde gegangen; die Lehrjungen und Gesellen sind zu Eleven und Konduktoren avancirt und damit alle sammt und sonders „Herren“ geworden. Diese Herren wissen dann eine Menge griechischer und lateinischer Wörter auswendig; sie können die feinsten Gefühlslinien, Licht- und Schattenstriche machen, sie verstehen mehr oder weniger Physik, Chemie, Mineralogie und Botanik, Hydraulik und Hydrostatik, Pneumatik, Mechanik und Perspektive, Integral- und Differential-Rechnung, ebene und sphärische Trigo-

metrie, kurz Alles, Alles, nur nicht — die Kunst des Bauens. Die aber gerade verstanden die schlüchten, alten, ungelehrten Meister im Schurzfell, denen es nicht auf die Wirkung ihrer Zeichnungen, sondern auf die Wirkung ihrer Gebäude ankam, die nicht von der Baustelle wichen und auch das Kleinste unausgesetzt im Auge behielten, die ihren Zirkel zu einem Risse stets mit einem frommen Spruche ansetzen, die kein Haus baueten, ohne Gott und seinen Heiligen die Ehre zu geben, deren einziger Stolz darin bestand, daß was sie einmal waren, ganz zu sein und durch das was sie schufen, das Ansehen der Genossenschaft zu erhöhen; nur Meisterhaftes wollte und durfte der Meister liefern.

Will heutzutage jemand sich ein Wohnhaus hinstellen, so sagt er einem Baubeamten die Zahl der Pießen, die er wünscht, und die Summe, die er darauf zu verwenden gedenkt. Darauf entwirft derselbe seinen Plan, und zwar immer die Fassade zuerst, in der Art, daß, je nach dem Betrage der zu verwendenden Summe, drei, vier, fünf oder auch noch mehr viereckige Fensteröffnungen zwei, drei oder vier Mal übereinander, immer hübsch symmetrisch, und ja in gleicher Entfernung von einander, in eine glatte Wand rechtwinklig eingeschnitten werden, und die Thüre in der Mitte der unteren Fensterreihe angebracht wird, während oben ein aus Vignola kopiertes, meist aus Brettern zusammengenageltes, antikisirendes Gesims die geniale Conception würdig krönt, und endlich einige Reihen von Dachfenstern und Schornsteinen den internen Fensterreihen gewissenhaft korrespondiren. Soll ein sog. Prachtbau daraus werden, so wird außerdem über die Eingangsthüre noch ein Balkon auf Modillione von Holz oder Gusseisen gelegt und die kahle Wand durch einige „klassische“ Gypfschnörkel belebt, auch wohl, wenn die Mittel besonders reich sind, durch vorgesetzte Säulen den Fenstern Licht und Aussicht entzogen. — Demnächst geht der Meister daran, ein dieser grandios gedachten Außenseite entsprechendes Inneres zu schaffen. Zu diesem Ende werden mit dem Lineale so viele Bierecke (denn der Philister begreift, wie Cl. Brentano sagt, nur viereckige Sachen, und selbst diese, möchten wir hinzufügen, sind ihm nicht selten zu rund), als gesonderte Räume nothwendig sind, in die verschiedenen Stockwerke eingezeichnet, zwischen welchen dann die Treppe und die Kamine sich Platz suchen und sich einklemmen, so gut es eben gehen will. Von Bequemlichkeiten wie z. B. Wandschränken,

Vorrathskammern u. dgl. ist natürlich überall keine Rede¹⁾). Da unsere Architekten wohl den Zugwind für ein sehr willkommenes Erfrischungsmittel ansehen, so nehmen sie auch immer sorgfältig darauf Bedacht, daß die Thüren und Fenster auf den entgegengesetzten Seiten sich einander genau korrespondiren, während der Tischler dafür zu sorgen pflegt, daß weder die einen noch die andern schließen.

Das sind, ihren Grundzügen nach, die Kunstschöpfungen, mit welchen unsere Städte prangen, das sind die Werke, welche Zeugniß geben sollen von der „unendlichen Freiheit“, von der „hohen Bildung“, von der „geistigen Durchdringung des Stoffes“, worauf in unseren Zeitungen so gewaltig gepocht wird. Dem ruhigen, unbefangenen Beobachter möchte es wohl eher bedünken, als ob solche Behausungen, was Plan und Anordnung betrifft, von Geschöpfen und für Geschöpfe errichtet wären, die, wie der Biber und die Biene, lediglich unter der Herrschaft des blinden Instinktes wirken, weben und leben, nicht aber für freie Menschen, von denen jeder seine besondere Individualität, seine besondern Wünsche und Bedürfnisse hat, am allerwenigsten für Intelligenzen, welchen das Reich der Idee und die Liefen des Daseins erschlossen sind, und die es drängt, ihr inneres Leben in entsprechenden Bildungen äußerlich zu befunden. Wie die Menschheit in ihrer höhern Bedeutung nur auf die unendliche Vielseitigkeit ihrer Individuen sich gründet und durch dieselbe allein erst zur freiheitlichen Entfaltung kommt, so soll auch Alles, was auf den Menschen sich bezieht, die Einsförmigkeit möglichst vermeiden: es ist dies gleichsam die Probe seines geistigen Gehaltes.

1) Am weitesten dürfte wohl in dieser Richtung die Berliner Schule „fertiggeschritten“ sein. Selbst in Kurzwohnungen bringt sie u. A. keine Abritte mehr an, weil eine solche Anlage störend in ihre Bicrete und geraden Linien eingreifen würde, überhaupt zu viel Kopfbrechen erfordert. Man muß sich zu dem in Nähe stehenden Zwele mit Schränken und durchbrechenen Stühlen, welche in irgend einem dunkeln Winkel stehen, zu behelfen suchen, so wie auch wohl in der Küche hängende oder unter den Heerd geschobene Kästen die Stelle der Geinde-Schlafstuben vertreten. So nahe grenzt die raffinirte Civilisation an die Barbarei! Und doch ist es das dritte Wort dieser Architekten, welche nicht einmal ein geheimes Clojet, oder eine Küchenspinde unterzubringen wissen, daß die Kunst des Mittelalters den Anspruch des „modernen Comfort“ nicht gewachsen sei. Ob etwa die Berliner „Intelligenz“ ihr Publikum schon dermaßen vergeistigt hat, daß jene Gemächer sich bald als überflüssig herausstellen werden? In London sind zwar die Wohnhäuser in ihrer Erscheinung nichts weniger als schön; aber es läßt sich denn doch wenigstens behaglich darin leben.

Wenn die so eben charakterisierte Methode der ungeheuern Mehrzahl unserer heutigen Architekten die richtige ist, so war die der alten Meister allerdings eine durchaus verwerfliche: denn sie verfuhr in gerade entgegengesetzter Weise.

Vor Allem bauten dieselben ihre Häuser nicht von außen hinein, sondern von innen heraus, so daß die Fassade das Produkt des Innenbaues wurde, wie der Aufriß das Produkt des Grundrisses. Obgleich diesen Meistern eben so gut wie unsfern drei- und vierfach examinierten Bauinspektoren und Bauräthen bekannt war, daß die Symmetrie eine hübsche Sache sei, und obgleich sie zur Noth auch wohl noch im Stande gewesen wären, eine flache Wand in stets gleichen Distanzen mit stets gleich großen Fenstern zu durchbrechen, auch etwa noch die Mitte dieser Wand für die Thüre ausfindig zu machen, so glaubten dieselben doch ein noch höheres Gewicht auf eine andere Art des Einflanges, als den der nüchternen, starren Symmetrie legen zu müssen, auf den Einklang des Wesens mit der Erscheinung nämlich und auf jene geistigere Harmonie in den Proportionen und Konstruktionstheilen, die freilich mit dem bloßen Lineale und Maßstocke weder zu schaffen, noch zu fassen ist. Neben die tote Symmetrie stellen sie als ein höheres die Eurythmie, und durch die äußere Unregelmäßigkeit ihrer Konstruktionen leuchtet stets eine tiefer begründete Regel hindurch.

Was schon von den öffentlichen Bauwerken bemerkt worden, gilt auch im Wesentlichen für die Privatgebäude des Mittelalters, natürlich mit denjenigen Modifikationen, welche die Verschiedenheit des Zweckes wie der Mittel von selbst herbeiführen. Da entwickelt sich Alles durchaus natürlich, gleichwie nach einem organischen Gesetze; jeder Theil, der größte wie der kleinste, gibt durch seine Erscheinung sofort seine Bestimmung und den Grad seiner Bedeutung zu erkennen, nichts ist verkleistert und maskirt; endlich aber gestaltet ein natürliches Kunstgefühl die Einzelheiten zu einem malerischen, ausdrucksvollen Ganzen, welches überdies möglichst mit der Umgebung in Einklang gesetzt wird.

So müßten sich z. B., umgekehrt wie solches die heutige Baukunst lehrt, die Fenster in Bezug auf Gestalt, Größe, Zahl und Anordnung nach der Raumvertheilung im Innern richten; die Gesimse, wo solche überhaupt das Material und die Mauerstärke zuließen,

erfüllten durch ihre Gestalt wirklich ihren Zweck, Regen und Feuchtigkeit von der Mauer abzuhalten, und waren nicht, wie die akademischen, bloße Masken; die Treppen lagen in besondern, den ganzen Bau überragenden Thürmen, sowohl geschützt gegen Feuergefahr, als wohl erleuchtet und die freie Bewegung im Innern nicht hemmend; die Kamine traten kräftig und entschieden aus den Wänden und Dächern und brachen so, wie die eben gedachten Treppenhäuser, nicht blos die Monotonie der großen Flächen, sondern sie boten auch einen weiten Spielraum für ornamentale Motive aller Art dar. Während auf unsern, dem Wind und Wetter preisgegebenen Balkonen Niemand, wenigstens Niemand vom schönen Geschlechte, sich blicken lassen darf, ohne Gefahr zu laufen, hinwegzusehen zu werden, gereichte dem mittelalterlichen Wohnhause der Erker zur schönsten Zierde von Außen und von Innen, wie zur höchsten Annehmlichkeit und Bequemlichkeit. Die Decken der Gemächer wurden nicht durch allerhand Kleisterwerk zu einer monotonen Fläche gestaltet, vielmehr blieben auch sie dem obersten Grundsätze der Wahrheit getreu, indem die Balkenlagen klar hervortraten und das Gerippe zu der Vertäfelung bildeten, welche das angenehmste Spiel von Licht und Schatten zeigte, und dem Holzschnitzer und Kunstschrainer Gelegenheit zur Betätigung seines Talentes bot. Alles, von der phantastisch gestalteten Wetterfahne an, bis herab zum Klopfer an der Hausthüre und zur Vergitterung über derselben, zeigte sich entschieden als das was es sein sollte, nur immer durch Ausführung und Anordnung in das freie Reich der Kunst gehoben. So gestaltete sich, im Gegensatz zu unsern modernen Häusern, die eigentlich nur wie Häuserfutterale aussiehen, ein lebendiges, bedeutungsvolles, in sich einiges, organisch gegliedertes Ganzes, aus welchem die Abstammung, die äußere Stellung, die Lebensweise, ja — durch die fast nie fehlenden Heiligenbilder¹⁾), Sprüche und

¹⁾ Natürlich vertragen sich die Heiligenbilder, die früher an keinem Christenhouse fehlen durften, mit der heutigen Aufklärung nicht. Statt derselben wendet man daher Gözen- und Thierbilder aus der altgriechischen, persischen und egyptischen Mythe an und wirft die Heiligenbilder fleißig herunter, wo sich solche noch finden. Ja, selbst bis in das Innere unserer Gebäudelichkeiten drängen sich jene fabelhaften Bestien, die Niemand zu deuten versteht. So liegen z. B. in dem Auffensaal der heiligen Stadt Köln, zu beiden Seiten der Estrade, auf welcher das Gericht seinen Platz hat, zwei großmächtige Sphynxe, wahrscheinlich um das an solchen Orten sonst gewöhnlich

Embleme — der Glaube seines Erbauers und Inhabers sich erkennen ließ. Die keck aufgegiebelten oder zinnengekrönten Reihen solcher Bebauungen, von welchen eine jede, bei aller Uebereinstimmung im Grundtypus, doch stets ein entschieden individuelles Gepräge trug, überragt von den öffentlichen Bauwerken, den Versammlungsorten freiheitsstolzer Bürger, und von den lustigen, um die Wette aufsteigenden Thürmen¹⁾), bildeten dann die unvergleichlichen Städte, mit denen besonders unser Vaterland prangte²⁾ bevor jener heilose, bruder-

vorsündliche Gruzzifix zu ersezten. Wie befremdend mag es diesen Sphynren nicht vorkommen, wenn vor ihnen die Geschworenen und die Zeugen bei dem Gottes der Christen und dessen Evangelium, satt bei Jüz und Osiris verwarnet und vereidet werden. — Zwei egyptische Sphynre als Genien der öffentlichen, mündlichen Strafrechtspflege! Da, dächten wir, könnte doch selbst die „fortgeschrittenste Erkenntniß“ noch eher ein Heiligenbild über der Hausthüre gestatten.

1) Die Thürme sind für unsere Architekten ein Hauptkreuz, da die griechische Baukunst sie nicht kannte (der s. g. Thurm der Winde zu Athen ist bekanntlich nichts weniger als ein Thurm) und die christliche zu weit aus dem Wege liegt. Muß platterdings ein Thurm errichtet werden, so kommt eine Zammergestalt heraus, die kaum sich selbst, geschweige denn außerdem noch eine Glocke tragen kann. Die Meister der Berliner Schule hessen sich in solchem Falle wohl dadurch, daß sie neben den Gedenkthurm noch einen hölzernen Glockenstuhl aufrichten, gewiß ein eben so ingenioses als unfehlbares Mittel, Ersteren vor den Folgen der Erschütterung sicher zu stellen! —

2) Ein Blick in die Merian'schen, viel zu wenig beachteten Topographien gibt uns noch eine Ahnung von der hingeschwundenen Herrlichkeit deutscher Nation. Es sei gestattet, aus der *Topographia Alsatiae* (Frankf. a. M. 1644) eine auf das oben Gesagte bezügliche Stelle wörtlich hier anzuführen, zumal auch noch sonst beherzigenswerthe Lehren darin liegen: — „Und obwohl etwa bisweilen ein Ort schöner vorgestellt wird, als er durch das Kriegswesen, leyber, in Reallichkeit gerathen: So haben doch theils gerne, wann ihnen und andern die vorige Gestalt, so ein Platz vor dem Verderben gehabt, fürgemahlet wird, damit sie und ihre Nachkommen erkennen und bedenken mögen, was es für einen Unterschied zwischen dem Krieg und dem Frieden habe: Item, was die übermachte Land- und Stadtkünden nach sich ziehen, und wie ein grausamb und erschrocklich Ding es seie, in des lebendigen Gottes Hände fallen: und daß daher sich ein jeder in dem höchst vorgestellten Spiegel unsers allgemeinen Vaterlandes ersehen, und vor schweren Sünden, so viel ihnen möglich, hüten: auch Gott ohn Unterlaß demithigst ersuchen solle, daß er die gesetzte Zornis-Ruthe in das Feuer werfen, und uns den edlen und güldenen Frieden wieder auf Gnaden bescheren wolle.“ — Der gute Zeiller ließ sich in seiner „Beschränktheit“ nicht träumen, daß die Herrlichkeiten, welche das Kriegsfeuer verschont gelassen, später dem „Lichte der Aufklärung“ als Opfer fallen sollten. Die andern Länder, Frankreich, Italien, Spanien, England standen kaum hinter Deutschland zurück. Die 13 Bände des unvollendeten Werkes *Gallia christiana* ergeben nicht weniger als 1500 Abteien und Klöster für das damalige Frankreich. Außerdem zählte man 30,419 Pfarrkirchen, 18,537 Kapellen, 420 Stiftskirchen, 2872 Priorate, 931 Krankenhäuser u. s. w. — Jacques Coeur

mörderische Religionskrieg und die wilden Schaaren Ludwig's des Vierzehnten mit Feuer und Schwert darüber hingefahren waren¹⁾.

Aber nicht bloss die mächtigen Städte, Klöster und Burgen sind es gewesen, an deren Herrlichkeit, wie ein gleichzeitiger Reisebeschreiber sagt, „das Auge sich nicht satt sehen konnte“; auch die aus Holz zusammengesetzten schlichtesten Bauernhäuser zeigten in ihrer Weise, wie rege und bewußt in damaliger Zeit der Sinn für das Kunstschoene im gesamten Volke, bis zu dessen untersten Schichten herab, war, wie sofort das höhere Bedürfniß sich geltend machte, sobald nur eben das niedrige, materielle seine Befriedigung hatte. Auch aus diesen Holzkonstruktionen springen die allgemeinen, leitenden Prinzipien der christlich-germanischen Architektur in die Augen. Die ganze Anordnung passt auch hier überall sich dem Materiale an; das Gefüge tritt stets unverhohlen hervor; die Balken, Sprossen und Riegel gestalten sich, indem sie zugleich ihre konstruktiven Zwecke erfüllen, zu sinnvollem Ornamente, welches noch durch mannigfaches originelles Schnitzwerk gehoben wird. Wie bei'm Steinbau nahm man stets Rücksicht auf die Gesamtwirkung und ließ jeder Einzelheit ihre individuelle Geltung und Bedeutung, so jedoch, daß sie dem Charakter des Ganzen sich unterordnete. Selbst wo die Kunst und das was man Styl nennt, fehlten, war solches kaum zu bemerken, da den Meistern des Mittelalters jene Frische der Einbildungskraft dafür Ersatz leistete, die stets neue Formen zu finden weiß und jene Freiheit des Geistes, welche zu ihrer Anwendung erforderlich wird.

Während bei uns zu Lande, wo man von der Volksbildung so viel Rühmens macht, diese malerischen Holzbauten stets mehr und mehr verschwinden und die modernen fast- und kraftlosen Häuserkarikaturen auch in die Dörfer einwandern, lebt im Schwarzwalde

zählte 1,700,000 Glockentürme in Frankreich! Dazu die Burgen, Rathhäuser, städtischen Befestigungen und Alles dies, nach den noch vorhandenen Überresten und den Abbildungen zu urtheilen, wahrhaft künstlerisch durchgebildet und ausgestattet, ein jedes in seiner Art! Vergl. Chateaubriand *Études historiques* p. 441. — Das *Monasticon anglicanum* und die neuen Werke von Britton und Wintles ergeben Aehnliches für England. (vgl. meine Einleitung zu den „Mittelalterlichen Bauwerken nach Merian von B. Stas“, Leipzig bei T. O. Beigel.)

¹⁾ Mit Vergnügen ergreife ich diese Gelegenheit, um Herrn Niel Dank dafür abzustatten, daß er die obige Charakteristik sich angeeignet und in Kreise getragen hat, in welche meine Stimme wohl schwerlich jemals gedrungen sein würde.

und dem „zurückgebliebenen“ Schweizer- und Throler-Hochlande diese Kunst des Holzbauens noch in aller Frische im Volke fort, und staffirt die grandiosen Naturseenen auf die aumuthigste und malerischste Weise¹⁾. — Zwar werden auch bei uns, selbst in den größten Städten, wohl zuweilen Holzbauten aufgeführt, aber, du lieber Himmel, welche?! Vor wenig Jahren noch konnte man in Köln z. B., und zwar an Hauptstraßen dieser Stadt, einige solche Holzungehener zu einer Höhe von fünf Stockwerken aufsteigen sehen. Das unterste Stockwerk zeigte Wände von Glas²⁾, auf welche sodann das in horizontaler und vertikaler Richtung sich durchkreuzende Gerüste von roh zuge-

¹⁾ Wie lebenskräftig noch immer die künsterbildenden Keime sind, welche in jenen alten Holzbauten liegen, dafür liefern u. A. die badischen Bahnhöfe einen schlagenten Beleg, welche Eisenlehr nach dem Vorbilde derselben errichtet hat. — Um sich einen Begriff von dem Reichthum des Holzbauens an Motiven zu machen, vergleiche man außer den bereits angeführten „Vorlegeblättern“ Ungewitter's die Werke von Bötticher und Pugin (*Ornamental gables*), sowie das leider in's Stocken gerathene Werk von G. Geißel: *Originelle Bauwerke des Mittelalters*. Berlin bei Schermark. Es ist anerkennenswerth, daß die bayerische Regierung eine Verordnung erlassen hat, wonach die Ausbeffierung und Wiederherstellung im Gebirgsstyl erbauter Häuser, sowie der Neubau der ländlichen Häuser einer Ortschaft, wo der Gebirgsstyl gewöhnlich ist, jedesmal in diesem Style geschehen soll und die betreffenden Dörflänen angewiesen hat, auf Beschaffung des nöthigen Bauholzes bedacht zu sein und dasselbe zu einer ermäßigten Taxe abzugeben. Dahin haben es unsere Bauakademien und die aus ihnen hervorgegangenen Männer der „Wissenschaft“ schon gebracht, daß die Polizei der Aesthetik zu Hülfe kommen muß! — Die ersten Stätten des Christenthums und zugleich die ältesten Denkmäler Norwegens, die so charakteristischen Holzkirchen, fallen auch bereits, eine nach der andern, unter den Streichen des Aufklärungs-Vandalismus. Eine derselben rettete König Friedrich Wilhelm IV., indem er sie nach Schlesien transportiren ließ, eine andere wurde von einem Vereine für 1800 Thlr. erstanden. Ganz neuerlich noch hat der erste Architektur-Kenner Frankreichs, Viollet-Leduc, in seinen „lettres adressées à Mr. Lance“ die Holzbauten Tyrols verherrlicht und seinen Collegen an's Herz gelegt, sich lieber an dieser Bauernkunst erfrischen zu gehen, statt ihre Mappen immer wieder auf's Neue mit antiken Gemeinpläzen anzufüllen.

²⁾ Die jedes statische und ästhetische Gefühl empörende Unsitte, die zu Boutiken bestimmten Erdgeschosse vermittelst Eisenstangen zu ganz durchsichtigen Glaskästen zu machen, und sodann die schwersten Massen darauf zu thürmen, scheint überhaupt in unseren Städten immer mehr überhand nehmen und die so schönen und zugleich feuerfesten Wölbungen gänzlich verdrängen zu wollen. Es muß in der That wenigstens die Consequenz anerkannt werden, mit welcher die moderne Architektur aller Orten und bei jeder Gelegenheit das unterste zu oberst und das oberste zu unterst lehrt. Man vergleiche mit unseren modernen Waarenbuden nur einmal die mittelalterlichen, wie uns solche Viollet-Leduc in seinem *Dictionnaire de l'Architecture* unter dem Worte *Boutique* vorführt, und man wird auch hier sehen, was „Fortschritt“ ist.

schnittenen Pfosten zu ruhen kam. Demnächst wurde dieses Gerippe von unten bis oben mit glattgehobelten Tannenbrettern überkleidet, denen, vermittelst quadratisch gezogener Einkerbungen, das Aussehen von großen Werkstücken gegeben war. Um die Illusion eines Palastbaues vollständig zu machen, bestrich man endlich die thurmhohen Bretterwände mit einer flebrigten Flüssigkeit, welche der dekorrende Tünchermeister erst mit einem leichten Sandstaube, der das Korn der Quadersteine nachbilden sollte, bewarf und dann mit Oelfarbe überstrich. Das Ganze aber überragt ein, gleichfalls aus Brettern componirtes akademisches Prachtgesims korinthischer Ordnung. Und so stand denn endlich, im Angesichte des Domes, in der Metropole der altdutschen Baukunst, der fettglänzende, sandbeworfene Quaderbau aus Tannenholz auf seinen gläsernen Füßen da, als ein Musterbild heutiger Architektur und zugleich als eine stets fertige Brandfackel für das ganze Viertel! ¹⁾) — Glaube ja Niemand, daß solche Zerrbilder isolirte Erscheinungen seien! Dieses Häschchen nach Effekt, diese Lust am bloßen Scheine, diese kindische Nachlässerei, diese gänzliche Prinzipienlosigkeit, diese maßlose Geschmacksmengerei — das Alles sind die wesentlichen Unterscheidungszeichen fast unserer sämtlichen Tagesschöpfungen. — Neberall ist das Machen an die Stelle des Schaffens getreten; wo die „Antike“ nicht mehr vorhält, arbeitet man auf Bestellung in allen Stylen, selbst in Allen zu gleicher Zeit und an demselben Werke; das höchste Ziel ist jene seichte „Vielseitigkeit“ ohne Mittel- und ohne Schwerpunkt, die stets mehr und mehr überhand nehmen zu wollen scheint und allmählig allen Kern in Flug- und Trichter auflösen wird.

Wie im Ganzen die durchgehende, zusammenhaltende Idee, so fehlt im Einzelnen die künstlerische Vollendung. Während das Sinnen und Trachten unserer heutigen Handwerker in der Regel blos dahin geht,

¹⁾ Neberhaupt scheint Köln nach dem Ruhme zu streben, die äußersten Gegensätze, das Schönste und das Häßlichste auf dem Gebiete der Architektur, in sich zu vereinigen. Der alte Dom und der neue Appelhof, in Verbindung mit der neuesten Eisenbahnbrücke, können so ziemlich als die beiden Pole gelten. Zu allem Glücke macht sich neben dem flachsten Modernismus hier doch auch der Impuls der Dombauschule schon mächtig geltend, und zwar selbst auf dem Gebiete der Civilarchitektur, so daß in Wahrheit die Aussicht in die Zukunft trostreich ist, zumal auch das Handwerk sich zu ermannen begonnen hat.

möglichst schnell fertig zu werben, und etwas zu machen, was sich eben sehen lassen kann, war es in der alten Zeit ihr höchster Stolz, nur Kunstreiche, Meisterhaftes zu fertigen, oder es waren vielmehr damals Handwerk und Kunst noch nichts von einander Getrenntes, sie ruheten auf einem und demselben Boden. Der Glaser (sehr bezeichnend Glaswirker genannt) wob jene kunstreich verschlungenen, musivischen, mit farbigem Bildwerk durchblitzten Fenster; der Tischler fertigte keine Thüre, der Schlosser kein Schloß und keine Beschläge dazu, ohne diesen ihren Arbeiten das Gepräge ihrer Individualität und damit zugleich das der freischaffenden Kunst aufzubräuchen; kein Wohnhaus wurde errichtet, ohne daß der Steinmeze, sei es nun durch die Gliederung der Thür- und Fenstergewandung, sei es durch sinnreich combiniertes Maßwerk oder durch ein kräftig profiliertes Gesims, oder doch durch einige künstgerechte Zirkelschläge seine Originalität und seine Meisterschaft in der Handhabung des Zirkels wie des Meißels bekundet hätte¹⁾). — Seitdem Kunst und Handwerk nicht mehr Hand in Hand gehen, entbehren die gewöhnlichen Erzeugnisse des künstlerischen Elementes ganz und gar; höchstens hilft man sich noch mit einer geistlosen Nachahmung gewisser conventioneller

¹⁾ Wir können nicht umhin, den Alterthumsfreunden die Berücksichtigung der mittelalterlichen Privatbauten hier um so dringender anzuempfehlen, als dieselben gerade vorzugsweise dem Untergange bloßgestellt sind und bisheran meist nur die großartigeren Monumente eine sorgfältigere Beachtung gefunden haben. Unter unseren rheinischen Städten zeichnet sich in dieser Hinsicht Trier noch immer aus, obgleich selbst in den letzten Jahren noch einige der schönsten und bedeutungsvollsten alten Häuser dem Wachparadenstyl haben weichen müssen, die noch übrig gebliebenen aber zum größten Theile arg entstellt oder vernachlässigt sind. Die Grazie und die Vollendung der Profilellungen, selbst an den unbedeutendsten Wohnhäusern, deren Errichtung vor das 17. Jahrhundert fällt, ist wirklich oft wunderbar; besonders aber erscheinen die halberhaben gearbeiteten Maßwerk-Skulpturen, auf welchen die aus der Fassade hervorstretenden Kamine vorgekragt sind, wegen der Mannigfaltigkeit und Reinheit ihrer Formen bemerkenswerth. Auch in Köln zeichnen sich die wenigen, aus der klassischen Zeit des deutschen Baustyles noch geretteten Wohngebäude aus, und mancher der Fräkenköpfe, wie sie dort gewöhnlich über den Schrotgängen angebracht wurden, verräth mehr Kunstgefühl und technische Bravour, als die große Mehrzahl der modernen Bauwerke dieser Stadt, einschließlich der Eisenbahnbauten, zusammen genommen. Außerdem mögen für Deutschland Nürnberg, Lübeck und Danzig, für England Oxford, Cambridge und Winchester, für Frankreich Rouen hier noch als Musterstädte, wenn auch nicht ihrem ganzen Umfange nach, angesehen sein. Der Vergleich der alten Theile dieser Städte mit den neuen wird nur für das weniger gebildete Auge durch die moderne Schminke der letzteren etwas erschwert.

Kunstformen, die Einen dann überall hin verfolgen, wie die Nietenblätter unserer Kunstvereine. Soll aber einmal irgendwo in allem Ernst und um jeden Preis ein großes Bauwerk durch die Kunst gehoben werden, so tritt jener Zwiespalt erst recht an's Licht, indem die allseitig reflektirten, sorgfältig abgewogenen, schulgerechten Arbeiten der herangezogenen Künstler sich mit dem Ganzen, welches überall den alltäglichen Handwerkschlendrian zur Schau trägt, nimmer vertragen wollen, vielmehr stets als Schaugerichte, als fremdartige Zuthaten erscheinen, und durch den Contrast die Flachheit und Nüchternheit alles Nebrigen nur um so greller in die Augen springen lassen. Wir brauchen in dieser Hinsicht nur an die Museen, Schauspielhäuser, Paläste und sonstigen öffentlichen Bauten neueren Ursprungs zu erinnern, deren Vorderseiten, wie sich von selbst versteht, ein griechisches Pronaos oder sonst etwas klassisches darstellen und mit Bassreliefs in den Friesen und Giebelfeldern, oder gar mit freistehenden Bildsäulen geschmückt sind, während die drei andern Seiten des Parallelogramms nichts als glatte, gelblich übertünchte Wände mit so und so viel senkrecht eingeschütteten, stets gleich weit von einander entfernten Fenstern zeigen, und sich von einem Gasthöfe, einem Fabrikgebäude, einem neumodischen Gefängnisse oder einer Kaserne kaum noch unterscheiden lassen.

Das sind die Folgen davon, wenn die Idee und die That eine jede ihre besondere Straße zieht, wenn das Wissen und das Können, statt sich zu ergänzen, Wall und Graben zwischen sich aufwerfen und fehdgerüstet einander gegenüberstehen.

Einen derartigen Gegensatz kannte das Mittelalter, wie schon bemerkt, nicht, weshalb denn auch die Werke aus dieser Periode stets ein lebensfrisches, organisches Ganzes bilden, dessen einzelne Glieder demselben Grundgedanken entwachsen sind.

Diese Spontaneität der Erzeugung liegt vorzugsweise dem tieferen Interesse zum Grunde, welches die gedachten Werke in uns erregen, so mangelhaft sie auch theilweise in Bezug auf ihre formelle Durchbildung sein mögen, während die moderne, auf der Akademie einstudirte Fehlervoligkeit uns meist kalt und unbefriedigt lässt, weil ihr die Weihe der höheren Intention wie die Unmittelbarkeit der Anschauung fehlt.

Wenn Schnaase, um die Gegenwart zu entschuldigen, die Vorzüglichkeit des Mittelalters darin begründet findet, daß die damaligen

Meister „in vollster Freiheit und Unbefangenheit wirkten“, so drängt sich die Frage auf, ob denn die akademisch-bürokratische Zwangsjacke auf einer unabsehbaren Notwendigkeit beruht und warum der mit Recht so gefeierte Kunstschriftsteller nicht das ganze Gewicht seines Namens und Einflusses daran setzt, um unserer Kunstübung jene Freiheit und Unbefangenheit zurückerobern zu helfen.

Seitdem die Kunst hoffähig, dekorirt und graduirt ist, will sie natürlich den Zwecken des gewöhnlichen Lebens nicht mehr dienen: sie arbeitet nur noch für Ruhmeshallen, Fürstenkabinette, Museen und allenfalls noch für Kunstvereine, die dreimal den Werth bezahlen. Es kümmert sie nicht im Mindesten, wie unsere öffentlichen Plätze dreinsehen, ob die Thore, die Bauwerke, die Brunnen unserer Städte¹⁾, ob, mit einem Worte, Alles was um und an uns ist, dem ästhetischen Gefühle Hohn spricht oder nicht; ob die Kunstreichen, alten Monumente stehen oder fallen, ob sie dem Brecheisen oder der Tüncherquaste preisgegeben werden. Die Stadtmagistrate und die Stadtbaumeister haben denn auch meist nichts lieber, als wenn man sie mit den „Alsterthümern“ ungeschoren lässt, da dieselben ja ohnehin nicht mehr in „unsere Zeit“ passen und überdies ihre Erhaltung und Wiederherstellung „so gar viel Geld wegfrischt.“ — Der letztere Grund klingt nun freilich am allerbefremdlichsten, wenn man die Summen in Betracht zieht, die ohne alles Bedenken in Knalleffekten, Feuerwerken, Dekorationsbauten aus Laiten, Leinwand u. dgl. m. in unseren großen Städten vergendet werden²⁾. Doch, wir nehmen unsern Faden wieder auf.

¹⁾ Als das Ideal eines modernen Brunnens mögen hier die neuerdings in Köln dargestellten Pumpen erwähnt werden: gußeiserne, grünlich angestrichene korinthische Säulen auf hohen vierfältigen Postamenten, in deren Kapitälern sich der unten in eine Schlange auslaufende Schwengel hin- und herbewegt.

²⁾ In Köln hat man einmal zur Feier der Anwesenheit des Königs einen Bretterpalast in maurischem Style errichtet und nach 14 Tagen wieder abgebrochen, der so viel kostete, daß man dem einen oder andern der hinsiechenden Kunstdenkmale der Vorzeit (beispielsweise der so bedrohten Großmartin-Kirche) mit dem Gelde in sehr wirkamer Weise hätte beispringen und damit zugleich dem Monarchen und der Stadt ein bleibendes Ehrendenkmal stiftet können. Aber es ist nun einmal die Vorliebe für solche auf den Moment berechnete Spektakelstücke den Perioden des Kunstverfalls eigen. Als man in Florenz anfing, Siegesbögen und Ehrenpforten aus Holz und Pappeckel zu improvisiren, baute man keine loggia dei Lanzi, keinen palazzo vecchio mehr, und für den Ausbau des Antwerpener Domes hatte Niemand mehr etwas übrig, als der mythologisch-allegorische Dekorationsapparat bei allen feierlichen Anlässen sich in den Straßen breit zu machen begann.

Es konnte nicht anders sein, als daß in dem Maße, in welchem das tiefere Künstlertum und die feste, traditionelle Unterlage schwand, auch die Technik erlahmte und die Pfuscherei an die Tagesordnung kam.

Allerdings nahm in den beiden letzten Jahrhunderten, nachdem schon längst die höhere, leitende Idee dahin war, der formbildende Trieb noch manchen verzweifelten Aulauf, bevor er in den Krämpfen des Rokoko verschied und der baare Nihilismus der Revolution und des Kaiserreichs die, längere Zeit hindurch unbestrittene Alleinherrschaft antreten konnte. Sobald aber einmal das Bewußtsein fehlt, für ein Ganzes zu arbeiten und wesentlich zur Erreichung eines höheren Zweckes beizutragen, fehlt dem Arbeiter auch jeder Impuls, etwas mehr zu leisten, als gerade der Augenblick gebieterisch erheischt; er arbeitet, um das liebe Brod für sich und die Seinigen in's Haus zu bekommen — für weiter sonst nichts. Und wie würde auch in der That ein kunstreiches Schnitz-, Steinmezen- oder Schlosserwerk zu unseren leeren, nüchternen Bauwerken passen, die gerade die Negation jeder Kunst darstellen! Würde nicht die Plattheit, die Gehaltlosigkeit des Ganzen durch solches Detail nur um so bemerkbarer und widerlicher werden! Wir haben so eben des Rokoko gedacht, dessen bloße Erwähnung bei den Meisten schon genügen wird, um es zu richten und auf welches jedenfalls unsere klassisch-gebildeten Architekten mitleidig lächelnd herabschauen. Auch uns will es nicht in den Sinn kommen, eine Lobrede auf Versailles und dessen Zubehörungen zu halten, von wo aus so viel ästhetische wie politische Verderbniß über unser Vaterland ergangen ist. Wie tief aber auch immer der Verfall sein mag¹⁾), die technische Vollendung alles Einzelnen bleibt doch noch immer bewundernswert. Wie armselig erscheint die Ausstattung unserer heutigen Luxuswohnungen im Vergleich mit diesem, wirklich fabelhaften Mobilare,

¹⁾ Der durchbohrende Blick des Herzogs von Saint Simon, welcher am Hofe Ludwigs des Bierzehnten inmitten des herauschenden Pompes die Tiefe des sich eröffnenden Abgrundes und den Todesschatten, den er in die Zukunft warf, erschaute, hat in seinen Memoiren (Bd. I. Abschn. 28.) uns eine Kritik der in Mode stehenden Anlagen hinterlassen, welche zeigt, wie sehr er auch den Abfall von der Kunst des Mittelalters als ein Symptom der moralischen Entartung auffaßte. „Louis XIV avait pour but, et il parvint de ruiner tout le monde, pour les réduire à dépendre entièrement de ses biensfaits pour subsister: il trouvoit d'ailleurs son orgueil satisfait, de voir une cour superbe, et dans une confusion qui anéantissoit

worin das flatterhafte, corrumpirte, ausgelassen-übermuthige, aber siets geistvolle damalige Franzosenthum sich auf's getreulichste abspiegelt, das Zeitalter des Materialismus und des Schäferthums! Von den Porzellanen, Tapeten und Täfelungen, von den Statuetten der Pigalle und Pajou nicht zu reden — selbst dem Eisen wußte die unvergleichliche Künftfertigkeit des damaligen Handwerks einen solchen Reiz abzuwinnen, daß unsere Sammler auf die Nebenreste davon Jagd machen, um ihre Kabinette mit diesen fantastisch-kapriziösen Gestaltungen zu bereichern, welchen gegenüber die Produktionen der heutigen Werkstätten, geschweige denn der Gießereien, sich wie Barbarenwerk ausnehmen.

Man muß übrigens einräumen, daß der Sinn für das Kunstschoene in allen Klassen bereits so sehr erstorben ist, daß der Arbeiter, welcher nach demselben hinstreben wollte, bei dem Besteller auf wenig Dank zu rechnen hätte, besonders wenn damit irgendwelche Preiserhöhung in Verbindung stände. Höchstens weiß man noch die Solidität und die Brauchbarkeit der Arbeit zu würdigen; jedoch selbst das Verständniß hierfür wird durch das leidige Surrogaten-Umwesen, der Natur der Sache nach, immer mehr abgeschwächt, da ja eben Täuschung sein Hauptvehikel ist. Aus der Gewöhnung an den ästhetischen Trug erwächst endlich sogar eine Lust daran: *vulgar vult decipi*. Während in der alten „finstern“ Zeit auch der schlichte Privatmann ein Opfer, selbst ein bedeutendes, nicht scheute, um durch ein schönes, untadelhaftes Werk zur Belebung des Kunstsinnes und zur Verherrlichung seines Wohnortes etwas beizutragen, während im Mittelalter, wie der treffliche Justus Möser sagt, der Ehrgeiz des Bürgers, ja selbst des Bauern darauf ging, daß Nothwendige in seiner

les distinctions. Ce luxe est devenu une plaie et le cancer intérieur, qui ronge les particuliers — — il force les uns à voler, pour soutenir leur dépense; il confond les états, et va à la ruine, et au renversement général. — — Ses bâtimens qui pourroit les nombrer? et qui n'en déplorera l'orgueil, le caprice, le mauvais goût? La violence faite partout à la nature, dégoute malgré soi — — Du côté de la cour, l'étranglé suffoque et ces vastes ailes s'enfuient sans tenir à rien. Du côté des jardins ou croit voir un palais qui a brûlé ou le dernier étage et les toits manquent encore“ u. s. w. Sollte man nicht glauben, der unerbittliche Herzog habe unsere neuesten Paläste, Museen, überhaupt unsere Prachtstraßen vor Augen, mit ihrer Alles konfundirenden Einödmigkeit, ihrer Plattheit, als ob die Dächer abgebrannt seien, ihrer Gestalt- und Gehaltlosigkeit, die dem Auge kaum noch feste Anhaltspunkte darbietet?

Vollkommenheit zu haben, trägt man dermalen sein Geld lieber in die Oper, oder gar an die Pharao-Tische, oder lässt es in leerem Lande, in Prunkschwergereien und schaalem, bedeutungslosem Luxus draufgehen.

Zu dieser Verkommenheit, zu diesem Versiegen des guten Geschmackes trägt unser Fabrik- und Maschinenwesen sein gutes Theil mit bei.

Es sei ferne von uns, den gewaltigen Aufschwung beseufzen zu wollen, den das Maschinenwesen in unseren Tagen genommen, oder die unermesslichen Eroberungen anzuklagen, welche der Geist der Zeit, hauptsächlich mit Hülfe der Naturwissenschaften, nach allen Richtungen hin gemacht hat. Möge die Industrie von ihrem goldenen Throne herab immer mehr Wohlthaten unter das Menschengeschlecht, das deren noch gar sehr bedarf, ausspenden; möge sie ihre Herrschaft über die Elemente immer fester begründen und weiter ausbreiten; nur wolle sie nicht ihr Regiment auch über das wesentlich Freie ausdehnen, nicht auch die höchsten Seelenkräfte des Menschen ihrem despötischen Zepter unterwerfen! Die Nützlichkeit ist nicht das einzige Bedürfniß unserer Natur, sie ist nicht der einzige Gesichtspunkt, auf welchen alle Thätigkeit unserer Intelligenz sich zurückführen lässt. Zum Ruhme unserer Natur wurzeln noch andere Bedürfnisse in ihr, die einer höheren Ordnung angehören, die, so zu sagen, im Gegensätze zu dem blos Nützlichen sich geltend machen. Es gibt eine ideale Hierarchie der Existenzen, welche, wurzelnd in der Erdentiefe, in der Geisterwelt ausgipfelt. Die Idee des Wahren und Schönen ist dem Menschengeiste nicht weniger angeboren, als die des Nützlichen; welche von beiden ihn aber am meisten adelt, und seinem Ursprunge, wie seiner endlichen Bestimmung am meisten entspricht, welche von beiden dienen, welche herrschen soll, diese Frage kann, so sollte man glauben, im Ernst kaum aufgeworfen werden.

Wenn nichtsdestoweniger „die Wissenschaft“ so oft, nicht ohne bittere Ironie, auf das Gebiet der Wirklichkeit hinverweist, auf welche der „Weltgeist“ uns immermehr hindrängt und auf dem alle Kunst und Poesie nur Fremdlinge seien, so können wir dagegen wieder nur fragen, was denn eine tiefer begründete Wirklichkeit in sich trägt, als eben die Werke der ächten Kunst, welche die höchsten Ideen in allen Farbenbrechungen zurückspiegeln, und ob nicht das Kunstschoene eben so wesenhaft ist, als der Geist, aus welchem dasselbe

stammt? Mit jenem platten, exklusiven Materialismus, der Alles auf „Kraft und Stoff“ zurückführt und den Menschen mit der Qualle identifizirt, welche die Meeressfluth auf den Sand ausspeit, ist freilich nicht zu rechten. Es bedarf dessen aber auch nicht, da seine Anhänger dadurch alle Argumentation überflüssig machen, daß sie, in anerkennenswerther Bescheidenheit, jeden qualitativen, spezifischen Unterschied zwischen sich und dem lieben Vieh verneinen. Eine derartige Konzession entwaffnet natürlich im Voraus jede Dialektik. Allein auf solcher Höhe des „Selbstbewußtseins“ vermögen nur Wenige sich zu halten; dem großen Haufen der „Aufgellärteten“ ist es im Grunde nur darum zu thun, daß ihm der Spiritualismus die Freude am Dasein nicht verfimmert. Es hat aber damit, wenigstens auf dem Kunstgebiete, ganz gewiß keine Noth. Man vergleiche nur unsere löschpapiernen Volks- und Familienfeste oder einen amerikanischen Sonntag mit dem lust- und farbenstrahlenden Gepränge des mittelalterlichen Lebens in Stadt und Schloß, seinen Mummenschänzen und Gelagen, und man wird sich sofort davon überzeugt halten müssen, daß der „Rückschritt“ auf diesem Gebiete jedenfalls nicht zur Kopfhängerei führt¹⁾.

In der That sind die in Frage stehenden Richtungen nur scheinbar sich entgegengesetzt; sie schließen keineswegs einander aus. Ein gesundes, klares, praktisches, auf materiellen Fortschritt und behaglichen Lebensgenuss abzielendes Streben (auf welches wir, beiläufig gesagt, keinen geringen Werth legen) kann ganz füglich Hand in Hand mit der Entwicklung der höheren Seelenkräfte gehen; es wird dieser Entwicklung in der Regel sogar förderlich sein, falls es nur richtig geleitet wird und sich bescheidet, innerhalb seiner natürlichen Gränzen zu bleiben. Diese seine Gränzen hat aber der Industrialismus, wie uns scheint, schon längst überschritten und damit die freihätige Kunstuübung wesentlich beeinträchtigt; er hat einen krankhaften Kulturzustand hervorgerufen, indem er immer mehr Täte nach einer Seite, und zwar nach den niederen Organen hintrieb. Nur diese Einseitigkeit, die nichts Anderes gelten lassen will, als was sich messen, wägen und zählen läßt, gilt es zu bekämpfen. Bei solcher Richtung droht der

¹⁾ Vergl. die Abhandlung: Der Humor in der Kunst, in meinen Vermischten Schriften über christliche Kunst, S. 471—478.

Industrialismus einer der Krebschäden der modernen Gesellschaft zu werden¹⁾.

Besonders stolz ist unsere Zeit auf die Eisenbahnbau'en, und gewiß nicht mit Unrecht. Diese imposanteste Schöpfung der modernen Industrie kann sich mit den Riesenwerken aus der Periode der römischen Weltherrschaft messen und wir heißen sie — trotz der mancherlei Schattenseiten, welche sie darbieten — freudig willkommen. Nicht in der Sache, sondern vielmehr in der Schuld der Menschen liegt es begründet, wenn sie etwa, wie es vielfach den Anschein gewinnt, zu Werkzeugen einer Alles absorbirenden Centralisation werden sollten, statt die Individualitäten zu heben und zu beleben, indem sie die Wahrheiten und geistigen Errungenchaften, auf welchen die ächte Civilisation beruht, zum Gemeingute aller Länder und Völker zu machen. Aber wie unendlich begründeter würde jenes stolze Selbst-

¹⁾ Wie weit die Prätentionen des Industrialismus gegenüber der freien Kunstübung sich schon verstiegen haben, und wie sehr er darauf aus ist, dieselbe ganz und gar zu knechten und zu absorbiren, mag man aus einem Passus entnehmen, welchen wir aus der Nationalökonomie von J. B. Say (einer Art Bibel der Industrie- und Finanzmänner) unsern Lesern mittheilen wollen, um zugleich jeden Vorwurf der Neubreibung von uns ferne zu halten.

Es heißt in jenem Werke (Übersetzung von Morstadt, 3. Ausg. Bd. I. S. 437) wie folgt: „Das Modellsystem wäre auf den Häuserbau anwendbar; — — Nun könnten aber die meisten Kunst- (?) Produkte unseres Bedarfs auf diese Weise modellirt werden. Herr Christien (in seinen „Idées sur les arts industriels“) bemerkt sehr richtig, daß man in einem Dutzend Modellen für jeden der verschiedenen Gegenstände, welche zur Aufführung eines Hauses gehören, je nach der Größe des Gebäudes und dem Vermögen des Hausherrn alle vernünftigen Bedürfnisse befriedigen könnte, und als dann ließe sich die Fabrikation von allen diesen Stücken in Großmanufakturmöglichkeit ausführen“ u. s. w. Demnächst eisert Say gewaltig über die Baumeister, welche „ihren Erfindungsgeist wollen glänzen lassen“, und empfiehlt auf das dringendste, alle Fenster, Thüren, Zimmer an allen Häusern gleich hoch und gleich breit zu machen, „um die Ingredienzstücke dazu, in großer Menge, nach dem nämlichen Modelle fertigen zu können.“ — Das wird wohl genügen! Der Hausherr bedarf demnach nur eines Schraubenschlüssels, um seine Wohnung jederzeit mobil machen und dahin transportiren zu können, wo sie sich gerade am besten rentirt. Natürlich wollen die übrigen Künste hinter dieser Fortschrittsarchitektur nicht zurückbleiben. — So ward vor einigen Jahren in den öffentlichen Blättern ausgesagt, daß ein gewisser Blanchard in Boston eine Sculpturmashine erfunden habe, welche alle freie Kunst überflüssig mache. Wenn für die Maler endlich die Photographen und Farbendrucker eintreten, so ernden Erstere nur was sie gefaßt haben, indem sie zuerst den Naturalismus und den Idealismus auf ihre Fahne schrieben.

gefühl erscheinen, falls wetteifernd mit den in Rede stehenden Anlagen, zugleich Denkmäler sich erhöben, die nicht in den materiellen, sondern in den höchsten geistigen Interessen wurzeln. Bis jetzt haben die großen Industriewerke, wie schon ihre äußere Erscheinung bekundet, im Ganzen genommen, nur dazu gedient, die Wucht des sogenannten Kapitales auf Kosten der freithätigen Einzelkraft zu verstärken.

Mitten in dem Gepolster, dem Kasseln und Zischen der Maschinen steht die Kunst als dienende Magd, der vom Frohnvogte ihr bestimmtes, einformiges Tagewerk zugewiesen ist, wie den übrigen Fabrikarbeitern. Alles, was sie schafft, trägt daher auch den Charakter der Chablonen an sich und verräth die unbedingt zwingende mechanische Gewalt. Das „Zeitalter der Intelligenz“ gefällt sich darin, todte Automate zu schaffen, während die Jahrhunderte, die man so oft „die finstern“ zu nennen beliebt, Allem und Jedem ein individuelles Leben einhauchten, während damals jedweder Stoff, den die Menschen hand berührte, die Herrschaft des Menschen geistes bekundete. Wo ist die Kunst des Schmiedens, des Treibens, Eiselsirens, Durchbrechens, Niellirens hingerathen? Wo finden sich die Filigranarbeiter, die Holz- und Elsenbein-Schnitzer, wo die Gold- und Seidenwirker, die Stein- und Stempelschneider, wo die Emailleurs, deren Prachtwerke wir kaum noch zu analysiren wissen? — Sie sind sammt und sonders kleingestampft von unsren Maschinen und zu einem Breie zusammengekocht, aus welchem all' das stumpfe, einformige, charakterlose Zeug gegossen, gebacken und geknetet wird, womit wir das Innere unserer, in demselben Geiste gesortneten, Paläste und Wohnhäuser, ja nicht selten sogar der Gott geweihten Tempel, ausstatten. Zu dieser Beziehung läßt sich allerdings eine gewisse Einheit und Planmäßigkeiit nicht verleugnen. Alles Beiwerk und Ornament ist infofern im Geiste der Gesamtkonstruktion gehalten, als es so wenig wie möglich dem ästhetischen sowohl als dem praktischen Bedürfnisse entspricht. Hier sieht man die Fenstervorhänge aufgestapelt, als ob sie nur zum Auffammeln des Staubes da wären und etwa noch um das Deffnen der Fenster möglichst zu behindern; dort erscheinen die parkettirten Fußböden so Kunstreiche gefärbt und schattirt, daß man abwechselnd auf zugespitzte Kanten und eingetiefe Winkel zu treten vermeint! anderwärts ergeben die an die Stelle der Seide, des geprefzten Leders und der Gobelins getretenen Papiertapeten, mit ihren historischen und landschaftlichen

Darstellungen, eine wahrhaft sinnlose Verwirrung aller perspektivischen Linien; kein Möbelstück verräth Originalität in der Erfindung oder auch nur eine konsequente Entwicklung irgend eines Motivs; das Tannenholz wird zu Mahagoni, wenn nicht gar zu Bronze, das Eisen zu Stein und der Stein zu beidem angestrichen; alle Grenzen der verschiedenen Kunstgattungen sind verwischt — überall ist falscher Prunk, Monarchie und babylonische Verwirrung. — Alle wollen in unseren demokratischen Zeitaltungen Alles sein, haben und genießen; Mangels der Wirklichkeit, zu deren Erreichung die Mittel fehlen, greift man nach dem Schein und findet sein Gelüste, so gut es eben gehen will, damit ab¹⁾.

Trotz allem Fortschritte der Chemie, in welcher bekanntlich die moderne Wissenschaft einen eben so glänzenden, als wohlverdienten Triumph feiert, will es zur Zeit nicht gelingen, venetianisches Glas, Porzellan, Majolica, Email u. dgl. m. in der Vollkommenheit herzustellen, wie solches vor Alters aus den Werkstätten von Byzanz, Venetien, Limoges und aus — China hervorging, deren Produkte unsere Sammler so zu sagen mit Gold aufzuwiegen. Weshalb? weil eben das künstlerische Element, dasjenige was die Menschenhand dazu zu thun hat, durch die Retorten und Distillirkolben in Dampf aufgegangen ist und sich durch keinerlei Bücherweisheit ersehen lässt. Ja nicht einmal die gewöhnlichen Maler-Pigmente, welche noch immer, obgleich Jahrhunderte darüber hingegangen sind, in energischster Frische auf den Bildern

¹⁾ — — „L'hypocrisie de la vertu est de tous les temps; celle du luxe appartient plus particulièrement aux siècles démocratiques — — il n'est point d'impostures, auxquelles les arts n'ont recours; l'industrie va même si loin en ce sens, qu'il lui arrive de se nuire à elle-même. — — à Newyork je croyais voir à mon arrivée un certain nombre de petits palais de marbre blanc, d'une architecture antique; le lendemain je trouvai que ces murs étaient de briques blanchies et ses colonnes de bois peint. Il en était de même de tous les ornemens que j'avais admiré la veille.“ Bergl. de Toqueville de la democratie en Amerique vol. III. ch. 11 u. 12. — Auch in der Nähe von Koblz haben einige solche amerikanisch-italienische Marmorvillen aus Tannenbrettern, mit Zink- oder Gementstatuen decorirt, sich bereits aufgethan. Wenn man aus fortifikatorischen Rücksichten nicht in Stein bauen darf, warum greift man denn nicht, statt dies Material nachzuäffen, zum ächten Holzbauystil, indem man die so überaus malerischen, bereits gedachten Holzbauten sich zum Vorbild nimmt, wie es u. A. Eisenlohr bei den von ihm errichteten badischen Bahnhöfen mit so ausgezeichnetem Erfolge gethan hat? Styl und Material bedingen sich wechselseitig und dürfen einander nie verläugnen.

der alten Meister leuchten, vermögen alle unsere Scheidekünste herzustellen, so daß die heutigen Malereien es kaum wagen dürfen, neben denjenen der alten Schulen sich blicken zu lassen, deren Hauptwissenschaft in traditionellen Rezepten bestand. Immer und allerwärts macht der Mangel jener lebendigen Durchdringung von Wissen und Können sich fühlbar, ohne welche die Kunst sich stets auf den Krücken fortschleppen wird, welche ihr die Wissenschaft auf der einen und das Maschinenthum auf der andern Seite bieten. Mögen unsere Künstler ihre Pinsel noch so tief in den kastalischen Duell eintauchen, mögen sie in Anatomic und Perspektive vor dem strengsten Examen Stich halten, die Probe der Jahrhunderte werden nur sehr Wenige wie ihre alten Zunftgenossen bestehen.

Selbst das Kirchengräthe hat sich dieser raffinirten Barbarei nicht zu entziehen vermocht, obgleich hier noch die trefflichsten alten Muster in großer Zahl sich vorfinden und die heiligsten, dringendsten Rücksichten solchem Verkommen sich entgegenstellten. So werden die Monstranzen aus gestampften Metallstücken zusammengesetzt, die ganz eben so gut als Komodenbeschläge dienen könnten; die Kronleuchter in denjenigen Kirchen, in welchen sie noch nicht durch Gaschnäbel verdrängt sind, sehen aus, als ob sie zugleich auf einem Ballsaale zu figuriren hätten; die Rauchfässer, die Kelche und die Kreuze werden nach Möglichkeit mit allerhand Modeschnicksnack verbrämmt, ja sogar die priesterlichen Gewänder, so viel als nur immer thunlich, „dem Geiste der Zeit“ angepaßt. Sah doch Schreiber dieses mit eigenen Augen an dem Laden einer Paramentenhandlung ein Pluviale für den Trauergottesdienst ausgehängt, auf dessen Rückseite ein heidnischer Sarkophag abgebildet war, über welchen eine gar sentimentale Trauerweide „ihre grünen Haare“ herabhängen ließ, während zur Seite einige pausbäckige Genien eine ziemlich vollständige Janitscharen-Musik aufführten! Es fehlte eben nur noch die Pyramide des Cestius im Hintergrunde. Unterdessen wandern dann die altehrwürdigen Stickereien und die kunsttreichen Spitzen zum Trödler. Auch hier kann nur durch ein entschiedenes Zurückgehen zum Alten und vor Allem durch ein gründliches Studium desselben Abhülfe eintreten¹⁾.

¹⁾ Der Weg zur Abhülfe ist in neuester Zeit, namentlich am Rheine, in glückverheißender Weise nicht bloss angebahnt, sondern bereits beschritten worden, wie dies eine große Anzahl von Kirchengräthschaften bekundet, die namentlich in Köln, Aachen und Trier gefertigt worden sind. Was insbesondere die Kunst der Stickerei und

Die byzantinische Kunst hatte in ihrer mumienhaften Verknöcherung doch zu keiner Zeit den Takt für das Schickliche verloren, und daneben einen wunderbaren Sinn für Anordnung und Farbe und eine ausgezeichnete Technik sich zu bewahren gewußt; sie war ächt durch und durch. Der jetzigen Kunstubung gehen — namentlich im Gebiete der Architektur — alle diese Vorzüge nicht weniger ab, als die belebende, leitende, durchherrschende Idee.

Man gewöhnt sich so leicht an das, was man doch einmal nicht umgehen kann, und endlich lernt man das Gewohnte sogar lieb gewinnen. So wird es denn auch gewiß Manchem scheinen, als ob es mit der Gegenwart doch nicht so gar schlimm bestellt sei, als ob wir uns in der Uebertreibung gefallen und die Farben zu grell aufgetragen hätten. Doch bei der ruhigsten Gewissenforschung glauben wir diesen Vorwurf von uns abweisen zu dürfen; wir glauben, daß wir eher hinter der Wahrheit zurückgeblieben sind, und daß bei einem noch näheren Eingehen auf die Spezialitäten und einer umsichtigen, allseitigen Vergleichung des Sonst und Jetzt, auf dem Gebiete der bildenden Künste, die Wagsschale noch weit tiefer zu Gunsten des Ersteren herabsinken würde. Ja, wir können, wie dies die Londoner Industrie-Ausstellung dargethan hat¹⁾), in mehr als Einer Beziehung bei den Chinesen und Indianern in die Schule gehen, Dank dem Umstande, daß keine akademische Bildung ihre traditionelle Technik und ihre Anlagen denaturirt und ihre Instinkte in die Irre geführt hat. — Es wäre im Übrigen freilich nicht sehr zu verwundern, wenn der Schmerz über die Umwandlung die Sprache der heutigen, ja der leidenschaftlichen Anklage redete, wenn der heutigen, noch dazu so dinkelvollen Verkommenheit

der Weberei anbelangt, so hat Herr Fr. Bock in Köln durch seine trefflichen Schriften, wie durch seine unermüdliche Thätigkeit dieselbe geradezu rehabilitirt. Seine „Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters“ verspricht ein Musterwerk für alle Länder zu werden. Die in Stuttgart erscheinende Zeitschrift „Kirchenschmuck“ hat sich den Beruf gestellt, die richtigen Prinzipien in die weitesten Kreise zu tragen und ist namentlich der Frauenwelt zu empfehlen, in welcher das Streben immer reger wird, wie vor Alters, den Tempel des Herrn mit ihrer Hände Arbeit zu schmücken. Der Hauptzweck dieses Zweiges der kirchlichen Kunst sollten die Frauenklöster sein, wie denn auch bereits der in Aachen gegründete Orden vom „armen Kinde Jesu“ mit dem besten Beispiel vorgegangen ist.

¹⁾ Vgl. den Aufsat: „Ein Wort über den Londoner Glaspalast“ in meinen Vermischten Schriften über christliche Kunst. S. 432—441.

gegenüber, die Liebe für das Alte zur Geizel griffe, und zwar weniger noch, um die Verderber zu züchtigen, als um die Masse der Gleichgültigen in Bewegung zu setzen! In der That sind die letzteren es hauptsächlich, welche das Umstichgreifen der verkehrten Tendenzen, und zwar nicht allein auf dem Kunstgebiete, zu verantworten haben. Wollte oder müßte ein Jeder entschieden Partei ergreifen und sein Gewicht in die Wagenschale werfen, so bedürfte es nicht erst der Katastrophen, um die Lebensluft der Nationen immer wieder auf's Neue zu reinigen. Das blasirte Zeitungspolitikum, welches allabendlich über Ministerien und Kammern zu Gerichte sitzt, aber keine Zeit hat, wenn es sich darum handelt, auch nur die einfachsten Bürgerpflichten zu erfüllen, etwa einen Wahlzettel in eine Urne werfen zu gehen, dieses Philisterium, das eigenste Produkt der modernen „Aufklärung“ ist, bei aller sonstigen Harmlosigkeit, der faule Fleck in jedem Staatsorganismus und das Haupthinderniß jeder gesunden, freiheitlichen Entwicklung.

Allein es handelt sich nicht allein darum, einen Damm gegen die Fluth zu errichten, die schon so viel Herrliches, Unerhörliches hinweggeschwemmt hat; die Reaktion gegen den modernen Vandalismus muß so viel Stärke gewinnen, daß nicht blos das Rechte erkannt und dem Schlechten gewehrt wird, sondern daß auch das Gute und Wahre aus den alten Wurzeln wieder frische, lebenskräftige Triebe ausschlägt. Das Letztere wird freilich, so wie der Ulcer zur Zeit noch bestellt ist, auf nicht geringe Schwierigkeiten stoßen, und auch uns fällt dabei der alte Satz wohl ein: daß Tadeln leichter ist, als Bessermachen, die Kritik leichter als die Kunst.

Doch so schwer im gegebenen Falle die Umkehr zum Besseren auch sein mag, so darf doch Niemand, der das Uebel erkannt zu haben glaubt, durch diese Schwierigkeit sich abhalten lassen, nach Kräften das Seinige zu thun, um denselben zu steuern. In dem folgenden Abschnitte werden wir uns daher näher über die Mittel verbreiten, welche wir für geeignet erachten, die betrübende Lage zu verbessern, in der namentlich die Architektur und die mit ihr in nächster Verbindung stehenden Künste sich befinden, und die Auflösung abzuwenden, welcher dieselben mit Schnellschritten entgegenzuilen scheinen.

Die Bedeutung der Sache ist größer, als es vielleicht den Anschein hat. Die Kunst, diese höchste und allgemeinste Sprache, ist, wie überhaupt alle Sprache, ein in die Sichtbarkeit tretendes Geistesleben, ein

Ausstrahlen des Geistes, welches, je nach dem Standpunkte, welchen seine Träger einnehmen, belebend und veredelnd, oder aber verwirrend und umnebelnd auf dieselben zurückfällt¹⁾). Wie die Entartung der Literatur, so ist auch die Entartung der Kunst stets ein untrügliches Zeichen des Hinschwindens, der Auflösung einer Nation — und umgekehrt.

Der Zustand der Künste ist aber auch nicht bloß ein Symptom des jedesmaligen gesellschaftlichen Zustandes; es besteht vielmehr eine Wechselwirkung in's Unendliche zwischen ihnen, so daß man kaum zu sagen vermag, auf welcher Seite das Bedingte, auf welcher das Bedingende ist. Insbesondere aber ist der eben berührte Zusammenhang zwischen der Kunst und der gesammten Literatur von der höchsten Bedeutung, und vielleicht zu keiner Zeit ist derselbe klarer hervorgetreten, als eben in der unsrigen. Man fasse nur einen Augenblick unser Journalisten- und Theaterwesen, unsere Novellen-, Heller- und Pfennigmagazine, unsere Fenilletons, illustrierten Zeitungen und Conversationslexika, oder wie diese Dampfliteratur sonst noch heißt, unsere fühlre Poesie und unsere eiskalte, unfruchtbare Philosophie in's Auge, und man wird erstaunen, wie sehr das oben über den heutigen Zustand der Künste Gesagte auch auf die literarische Betriebsamkeit Anwendung findet. Neberall fast, wenigstens auf dem großen Markt, Frivolität neben Geistesarmuth, unerquickliche Schaugerichte statt stärkender Seelen-nahrung, ein gewisses äußerestes Geschick ohne Ernst, Tiefe, Einheit und Gediegenheit, ein unstetes Tappen und Haschen nach allen Richtungen hin, überall viel Geschrei und wenig Wolle! — Die Hoffart steigt in dem Maße wie die Charaktere sinken; die Halbwisserei geht mit dem Charlatanismus Hand in Hand. Alles dies aber erklärt sich, eben so wie so manche damit parallel laufende naturwidrige, unheilvolle Erschei-

¹⁾ Sehr bezeichnend ist es, wie auch in Bezug auf die Aussöhnung insbesondere der Ursprung der Sprache die spiritualistische von der materialistischen Auffassung sich scheidet. Nach dem epikuräischen Systeme war der Mensch ursprünglich ein stumpnes Thier (*mutum et turpe pecus*); die eiserne Nothwendigkeit lockte dann unartikulierte Töne aus ihm hervor, die sich nach und nach durch die hinzutretende Arbeit des Geistes zu dem was wir Sprache nennen, ausgebildet haben. Die modernen Epikuräer, welche noch immer sich nicht herbeilassen wollen, einen Gott und eine Offenbarung in der Geschichte anzuerkennen, sind trotz alles „Vortschritts“ über diese eben so erhebende, als geistvolle Hypothese nicht hinausgekommen.

nungen in unserem politischen Leben, durch das hereinragen antihel�nischer Ideen in die christliche Zeit, wo sie nicht mehr befruchtend, sondern nur zerstörend und auflösend wirken, während das Auge vom falschen, blendenden Schimmer der Fäulniß verückt wird. Um der Antike und dem Heidenthume nicht zu nahe zu treten, sei schon gleich hier vorsorglich bemerkt, daß dasjenige, was heutzutage unter dieser Rubrik sich breit macht, mit dem vorchristlichen Heidenthum nur das Schlechte gemein zu haben pflegt, im Uebrigen aber meist das gerade Gegenthilf davon ist. Jenes Heidenthum war bis zu seinem Verfalle ihm wesentlich religiös, das heutige ist wesentlich irreligiös; in jenem reflektirt sich allerwärts das Licht der Uroffenbarung, für welche dieses nur Hohn und Spott hat; jenes idealisiert den Menschen, dieses zieht ihn zum Thiere herab, oder schmeichelt doch blos seinen Leidenschaften, ohne jene Gegengewichte zu gewähren, welche in Verfassung und Sitte lagen. Poche man also ja nicht auf die hohen Gestalten, welche aus dem Alterthum hervorragen, ihre Worte wie ihre Werke dienen nur dazu, um das Neuheidenthum in seiner ganzen Blöde und Haltlosigkeit erscheinen zu lassen.

Es ist fürwahr hohe Zeit, eine ernste Gewissenserforschung darüber anzustellen, in welcher Art wir bisherau der Pflege der Kunst, im weitesten Sinne des Wortes, obgelegen haben. Als Gesammtresultat wird sich leider ergeben, daß die individuellen Anslüsse der Laune, die schimmernde, nur auf die Einbildungskraft und die Sinne spekulirende Chimäre, die durch bloßen Darstellungsreiz fesselnde Improvisation auf dem großen Markte die unbedingte Herrschaft üben, daß der nachhaltige, auf tiefer Ueberzeugung begründete Wille, die Lust und die Kraft, für eine Idee ein Opfer darzubringen, daß alle die strengen Tugenden, wie die schweren Arbeiten des Geistes, auf welchen allein ein Volk sich aufbauen kann, nur allzu selte Erscheinungen geworden oder doch überfluthet sind von jenem Thun und Treiben, das in der nächsten Minute schon eitel Schaum und Dunst ist. Die Lage ist gewiß kritisch genug, um die noch aufrecht stehenden Gewalten zu einem Eingehen zu veranlassen; große Interessen und Schäze, vor allem aber der Verstand und die sittliche Energie der Völker, stehen auf dem Spiele. Bis jetzt haben weder die Kritik, noch die öffentliche Meinung, noch auch der Staat ihre Schuldigkeit gethan; jeder Theil hat vielmehr das Seinige zur Enthronung der Prinzipien beigetragen. Niemals, wir wiederholen

es, ist es zu spät, der Profanation der Intelligenz entgegenzutreten und dem Verfall zu steuern; vor Allem aber müssen die Wunden blosgelegt, die eigentlichen Säze des Uebels erkannt werden. Weit entfernt, daß es zu spät sei, sieht man sogar vielfache Symptome einer heilsamen Reaktion hervortreten, die nur aus allen Kräften zu fördern und zu unterstützen ist. Namentlich in Frankreich, von wo das Uebel zumeist ausgegangen, scheint die Einsicht in die wahren Ursachen der politischen Impotenz, welche durch so viele Anstrengungen und Revolutionen nur den Absolutismus zuwege zu bringen vermocht hat, so wie überhaupt der Degradation des öffentlichen Geistes, immer mehr Boden zu gewinnen. Wenn im Beginne dieses Jahrhunderts von Chateaubriand für die „gebildeten“ Kreise so zu sagen die Entdeckung gemacht werden müßte, daß das Christenthum Großes und Herrliches in der Vergangenheit gegründet hat, so wird hoffentlich die zweite Hälfte des Jahrhunderts die Belehrung bringen, daß auch die Zukunft nur auf demselben aufgebaut werden und darin eine Gewähr finden kann. Solche Betrachtungen sind keine Digression von unserem Thema: Die Wissenschaft des Schönen muß mit der Liebe zum Wahren Hand in Hand gehen, wenn eigentliche Thaten sich ergeben sollen, worauf es uns vor Allem anzukommen scheint. Gerade das Ignoriren dieses Zusammenhanges ist eine der tiefsten Wurzeln der ästhetischen Verkommenheit und es kann darauf nicht oft und eindringlich genug hingewiesen werden.

Am Schlusse bittet der Verfasser noch, ihm die Dreistigkeit zu verzeihen, mit welcher er, ein Laie, sich in das innere Heiligtum einer Kunst gedrängt hat, welche vorzugsweise spezielle Fachstudien zu erfordern scheint. Zu seiner Entschuldigung wird auch wohl er sich einmal auf den vielbelobten Geist des Fortschrittes berufen dürfen, der die Zünfte gesprengt und die Kunstdale dem profanen Blicke offengelegt hat.

Zedenfalls aber darf er diejenige Nachsicht in Anspruch nehmen, welche jede aufrichtige, wohlerwogene Überzeugung zu fordern ein Recht hat.

Endlich wünscht er nichts sehnlicher, als von den Meistern vom Fach, welche sein Wort etwa verlezend getroffen haben könnte, auf das Vollständigste und Bündigste widerlegt zu werden — durch die That.

Zweiter Abschnitt.

Im Vorhergehenden glauben wir gezeigt zu haben, wie das heutige Bauwesen fast in keiner Beziehung mehr dem Begriffe einer Kunst entspricht, wie es vielmehr überall das Bild einer, an völlige Anarchie gränzenden Auflösung darbietet.

Wir haben gesehen, wie an die Stelle einer einheitlichen, prinzipienhaften, mit schöpferischer Kraft ausgestatteten Kunstdübung ein Umher-tappen in konventionellen, aus allen Geschichtsperioden und Himmelsstrichen zusammengelesenen Formen getreten ist und wie alle kosmetischen Mittel, alle Glätte und Eleganz nicht zureichen wollen, um die immer mehr um sich greifende Hinfälligkeit auch nur zu verbergen. Wir haben endlich gesehen, wie die Architektur in ihrem Sturze von der glorreichen Höhe, auf welche das Mittelalter sie gestellt, auch die Technik und das Handwerk mit sich herab in den Abgrund gerissen hat.

Es bleibt die Frage zu untersuchen, ob und wie da wieder geholfen werden könnte und insbesondere, ob von einer Rückkehr zum Mittelalter Heil zu erwarten sei.

Schon das bloße Aufstellen einer solchen Frage wird in den Augen Vieeler ein Verbrechen sein und zwar eines der schwärzesten Art — ein Verbrechen gegen den „Geist der Zeit“, ja es werden von nicht Wenigen die Schreckensworte: „Reaktion, Rückschritt“ schon allein für hinreichend erachtet werden, um dieselbe für immer zu erledigen.

Wir sind indeß unsererseits nicht gewillt, in solcher Weise uns abfertigen zu lassen. Nur allzugründlich hat uns die Erfahrung darüber belehrt, und von Tag zu Tag belehrt sie uns noch immer gründlicher, welche Bewandtniß es mit diesen und ähnlichen Stichwörtern hat, was alle die schönspringenden Worte, wie Freiheit, Fortschritt, Duldung, Humanität, Aufklärung u. s. w. in dem Sinne derjenigen bedeuten, welche sie vorzugsweise im Munde führen. Wir

gedenken daher unbefangen und ungeirrt durch solches Schellengeläute im Folgenden etwas näher auf jene Frage einzugehen. Wir werden dabei bemüht sein, ferne von jeder Phantasterei, den konkreten Boden der wirklichen Welt nicht zu verlassen.

Gewiß gibt es Dinge, die im Strome der Geschichte untergegangen sind und welche es nicht verlohnt, aus der Tiefe wieder an's Tageslicht heraufzuziehen; auch sind wir vollkommen damit einverstanden, daß es kaum ein mißlicheres, unsruchtbareres Experiment geben kann, als über die Köpfe der Menschen hinweg Geschichte machen zu wollen nach vorgefaßten Ideen oder abstrakten Prinzipien. Nicht weniger abgeschmackt und zugleich weit herabwürdigender und verderblicher als diese Ansicht, welche darin fehlt, daß sie die Kraft des Menschen gegenüber den Planen der Vorsehung und der Wucht der Thatsachen überschätzt, ist aber jene andere, in den verschiedenartigsten Vermummungen auftretende, fatalistische Auschauungsweise, nach welcher alles Werden, Wachsen, Blühen und Vergehen dem eisernen Gezeze der Nothwendigkeit unterworfen sein soll, eine Auschauungsweise die, so sehr sie auch in ihrer Absurdität dem innersten Bewußtsein widerstrebt, und so wenig auch selbst deren eifrigste Verfechter ihre praktischen Konsequenzen auf sich nehmen wollen und können, doch immer mehr die Geister anzustecken droht und in demselben Maße sich fort und fort ausbreiten wird, in welchem die festen Leitsterne aus den Augen schwinden.

In der Geschichte der Völker, wie in der Geschichte der Individuen, gibt es ein Moment der Nothwendigkeit und ein Moment der Freiheit: sie verhalten sich zu einander wie Stoff und Geist, und es herrscht das eine oder das andere vor, je nachdem der Zug nach Oben oder der Zug nach Unten überwiegt. Mit dem Begriffe der Freiheit ist aber zugleich die Möglichkeit ihres Missbrauchs, der Begriff der Irrung, und folgeweise auch der Rückkehr aus selbsteigenem Antrieb und Entschluß nothwendig gesetzt. Darin unterscheidet sich indeß das Collectivleben der Völker von dem Einzel Leben der Individuen, daß bei jenen der Kreis ihrer Laufbahn erst dann sich schließt, wann die moralische Kraft schwindet, indem sie sich physisch fort und fort zu verzügeln im Stande sind. So lange diese moralische Lebenskraft und damit die dieselbe wesentlich bedingende Richtung nach dem Höchsten, dem Urquelle alles Seins, andauert, geht die Strebung als

Spirale weiter in's Unendliche, und nur scheinbar zieht die fortschreitende Kreisbewegung wieder zurück auf ihren Ausgangspunkt. Jeder Schritt zur Wahrheit hin, in welcher Richtung immer, ist Fortschritt, alles Andere Rückschritt. Der unendlichen Perfektibilität steht eine unendliche Corruptibilität zur Seite.

Viel bequemer in mehr als einer Hinsicht machen es sich freilich diejenigen, welche von dem „ewigen Flusse aller Dinge“, von der ewigen Verwandlung alles Seins durch die nicht minder ewige Verwandlung aller Stoffe ausgehend, für den praktischen Bedarf ihr Gedankens dahin formuliren, daß sie im menschlichen Geiste zwei sich wesentlich entgegengesetzte Bewegungen annehmen, von denen die eine ihn stets vorwärts treibe auf neuen Bahnen zu neuen Welten, während die andere ihn zurück schleudere, um in den modernen Ueberresten der Vergangenheit kümmerlich sein Leben zu fristen: daß man nun sich entscheiden müsse zwischen diesen beiden Strebungen, zwischen der Vergangenheit und der Zukunft, womit denn zugleich die Wahl getroffen sei zwischen freudigem Gediehen und unheilsbarer Schwindfucht.

So gang und gäbe diese und ähnliche Phrasen über die „Männer des Vorwärts“ und die des „Rückwärts“ besonders in unsren aufgeklärten Zeitungen auch sind, und so großen Credit dieselben auch, vermöge ihres philosophischen Anstrichs, ganz besonders aber von wegen ihrer Bequemlichkeit, bei einem gewissen Theile des Publikums erlangt haben mögen, so weisen sie sich doch bei einer nur etwas näheren Prüfung bald als eine leere Sophisterei aus, die nur darauf berechnet ist, durch allmäßiges Verwischen der Unterscheidung zwischen dem Guten und dem Bösen dem verderbten Triebe zu dienen so wie das Werk der Revolution zu fördern und zu beschönigen, die aber auch nicht die mindeste innere Gewähr oder den kleinsten Keim von Zukunft in sich trägt. Nur durch die Erkenntniß des Bleibenden im Veränderlichen, des göttlichen Gesetzes, welches die allmäßigen Evolutionen im Leben der Völker wie die wildesten Revolutionen beherrscht und überdauert, nur durch die richtige Schätzung des Antheils, welcher dem menschlichen Willen in der Regelung der irdischen Geschicke von der Vorsehung zugewiesen ist, gewinnen wir Kraft zur Entwicklung der in uns gelegten fruchtbringenden Keime, zur Beherrschung der Außenwelt, zur Wiederaufrichtung des Gesunkenen. Durch den von ihm hergestellten geheimnißvollen Einlang zwischen dem freien Walten des

menschlichen Willens und der göttlichen Gnade hat das Christenthum ein Problem gelöst, an welchem die sich selbst überlassene Philosophie stets verzweifelte und stets verzweifeln wird. Zurück also, nicht zu verrotteten Zuständen, die untergegangen sind durch ihre innere Haltlosigkeit, deren Lebensfeuer sich in sich selbst verzehrt hat, weil es nicht aus der Geistersonne seine Nahrung sog; sondern zurück zu dem verzettelten Erbgute unserer Ahnen, worin noch immer unser Dasein und unsere Kraft wurzelt, zurück zu unserer wahren Heimath, aus welcher der hoffärtige Fortschritt in's Blaue und Wegeloß — der Fortschritt des ewigen Judent — uns immer weiter fortzureißen droht!

Was es insbesondere auf dem K u n s t g e b i e t e für eine Bewandtniß um diese Lehre vom „unbedingten Fortschritte“ hat, darüber sind nachgerade wohl Erfahrungen genug gemacht worden, um sich veranlaßt zu sehen, wenigstens einmal für einen Augenblick still zu stehen und sich die Sache in neue, reifliche Erwägung zu ziehen.

Auf die oben gestellte Frage zurückkommend, bemerken wir, daß aber auch in gewissem Sinn selbst das magische „Vorwärts“ für die Bejahung derselben in die Wagschale fällt.

Indem wir nämlich zur mittelalterlichen Bauweise zurückkehren, schreiten wir in der That und Wahrheit vorwärts: wir schreiten vorwärts vom Heidenthume zum Christenthume, von der alten Welt zur neuen, vom Griechen- und Römerthume zum Deutschthume, vorwärts von der anarchischsten, allerwärts umherstappender Verwirrung zur höchsten Einheit und Gesetzmäßigkeit, vorwärts von blinder Nachahmung zu bewusster Selbstständigkeit — wir machen einen Riesenfortschritt von mindestens anderthalb Jahrtausenden! Denn darüber walstet kein Streit ob, daß die heidnische Kunst es war, welche die christlich-mittelalterliche verdrängte, und wer solches etwa noch bezweifeln könnte, den brauchen wir nur eben auf das erste Handbuch über Baukunst, auf die akademischen Vorlesungen und auf die architektonischen Hervorbringungen der letzten Jahrhunderte zu verweisen.

Also auch wir kämpfen, indem wir für das Mittelalter eintreten, unter dem Banner des Fortschrittes, wenn auch nicht des „unbedingten“, und wir können daher um so unbedenklicher uns zur Rückkehr zu demselben rüsten. Diese Rückkehr wird noch dadurch um ein Bedeutendes erleichtert, daß nichts verlassen zu werden braucht, was uns zu fesseln besonders geeignet wäre, wir vielmehr Alles ganz füglich mit uns

führen können, was von unserem dermaligen Besitzthum nur irgend des Aufhebens und Mitnehmens werth ist¹⁾). Das Stück Wegeß aber, welches wir bis hierhin gemacht haben, ist darum keineswegs vergebens gemacht. Wir sind auf demselben um manche Erfahrung reicher und — was vielleicht noch höher anzuschlagen ist — um manche Illusion ärmer geworden. Insbesondere haben wir Gelegenheit gehabt, uns gründlichst darüber zu belehren, wie viel leichter es ist, mit der Vergangenheit zu brechen, als eine Zukunft zu gründen, wohin es führt, wenn man aller Positivität den Dienst aufkündigt, und wie es keine drückenderen Fesseln gibt, als die, welche der Dünkel und die Gesetzmäßigkeit schmieden.

Aber — so wird vielleicht Mancher bedenklich fragen — steht nicht zu befürchten, daß wir, bei der Kunst des Mittelalters endlich wieder angelangt, bloß noch eine schöne Leiche vor uns sehen, bei der alle Wiederbelebungsversuche nur verlorene Zeit und Mühe sein werden? — Wir beantworten diese Frage vorläufig durch die weitere Frage, ob denn die Ideen, ob der Glaube, deren Trägerin jene Kunst ist, als deren lebendigster Ausdruck, als deren erhabenste Sprache sie sich herausgebildet hat, nicht mehr dem Reiche der Lebendigen angehören? Und wer wird diese Frage zu verneinen wagen, besonders zu dieser Stunde!

So lange jener Glaube aber noch in den Herzen wurzelt, so

¹⁾ So weit hat uns der „Zeitgeist“ nachgerade schon gefördert, daß selbst der, doch wohl schwerlich reaktionärer Gelüste verdächtige Kunsthistoriker G. Kinkel die Einleitung zu seiner „Geschichte der bildenden Künste“ mit dem Ausspruch schließt: „Wir sind auf den Punkt gekommen, wo wir das Bauen, Bilden, Malen aufgeben, oder einen neuen unserem Zeitgeiste verwandten Styl auffinden (!) mögen“. (Umgekehrt gleichzeitig hatte wirklich die Münchener Akademie einen Preis auf die Erfindung eines neuen Baustyles gesetzt.) Etwa 30 Zeilen vorher hatte Hr. K., freilich in einem unbewachten Augenblick, noch von dem „Erblühen der jüngsten, jetzt noch lebendigen Kunst“ gesprochen, so wie er auch auf derselben Seite in einem Athem sagt, der Reaktion der romantischen Schule gegen die Antike sei ihr Recht widerfahren, indem die Mode und der Kunstgeschmack „wie mit bitterem Hohn auf deren verrottete Bestrebungen, nur die allerschlechteste Vergangenheit, Renaissance und Rokoko, nachgeahmt“ habe, und gleich darauf, 7 Zeilen weiter: die Mode habe alle Formen der Vergangenheit, einschließlich der mittelalterlichen, uns noch einmal abgespiegelt, und es sei der „Guckkastenstaat“ nunmehr zu Ende u. dgl. m. Zwar eine etwas eigenthümliche Art, Geschichte zu schreiben, aber ganz entsprechend dem Gebrodel, worin der „neue Kunststyl“ sich niederschlagen soll.

Lange das Kreuz noch siegreich dasteht und seinen Schatten über die Menschheit hinwirft, so lange wandelt auch der Genius jener Kunst, die am Fuße des Kreuzes aufgesprost ist, wenn gleich ungesehen, unter uns. Soferne wir nur dem innern Antriebe nicht widerstreben, wird das gewaltsam zurückgedrängte Bedürfniß der Manifestation des geistigen Lebens durch entsprechende äußere Bildungen sich von selbst wieder geltend machen; die dreihundertjährige Erstarrung wird alsbald sich lösen und die gebundene Lebenskraft der schlummernden Keime sich frei machen, um unter der Einwirkung der Sonne der Sonnen eine neue Vegetation hervorzutragen zu lassen.

Genes Wort des Ersten Napoleon: „On ne détruit que ce qu'on remplace“ findet auch in Bezug auf die Kirche seine volle Anwendung. Wie wüthend auch die Einen auf ihren Bau eingestürmt und wie emsig und wohlsbedacht die Andern ihn zu unterminiren versucht haben, wie viel Schutt man von allen Seiten über ihn hingeworfen, — durch einen andern Bau ihn zu ersehen, ist kaum noch jemals im Ernst versucht worden, geschweige denn, daß ein solcher Versuch irgendwie gelungen wäre, falls man nicht etwa behaupten wollte, man hätte einen neuen Bau hingestellt, indem man sich einige mühsam nachgebildete Bruchstücke des alten zusammenschob und nothdürftig zum Gebrauche einrichtete. Sie steht noch unerschüttert da, diese Kirche, deren Geschichte die halbe Weltgeschichte ist, und sie vermag noch, was sie jemals vermocht hat. Alle die griechischen und römischen Geistenster ohne Herz und ohne Lebenswärme, die so lange Zeit hindurch unter uns umhergespukt haben, wie bald würden sie nicht vor dem Wehen ihres Geistes verschwinden und, soweit ihre segnende Hand über die Völker sich hinstreckt, auch aus dem Gebiete der bildenden Kunst hinweggescheucht sein, wie sie schon längst fast allerwärts in dem der Poesie sich nicht mehr blicken lassen dürfen, falls nur erst einmal die unzähligen künstlichen Hindernisse beseitigt wären, welche der Ausbreitung jenes Geistes sich entgegenstellen!

Sofern nur unsererseits der gute Wille nicht fehlt, wird es der Heilkrat der Natur schon gelingen, der eingedrungenen Verwirrung Herr zu werden und die fremdartigen, störenden Elemente wieder auszuschieden. Es muß aber, was wohl zu merken ist, dieser Wille auf einer tiefer gehenden, fest begründeten Ueberzeugung ruhen und sich von jener Ueberschwenglichkeit fern zu halten wissen, welche von

jehler die Ursache zu vieler Verirrung und Verwirrung gewesen ist. Der sogenannte Kunstenthusiasmus ohne das Gegengewicht der Grundsätze ist eben nur ein frankhafter, rasch wieder absterbender Auswuchs, Dampf ohne Flamme oder doch höchstens Flamme ohne nachhaltige Nahrung.

Wenn man durch Reizmittel aller Art einestheils und durch Polizei- und Schulzwang andertheils es so weit bringen konnte, daß die Schöpfungen des Heidenthums im 17., 18. und 19. Jahrhunderte nach Christi Geburt, mit einem Scheinleben angethan, sich wieder unter uns einbürgern könnten, so liegt doch wahrlich keine Veranlassung vor, an der Möglichkeit der Wiedererweckung der mittelalterlichen Kunst zu verzweifeln. So ferne uns auch die gothischen Cathedralen und Rathhäuser bereits gerückt sein mögen, jedenfalls liegen sie uns doch noch unendlich näher, als die Monumente von Pästum, Genua, Milet und Korinth, als das Parthenon, die Tempel des Jupiter Olympius, der Ceres, der Sibylle, des Thesens, des Pandrosus und auch wohl als die Dreifüßstraße zu Athen, die der Professor J. Much den jungen Architekten als Muster zur Nachahmung vorgeführt hat¹⁾.

Man trete beispielsweise einmal vor die Cathedrale von Mez und beantworte sich ehrlich die Frage, ob denn das Portal, welches der Klassizismus an dessen westlichem Schaugiebel aufgerichtet hat, unserer Verstandesrichtung oder den innersten Regungen unseres Gemüthes und unserer Phantasie mehr zusagt, als der übrige gothische Bau, oder als die entsprechenden gotischen Portale an den Domen von Amiens, Rheims, Chartres, Freiburg, Straßburg, Köln — man prüfe sich, welches von beiden kälter läßt, ob Notre-Dame in Paris, oder die nach dem Vorbilde des Parthenon daselbst erbaute Magdalenenkirche mit ihren akademischen Modell-Statuen, ob die Paulskirche oder Westminster in London, ob der restaurirte Schönbrunnen zu Nürnberg mit seinen Rosetten, Nialen, Blumenknäufen und Staubildern, oder daß, vorläufig auf dem Papier, restaurirte Monument des Lystrates; ob die Gensdarmen-Märkte-Kirchen zu Berlin oder der Stephansthurm zu Wien, ob die akademisch zugeschnittenen Rathäuser in unseren Residenzen oder die gotischen in Löwen, Brüssel, Danzig,

¹⁾ S. dessen „Neue system. Darstellung der architektonischen Ordnungen der Griechen, Römer und der neueren Baumeister.“ 3. Aufl. Potsd. 1845.

Breslau, Köln und Lübeck, wie viel letztere auch bereits unter dem „Geiste der Neuzeit“ zu erdulden gehabt haben? —

Nur für denjenigen kann die Antwort zweifelhaft sein, dem auch der letzte Funke von Schönheitsgefühl und zugleich von christlichem Bewußtsein in der Brust erloschen und dem nichts unheimlicher ist, als eine ernste Mahnung an die Tiefe, die Bedeutung, die gewaltige Schöpferkraft der Religion und des Genius seiner Väter.

Die ehrlichen Feinde der mittelalterlichen Kunst sprechen es denn auch wohl ganz unumwunden aus, daß die Zeit derselben dahin sei, weil die Zeit des Glaubens dahin sei, weil nur noch „der Gedanke“, der ihn überwunden, oder, wie Andere, noch positiveren Schlages, meinen, das Fleisch für wahrhaft berechtigt zu erachten sei, mit einem Worte: weil die Religion Jesu Christi ihre Mission erfüllt habe.

Und, wir wollen es nur einräumen, wenn diese „Stimmen der Zeit“ wahr redeten, so wäre auch ihr Einspruch gegen die Repräsentation der mittelalterlichen Baukunst infofern wohl begründet, als diese Kunst allerdings eine wesentlich christliche ist, als sie im kirchlichen Boden, in welchem sie entsprossen, auch vorzugsweise Leben und Geidehen findet. Aber auch selbst dann würde sie uns doch noch unendlich näher liegen und in jeder Beziehung unendlich empfehlenswerther sein, als das Surrogat, welches man an ihre Stelle gesetzt hat, und wenn denn einmal kopirt sein müßte, so würde doch noch immer eine Kopie der Schöpfungen des Mittelalters bei weitem schöner, zweckmäßiger, vernünftiger und wahrer sein, als eine Kopie der vorchristlichen Werke.

Aber zu allem Glücke sind wir, wie gesagt, doch auch so weit noch lange nicht. Noch haben die Phalanstères¹⁾ die Tempel nicht hinweg

¹⁾ Die „Phalange“ ist nach dem Fourier'schen Sozialsystem, welches sich zur Aufgabe gestellt hat, alle unsere sozialen Verhältnisse radikal umzugestalten, die soziatarische Einheit oder Gemeinde, das Grundelement des für den ganzen Erdball zu schaffenden harmonischen Regime's. Das „Phalanstère“ dient den Mitgliedern einer Phalange als gemeinschaftliche Wohnung, Werkstätte, Erholungsort u. s. w. Daß bei einem so weit „fortgeschrittenen“ Systeme von einem Anwachs Orte nicht mehr die Rede ist, versteht sich von selbst. Hat ein solcher doch sogar bereits bei Bielen, denen bei dem Worte „Sozialismus“ schaudert, aufgehört, ein Bedürfnis zu sein, wie denn überhaupt unsere gebildete Welt mehr als sie ahnt und ihr lieb sein möchte, die Theorien der Fourier und Proudhon in's Werk setzen hilft oder ihnen doch in die Hände arbeitet.

geschoben, noch stehen die Altäre in demselben aufrecht, noch gibt es gläubige Völker, Bekänner und Märtyrer, mit Einem Worte: der alte Gott lebt noch und er wird, wie er es verheißen hat, schützend bei der von ihm eingesetzten Kirche und ihren Repräsentanten sein bis an das Ende der Tage.

So ist es denn keineswegs eine tote Sprache, die wir wieder sprechen lernen sollen; es ist eine Sprache, deren Wurzelwert zugleich mit dem Glauben, dessen eigenster Ausdruck sie ist, still und unvermerkt in unserem Geiste, wie die Wärme in der Eisscholle, fortlebte, und die dem Kerne des Volkes fortwährend verständlich blieb, wenn auch die Zungen mühsam ein aufgedrungenes Rothwälisch lallten, welches, so wie es nicht aus dem Leben erwachsen ist, auch mit dem Leben niemals verwachsen konnte. Diese Kunst der letzten Jahrhunderte, sie ist nicht von Ihnen an uns gekommen, sie ist uns von Männern angeflogen und, trotz aller aufgewendeten Mühe, ihrem Wesen nach, unseren Sitten, unseren Bedürfnissen, unserem innersten Sein durchaus fremd geblieben. Man werfe nur einmal den aufgestapelten Dekorationsapparat aus der Heidenzeit über den Haufen und man wird sofort die junge Saat, welcher er bis dahin Licht und Luft geraubt, von selbst wieder ergrünzen sehen. Dadurch, daß die Kunst gelehrt, kritisch und vornehm geworden ist und dem Leben der Nation sich entfremdete, hat sie ihre schöpferische Kraft eingebüßt. Sie muß vor Allem ihre Wurzeln wieder in das Herz des Volkes einensenken, sie muß populär werden im edelsten Sinne des Wortes.

Auch von der höheren bildlichen Sprache der Kunst gilt dasjenige (und es ist zu allen Deutschen gesprochen), was J. Grimm von der eigentlichen Sprache des gewöhnlichen Lebens einmal zu seinen Schülern geredet hat: „Bei Ihnen, bei der Zukunft steht es, unsere Sprache zu ihrer Würde zurückzuführen und sie von den fremden hingefärbten Lappen zu befreien, mit welchen man sie behängt hat. Wir erforschen unser Alterthum, um die Gegenwart, der wir unsere Kräfte, Liebe und Sorge schuldig sind, wahrhaft zu erkennen und durch diese Erkenntniß zu fördern. Die Gelehrsamkeit soll nicht hinter einem Gitter stehen, um dem Leben aus der Ferne zuzusehen.“

Auch wir wollen mit nichts eine untergegangene Zeit wieder heraufbeschwören und ein wesenloses Gespenst unter uns umgehen

machen — vielmehr ist im geraden Gegentheile unser Bestreben darauf gerichtet, daß die Scheintodte zu erwecken und das Scheinlebendige an dessen Stelle in's Grab zu legen. Auch wir wollen, daß die Kunst wieder in eine innige Wechselbeziehung zum Volke und zur Gegenwart trete, daß die Wissenschaft „nicht hinter dem Gitter stehe“ und ihre Fäden lediglich um der Freude des Spinnens willen drehe und um sie wie fliegenden Sommer den Winden preiszugeben. Gerade deshalb aber erachten wir es vor allen Dingen nothwendig, daß von der Abstraktion und der Bücherweisheit auferlegte Zoch des sog. Classizismus abzuwerfen und wieder an die Brunnen schöpfen zu gehen, die der Schulwitz mit seinen antiken Scherben verschüttet hat — mit andein, bestimmteren Worten: daß die Kunstradition der mittelalterlichen Bauhütten wieder aufgenommen und in ihrem Geiste, nach ihren Prinzipien weiter gewirkt wird. Wir nehmen keinen Anstand, geradezu zu behaupten (und zwar gilt dies nicht blos für das Kunstgebiet), daß Jeder, der nicht auf die Grundlage des Mittelalters baut, gar bald die Fundamente unter seinem Werke wird weichen sehen.

Zweifelsohne werden nicht Viele den Unachronismus einer derartigen Zumuthung belächeln; Andere, die der Idee an sich nicht abhold sind, an der Möglichkeit der praktischen Durchführung derselben verzweifeln. Diesen Kleingläubigen geben wir zu bedenken, ob sie denn wirklich den germanischen Volksstamm bereits alles Nationalgefühls und aller Schwungkraft so gänzlich baar und ledig erachten, daß sie von demselben annehmen können, es falle ihm dermalen schwerer, zu der aus seinem innersten Marke herausgebildeten, ächt-volksthümlichen Anschauungs- und Ausdrucksweise zurückzukehren, als es demselben früher angekommen ist, dieses nationale Element und alles Herrliche, was es hervorgerufen hatte, zu verläugnen und sich auf die Nachahmung, ja Nachäffung der Antike zu werfen? Es falle ihm schwerer, ein neu zu erbauendes katholisches Gotteshaus einer katholischen Kirche des Mittelalters nachzubilden, als einem Tempel der Minerva oder des Poseidon? Es falle ihm schwerer, die Häupter der Säulen wieder mit Eichenlaub und den Blättern und Blüthen der Heimath zu umwinden, als mit Akanthus und Lotos und Gott weiß was für Ranken und Blumen aus Kleinasien und Egyptenland, die niemals einer unserer Baumeister in Wirklichkeit zu Gesicht be-

kommen hat? Es falle ihm schwerer, Bilder von Heiligen, die für uns gewirkt und geblutet haben, zu meizzeln oder zu malen, als Centauren und Lapithen, wie sie z. B. den auf Berlin zu Wandernden vom Brandenburger Thore herab begrüßen? — Ja, wenn es möglich war, ein so geistreiches und geisteskräftiges Volk, das seiner Kunst schon fast die ganze civilisirte Welt erobert hatte, um mehr als ein volles Jahrtausend zurückzuschrauben, und wieder zu Iktinos, Skopas, Hermogenes, Kallimachos und gar zum Vitruvius in die Schule zu schicken, so wird es doch hoffentlich mindestens nicht schwerer halten, das lebende Geschlecht, welches überdies mehr als zur Genüge erfahren hat, wie weit man es in dieser Schule bringen kann, dahin zu vermögen, daß es sich wieder zu den Meistern Gerhard, Erwin, Hülz, Enzinger, Arler, Türlin, Böblinger, Noriczer und wie sie alle heißen, hinverfüge, um sich von ihnen des Achtortes Geheimniß deuten, in der Handhabung des Richtscheites und Winkelmaßes und in „des Zirkels Kunst und Gerechtigkeit“ unterweisen zu lassen! Wenn das Christenthum das Heidenthum überwinden könnte, als dasselbe noch am Leben und mit allen Verhältnissen verwachsen war, so wird es wohl auch jetzt noch mit dessen Mumie fertig werden!

Damit sollen aber keineswegs die Schwierigkeiten und Hindernisse geläugnet oder auch nur gering angeschlagen werden, die sich einer vollständigen Wiederbelebung der mittelalterlichen Kunstweise in den Weg stellen.

Schon das Gesez der Trägheit und die Macht verjährtter Vorurtheile werden nicht so bald und so leicht zu überwinden sein, ganz abgesehen davon, daß die Prinziplosigkeit auch weit bequemer ist, als die Prinzipienhaftigkeit. Was während eines Zeitraums von vollen drei Jahrhunderten, wenn auch in noch so abnormer und unberechtigter Weise, seine Existenz behauptet hat, das läßt sich binnen wenig Tagen nicht fällen und ausrotten, zumal wenn sich so vielerlei materielle Interessen daran knüpfen. Dem Ephen vergleichbar, hat dieses pseudo-heidnische Gewächs an dem gewaltigen Baue des Mittelalters sich hinaufgerankt, ganz unscheinbar zuerst und ihm fast zur Bierde dienend. Nicht allzulange aber dauerte es, und die schmarotzende Schlingpflanze hatte alle Bildungen umstrickt und in jede Fuge sich eingebohrt, bis endlich der Bau beinahe gänzlich dahinter verschwand und es schier den Anschein gewinnen wollte, als ob das unfruchtbare Ast- und Laub-

werk ihn allein noch aufrecht erhalte und ihm erst das rechte Leben gebe, während es insgeheim und allmählig ihn nur lockerte, untergrub und sprengte. —

In der That gibt es kaum eine staatliche oder gesellschaftliche Einrichtung unter uns, die von diesem Geiste oder Uugeiste des modernisirten Heidenthums (auch wohl hic und da euphemistisch schlechthin „Humanität“ genannt) nicht infizirt wäre, und in welcher nicht erst eine Umbildung eintreten müßte, bevor die Kunst wieder ihren angestammten Thron wird besteigen und ihre alte Herrschaft über die Materie und den Geist wird ausüben können. Denn, wir wiederholen es, die Kunstubung ist mit nichts eine isolirte Thätigkeit; die Kunst, als Ganzes genommen, ist zu keiner Zeit das Produkt einzelner Individuen; in ihrem tiefsten Grunde schlungen vielmehr die Wurzeln aller Verhältnisse und Richtungen sich ineinander, welche die betreffende Periode überhaupt bedingen und charakterisiren. Insbesondere aber hängt die Baukunst durch die stärksten Bande mit der Kultur und dem Streben einer Nation zusammen und hält der jedesmaligen Zeitrichtung den getreuesten Spiegel vor, sowohl weil alle Künste in ihr sich begegnen und ihre gemeinsame Grundlage in ihr finden, als auch weil sie ihrer Natur nach das Erzeugniß allseitigerer, reißlicherer Erwägung ist, gleichsam wie ein zweites Kleid sich um den ganzen Menschen legt und allen seinen Bedürfnissen und Wünschen sich anzupassen hat.

So vielfältig und mannigfach daher bei dieser Kunst die Ursachen des Verfalles sind, so mannigfaltig sind auch die Mittel und Wege, ihr wieder aufzuholen und bedarf es wohl kaum der Bemerkung, daß die einzelnen Momente, welche hier das Steigen und Fallen bedingen, sowohl an sich, als je nach Zeit, Ort und Umständen von sehr verschiedenartiger, wechselnder Bedeutung sind. Nicht blos daß gar oft aus den unscheinbarsten, kaum von irgendemand beachteten Anfängen die bedeutungsschwersten Resultate erwachsen und daß die fremdartigsten, unter sich wie mit diesen Anfängen in keinerlei Wechselbeziehung stehenden Momente zur Herbeiführung desselben zusammenwirken, selbst das feindlich Widerstrebbende arbeitet nicht selten als Knecht im Dienste desjenigen, gegen dessen Herrschaft es sich verschworen hat, wie die Volksrage vielfach berichtet, daß der Teufel zu Cathedralenbauten Wege geebnet, Canäle gegraben und Steinblöcke herbeigeschleppt habe.

in der, freilich stets getäuschten Hoffnung, demnächst das Gotteswerk für sich ausbeuten zu können. Wer einmal die Geschichte der Wieder-geburt der Kunst im Christenthum, auf deren Schwelle wir stehen, gründlich zu erforschen unternimmt, wird, wohin er sich immer wenden mag, für das Alles die frappantesten Belege finden. Als Horaz Wal-pole, welchem ein gleichzeitiger Satiriker, um ihn mit einem Schlag zu vernichten, spöttend nachsagte, daß er gothisches Spielzeug durch gothische Gläser zu betrachten liebe („He loved to look on gothic toys through gothic glass“), inmitten der höchsten Blüthe des Perückenstils sein „Schloß von Otranto“ schrieb und damit die Reihe der Ritter- und Spuck-Romane eröffnete, die so manches Gehirn verdreht, war es unmöglich, auch nur zu ahnen, daß damit der erste Aufstoß zu der Bewegung gegeben sei, welche das Parlament vermocht hat, sein Versammlungshaus am Themseufer im Style des Mittelalters aufzurichten. Aber welches wunderbar complizierte und doch scheinbar nur vom Zufall zusammengesetzte Triebwerk war dazu erforderlich, um diese Bewegung von Walpole bis auf Barry, den Meister des Parlaments-hauses, und weiterhin in alle die Länder hinzutragen, in welchen die Gotik dermalen ihre Fahne aufgepflanzt hat! Walter Scott, Byron und Pusey, Chateaubriand und Victor Hugo, kurz alle „die Könige wie die Kärrner“ der historischen und der romantischen Reaction, diesseits wie jenseits des Canales, sowohl, als die Sturmgeister, denen Europa zu enge und zu langweilig war, sie haben sammt und sonders sich als Federn in besagtes Triebwerk eingefügt und, groszhenteils wider-willig oder doch unbewußt, an und in der Bauhütte mitgearbeitet, aus welcher die Formenwelt wieder hervorgeht, die man seit den Tagen Brunelleschi's und Michel Angelo's zugleich mit ihrem Wurzelboden, der Scholastik und der Mystik, für immer gebannt und versunken erachtet hatte. Vergebens beschwört man dagegen die Schatten der Columbus, Copernikus und Descartes herauf — selbst die Akademie von Frankreich ist schon von der gothischen Strömung erfaßt und rehabilitirt den Ruhm des heiligen Thomas von Aquin, während die Palastkapelle des heiligen Ludwig und Notre-Dame sich neu ver-jüngen und ihre alten Prachtgewände wieder anlegen.

Doch, so bedeutsam diese und viele andere ähnliche Zeichen auf dem Gebiete der Kunst, der schönen Literatur und der Philosophie auch sein mögen, sie werden, unseres Erachtens, an Gewicht noch durch dass-

jenige überboten, was sich auf dem der Rechts- und der Staatswissenschaft unter unseren Augen begibt. Die heidnische Renaissance beginnt keineswegs mit den Literaten und Künstlern des 15. und 16. Jahrhunderts, wie solches gemeinhin angenommen wird, oder mit der Entdeckung Amerika's oder mit Bacon von Verulam und dem Aufschwunge der Naturwissenschaften; den ersten und durchdauernden, ja den entscheidenden Anstoß zu dieser Revolution haben vielmehr jene Juristen gegeben, welche schon drei Jahrhunderte früher mit dem Corpus juris in der Hand die germanischen Institutionen beschieden und zuerst in Italien, demnächst in Frankreich und endlich in Deutschland die Fundamente des öffentlichen Lebens unterwöhnten. Schon der einzige Satz von sechs Wörtern, welchen wir an der Spize des vierten Titels des ersten Buches der Pandekten lesen: „Quod Principi placuit, legis habet vigorem“, von dem vierzehnten Ludwig in das bekannte: „l'état c'est moi“ übersetzt, hätte in seiner Durchführung genügt, die germanischen Ordnungen aus den Augeln zu heben; um wie viel weniger vermochten die selben auf die Dauer dem Andrange des Gesamtsystems der despotischen Säjungen aus den Zeiten des hinsinkenden Römerreiches, dem sich die heidnische Wissenschaft, die Rivalitäten zwischen geistlicher und weltlicher Macht, zwischen Adel und Bürgerschaft, zwischen Welschthum und Deutschthum beigestellten, zu widerstehen, zumal da bei dem Zusammenwirken der verschiedenartigsten Faktoren, die Consequenzen, wie sie selbst dermalen nur von Wenigen erkannt werden, in ihrer Bedeutung und Tragweite kaum geahnet werden kounten. Ein jeder Theil pflegt eben nur die nächsten und überdies zumeist nur die eigenen Zwecke in's Auge zu fassen. Ist doch selbst der Seherblick des großen Dante durch die Leidenschaft so sehr umdüstert worden, daß er, wie sein Brief an Kaiser Heinrich VII. beweist, vom Cäsarismus das politische Heil Italiens erwartete, wie anderseits die Demagogie ihre Hoffnungen auf die Wiedererweckung des altrömischen Volkstribunates setzte!¹⁾ Dem germanischen Naturelle wie dem Geiste des Christen-

¹⁾ Wir empfehlen dringend die eben so umfassende, als gelehrt und geistvolle *Histoire des communes Lombardes par P. de Haulleville* (Paris 1857 u. 1858. 2 Bde.), worin der Verfasser die Arbeiten von Savigny, Bethmann-Hollweg, Treya, Leo, Hegel u. s. w., über die Materie resümirend, den Grundirrhum des Erstgenannten, daß die lombardischen Städteverfassungen, ihrem Kerne nach, römischen Ursprungs

thums ist aber aller Absolutismus dermaßen antipathisch, daß der Zerstörungsprozeß nur sehr allmählig und gewissermaßen sprungweise vor sich gehen konnte. Während das italienische Städtewesen schon hinsichtlich, stand das deutsche und flandrische noch in voller Blüthe; während die französischen Parlamente und Stände durch die Staatsgewalt sich absorbiren ließen, durchbrach in England, wo die Wurzeln des römischen Imperialismus durch das germanische Eisen gründlicher ausgepflegt worden waren, der angestammte Freiheitssinn das schon bereit gehaltene absolutistische Netzwerk. Die Volkskunst, die in dem Volksrechte und dem Volksgeiste Nahrung und Halt gefunden, sank durchweg erst zuletzt ihnen nach, bis endlich das Herz dieser Kunst, welches stets in der Architektur seinen Sitz hat, von der Lähmung der übrigen Organe mitbetroffen ward. Zwar blieb die Kirche, deren Reflex sie zunächst war, unmittelbar des Zerfalls und der Umgestaltungen unerschüttert in ihren Grundfesten wie in ihrer Gliederung; allein die frevelhaften Angriffe und die perfiden Umarmungen der Staatsgewalt konnten unmöglich ohne störenden Einfluß auf ihre äußere Erscheinung bleiben, welche, soweit sie nicht einen Theil ihres Wesens ausmacht, dem rechten oder unrechten Gebrauch der menschlichen Freiheit und den dadurch bedingten Schicksalswechseln wie allesirdische unterliegt. Das von den Groberern eingeführte Feudalsystem, worin der Schwerpunkt des mittelalterlichen Verfassungsliebens ruht, war insbesondere zu sehr in das Gefüge der kirchlichen Struktur hineingewachsen, um bei seiner Erschütterung nicht eine Rückwirkung auf dieselbe äußern zu müssen. Die bemerkenswertheste Analogie mit der gotischen Baukunst darbietend, erscheint jenes System als eine wohlberechnete, mit klarer Besonnenheit abgewogene Vertheilung zugleich der Macht und der Dienstbarkeit unter alle freien Genossen, die durch eine abgestufte Reihe von Mittelmächten die Beherrschten mit der herrschenden Gewalt verknüpft. Die bürokratische Centralisation experimentirte, nivellirte und symmetrisirte so lange an demselben herum, bis sie erst bei der Revolution und demnächst, in natürlicher Reihenfolge, bei dem Militärdespotismus anlangte, wie die Gothik, mittelst

seien, berichtigt und schließlich zu den Conclusionen gelangt, wie sie sich oben von uns angedeutet finden. Der Blick des Verfassers geht weit über die Grenzen der Fach-Geschäftsamkeit hinaus, insbesondere zeichnet ihn sein Scharfsblick für die Wechselbeziehungen der verschiedenen Regungen des Völkerlebens aus.

des akademischen Regimes, bei der geradlinigten Gedankenleere und totaler Prinzipilosigkeit.

Nicht ohne Mühe widerstreben wir der Versuchung, die so interessante Parallele weiter zu verfolgen, um wieder an den Ausgangspunkt der vorstehenden Betrachtungen anzuknüpfen: wie soll die „Umkehr“ ermöglicht und angebahnt werden? — Dass eine solche nothwendig auch auf dem politischen Felde statt haben müsste, wenn nicht die Völker immerfort zwischen der Anarchie und dem Despotismus hin und her geschleudert oder gar ihre Geschicklichkeit lediglich dem Zufalle preisgegeben sein sollen, wird immer allgemeiner und tiefer empfunden. Selbst an praktischen Versuchen zu gedachtem Zwecke hat es in unserer Zeit nicht gefehlt. Sahen wir doch während der letzten Jahre in einem mächtigen deutschen Staate das Wort: „Christlichgermanisch“ auf die Fahne der herrschenden Partei gezeichnet, unter deren Schatten das Mittelalter mit seinen volksthümlichen Institutionen wieder erblühen sollte! Wie oft man indeß auch den Worten Beifall zollen konnte, die Thaten wollten uns stets nicht sonderlich geeignet erscheinen, um die Umkehr in die durch die Revolution verlassenen Geleise zu bewerkstelligen. Auch der politische Aufbau müsste in Harmonie und Wahrheit aus dem Grunde erwachsen; auch seine Fassade müsste aus dem inneren Bedürfniss mit einer Art von Naturnothwendigkeit hervorgehen, nicht nach irgend einer Schablone, sei es nun die feudalistische oder die constitutionelle, zu Papier gebracht und mit allerhand Kleisterwerk zurechtkünstlisiert werden. So wenig als es gewissen akademischen Neugothikern je gelingen wird, durch Tialen und Dreieck- oder Bierpässe in Verbindung mit spitzbogigen Gewölben aus Brettern, Gräten und Kapitälern aus Gips, auf maskirten Stangen vorspringenden Erkern, Gußeisen, Zint und Papier-mâché oder wie die stets neu auftauchenden Surrogate sonst heißen mögen, auch nur eine mittelalterliche Illusion zuwege zu bringen, eben so wenig und noch weniger kann die Realisirung der christlich-germanischen Idee davon erwartet werden, dass man die größeren Städte mit Polizeidirektoren, die Kammer mit möglichst viel, schlechthin zur Verfügung stehenden Beamten, die Rittergutsbesitzer mit Privilegien bedenkt, dass man die Presse und den Gewerbestand durch Conzessionsentziehungen, die Gemeinderäthe und die Kunstgenossenschaften durch administrative Maßregelungen im Schach hält, dass man endlich den Mangel an ächtsem Materiale zu dem projektierten Aufbau durch die Tünche der

sogenannten Gesinnung verdeckt. Wie gut die Intentionen, die wir nicht zu richten haben, auch immer gewesen sein mögen, in den Mitteln hat man sich jedenfalls vergriffen; auf solchem rein mechanischen Wege lässt sich etwas Christlich-germanisches weder gründen noch rekonstruiren. Das Moment der Freiheit und das Prinzip der Autonomie, sie sind und bleiben immerdar unabweisbare Faktoren des zu lösenden Problems. Ester Kampf ist nun einmal die Grundbedingung alles Lebens; man muss den daran sich knüpfenden Gefahren, so bedenklich sie auch erscheinen mögen, kühn die Sterne bieten, den verschiedenen Interessen und Überzeugungen eine Nennbahn öffnen und nur Vorkehr treffen, daß der Kampf auf allen Seiten ein loyaler bleibt. In einem solchergestalt autonomisch gegliederten Gemeinwesen wird auch die, von den bürokratischen Fesseln befreite Kunst bald durch das Schwungrad des öffentlichen Geistes erfaßt werden; sie muss sich wieder ermannen und es werden die einzelnen Zweige derselben, statt wie bisher zu verkrüppeln oder in Wasserschößlinge auszuwachsen, in naturgemäßer Entwicklung sich ausbreiten und gesunde Früchte tragen.

Da die natürlichen Grenzen gegenwärtiger Abhandlung ein Weiteres nicht gestatten, so werden wir uns darauf beschränken, nur noch diejenigen Momente hervorzuheben, welche von unmittelbarem Einflusse auf die Gestaltung des Kunstlebens sind, und selbst in Bezug auf diese werden wir nur andeutungsweise verfahren können.

Wenn es sich darum handelt, einem krankhaften Zustande ein Ende zu machen und die gestörten, irre geleiteten Thätigkeiten und Kräfte auf das rechte Maß und in die rechte Bahn zurückzuführen, so thut wohl vor Allem eine gründliche Diagnose Noth, das heißt, eine klare Erkenntniß der Natur und des Grundes der Störung, was denn weiterhin das Erkennen des normalen Zustandes nothwendig voraussetzt.

In beiden Beziehungen bleibt, wie uns scheint, für die vorliegende Frage noch gar Vieles zu wünschen übrig. Wie Wenige haben auch nur eine Ahnung von der Boden- und Prinziplosigkeit unserer heutigen Architektur; wie Wenige nehmen die Todesmattigkeit wahr, in der sie nach allen Richtungen um sich tappt, ohne doch irgendwo einen Halt finden zu können; wie noch weit geringer aber ist die Zahl derjenigen, welche die Tiefen des frischen, kräftigen und reichen Lebens

zu durchschauen vermögen, in dem diese Kunst vor wenigen Jahrhunderten noch über unsern Boden einherschritt, welche sich Rechenschaft zu geben wußten von der einklangvollen Mannigfaltigkeit und der bewundernswürdigen Einsachheit ihres Organismus, von dem Ge-
schehe, welches Alles, das Größte wie das Kleinste, gestaltet und durchdringt! ¹⁾)

Vor Allem thut es daher wohl Noth, daß das Studium des mittelalterlichen Bauwesens, mehr als bisher an der Fall war, auf dieses generirende Gesetz sich werfe; daß man das Netzwerk der Con-

¹⁾ Es gilt das oben Gesagte nicht bloß von Deutschland, sondern von allen den Ländern, in welchen der Classizismus tonangebend ist. Hören wir beispielweise was Delécluze, einer der berühmtesten Kunstrritiker, obgleich selbst zur Fahne des Classizismus schwörzend, in dem der Universität umbedingt ergebenen Journal des Débats (vom 17. September 1847) in einer Beurtheilung von acht „antik“ gehaltenen architektonischen Concurrenz-Arbeiten zu äußern sich gedrungen fühlte: „C'est partout, à peu de chose près, la même disposition générale, le même style d'ornementation et d'architecture, et il n'est pas jusqu'à la manière de rendre et de dessiner les projets qui ne rappelle la même main. Les huit élèves de cette année sont dans les mêmes conditions que huit jeunes orateurs gascons ou auvergnats qui parleraient sur le même sujet avec le même accent et dans le même patois; — — Il résulte de ces travaux des huit élèves désignés comme les meilleurs de cette année — — que l'école d'architecture tend à se soumettre à un mode de composition convenu, uniforme et officiel, dont l'enseignement se transmettrait comme celui de la calligraphie! — — C'est donc à regret que je me trouve dans la nécessité de signaler la monotonie et l'absence de caractère des élévations de tous ces plans“ etc. etc. oder, um auch noch eine Stimme aus der allerneusten Zeit, wie sie sich in der angesehensten französischen Zeitschrift, dem Correspondant (N. ser. VIII. p. 365), vernehmen ließ, kurz zu registrieren: „A coté de la Babel que forment aujourd'hui nos amateurs et nos artistes, quand il est question de monuments, de statues et de tableaux, on voit grossir chaque jour la soule de ceux qui comprennent et qui goûtent les véritables beautés musicales“. Zum Trost sagte uns Herr Bötticher (1846) in seiner Gedächtnisrede am Schinkeljubile, (gefeiert von den Matadoren der Berliner Kunst und Wissenschaft durch Ergüsse in Vers und Prosa, worin Amphion, Thesens und die ganze olympische Gesellschaft die Hauptrolle spielten): „ein neues Reich von Kunstdarmen seye ein neues Denksystem (!) voraus, das hinwiederum durch ein neues Material bedingt sei, das Eisen aber sei dies Material.“ So lange die Construction in dieser Beziehung aber nicht durchgebildet sei, meint Herr Bötticher weiter, hätten die Baukünstler keinen schöneren Beruf, als die Tradition (den klassischen Schlembrian) fortzuführen u. s. w. Wir unsererseits bezweifeln keinen Augenblick, daß dies allerdings der sicherste Weg zu dem eisernen Zeitalter der Baukunst wäre, wenn wir nicht längst bereits in demselben uns befänden.

struktionsslinien, die geometrische Grundformel, gleichsam das Kristallisationsgesetz der grossen Bauwerke jener Periode mehr in's Auge fasse, als ihre äusserne Erscheinung; daß man sich endlich nicht mit Stylübungen befassen wolle, bevor man mit dem A B C und den Regeln der Grammatik sich gehörig vertraut gemacht hat¹⁾. Genaue Abbildungen und Messungen einer möglichst grossen Anzahl von Denkmälern sind die unentbehrlichste Grundlage jedes wahrhaft praktischen, fruchtbaren Besitzens auf dem fraglichen Gebiete. Wie wenig Kunstschriften sind mit geometrischen Abbildungen versehen, welche durch eine streng constructive Behandlung einen Blick in das eigentliche Bildungsgesetz der betreffenden Werke gestatten und dadurch zum praktischen Gebrauche, zur Förderung der Technik sich eignen!

Weil man eben gewohnt ist, die Vernunft im Mittelalter sich nur am Gängelbande zu denken²⁾, darum hat man sich in seine Erzeugnisse meist auch nur nothdürftig hineinzu fühlen gesucht und es nicht der Mühe werth gefunden, sich auch in dieselben hineinzu denken und zu arbeiten. In der That und Wahrheit hat nun aber kaum jemals ein anderes Zeitalter auf einem positiveren Grunde geruht,

¹⁾ Der Verfasser hat diesen Punkt ausführlicher in der Einleitung zu der Schrift: „Das Büchlein von der Fialen Gerechtigkeit“ (Trier bei Linz 1845), und in der Einleitung zu dem gothischen Musterbuche von Stac und Ungeritter (Vermischte Schriften über christliche Kunst, S. 55 u. 168) besprochen, auf welche er den Leser zu verweisen sich erlaubt.

²⁾ Selbst sonst Einsichtsvolle hört man zuweilen die wahrhaft absurde Meinung äußern, als ob das Mittelalter seine Riesenwerke nur einer Art von Instinkt, einem unbewussten Drange nachgebend, gleichsam in's Blaue hinein aufgerichtet hätte. (So z. B. Psalm: In welchem Style sollen wir bauen? S. 2 u. f.) Das jüngst von A. Darcel herausgegebene, höchst merkwürdige Album des Villard de Honnecourt, eines Architekten des dreizehnten Jahrhunderts, wird wohl genügen, um endlich das Gerede verstimmen zu machen, daß die geometrischen Konstruktionsschlüsse, der s. g. Steinmeiergrund, nur für müßige, der absterbenden Gotik entwachsene Spielereien zu erachten seien. Die Architektur des gesammten Mittelalters beruhte auf Normen von nicht weniger positiver Natur, als die des Generalbastess sind, neben welchem ein großes Maah künstlerischer Freiheit bekanntlich immer noch bestehen bleibt. Selbst Darstellungen von Menschen und Thieren sehen wir bei Villard in Zirkelschläge eingeschrieben, damit es dem architektonischen Gesetze sich folge und nicht wie unser modernes Skulpturwerk aus dem Baue herausfalle oder gar mit demselben in eßenen Widerstreit trete. Der so überaus feine Sinn für räumliche Anordnung, welcher uns bei alten mittelalterlichen Kunstdarstellungen, bis auf die Kalligraphie herab, entgegentritt, hat hauptsächlich darin seinen Grund, daß die sämmtlichen Kunstzweige in der Architektur wurzelten und an ihrem Positivismus erstarlen.

als das Zeitalter, welches vor Aristoteles fast das Knie beugte¹⁾, welches die unbedingte Herrschaft des Syllogismus auf allen Gebieten des Wissens proclamirte und die Scholastik in's Leben gerufen hat, welches nur mit dem Zirkel in der Hand seine Bildungen schuf — das Zeitalter der hh. Thomas von Aquin, Bonaventura, Anselmus, des Albertus Magnus und des Hildebrand, der Städtegründer und der Domen-Erbauer. Nur waren die damaligen Menschen groß und stark genug, um die lebhafteste Empfindung und den glühendsten Glaubensdrang mit dem schärfsten, sichersten Urtheile in sich vereinen zu können, während heutzutage meist nur das Herz auf Kosten des Kopfes und mehr noch umgekehrt der Kopf auf Kosten des Herzens zu höherem Leben sich zu entwickeln vermag.

Statt also, wie bisheran durchweg geschehen, manierirte Effektbilder und blühende Schilderungen der Denkmäler des Mittelalters nach Art der englischen Stahlstiche zu liefern, oder dicke Bände mit scharfsinnigen Untersuchungen über Monogramme unbekannter Meister auf unbekannten Bildern anzufüllen, nehme man lieber einmal das anatomische Messer zur Hand, lege man uns das Geheimniß ihrer Textur dar und analysire uns ihre Bildungsgesetze. Damit würde denn auch zugleich am wirksamsten der modernen, allerdings überaus bequemen Phantasiethik entgegengearbeitet, welche in ihrer Schwächlichkeit und Inconsistenz vielleicht mehr als alles Andere geeignet ist, ein Vorurtheil gegen die mittelalterliche Kunst zu begründen.

An unseren Bauschulen wäre es freilich, in dieser Beziehung den ersten Impuls zu geben. Aber leider ist von daher am allerwenigsten zu hoffen. Gerade vorzugsweise in diesen Anstalten hat das unselige Griechen- und Römerthum sich am festesten eingewurzelt und die gelehrten Herren, die dort doziren, glauben schon wunders, welche Concession sie machen, wenn sie von ihrer lichten klassischen Höhe für ein Paar Stunden zu dem „finstern“ Mittelalter herabsteigen und dessen Hervorbringungen etwa die Aufmerksamkeit schenken, deren sich die indischen Pagoden und der Porzellanthurm zu Nanking wohl zu erfreuen haben. So kommt es denn, daß unsere Architekten, die, bevor sie zum Wasser- und Wegebau übergehen, von nichts als

¹⁾ „Il maestro di color'che sanno“ Dante.

Parthenon und Erechteion träumen, eine gothische Profilirung kaum richtig aufzufassen, geschweige denn zu entwerfen im Stande sind, und daß selbst ein Schinkel die Verunkstaltungen des Kölner Domchores durch den früheren Dombaumeister gutheissen, ja beloben konnte, nachdem er zuvor den Fortbau des Domes en bloc, ohne Strebepfeiler-system und Ornamentation alles Ernstes in Vorschlag gebracht hatte. In allen unseren Kunst-Akademien sind die verschiedenartigsten Richtungen repräsentirt, mit alleiniger Ausnahme der rechten vielleicht. Die Eine läßt daher die Andere; man bekämpft sich mit wohlseilen Schlagworten; der „Idealist“ blickt verächtlich herab auf den „Realisten“ und umgekehrt; nichts spricht zur lebendigen That; Alles läuft auf bloße Doktrin hinans, zuviel für einen Praktiker, zuwenig für einen Gelehrten. Der Künstljünger verliert so seinen Glauben und seinen Enthusiasmus wie seine individuelle Anschauungsweise. Statt vom Ganzen zu den Theilen, geht man von den Theilen zum Ganzen über; deshalb fehlt denn auch der Mehrzahl der Künstler die gesunde, erzeugende Kraft, den Hervorbringungen derselben aber jene Unmittelbarkeit, jene Realität, die auch dem schwächsten Werke der Vorzeit ein gewisses Interesse verleiht; es ist Alles bloß gewußt, auswendig gelernt, „stylisiert“, nicht geschaut und dann wieder geschaffen. Die Assimulations- und Produktionskraft erliegt unter dem Verstände und dem Gedächtniß; der Kritizismus trocknet die Phantasie aus und die Freiheit des Geistes ist entchwunden, während man grade vorzugsweise diese Freiheit zu wahren glaubt. Man hat eben vergessen, daß nur die Wahrheit frei macht und daß die Wahrheit wesentlich einheitlich ist. — Es sei gestattet, im Folgenden einen für diese Richtung charakteristischen Zug mitzutheilen. Gegenüber der Centralbauschule in Berlin hat man die Vorhalle des Museums mit Fresco-Gemälden, nach Entwürfen von Schinkel, versehen, welche in allegorisch-symbolischer Auffassung das Licht in seiner Entstehung, Wirkung und Verbreitung darstellen. Da das auszuschmückende Baudenkmal sich in der Hauptstadt eines christlichen Staates befindet, so würde von vornherein Niemand bezweifeln können, daß das, überdies auch zunächst für das Volk bestimmte, Werk in christlich-nationalen Sinne aufgefaßt und ausgeführt worden sei. Dem ist aber keineswegs also. Das: „Ich bin das Licht der Welt“ unseres Herrn Jesu Christi ist dabei vielmehr ganz und gar als nicht gesagt

und nicht geschrieben betrachtet (vielleicht gestützt auf eine deshalbige Beweisführung der „modernen Kritik“); statt des Welterösers und seiner Sendboten sieht man hier Uranus, Titon, Jupiter, Selene, Prometheus, Venus, Eros, Phosphorus als die Spender und Träger des wahren Lichtes verherrlicht. Darf man sich da noch wundern, wenn unsere „Lichtfreunde“ von dem Lichte des Evangeliums nichts mehr wissen wollen? — ¹⁾ Solcher Lichtfreundlichkeit entsprechend tragen im Uebrigen die Wände dieser Vorhalle eine Mustersammlung mänlicher und besonders weiblicher Nuditäten zur Schau, wie sie die Polizei wohl schwerlich an einem Schaufenster dulden würde. Wer sollte bei einem derartigen Ausabhängeschilde vermuthen, welchen Schatz von feuschen, engelreinen Werken achtchristlicher Kunst das Innere birgt! — Unweit dieses ionischen Kunstdtempels steht ein anderer, ein korinthischer, dessen Fries die Inschrift führt: Fridericus Rex Musis et Apollini, während rings herum von allen Dächern, Attiken, Gesimsen und Giebeln olympische Götter und Halbgötter nebst mythologischem Gefolge herabschauen, die endlich in den classisch-langweilig-allegorischen Schloßbrückengruppen ihre Culmination gefunden haben. Wo sind wir? wohin gehen wir? — Derartige Vorkommnisse sind allzu charakteristische Belege für das oben Aufgestellte, als daß wir sie hätten unerwähnt lassen dürfen ²⁾. Es ist übrigens erfreu-

¹⁾ Unter Diocletian starben die heiligen Vier Gefronten, die Schutzpatrone der Steinmeier, den Märtyrertod, weil sie sich weigerten, dem Sonnenegotte zu opfern! —

²⁾ Der Verfasser fühlt sich gedrungen, ausdrücklich dagegen eine Verwahrung einzulegen, als solle mit Obigem dem Andenken des geistvollen Schinkel irgendwie zu nahe getreten werden, wie es sich denn hier überhaupt nur um Prinzipien und Richtungen handelt. Wir haben vielmehr gerade darum bes., in mehr als einer Hinsicht so hochstehenden Mannes in obiger Verbindung erwähnt, um dadurch so viel klarer zu zeigen, wie tief die rücksichtige Strömung, die uns wieder jenseits der christlichen Zeitrechnung versetzen will, bereits alle Fundamente unterwühlt hat. Als Persönlichkeit verdient Schinkel gewiß nur Lob: er hat für unsere Zeit Alles aus der Antike zu machen gewußt, was sich in unserer Zeit nur immer aus derselben machen ließ, und gewiß würde er, unter andern Zeithältnissen geboren und gebildet, noch unendlich Größeres in der Kunst unserer christlichen Verfahren geleistet haben. Zum Beweise dafür, wie sehr Schinkel auch für die erhaltenen Schöpfungen und die Eindrücke der deutschen Kunst im Allgemeinen empfänglich war, lassen wir unten als Anhang einen, den Kölner Dom betreffenden Bericht desselben folgen, welcher mir überhaupt, wie für die Geschichte des Dombaues, so auch für die Charakteristik Schinkels ein besonderes Interesse darzubieten scheint. Wer einen Blick in die Verwirrung der ästhetischen Begriffe thun will, wie sie der Mangel fester Prinzipien herbeigeführt

lich, sagen zu können, daß auch in Berlin einige Anzeichen des Besserwerdens vorliegen. In Anläufen oder Anslügen fehlt es in der That nicht, aber leider fast stets an den zur Erreichung des Ziels notwendigen Mitteln und Vorbereidungen. Statt das Wesentliche fest in's Auge zu fassen, hält man sich an Menzgerlichkeiten, und selbst von diesen zeigt sich meist nur die Oberfläche: man begnügt sich mit dem Schein des Scheins. Die innere Haltlosigkeit wird durch allerhand kosmetische Mittel verdeckt, deren Wohlseinheit ihre einzige Empfehlung ist. — So lange man nicht von unten auf mit ganzer Kraft und aus Einem Prinzip heraus das große Werk der Wiedergeburt betreibt, so lange man, nach allen Richtungen hin und hertrappend, den Ruhm möglichster Vielseitigkeit anstrebt, statt sich möglichster Einheitlichkeit und Gediegenheit zu befleißigen, so lange wird alles Ringen nach dem obengedachten Ziele hin ein vergebliches sein. Wie stellen sich nun aber, von diesem Standpunkte aus betrachtet, die Aspekte im großen Ganzen?

Daz̄ an unseren Gewerbeschulen und polytechnischen Anstalten von christlicher Kunst auch nicht im entferntesten die Rede ist, braucht wohl nicht erst bemerkt zu werden. Wird doch sogar grundsätzlich bei diesen Schulen nicht einmal ein Lehrer für die christliche Religion angestellt, welche die Grundlage alles christlichen Thuns bildet.

Bevor also von dieser Seite her eine Reform zu erwarten ist, muß dort erst alles gründlichst reformirt werden. Und zwar muß nicht bloß in die Bauschulen ein anderer Geist einziehen, sondern in

hat, möḡe in dem „Conversationslexikon für bildende Kunst“ den Artikel „Baumkunst“ nachsehen und insbesondere dasjenige, was hier über Schinkel gesagt ist. Es heißt da unter Anderm: „Nach diesen strengen Ansichten hat Schinkel seine Pläne zur Graben- und zur Ausföhrung angefertigt. Diese Kirchen erscheinen ohne Bedachung und zeigen einfach edle, ohne Unterbrechung (!) fortgeführte Linien, die dem Ganzen ein ungemein anmutiges und heiteres Aussehen geben.“ Mit zweifelsohne unbewußter, aber sehr treffender Zernie hat der Verfertiger des Standbildes, welches dem Andenken Schinkel's in der Berthalle seines Museumsbaues errichtet ist, die Gegenseitigkeit des Königl. Oberbaudirektors zu den Meistern alten Schlages veranschaulicht, indem er ihn hof- oder doch salzmäßig kostümirte und durch einen, auer über die linke Schulter geworssenen, antik stylisirten Mantel jede freie Bewegung der Arme unmöglich mache. Statt des Zirkels und Richtscheites hält die Rechte ein Zeichenstück, während zu den Füßen ein zerbrochenes ionisches Kapitäl liegt.

Alles, was unmittelbar oder mittelbar mit denselben im Zusammenhang steht. Die Einheit des Kunstwerks, die Grundbedingung seiner Schönheit, setzt wesentlich die Einheit im Künstler voraus.

Zunächst und im Allgemeinen wäre auch auf dem Gebiete der Kunst die Muttersprache, d. h. die deutsche Kunst in ihr unveräußerliches Recht wieder einzusetzen und der Rang ihr einzuräumen, welchen dermalen die Antike usurpiert, während letztere etwa auf dem Fuße zu behandeln sein möchte, auf welchem man bisher an die vaterländische Architektur zu behandeln gewohnt war. Von demselben Gesichtspunkte müßte natürlich bei den Prüfungen, Concursen und Preisaufgaben¹⁾ (die vielleicht am zweckmäßigsten die Prüfungen gänzlich verdrängten) ausgegangen werden, und überdies dabei die Tüchtigkeit über die Gelehrsamkeit, das Können über das Wissen stets den Preis davon tragen.

Um diese Umkehr zu vermitteln, sollte man zu den Füßen der unvollendeten oder der Restaurierung bedürftigen mittelalterlichen Monumente immer mehr Bauhütten errichten und die Catheder in dieselben

¹⁾ Was soll man z. B. davon halten, wenn, wie wirklich geschehen, die Akademie der Künste zu Berlin wörtlich folgendes Thema als Preisaufgabe für Sculptur aufgestellt hat?

„Merope, Königin von Messene, im Begriff ihren Sohn Aegyptos zu tödten, wird von dem alten Erzieher desselben zurückgehalten. Der Erzieher (*τροφος*) ist als Mann geringen Standes zu bezeichnen. Ein Offernabe ist gegenwärtig und drückt Entsehen aus.“ Im Jahre 1857 war die Preisaufgabe in folgender Art gestellt: „Perseus ruht nach dem Siege über den Meerdrachen. Amor entfesselt die Andromeda. Aethiopeen bringen dem Perseus zum Dank für seine siegreiche Hülfe Erfrischungen.“ Es scheint fast, als ob der ausschließliche Verkehr mit dem klassischen Alterthum den Sinn für das Lächerliche etwas abstumpfe. — Die auf Staatskosten zu Rom unterhaltenen Mustertzöglinge der französischen Akademie haben sich nach dem offiziellen Berichte im Jahre 1846 auf dem Gebiete der Architektur damit beschäftigt 1) den Tempel der Sonne aus der Zeit Nero's, 2) den Tempel der Fortuna, 3) das Theater des Marcellus, 4) das Parthenon auf dem Papiere zu reconstruiren, während die Bildhauer 1) einen Weibskopf aus Algath, 2) den Dämon des Sokrates, 3) Dädalus und Icarus, 4) die Antigone und ihren Bruder Polynices sich zur Aufgabe gesetzt hatten. Die Mustermaler endlich lieferten 1) Babylonier sich über Juden moquirend, 2) einen Iazé-dämonischen Wettkämpfer, 3) Oedipus auf Kolonos, 4) Merkur und Argus, 5) Orest im Tempel des Apollo, 6) Psyche und ihre Schwestern.

Man sieht, die Pariser Akademie ist eine würdige Rivalin der Berliner. Solche Musterkünstler bauen, restauriren und schmücken dann unsere katholischen Kirchen!! —

verpflanzen, wo denn Kopf und Hand zu gleicher Zeit beschäftigt und die vagen Theorien und Schulpedanterien sofort auf die Probe gestellt werden könnten. Insbesondere aber sollte man den alten Corporationsgeist und das in demselben wurzelnde Standesehrgefühl nebst entsprechender Disciplin wieder in's Leben zu rufen und den Verhältnissen der Gegenwart anzupassen sich bestreben, was freilich nur dadurch geschehen kann, daß die Polizei den betreffenden Genossenschaften hinwiederum auch ein gewisses Unabhängigkeitsgefühl gestatten und nicht Alles in die bürokratischen Schnürstiefel zwängen will. Je mehr die Gleichheit die traditionellen Ordnungen durchbricht und in die Ebene verschleift, desto nothwendiger wird es, daß der Geist der Association neue Gliederungen schafft, welche in die verschiedenen Funktionen des öffentlichen Lebens sich theilen und das Selbstbewußtsein allerwärts rege erhalten. Es ist eine Grundbedingung der Civilisation, daß die freie Thätigkeit sich um feste Punkte bewegt, daß sie nicht den stets wechselnden Launen der Willkür oder des Zufalls preisgegeben bleibt. Dahingegen ist es eine Eigenthümlichkeit unserer Zeit, oder richtiger ausgedrückt, ihrer Treiber, nachdem die überkommenen Gestaltungen erst kritisch und demnächst praktisch zerstört sind, von der Arbeit auszuruhen und der Staatsgewalt das Weitere zu überlassen, die dann, wie den Unterricht und die Wohlthätigkeit, so auch die Industrie und die Gewerbe, durch die Gesetzsammlung und die Amtsblätter, je nach den wechselnden Ministerien und Kammermajoritäten reglementirt, das heißt dergestalt lose und flüssig erhält, daß mit Einem Federzuge ihnen stets jede beliebige Richtung gegeben werden und eine Widerstandskraft sich niemals entwickeln kann. Das was man so gemeinhin mit dem Gesammtnamen Liberalismus zu bezeichnen pflegt, erkennt seinen Hauptberuf darin, solcher Tendenz Allerwärts Vorschub zu leisten, deren Grundprinzip der Nationalconvent in dem Dekrete niedergelegt hat, daß die Kinder der Republik früher angehörig seien, als ihren Eltern („*enfant appartient à la république avant d'appartenir à sa famille*“). Wenn irgendwo ein Concordat dem Cäsaropapismus den Garaus macht und die Kirche auf ihre eigenen Füße hinstellt, wenn im Schatten der Kirche sich religiöse Genossenschaften zur Uebung der geistigen und leiblichen Barmherzigkeit bilden dürfen, wenn es den Eltern unverwehrt bleiben soll, für die Erziehung ihrer Kinder zwischen den Staatschulmeistern und den christlichen Schulbrüdern die Wahl

zu treffen, so sind das eben so viel Achtentale auf die Bundeslade der Freiheit, denen mit allen Mitteln begegnet werden muß! — — Diese Andeutungen dürften genügen, um darzuthun, wie Vieles sich erst ändern muß, in den herrschenden Ideen sowohl als in den That-sachen, bevor die Grundlagen für ein gedeihliches Volksleben und damit zugleich für die ächte Volkskunst wiedergewährt sind.

Da, was insbesondere das Bauwesen betrifft, eine solche Umgestaltung, allem Anschein nach, so bald noch nicht zu erwarten steht¹⁾), so bleibt einstweilen nichts anderes übrig, als daß man die sogenannten Leute vom Fache ihren Weg durch die „klassischen“ Trümmerhaufen ruhig fortwandeln und ihre „Schatten-Construktionen“ aufführen läßt und daß diejenigen, welchen die Wiederbelebung der nationalen Weise am Herzen liegt, ihrerseits — den gerade entgegengesetzten einschlagen. Alles wird dann darauf ankommen, auf welche Seite die öffentliche Meinung sich stellt, die am Ende doch immer, wenn sie anders Recht hat, auch Recht behalten wird.

Hat nur erst das Volk, welches selbst ein Plato seinen Sprach-

¹⁾ Unter dem 2. Januar 1852 erschien ein Erlass des Directoriums der Kgl. Bauakademie zu Berlin, worin dasselbe, um „verfehlte Studienrichtungen abzuschneiden“ und „dem Mangel an strengem Styl in der Zeichnung, so wie dem oberflächlichen Dilettantismus“ vorzubringen, den Candidaten zur Bauführerprüfung unter Anderem vorschreibt: sub B. „Diejenigen Klausuraufgaben, welche zur Ausführung in Holzarchitektur nicht bestimmt sind, müssen, mit Vermeidung des mittelalterlichen Bauystyles, entweder in antiker oder einem in antiker Auffassung durchgebildeten Baustyle entworfen werden;“ und sub C. b., daß „auf korrekte und geschmackvolle Darstellung antiter Bauformen, sowohl in Umrissen, als auch in der mit Bleistift, Kreide u. s. w. auszuführenden Schattenegebung ein entscheidendes Gewicht gelegt werde.“ Dem ganz entsprechend wird in den „Bestimmungen über den im Lehrgange für Bauführer auf der Königl. Bauakademie ertheilten Unterricht, gleichfalls erlassen am 2. Januar dieses Jahres, unter § 7 c. von den Bauführern gefordert: „Allgemeine Kenntniß der Säulenordnungen und des Arkadenbaues der Alten (will sagen: der alten Heiden; von unseren christlichen Altvölkern, den Erbauern der gotischen Münster und Rathhäuser ist „selbstredend“ überall nicht die Rede), Bekanntschaft mit den Hauptverhältnissen und dem ästhetischen Detail der Thüren, Fenster und Gestmße in einer, zur Anwendung auf einfache Bauwerke der jetzigen Zeit geeigneten Ausbildung.“ Auch auf Landschaftszeichnen, Linearperspektive und „perspektivische Schattenconstruktion“ legt das Regulativ großes Gewicht. — Die im Verfolge unter dem 18. März 1855 und dem 22. Januar 1857 erlassenen „Borchriften für die Ausbildung und Prüfung derjenigen, welche sich dem Baufache widmen wollen,“ bewegen sich ganz in demselben Geiste nach der nämlichen Richtung hin.

meister nannte, wie denn auch aus ihm die Wiederverjüngung der gesunkenen Literaturen stets hervorging, seine Vorzeit wieder verstehen und lieben gelernt und den Kern seines Wesens in derselben wieder gefunden, so wird es auch demjenigen, was dieselbe groß und herrlich gemacht hat, allen künstlichen Dämmen zum Troß, schon wieder Bahn zu brechen wissen.

Diese Betrachtung führt uns von selbst auf die Kunst- und Alterthums-Vereine, deren stets wachsende Zahl schon für sich allein den Beweis liefert, wie allgemein und wie tief die Nothwendigkeit gefühlt wird, von unten herauf zu helfen, da von oben herunter, aus den Höhen der Staatsregierung so wenig als aus denen der Wissenschaft, die Hülfe nun einmal nicht kommen zu wollen scheint.

So schön und läblich manche zur Zeit bestehenden Vereine dieser Art, den ihnen zum Grunde liegenden Motiven nach, auch sein mögen, so dürfte doch die Organisation und Wirksamkeit, selbst der besten unter ihnen, noch gar Vieles zu wünschen übrig lassen. Die Hauptzielpunkte, auf welche diese Vereine ihre Thätigkeit hinrichten müßten, wären unserer Ansicht nach: 1) die Denkmäler der Vorzeit aufzusuchen, zu inventariiren und zu erklären, sie zu beschützen und in würdiger Weise zu erhalten; 2) eine reale, praktische Organisation der Kunstthätigkeit anzubahnen und die Kunstdproduktion auf das Gediegene, Ernstige und wahrhaft Nationale hinzulenken; 3) den öffentlichen Geschmack zu bilden, zu läutern und ihm feste Gesichtspunkte zu gewähren, namentlich auch den Sinn für solche künstlerische Unternehmungen zu wecken, die ihrer Natur nach von Einzelnen nicht füglich ausgehen und ausgeführt werden können, überhaupt endlich dahin zu wirken, daß die Scheidewand zwischen der Doktrin oder den sogenannten Ideen und der Praxis des täglichen Lebens mehr und mehr beseitigt wird.

Halten wir einmal diese Anforderungen fest und vergleichen wir damit die Art, in welcher die bestehenden Alterthums- und Kunstvereine wirken, und die Zwecke, welche dieselben verfolgen, so ist nicht zu verkennen, daß kaum ein einziger jenen Anforderungen in allen Theilen entspricht, nicht wenige sogar denselben geradezu entgegenarbeiten. Während bei den Einen die wissenschaftliche, rein theoretische Richtung unbedingt vorherrscht, und es nie zu eigentlichen Resultaten kommen läßt, dienen die Anderen, so mit dem Leben und der Wirklichkeit in unmittelbare Verührung treten, meist nur der Flachheit und Mittel-

mäßigkeit als Stützpunkte und befördern die Produktion in einer Gattung, in der man sie eher sollte zu hemmen suchen.

Wer den an so vielen Orten periodisch wiederkehrenden, hier und da auch wohl permanent erklärten sogenannten Kunstausstellungen oder auch bloß den Berichten darüber in den öffentlichen Blättern nur einige Aufmerksamkeit zugewendet hat, wird dem vorstehend Gesagten, wenigstens im Allgemeinen, beipflichten müssen. Statt den Sinn des Volkes für die monumentale Kunst zu wecken, zu nähren und ihm den hohen Beruf aller Kunst zu verdeutlichen, leistet man der Kunstfabrikation¹⁾ allen nur möglichen Vorschub und eröffnet der Kleinkrämerei mit Alltagsprodukten einen Markt, auf welchen denn alle Mittelmäßigkeiten sich hindrängen und in dessen buntem Wirrwarr kein Auge und kein Urtheil sich bilden kann, wo höchstens die Splitterrichterei und der oberflächliche Dilettantismus einige Nahrung finden, während der Sinn für das Einfache und Erhabene, der hier und da in den Massen noch insunktartig fortlebt, an sich selbst irre werden und allmälig ganz und gar erlöschchen muß. Hierzu kommt sodann noch, daß, so wie der Zufall diese Ausstellungs-Kunstwerke zusammenwürfelt, der Zufall sie meist auch wieder auseinanderweht, und einem jeden seinen Bestimmungsort anweist, wobei derselbe denn oft gar wunderliche Einfälle hat. An Würde gewinnen die Künstler wie die Kunst aber wohl schwerlich dadurch, daß man über ihre Hervorbringungen das Looß wirft und ihnen, je nach der Entscheidung derselben, Zwangspässe ausstellt!

Vom Düsseldorfer Kunstvereine („für Rheinland und Westphalen“) ist indeß rühmend zu erwähnen, daß er der monumentalen Kunst, und damit der ächten Volks-Kunst, doch wenigstens dadurch einen Tribut der Anerkennung darzubringen sucht, daß ein Theil seiner Einkünfte grundsätzlich auf Werke dieser Gattung verwendet werden soll. Und es ist schon manches Schöne und Tüchtige auf diesem Wege zu Stande gekommen, auf welchem die andern Vereine hoffentlich mehr und mehr nachfolgen werden, indem sie zugleich die Irrwege zu vermeiden suchen,

¹⁾ Ein Kunstabblatt berichtete einmal, der Maler Rahl habe zugleich eine „Christenverfolgung in den Katakomben“ und einen „Besuch des Bachus bei der Ariadne“ auf der Staffelei. Geniale Bielseitigkeit nennt man das. Näheres darüber findet sich in meinen Fingerzeichen auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst, S. 12 u. fgg.

auf welche sich der Düsseldorfer Verein zuweisen, trotz der besten Intentionen, begeben hat, sofern er namentlich, wie u. A. im Nächener Rathause, die Sache der Malerei auf Kosten der Architektur zu fördern sich angelegen sein ließ. — Was soll man z. B. dazu sagen, wenn man in Köln Tausende und aber Tausende zum Ankaufe von belgischen, französischen und vaterländischen Genrebildchen und gemalten Architekturen verwenden sieht, während die geschichtlichen Architekturen, die in natürlicher Größe die Straßen und Plätze der Stadt zierten, und — wenigstens in den Augen jedes Nicht-Kölner — ihren höchsten Ruhm ausmachen, dem Verderben Preis gegeben wurden¹⁾), obgleich doch wahrlich die öffentlichen so wenig als die Privat-Bauten, welche die Gegenwart dort schafft, — abgesehen von seltenen Ausnahmsfällen — geeignet erscheinen, auch nur entfernt einen Ersatz für solche Verluste zu bieten.

In das entgegengesetzte, nicht weniger unersprießliche Extrem fallen diejenigen Alterthums-Vereine, welche sich lediglich einen geschichtlichen, oder sonst wissenschaftlichen Zweck vorgesezt haben und darüber sowohl die Sorgen für die Erhaltung der Werke des Alterthums aus dem Auge lassen, als auch auf jede praktische Einwirkung auf die Leistungen der Gegenwart Verzicht leisten. Mitunter wird von solchen gelehrten Gesellschaften sogar ein förmlicher Raubbau auf Kunsthäuser des Alterthums betrieben, indem sie Gräber, Mon mente u. s. w. devastiren und plündern, um ihre Sammlungen zu

¹⁾ Wir erinnern beispielweise an den ausgezeichnet schönen Rathausthurm und seine Umgebung, an die, nach und nach verschwundenen, herrlichen Kirchen und Kreuzgänge und an den Zustand der Mehrzahl der noch geretteten Denkmäler dieser Art. Möge auch ihnen, wie es zu unserer Freude den Anschein gewinnen will, eine schönere Zukunft erblühen! Der im Aufsteigen begriffene Bau des neuen Museums wird endlich den vielen bisher mühsam zusammengebrachten kleineren Kunstwerken ein sicherer Ubbach gewähren. Im Anschluße an dies wahrhaft patriotische Unternehmen eines einzelnen Bürgers hat sich auch bereits in Köln ein Verein zu dem Zwecke gebildet, die weiten Räume möglichst auszufüllen. Es möge indeß hier ein Ausdruck des Be daueruns darüber gesattet sein, daß dieser Verein, statt alle seine Mittel daran zu setzen, um die zerstreuten Hervorbringungen der alten Meister in jenem Sicherheitshafen zu bergen, und so, dem eigentlichen Zwecke des Museums entsprechend, einen möglichst vollständigen Überblick über die so reiche Geschichte der Kölnerischen Kunst zu gewähren, sich systematisch und ausschließlich die Erwerbung moderner Arbeiten zur Aufgabe gestellt hat, welche hier höchstens durch den Kontrast eine Wirkung hervorzubringen im Stande sein werden.

bereichern, oder auch wohl nur, um das Material zu einer gelehrten Abhandlung oder eine „genügsame“ Abendvorlesung zusammenzubringen.

Das Vorherrschende solcher rein theoretischer Bestrebungen ist nicht minder ein untrügliches Symptom des geistigen Verfalles einer Nation. Es beweist, daß dieselbe sich nicht mehr in ihrer Totalität erkennt und fühlt; daß eine partielle Lähmung des Organismus eingetreten ist, in deren Folge die Lebenstätigkeit auf krankhafte Weise sich im Gehirne accumulirt, während die übrigen Organe allmälig absterben. Ganz insbesondere findet das eben Gesagte auf jenes spezifisch-deutsche Gelehrtenthum Anwendung, welches auf den unwirthlichen Höhen der Spekulation wurzelt und nur für die Studierzimmer seine Blüthen treibt; welches mit unermüdlicher Ausdauer forscht, sammelt, sichtet, ordnet, erläutert, kritisiert, auf daß die gewonnenen Resultate in den Bibliotheken, wenn nicht gar in den Leipziger Makulatur-Katakomben beigelegt werden.

Damit soll indeß keineswegs gegen das theoretische Forschen und prinzipienmäßige Erkennen an sich etwas eingewendet sein, sondern nur dagegen, daß solches Spekuliren sich als Selbstzweck setzt und in dunkelhafter Abgeschlossenheit von den Bedürfnissen und Gestaltungen des Lebens keine, oder doch nur nebenbei, Notiz nehmen will. Wenn man die Millionen von Schreibfedern und Druckerpressen in Betracht zieht, welche tagtäglich in Bewegung gesetzt werden, um die Völker zu bilden, wenn man der Gramensnöthen unserer Jugend gedenkt und des Schweizes, welches sie über dem Studierpulte vergießen muß und sodann die Gesamtresultate mit dem von den „dunkeln“ Jahrhunderten Geleisteten vergleicht, deren äußere Hülfsmittel so unendlich viel beschränkter waren, so kann man sich nicht wohl einem Zweifel darüber verschließen, ob überhaupt in der Bücherweisheit eine sonderliche Gewähr für die Zukunft einer Nation zu suchen ist.

Muß daher — um auf den Gegenstand, welcher uns zunächst beschäftigt, zurückzukommen — allerdings die erste Sorge darauf gerichtet sein, durch Erforschen, Klassifiziren und Inventarisiren der Denkmäler unserer Vorzeit wieder entschieden Besitz von denselben zu ergreifen, so muß dies jedoch keineswegs bloß zu dem Ende geschehen, um geistreiche Bücher darüber zu schreiben oder schöne Zeichnungen davon in den Kunsthandel zu bringen; vielmehr muß der hauptfächliche und letzte Zweck dahin gehen, die schaffende Kraft, welche jene Kunst-

werke hervorgetrieben, wieder zu wecken und die Künstler und Handwerker durch Vorhaltung guter Muster auf den rechten Weg zurückzuführen. Falls es überhaupt für unsere Gewerbetreibenden, gegenüber der Konkurrenz der Fabriken, überhaupt der unbeschrankten Konkurrenz, welche nur dem Reichen zum Vortheile gereicht, noch eine Hülfe gibt, so kann dieselbe nur in der weiteren Ausbildung des individuellen Kunstsinnes und der Handfertigkeit gefunden werden, da die Maschine wesentlich generalisiert und verflacht. Die Dombauhütte zu Köln mag als Beleg dafür dienen, wie die Neigung der ächten Kunst den Arbeiter nicht bloß technisch, sondern auch geistig hebt und wie leicht es ist, diese Kunst dem Volke zurückzugeben, falls man nur consequent den rechten Weg verfolgt und nicht das Hauptgewicht auf die Wohlfeilheit oder gar auf den bloßen äusseren Schein legt. Unser Handwerk ist, wie bereits oben im Vorbeigehen angedeutet worden, nachgerade so weit gewonnen, daß es bei den Chinesen und den Südseeinsulanern in die Schule gehen kann, in Allem wenigstens was die rein dekorative Plastik und Bemalung anbelangt und zwar weil dieselben, unbeirrt von aller Doctrin, ihre herkömmliche Technik festgehalten und ihren Naturinstinkt walten gelassen haben. Erst seitdem die Chinesen mit unserer europäischen Kultur und ihrem wohlfeilen Scheinluxus in nähere Berührungen gekommen sind, hat bei ihnen der Verfall der Kunstindustrie sich allmählig eingestellt, so daß z. B. die alten bemalten Porzellane im himmlischen Reiche, wie bei uns zu Lande, schon seltene Kabinettstücke zu werden beginnen. Welch' einen jämmerlichen Anblick bietet nicht dermalen aus demselben Grunde das Türkenthum in seiner äusseren Erscheinung dar! Als die Zeitungen berichteten, daß der Padischah aller Gläubigen dem Rokoko-style sich zugewandt und die civilisatorischen Pariser Schneiderkünste zu Hülfe gerufen habe, konnte für jeden tiefer Blickenden kein Zweifel mehr darüber obwalten, daß eine tiefe, unheilbare „Krankheit“ an ihm und seinem Reiche zehre.

Aus dem zuvor gedachten Grunde darf denn auch nicht ausschließlich auf die bedeutendsten und imposantesten alten Kunstwerke das Augenmerk hingerichtet werden, sondern vielmehr zunächst auf die guten Überreste bürgerlicher Baukunst und auf die össentlichen Ge-

bäude von geringerem Umfange¹⁾), indem die Gegenwart an solche Bauwerke am leichtesten wieder anknüpfen kann, während vor der grözzen schon die Schwierigkeit und Kostspieligkeit zurückschreckt, es überdies aber auch kaum möglich ist, für großartigere Kunstbauten die betreffenden Handwerker gewissermaßen zu improvisiren. Die Handfertigkeit, worauf am Ende Alles ankommt, erwirbt sich nicht an Einem Tage und am allerwenigsten durch Solche, welche, wie die große Mehrzahl unserer s. g. Meister sich daran haben gewöhnen müssen, in allen Stylen und Manieren herum zu pfuschen. Aus demselben Grunde dürfte auch keinerlei Detail und Zubehör unbeachtet gelassen werden, was der Zeit des guten, deutschen Kunststyles angehört, damit wir dasselbe unsern Tischlern, Zimmerleuten, Glasmachern, Schlossern und Klempnern u. s. w., denen allen das künstlerische Element auf den Irrwegen, worauf man sie hingeleitet, fast gänzlich abhanden gekommen ist, statt des Durcheinanders aus allen Stylerioden der heidnischen Welt, mit welchen sie von unsern Akademikern und den Rektoren der Gewerbeschulen bedacht werden, als Muster für den täglichen Gebrauch vorlegen können. Es ist immer ein Beweis, daß der Kunstsinn sich aus der Gesellschaft zurückgezogen hat, wenn die Gegenstände des täglichen Lebens ohne allen ästhetischen Werth sind. Im Mittelalter trug jedes kleinste Gerät, jeder Nagel, jeder Knopf so zu sagen ein künstlerisches Gepräge an sich und noch ein Benvenuto Cellini erachtete es nicht unter seiner Würde, den ganzen Reichthum seines Talentes und seiner Technik auf ein Salzfäß zu verwenden; ja die Rokokozeit sogar rang allerwärts mit einem großen Kraftaufwande nach kunstvoller Gestaltung. Wie viele denken heutzutage noch daran, das Silberwerk zu eiseln oder zu treiben? Von einem Löffel verlangt auch der höchste Luxus weiter nichts, als daß man die Suppe damit ausschöpfen kann, und daß er vergoldet oder, äußersten Falles, von Gold ist. Dafür bewundern wir denn in den Museen etruskische und

¹⁾ Als ein wahres Musterwerk zu obigem Zwecke heben wir das in Paris bei Didron unter dem Titel: *Architecture civile et domestique au moyen âge et à la renaissance, par Aymar Verdier et F. Cattois* erschienene Buch hervor. Dasselbe besteht aus zwei Bänden in Quartformat und enthält eine große Anzahl trefflicher Abbildungen mit vielen Details. Es findet gewissermaßen seine Ergänzung in der bereits angeführten, mehr theoretisch gehaltenen Schrift von G. G. Scott: *Remarks on secular and domestic Architecture*.

apulische Schalen. Hauptsächlich um deswillen hat das Sammeln und Wirken der vielen Freunde mittelalterlicher Kunst bis jetzt nur so geringe Früchte getragen, weil man fast systematisch alles dasjenige unbeachtet ließ, was sich auf das gewöhnliche Lebensbedürfniß bezieht und sich zur unmittelbaren Benutzung eignet. Nur das Germanische Museum zu Nürnberg hat in neuester Zeit die Aufsammlung derartiger Gegenstände in seinen großartigen Plan aufgenommen. Was man dort bereits an Hauss- und Küchengeräthe aus den verschiedenen Zeitsäubern des Mittelalters aufgestellt findet, genügt schon, um darzuthun, daß die Kunst nicht der Opulenz, sondern vielmehr nur des rechten Geistes und Verständnisses bedarf, um das Leben in allen seinen Schichten und Bedürfnissen zu verschönern. Eine Nürnberger Küchenmagd des fünfzehnten Jahrhunderts handthierte an ihrem Heerde mit kaum reicherem Werkzeug, als heutzutage das Boudoir einer Banquiers-Dame des Faubourg St. Honore zu Paris aufzuweisen vermag.

Sodann ist aber auch gerade das Unscheinbare, Vereinzelte alltäglich vom Untergange bedroht, während die großen Werke sich nicht so leicht alteriren oder bei Seite schaffen lassen, sich gleichsam schon selbst schützen.

Keine Kapelle, kein Heiligenhäuschen, kein Wohnhaus dürfte hier-nach unberücksichtigt bleiben, sobald dieselben nur in irgend einer Beziehung das Gepräge eines ächten Kunstwerkes an sich tragen; die davon aufzunehmenden Zeichnungen aber müßten, um vor Allem dem angedeuteten praktischen Zwecke zu dienen, mit möglichster Treue und Genauigkeit, jedoch ohne allen Luxus, angefertigt und ihnen namentlich genaue Maße und Durchschnitte beigegeben werden. Die Photographie bietet sich zu diesem Ende als ein treffliches ergänzendes Hülfsmittel dar, dessen Benutzung für die Archäologie so zu sagen eine neue Ära eröffnet.

Endlich hätte ein solcher Kunstverein, wie wir ihn im Auge haben, sich auch noch die Aufgabe zu stellen, durch Rath und That überall zu helfen, wo es irgend Noth thut; bei Restaurierungen alter Baudenkmäler sich zu betheiligen, durch Geldzuschüsse zur Erhaltung bedrohter Werke von Kunstwerth mitzuwirken und, wo die eigenen Mittel nicht ansschlagen oder ausreichen wollen, Hülfe in weiteren Kreisen zu suchen. Mit unerbittlicher Schonungslosigkeit wären fort und fort alle Vandalsmen zu brandmarken, in welcher Schichte der Gesellschaft dieselben

auch immerhin vorkommen mögen. Jeder kann und muß hier helfen: durch die Rede, durch die Presse, wenn nicht unmittelbar, so doch mittelbar, indem er am rechten Orte zur Anzeige bringt, was zu verhindern er nicht im Stande ist. Es ist die Pflicht eines jeden Patrioten, mit aller Kraft und ohne Ausehen der Person gegen den Zerstörungsgeist anzukämpfen, der harpyenartig über unserem Vaterlande lauernd schwiebt.

Da ein solcher Verein Kräfte aller Art nützlich verwenden kann, so müßte ein Jeder, der nur in irgend einer, vorherzubestimmenden Weise bei den Zwecken desselben sich betheiligen zu wollen erklärte, in demselben Aufnahme finden, vorbehaltlich, diejenigen wieder von den Listen zu streichen, welche bei vorkommender Gelegenheit es unterlassen sollten, auch durch die That ihre Erklärung wahr zu halten.

Durch das Zustandekommen des bereits erwähnten Germanischen Nationalmuseums haben wir endlich einen festen Mittelpunkt für alle hier einschlagenden Bestrebungen gewonnen. Schon der Umstand, daß die Anstalt durch einen so harten Boden wachsen, daß sie die vielen Schwierigkeiten und Antipathien überwinden könnte, welche sich ihrer Gründung entgegenstellten, thut ihre innere Lebenskraft dar und verbürgt zugleich ihre Zukunft. Wir machen kein Hehl daraus, daß wir zu denjenigen gehörts, welche den Gedanken für verfrüh erachteten, daß wir die Bildung eines so umfassenden allgemeinen vaterländischen Kunst- und Alterthums-Vereines erst von einer künftigen Generation erwarten zu dürfen geglaubt haben. Allein es zeigt sich hier wieder, wie das Glück den Mutigen beisteht, namentlich aber was die energische Ausdauer des Einzelnen vermag, welcher sich ungetheilt einer Idee hingibt, deren Realisirung ein inneres, wenngleich von nur Wenigen klar erkanntes Bedürfniß der Zeit geworden ist. Wie de Caumont für Frankreich, so hat der Freiherr von Russel für unser deutsches Vaterland eine Aufgabe gelöst, oder doch deren Lösung nach allen Richtungen hin angebahnt, welche das individuelle Vermögen weit zu übersteigen scheint. Es ist hier nicht der Ort, den großartigen, so vielfach verzweigten Organisations-Plan des Nationalmuseums darzulegen; wir verweisen auf die zahlreichen Veröffentlichungen seines Vorstandes, deren Inhalt in erfreulicher Weise darthut, wie viele Maschen zu der Kette, welche die Nation in allen ihren Stämmen umfassen soll, so zu sagen bereits fertig da liegen und wie von Monat zu Monat sich immer Mehrere ineinander fügen. Es war schon von guter Vorbe-

deutung, daß das Institut mit einer großen archäologischen That, der Restauration der im tiefsten Verfalle darniederliegenden ehemaligen Kärtthäuse zu Nürnberg, seine Wirksamkeit begonnen hat; ihre wiedererstandenen Hallen bergen bereits des Schätzbaren Viel und es steht zu hoffen, daß sich allmäßig Alles dahin flüchten wird, was anderwärts keinen Wurzelboden mehr hat, während es hier eine Lücke ausfüllt und durch die Zusammenstellung mit Anderem eine Bedeutung gewinnt. Die an die Errichtung solcher Museen sich anknüpfende, durch die Thatsachen nur allzusehr begründete Besorgniß, daß in übertriebenem Centralisations-Eifer die zerstreuten Kunstdenkmale ihrer Heimath und ihrer eigentlichen Bestimmung entfremdet werden, um den Liebhabern den Ueberblick zu erleichtern oder um dem Stolze einer Stadt zu dienen, die vielleicht ihr neues Datum und ihre künstlerische Unproduktivität vergessen machen möchte, diese Besorgniß wird hier zum Glück nicht bloß durch die kündigsten Erklärungen, sondern auch, so viel uns wenigstens bekannt geworden ist, durch das bisher befolgte Verfahren in weiter Ferne gehalten.

Mögen die einzelnen Länder immer emsiger Hand an's Werk legen und jedes in seiner Weise den Weg bahnen und ebnen, welcher zu dem gemeinsamen Ziele hinführen soll! Zu naturgemäßer Fortentwicklung wird das ursprünglich Vereinzelt sich dann schon von selbst jenem Organismus anfügen und so das Richtige und Wahre sich weit sicherer herausstellen, als wenn gleich von Anfang an Alles nach einem abstrakten Schema angelegt worden wäre. Ohnehin könnten die verschiedenen deutschen Vereine, wenn dieselben nur erst einmal von den richtigen Prinzipien ausgegangen, ja so leicht mit einander in Verbindung treten, ihre Erfahrungen und Ergebnisse austauschen und sich so allmäßig immer enger aneinander sowohl als an den Centralverein schließen. „Too swift arrives as tardy as too slow.“¹⁾

Von allen deutschen Ländern ist aber gewiß keines mehr dazu berufen, voranzugehen als unser Rheinland. Kein Theil des Vaterlandes ist reicher an Monumenten aus fast allen Perioden der christlichen Zeitrechnung, deren Größe und Bedeutung der Rolle entsprechen, welche denselben in der Geschichte zugetheilt worden, an der Spitze

¹⁾) Zu hastig und zu träge kommt gleich spät. (Shakspeare. Rom. und Jul. II. 6.)

jener wunderbare Dom, dem kaum ein anderes Kunstwerk der Welt zur Seite gestellt werden kann. Wie sehr auch die geschichtlichen Ereignisse so wie Unverständ und Frivolität den Wald von Denkmälern gesichtet haben, so stehen doch immer noch so viele aufrecht, daß kaum ein anderes Land ihm den Rang wird streitig machen können. Allein die meisten stehen auch eben nur aufrecht, so daß, wenn nicht bald Hülfe kommt, das Schlimmste zu befürchten ist. Überdies scheint das Rinnsaal des Rheinstromes immer mehr die große Straße werden zu wollen, auf welcher die civilisierten Völker aller Zungen sich begegnen, weshalb es denn als eine um so dringendere Ehrenpflicht erscheint, durch die That den Beweis zu führen, daß die Groberungen der Gegenwart uns die Leistungen der Vergangenheit nicht vergessen machen; daß vielmehr der so edle fränkische Volksstamm noch in innigem, lebendigem Zusammenhange mit seiner großen Vorzeit zu leben gesonnen ist¹⁾.

Während Länder, denen die geschichtliche Weihe fehlt, falls sie nicht ganz auf den Ruhm verzichten wollen, welchen die Pflege der Künste verleiht, darauf angewiesen sind, mit ungeheuerl. Kostenaufwande sich Museen einzurichten, in welchen sie dann, gleich wie in Beinhäusern, die aus allen Weltgegenden zusammengelesenen Kunstwerke aufzutapeln, liegt es nur an uns, mit verhältnismäßig geringen Opfern aus unserem ganzen Lande eine Kunsthalle ganz anderer Art zu schaffen, deren Schätze unter Gottes freiem Himmel, vor aller Welt Augen an den Stellen stehen, welche die Geschichte ihnen angewiesen hat. Der kräftige Aufschwung der historischen Studien, wie er sich in Einzelbestrebungen sowohl, als durch die Gründung besonderer Vereine zur Erforschung der speziellen Landesgeschichte (wir erwähnen beispielhaft des vor einigen Jahren gegründeten Historischen Vereines für

¹⁾ Über die hohe Bedeutung des Rheinthalens in architektonischer Hinsicht vgl. Geier und Görz, Denkmäler romanischer Baukunst am Rhein. Frf. 1846. Leider scheint dies so verdienstvolle Werk in's Stocken gerathen zu sein; dafür hat aber ein Anderes zu erscheinen begonnen, welchem wir von Herzen den besten Erfolg wünschen: wir meinen die von Ernst aus'm Weerth herausgegebenen „Kunstdenkmäler des christlichen Mittelalters in den Rheinlanden“ (Leipzig bei T. O. Weigel). Für Westphalen und das angränzende Gebiet hat Lübbke ein Werk herausgegeben, dessen Mängel im Einzelnen in der Ungunst der Verhältnisse, unter welchen es zu Stande kam, ihre Entschuldigung finden, während das in der Aufschließung einer reichen Fundgrube beruhende Verdienst ein bleibendes ist.

den Niederrhein) zu erkennen gibt¹⁾), lässt das Beste in Betreff des Charakters sowohl, als der Nachhaltigkeit der entsprechenden ästhetischen Bestrebungen, welche vorzugsweise den Impuls dazu gegeben haben. Es bedürfen diese Bestrebungen nothwendig eines solchen Hintergrundes, um nicht in's Planloje zu gerathen und in bloßen Dilettantismus auszuarten, den die nächste Welle wieder hinwegspült. Und wie Vieles fehlt noch daran, bevor wir nach jener Richtung hin wieder zum vollen Selbstbewußtsein gelangt sind! Hat doch der Stamm der Rheinfranken, einer der edelsten des großen Germanenthums, der Träger seiner glorreichsten Erinnerungen sogar seinen Namen daran gegeben und vergessen, während die Schwaben und die Baiern, die Sachsen und die Westphalen sich noch mit Stolz als solche bezeichnen und selbst die Flamänder im Norddepartemente des so gründlich nivellirten französischen Kaiserreiches ihre verschüttete Nationalität wieder auszugraben bemüht sind, wie solches die Veröffentlichungen des in Dünkirchen gebildeten Comité flamand darthun. Ein aufgeklärter, wohlverstandener Kirchthum-Patriotismus ist mit dem Staatsbürgerthum nicht bloß ganz verträglich, er bildet sogar dessen nachhaltigste Unterlage; in dem Maße, in welchem die Individualitäten in der Allgemeinheit untergehen, und die Gegensätze sich verwischen, wird auch die innere Spannkraft erlahmen, bis endlich das Volk zu einer numerirten Heerde herabsinkt, dazu berufen, je nach dem Belieben ihres Herrn, zur Schur oder zur Schlachthand geführt zu werden. Es klingt das freilich etwas schroff und wird jedenfalls Wenige erschrecken, da man sich immer mehr daran gewöhnt, bloß den nächstfolgenden Tag in's Auge zu fassen und in der Regel viel Zeit dazu gehört, damit die Prinzipien sich in ihren Consequenzen entwickeln und zu leibhaftiger Erscheinung kommen — es gehört aber auch eben nur Zeit dazu.

Großes und Durchgreifendes kann jedoch, unserer innigen Ueberzeugung nach, wie die Dinge zur Zeit noch stehen, nur dann geleistet werden, wenn die Staatsregierung ihre Beihilfe dazu

¹⁾ Einer der Gründer des gedachten Vereines, Herr Dr. Ennen, ist dem Archiv der Stadt Köln vorgelebt, dessen reiche Schätze er zu ordnen, zu registriren und in Umlauf zu setzen im Begriffe steht. Die Ausbeute verspricht, namentlich für die Geschichte des Mittelalters, überaus glänzend zu werden, da keine andere Stadt von solcher Bedeutung mehr Stoff zu ihren Annalen aufbewahrt hat und derselbe besseren Händen kaum anvertraut werden komme.

Leicht und gleichsam die festen Punkte darbietet, um welche die Einzelbestrebungen sich concentriren können.

Was namentlich die materiellen Mittel anbelangt, welche zum ersten Angriffe erforderlich sind, so erscheinen dieselben einestheils viel zu bedeutend und andertheils ist das Interesse für die geschichtliche Kunst und das Verständniß derselben noch bei weitem nicht tief genug in die Massen¹⁾ eingedrungen, um für's Erste eine dem Bedürfnisse entsprechende Theilnahme erwarten zu lassen.

An der Bereitwilligkeit der Regierung, ihre Beihilfe zu leihen, kann es aber — so sollte man glauben — um so weniger fehlen, als sich hier ein mächtiges Werkzeug zur Hebung der Volkskultur und insbesondere zur Stärkung des historischen Bewußtseins und des traditionellen, ächt conservativen Elements, gegenüber den centrifugalen Bestrebungen, welche immer drohender hervortreten, darbietet. Dazu kommt auch noch die Rücksicht auf Recht und Billigkeit, insofern das Vermögen, an welches die nunmehr hülfslos dastehenden Bauwerke

¹⁾ Wie es vor kurzem noch selbst bei einem großen Theile unserer gebildeten Classe um die historische und ästhetische Bildung bestellt war, zeigt der, gegen Ende der dreißiger Jahre fast einstimmig gefaßte Beschuß eines Rheinischen Provinzial-Landtags, eine auf die bessere Beaufsichtigung und Erhaltung der Rheinischen Geschichtsdenkmäler abzielende Petition von Bürgern der Städte Koblenz und Trier — unberücksichtigt zu lassen. Einige Monate später hat die französische Deputirtenfammer mit 235 gegen vier Stimmen eine Summe von 2,650,000 Franken zu Wiederherstellungs-Arbeiten an der Pariser Cathedrale votirt. Zudem werden regelmäßig jedes Jahr bedeutende Summen für die historischen Monumente Frankreichs aufgewendet. Die Budgets von 1830 bis 1850 ergeben folgende Zusammenstellung: Für schöne Kunst und Kunstuwerke im Allgemeinen wurden verwendet 6,591,000 Franken, für geschichtliche Denkmäler (von 1837 bis 1850) 6,965,000 Franken, für verschiedene Arbeiten, meist an geschichtlichen Denkmälern (z. B. den Galhebralen von Chartres, St. Denis, Troyes, Paris, St. Ouen zu Rouen), 3,500,991 Fr., für Veröffentlichung von bis dahin ungedruckten, auf die Geschichte Frankreichs bezüglichen Documenten 187,700 Franken. Seitdem haben die Zuwendungen von Staatsmitteln zu den in Rede stehenden Zwecken sich noch beträchtlich vermehrt, wie viel auch gleichzeitig dem modernen Luxus geopfert werden ist. — Hat doch sogar in dem zerrissenen, erschöpften Spanien sich unter dem Schutze und der Beihilfe der Regierung ein großartiger Verein zur Erforschung und Erhaltung der Monumente der pyrenäischen Halbinsel gebildet. — In Frankreich hat man alle Kunstdenkmäler in drei Kategorien gehielet. Die erste, welche die s. g. nationalen Denkmäler umfaßt, fällt ausschließlich dem Staatsbudget zur Last, während die zweite vom Departement ganz oder theilweise unterhalten wird, und nur die Gebäude der dritten Kategorie, weil ihnen jede allgemeine Bedeutung abgeht, der betreffenden Gemeinde zur Obhürfe anheimgestellt sind. Diese Anordnung scheint uns sehr zweckmäßig zu sein.

gewiesen waren, größtentheils dem Staatsgute einverleibt worden ist, während letztere meist Corporationen zufielen, deren Mittel in keinem Verhältnisse zu den also überkommenen Unterhaltungskosten stehen. Endlich aber gebieten selbst Rücksichten der Sparsamkeit ein schnelles Handanlegen von Seiten der Staatsregierung. Je länger man mit den Reparaturen wartet, desto kostspieliger werden sie; läßt man aber gar die Kirchen zusammenstürzen, so müssen neue dafür hingestellt werden, die jedenfalls minder schön und höchst wahrscheinlich sogar auch minder dauerhaft ausfallen als die alten gewesen sind.

So darf es denn der Regierung eines großen Staates mit allem Anze angemuthet werden, den ersten Impuls zu geben, und zugleich durch die Beschaffung der unumgänglich nothwendigen Mittel denselben einen dauernden Erfolg zu sichern. Nur wenn die offizielle Thätigkeit der Organe der Staatsgewalt und das freiwillige, unabhängige Wirken der Privaten sich wechselseitig anregen und ergänzen, wird, wie überhaupt für alle großen, weitaussehenden Unternehmungen, so auch für die in Rede stehende, das erwünschte Resultat sich ergeben. Leider lehrt aber die Erfahrung, daß in diesen Organen sehr häufig der Beamte und Geschäftsmann den Künstler und Kunstkennner gänzlich absorbiert, oder doch gefangen hält. An dem grünen Tische wird von dem vortragenden höheren Baubeamten (der vielleicht noch überdies seine praktische Carrière zufällig im Wasserbau gemacht hat) der Neubau einer Kirche oder eines Stadthauses ganz auf demselben Fuße behandelt, wie die Errichtung von Paternensäulen und Wegweisern oder wie die Herstellung eines Leinpfades — es ist eben nur eine Nummer, die „abgewickelt“ werden muß. Sobald die Oberbaudeputation nichts einzuwenden findet, muß es ja auch wohl allen recht sein. Die Errirung der Stelle eines Conservators der Baudenkmäler in Preußen ist als ein Schritt zum Rechten hin anzuerkennen. Bei allem Eifer und aller Thätigkeit des mit dieser Stelle Betrauten wird aber der Erfolg nur ein geringer bleiben, so lange für die Zwecke, deren Förderung ihm obliegt, nicht mehr stets parate Mittel ausgefetzt werden. Gar häufig ist Hülfe überhaupt nur möglich, wenn sie sofort eintreten kann. Mit einem bloßen Rathen und selbst einem Plane ist den Hülfsbedürftigen in der Regel wenig gedient, durch letzteren sogar nicht selten geradezu ein schlechter Dienst erwiesen, zumal wenn noch ein Diäten liquidirender Aufsichtsbeamter in den Kauf gegeben wird,

der an dem betreffenden Bauwerke vielleicht seine erste Schule im mittelalterlichen Baustyle macht¹⁾. Es gibt sich sogar bereits vielfach eine gewisse Scheu vor Staatsunterstützungen bei der Erbauung oder der Restauration von Kirchen zu erkennen, um der Weiterungen und Bedingungen willen, welche sich daran zu knüpfen pflegen und weil die bürokratischen Gelüste, denen natürlich der Artikel 15 der Verfassung stets ein Stein des Anstoßes ist, nur allzuhaftig nach jeder Handhabe greifen, welche es ermöglicht, der dort gewährleisteten Selbstständigkeit der Kirche in irgend einer Weise Abbruch zu thun.

Nach dem Gesagten könnte leicht noch eine geraume Zeit darüber hingehen, bevor eine Vereinigung aller Kräfte zu Stande kommt, obgleich manche Anzeichen allerdings dafür sprechen, daß von mehr als einer Seite das innere Bedürfniß dazu hindrängt, und obgleich auch die Umstände gar sehr die Eile anempfehlen.

Hoffentlich wird aber darum die Zwischenzeit dem großen Zwecke doch nicht gänzlich verloren gehen, zumal Vieles späterhin nicht mehr nachgeholt werden könnte. Ein Wort gibt das andere, und wenn es erst an vielen Orten sich zu regen beginnt, so werden die Bewegungen allmälig schon von selbst in einen Ring zusammenlaufen.

Mit Zug darf erwartet werden, daß vor Allem die Staatsregierung mit Lehre und Beispiel voran geht. Erstlich durch die Lehre, indem sie Fürsorge trifft, daß in den öffentlichen Unterrichtsanstalten, namentlich den Universitäten und Bauschulen, die christlich-deutsche Kunst besser, als bisher an der Fall war, vertreten wird. Die Vektions-Verzeichnisse und die Kataloge der Bibliotheken sprechen in dieser Hinsicht nur allzu klar. Zumeist findet sich da höchstens für die vaterländische Siegel- und Wappenkunde ein bescheidenes Plätzchen — die Symbolen- und Monumenten-Sprache des Christenthums, die heiligste, ließinnigste, erhabenste von allen, hat dagegen kaum irgendwo einen Dolmetscher und Fürsprecher; für sie steht nirgendwo ein besonderer Lehrstuhl aufgerichtet! Es handelt sich hier nicht um den vor einigen

¹⁾ An der prachtvollen St. Vituskirche in Xanten soll ein solcher Beamter lediglich um deswillen mit der Restauration der noch sehr soliden Thurmfaçade, statt mit der des unmittelbar bedrohten Chores begonnen haben, weil er letzterer Aufgabe sich noch nicht gewachsen fühlte. Wir sind, falls es in Wahrheit sich so verhält, weit entfernt, ihm daraus einen Vorwurf zu machen.

Jahren, namentlich auf französischem Boden, zu so heizem Kampfe entbrannten Gegensatz zwischen christlicher und klassischer Bildung im Bereiche der Kunst wie der Literatur. Wir gehören keineswegs zu denen, die verbrennen wollen, was sie nicht anbeten können; man sollte das Eine thun, ohne das Andere zu lassen, das Nöthigste aber stets zuerst thun.

Während nicht leicht eine Ausgabe zu groß befunden wird, um unsere Bildungs-Anstalten mit egyptischen Götzen und Mumien oder doch mit den neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Linguistik, der Naturkunde, und was Alles da hinein schlägt, zu bereichern, wird man in ihren Bibliotheken sich meist vergebens nach jenen Prachtwerken umsehen, in welchen die versteinerten Gedanken unserer Vorfahren, die großen Schöpfungen der christlichen Kunst, in Wort und Bild uns entgegen treten. Für Tänzerinnen, Sängerinnen und Opern-Dekorationen findet sich immer Geld in Fülle¹⁾), soll dagegen eine alte Kirche vor dem Einsturz bewahrt, oder sonst einem historischen Denkmal geholfen werden, so sperren sich alle Budgets wie verzweifelt und Niemand weiß Rath zu schaffen. Wir hegeln die Ueberzeugung, daß unser preußischer Landtag sich nicht sperren würde, wenn die Staatsregierung Subsidien für die in Frage stehenden, die Ehre des Landes so nahe berührenden Zwecke vor ihm in Antrag bringen wollte; bei so mancher Veranlassung schon hat diese Annahme ihre Bewährung gefunden. Vor Allem aber steht zu hoffen, daß er, nach dem Vorgange des englischen Parlamentes, tatsächlich seine Sympathie für unsere nationale Kunst zu erkennen geben werde, sobald die Zeitumstände es

¹⁾ So erhielt dem Vernehmen nach, die Maschel an einem deutschen Hause für zwei Vorstellungen in engerem Kreise nicht weniger als 1000 Friedrichsd'or, der Sänger Tomberlick für achtmaliges Aufstreten in der Pariser großen Oper 20,000 Franken u. s. w. Der jährliche königliche Zuschuß zu den Berliner Theatern betrug früher 170,000 Thlr., seit 1843 150,000 Thlr. Das Kaiserliche Theater zu Wien erhielt einen Zuschuß von 170,000 Gulden E.-M., die große Oper zu Paris von 680,000 Franken, die der Pensionsklasse von 200,000 Franken ungerechnet. Das Kaiserreich hat diese Largitionen noch um ein Beträchtliches vermehrt. — Bloß die Ausstattung der Einweihungsoper des Berliner Opernhauses nach dessen Wiederherstellung „das Feldlager in Schlesien“ kostete 27,000 Thlr. Die Gehalte des Berliner Ballettpersonals wurden im Jahre 1847 um 13,000 Thlr. erhöht. Die neuesten Daten sind nicht zu unserer Kenntniß gelangt. Wer nun einmal seine „Bildung“ im Theater suchen zu sollen glaubt, könnte doch ganz füglich das Lehrgeld aus der eigenen Tasche bezahlen.

gestatten, den projektirten Neubau seines Versammlungs-Hauses in Angriff zu nehmen. Ein wirkamerer Anstoß zur Durchbrechung der durch die pseudoklassische Routine aufgerichteten Schranken könnte kaum gegeben werden und würde dadurch unsere Hauptstadt sicherlich bei den Kunstfreunden die dauerndste Anerkennung sich erwerben¹⁾.

Mögen alle jene Lücken, die wahrlich dem so viel belobten „historischen Geiste“ der Deutschen wenig entsprechen, recht bald ausgefüllt und die christlich-nationalen Kunst in ihr unveräußerliches Recht wieder eingesetzt werden!

Ein geeigneterer Auftreffpunkt dürfte sich zur Zeit in dieser Beziehung aber wohl schwerlich finden lassen, als der Dom zu Köln, an dessen Füße sich auf dem rein empirischen Wege bereits der Grund zu einer Bauhütte, im alten, edlen Sinne des Wortes, gelegt hat. Man brauchte hier mit der lebendigen Praxis, zu welcher überdies die tägliche Anschaugung des unübertroffenen Meisterwerkes hinzukommt, nur noch für den Unterricht in der Theorie und Geschichte der deutschen Kunst Vorkehr zu treffen, um Köln wieder zu dem zu machen, was es Jahrhunderte hindurch gewesen ist, zu einem Hauptstätte deutscher Baukunst, und um es an die Spitze der großen Bewegung zu stellen, welche dieser Kunst ihr angestammtes Reich zurückerobern soll. Es würde hiermit zugleich die Controllsstelle für die Überwachung der sämmtlichen rheinischen Denkmäler, wie der oberste Vorstand eines rheinischen Alterthumsvereines gegeben sein. Wenn erst einmal einige

¹⁾ Die auf die Schloßbrückengruppen und die von Kaulbach entworfenen, durch seine Gehilfen ausgeführten Treppenhäus-Gemälde verwendeten enormen Summen (im Ganzen ungefähr 215,000 Thlr.) dürften, um nur ein paar Beispiele anzuführen, auf die Anerkennung aller Zeiten wohl schwerlich rechnen können. Wir widerstehen hier dem Anreize zu einer eingehenden Kritik dieser Werke um so mehr, als wir dieselbe bereits anderwärts geübt haben. Nur ein Wort des Bedauerns sei darüber gestattet, daß man statt die erstgedachten so überaus eintönigen, jeder konkreten Beziehung entbehrenden, überdies noch durch ihre Nuditäten anstößigen Gruppen aufzurichten, nicht einem andern, sich so zu sagen von selbst aufdringenden Gedanken Raum gegeben hat. Was lag in der That näher, als im Anschluße an die Standbilder preußischer Kriegshelden die Repräsentanten der bürgerlichen Größe der Monarchie auf die Postamente zwischen dem Zeughause und dem Königsschlosse zu stellen und so dem Volke gewissermaßen den Gesamtinhalt seiner Geschichte stets gegenwärtig zu halten? Auch vom Standpunkt eines Atheniensers aus, auf welchen man zweifelsohne sich zu sehen versucht hat, wäre wohl schwerlich etwas gegen eine solche Anordnung zu erinnern gewesen.

solche Bauhütten Wurzel gefaßt haben, so wird binnen Kurzem allerwärts das Restauriren beginnen und das gesammte Bauhandwerk einen neuen Aufschwung nehmen. Für Österreich hat derselbe auch bereits durch den Bau der Wiener Votivkirche begonnen, an welchen sich bald ähnliche Unternehmungen, insbesondere die Restauriration des Prager Doms anschließen werden, da das Interesse für die Repräsentation der mittelalterlichen Kunst durch Wort und That sich als unaufhaltsam wachsend zu erkennen gibt. Auch in dem öftlichen Kaiserstaate fehlt es indeß, unseres Wissens, nicht minder als andernwärts an Veranstaltungen zur theoretischen Ausbildung Solcher, welche die neu gebahnten Wege zur alten Kunstübung einzuschlagen gesonnen sind.

Aber nicht bloß durch die Lehre, sondern auch, und zwar hauptsächlich, durch die That und das Beispiel muß in dem angedeuteten Sinne von oben nach unten gewirkt werden.

Kein Plan zu einem irgend bedeutenden öffentlichen Gebäude dürfte genehmigt werden, wenn er nicht eine genaue Bekanntschaft mit den Prinzipien des deutschen Baustyles und zugleich Geschicklichkeit in der Handhabung seiner Elemente und Formen bekundete. Und, man darf es kühn behaupten, unsere Zeit kennt kein bauliches Bedürfniß, welchem die mittelalterliche Kunst, mit ihrer Fügsamkeit und ihrem unendlichen Reichthum, nicht vollkommen gewachsen wäre, während die abgeschlossene, durchaus fertige antike Architektur sogar Hemmnisse künstlich schafft, oder doch jedenfalls, unbeschadet ihrer Wesenheit, den Ansprüchen der Gegenwart und der modernen Civilisation zu genügen schlechterdings nicht im Stande ist. Auch der Gesichtskreis der Kunst ist durch das Christenthum in's Unendliche erweitert worden, während das Heidenthum, so Großes in seiner Art es auch geleistet hat, doch immer der Erde parallel lief und in der Natur und dem Sinnenthume besangen blieb. Da unsere Gräcisten allmälig einsehen, daß sie gegen die Evidenz ankämpfen würden, wenn sie die hohen Vorzüge der christlichen Baukunst, gegenüber der heidnischen, länger bestreiten wollten, so sind, besonders in neuester Zeit, mehrere Stimmen für eine Verschmelzung beider Weisen laut geworden. Aber wenn irgendwo der Eklettizismus unstatthaft ist, so ist dies sicherlich hier der Fall, und wir wollen hoffen, daß ein solcher Versuch, wie er im sog. Jesuitenstyle schon einmal verunglückt ist, nicht wieder in anderer Weise angestellt und viel Kraft und Zeit nutzlos vergeudet wird. Die

Grundprinzipien stehen sich allzu schroff und ausschließend einander gegenüber, als daß ein solcher Verschmelzungsversuch jemals auf etwas Anderes hinauslaufen könnte, als auf eine wechselseitige Corruption. Es würde zweifelsohne den heidnisch-christlichen Baukünstlern in ähnlicher Weise ergehen, wie es einem der bedeutendsten Verfechter jener Verschmelzungstheorie (Bötticher, die Tekttonik der Hellenen, I. S. 26) schon in sprachlicher Hinsicht ergangen ist, indem er sich bestrebt, zugleich deutsch und griechisch zu schreiben. Wir brauchen in dieser Beziehung unsere Leser nur auf die Dedication vor dem eben bezeichneten Werke zu verweisen. — Nein, so bewunderungswürdig das Griechenthum in seiner Kunst auch ist und so Vieles bei derselben auch immer zu lernen bleibt, von einer „die beiden Gegensätze zusammenführenden und versöhnenden Synthese“ muß auf immer Abstand genommen werden.

Wie im Entwerfen der Pläne, so müßte auch im Ausführen derselben auf das alte Verfahren zurückgegangen werden. Vor allem wäre das System der Vergantung von Bauunternehmungen, bei welchen das artistische Moment nicht gänzlich außer Betracht bleibt, an den Mindestfordernungen aufzugeben, ein System, welches meistentheils dem Unternehmer sowohl als dem Werke selbst zum Verderben gereicht und die Pfuscherei so zu sagen gewaltsam an die Stelle der Solidität und Gewissenhaftigkeit hindrängt. Es haben das die alten Meister mit ihrem richtigen Takte gar wohl gefühlt und galt daher auch in allen Hütten der Grundsatz, daß nur gegen Tagelohn gearbeitet werden dürfe.

Das Allerbeste wäre vielleicht, wenn man sämtliche Neubauten und bedeutenderen Restaurierungen um etwa ein Jahrzehndt hinausschieben könnte, um den Bauleitern wie den Bauleuten Zeit zur Orientirung und zum Hinüberlenken in die rechte Bahn zu gewähren. Da das nun aber natürlich nicht angeht, so muß man sich schon darauf gesetzt machen, selbst im besten Falle, noch eine geraume Zeit hindurch die Oberflächlichkeit und die Schwindeleri ihr Unwesen forttreiben zu sehen. Es bietet in der That einen traurigen Anblick dar, wie die Geschwind- und Wohlfeilmacherei selbst auf dem Gebiete der s. g. Schönbaukunst immer mehr um sich greift. In Berlin z. B., unter den Augen und dem direkten Einfluß der maßgebenden Fach-Autoritäten, reiht sich in den neuerstehenden eleganten Vierteln ein solcher Schön- oder besser

gesagt Scheinbau an den andern — wahrhaft klägliche Präparate, bevor der Cement und der Zint sie mit Haut und Muskeln umkleidet, ihnen die stylistische Vollendung angedeihen läßt¹⁾.

Zum wenigsten wird man aber doch wohl das Ansinnen stellen können, daß mit den noch existirenden öffentlichen Bauwerken aus der guten Zeit, ohne Unterschied, schon dermalen etwas schonender verfahren werde, und man dieselben nicht ohne die äußerste Noth zerstöre oder umgestalte.

Ein kleiner Umweg, ein Winkel in einer neu anzulegenden Straße oder eine sonstige Inconvenienz der Art sollten doch wahrlich nicht in Betracht kommen dürfen, wenn es sich darum handelt, einem alten, irgend charakteristischen Bauwerke das Dasein zu fristen. In der Regel aber läßt sich das Lineal unserer Herren Staats- und Stadtbaumeister auch nicht zu der allerunbedeutendsten Concession herbei: mit einer so konsequenter Rücksichtslosigkeit gehen dieselben auf ihr Ziel los, daß man dabei unwillkürlich an jene Mäusegattung erinnert wird, die, nicht anders als geradeaus gehend, den höchsten Thurm überklimmt, um auf die entgegengesetzte Seite desselben zu gelangen.

Statt unzähliger Belege zu dem Vorstehenden, die wir leicht beibringen könnten, nur Einiges im Vorbeigehen.

Wer jemals das altehrwürdige Andernach, umstreitig eine der monumentalsten Städte am Rheine²⁾, gesehen hat, wird sich zweifelsohne

¹⁾ Die Kritik ist hier um so berechtigter, als man in Berlin das beste Backsteinmaterial zur Verfüzung hat und treffliche Meister für die Behandlung desselben so nahe zur Hand sind. Die Gerechtigkeit erheischt übrigens die Bemerkung, daß, soweit die Technik betrifft, während des letzten Jahrzehntes hinsichtlich der dortigen Kirchenbauten die bessere Richtung entschieden die Oberhand gewonnen hat. Auch einzelne Privatgebäude bekunden dies Aufstreben. Ich kann nicht umhin, unter denselben die Fulda'sche Eisengießerei (Schöneberger Straße No. 15, jenseits des Canals) besonders namhaft zu machen. Der eben so gediegene als wohlerwogene Bau zeigt bei aller Anspruchslosigkeit ein vielversprechendes Talent. Der Name des Meisters ist mir unbekannt geblieben.

²⁾ Leider sieht es noch um einige der bedeutendsten Monamente von Andernach sehr bedenklich aus. Der großartige Thurm am untern Stadtende, das Wahrzeichen früheren Bürgerstolzes und zugleich der Mittelpunkt der reichen Landschaft, trägt eine tiefe klaffende Wunde in der Seite und die Pfarrkirche, eines der trefflichsten Denkmäler des romanisch-byzantinischen Styles in der Provinz, ist an ihrer westlichen Thurmfaçade so stark beschädigt, daß das Schlimmste zu befürchten ist, wenn nicht bald durchgreifende Hülfe kommt. Eine ganz neuerdings gemachte Reparatur läßt leider der Besorgniß

der imposanten Wirkung erinnern, welche eine, gleich beim Eingange in den Ort, von Coblenz, her befindliche Gruppe von alten Bauwerken hervorbringt. Es besteht diese Gruppe namentlich aus einem stattlichen Thore, dessen Profilirungen von der seltensten Schönheit sind, so wie den, einen nicht minder vortrefflichen Styl bekundenden und zugleich höchst malerischen Ueberresten einer früheren erzbischöflichen Pfalz. Ueber alles dieses nun war die Vernichtungssentenz bereits gefällt — das Thor samt seinen Umgebungen sollte dem Erdboden gleich gemacht werden, und zwar warum? — damit die Chaussee etwas geradliniger, regelrechter und ungenirter da vorüberziehen könne. Nur dem unausgesetzten, eifrigen Bemühen eines, um die Erforschung und Erhaltung unserer Alterthümer vielfach verdienten Mannes, des verlebten Bauinspektors v. Lassaulx, ist es endlich gelungen, den bedrohten Denkmälern in den höheren Regionen jenen Schutz zu erwirken, der in den niederen ihnen auf das hartnäckigste verweigert wurde. So sind denn diese merkwürdigen Ueberreste einer geist- und gesinnungsvollern Zeit noch einmal gerettet und auch die Chaussee fährt sich da, nebenbei bemerkt, leicht und bequem und läßt überhaupt nichts zu wünschen übrig. Noch viel unerbittlicher als die Chausseen sind natürlich die Eisenbahnen, wie dies so eben noch die Rheinische gegenüber der Stadt Oberwesel, dieser wahren monumentalen Perle unseres Rheinthal's, an Tag gelegt hat. Statt die Bahn, dem ursprünglichen Projekt gemäß, durch den häuserleeren Raum der oberen Stadt zu führen, hat man sich, wie versichert wird, die Stromseite aussersehen, wo denn zum Schutz gegen Eisfahrten und Ueberfluthungen ein hoher Damm die so imposante Stadtfront maskirt und zugleich die materielle Wohlfahrt der Bewohner bedroht, indem sie die Verbindung mit dem Flusse in hohem Maasse erschwert. Daß die altehrwürdigen Thürme und Stadtmauern, die im Laufe der Zeiten so manchem Feinde mit Erfolg getrofft haben, noch weit weniger in Betracht gezogen werden, versteht sich von selbst. Der „Fortschritt“ der unerbittlichen Lokomotive ist am wenigsten durch historische oder ästhetische Bedenken zu hemmen; nur ein absolutes Veto von oben

Raum, daß sie sich nur zu bald als bloßes Palliativ erweisen wird. Die mit so viel Liebe und Geschick unternommene Ausstattung des Innern dieser Kirche verleiht dem vorliegenden Anspruch auf Hülfeleistung eine doppelte Berechtigung.

könnte solche Rücksichten zur Geltung bringen. Allein auch in den höheren Regionen scheint man sich gedrungen zu fühlen, dem Dampf-Genius das Feld zu räumen. Die das Privateigenthum schützenden Rechte und Prozedurformen werden den Ansforderungen der zu beliebenden Richtungslinien nach Möglichkeit anbequemt und in einer Stadt wie Köln z. B., welche als Festung keine Ausdehnung nach Außen hin gestattet, müssen anderthalbhundert Häuser dem Bahnhofe Platz machen, indem man die Bewohner derselben, welche ein zwingendes Gesetz ausgetrieben, auf den Weg der vielbelobten freien Concurrenz verweist, um sich ein anderweites Unterkommen zu suchen und zu sehen, ob ihre Erwerbsverhältnisse die Katastrophe zu bestehen und sich neu zu gestalten im Stande sind. Das Merkwürdigste bei solchen Vorommunissen ist, daß selbst Solche, welche unausgesetzt die Staatsomnipotenz bekämpfen und der individuellen wie der gewerblichen Freiheit das Wort reden, alle ihre schönen Theorien zu vergessen scheinen, sobald es eine große Aktien-Gesellschaft ist, welche mit Monopolen oder Privilegien ausgestattet zu werden wünscht. Das Motto der Diktatur und des Belagerungszustandes: „salus publica suprema lex esto“ verscheucht in solchem Falle sofort alle liberalen Skrupeln, ohne daß auch nur erst näher untersucht zu werden braucht, ob unter den verschiedenen Arten, dem öffentlichen Wohle zu dienen, nicht vielleicht eine andere den Vorzug verdient.

Wir wissen recht wohl, daß es nicht eben zu den dankbarsten Aufgaben gehört, in solcher Art die Kehrseite des herrschenden „modernen Gedankens“ zu beleuchten und sind auf den Vorwurf der Hypersentimentalität und der nutzlosen, sauerlöffischen Oppositionsmacherei gefaßt. Allein der Widerstand der Minorität ist niemals ein ganz vergeblicher, wenn auch das Paradoxon, daß jede ausdauernde Minorität im Verfolge einmal Majorität werde, zu weit geht und sich überschlägt. Die Minorität ist übrigens hier auch nicht einmal so gar winzig, wie es nach dem Geräusche auf der Gegenseite den Anschein hat; man muß sich nur durch letzteres nicht übertäuben und entmuthigen lassen, sondern immerzu getrost mit allen Mitteln dahin zu wirken suchen, daß möglichst Viele Partei nehmen: die indolente Gleichgültigkeit ist allenthalben der gefährlichste Feind des Rechten und Wahren. Und so wollen wir denn auch, wenn schon, wie der Dichter singt, „die Klage die Todten nicht aufweckt“, noch einige Auszüge aus dem Sterberegister

der historischen Monamente folgen lassen; vielleicht daß Mancher, der zur Stunde noch nicht begreifen kann, wie es möglich ist, über das Verschwinden dieser oder jener Halbriume so viel Aufhebens zu machen, zum Nachdenken kommt, wenn er die Ueberzeugung gewinnt, daß es sich von einer immer weiter um sich fressenden Epidemie handelt, die nicht müde wird, die Zeugen unserer Vergangenheit fort und fort zu decimiren.

Das Werkelthor zu Fritzlar, ein imposantes Werk des 13. Jahrhunderts, war weniger glücklich, als das oben erwähnte Andernacher Thor, wie denn überhaupt unter den alten Städten ein förmlicher Wetteifer zu bestehen scheint, in dieser Art ihre Adelsbriefe zu zerreißen und unter die Füße zu treten. Halberstadt, Quedlinburg, Osnabrück, Hildesheim, Dortmund, Soest, Münster, Mainz, Trier, kurz wo nur immer ein Städtename von historischem Klange sich findet, da hat die Glatt- und Gleichmacherei sich auch aufgemacht, um Alles zu verwischen, was an die frühere Bedeutung erinnert. In Ulm wurden im Laufe dieses Jahrhunderts nicht weniger als sieben mächtige Ummauungs-Thürme ohne alle Noth niedergeworfen. Wie viele Orte verdanken nicht bloß dem Institute der Schlach- und Mahlsteuer die Erhaltung ihrer Mauergürtel! Selbst Lübeck, einst das stolze Haupt der Hanse, scheint den Abglanz seiner ehemaligen Herrlichkeit nicht mehr ertragen zu können. Es verstümmt, beschneidet und übertüncht so unverdrossen, daß die „moderne Aufklärung“ sich bald seiner nicht mehr zu schämen haben wird. Das prachtvolle Holstenthor, (als mittelalterlicher Backsteinbau vielleicht eben so bedeutend, wie die Porta Nigra zu Trier als römischer Quaderbau) entging nur durch ein halbes Wunder der Zerstörung, zu welcher die Anlage des Eisenbahnhofes die längst ersehnte Gelegenheit darbot. Die Todesentenz war bereits gefällt. Wir können uns um so mehr Glück zu solchem Ausgänge wünschen, als gerade die Denkmäler jener Art den Kindern der Zeit am meisten im Wege zu stehen scheinen und in ihrer Existenz am gefährlichsten bedroht sind. Wurde doch, dem Vernehmen nach, in der großmächtigen freien Reichsstadt Frankfurt, nachdem eben die Holz-Pforte und das Fahrthor, zwei in ihrer Art recht schöne, ächt-reichsstädtische Bauwerke, aus Alignements-Rücksichten bereits niedgerissen worden waren, das prächtigste von allen Thoren Frankfurts, das Eschenheimer, nur durch die Intercession des französischen Gesandten bei hochweitem

Magistrate vor dem gleichen Schicksale bewahrt. Hätte auch das im Jahre 1840 abgerissene Heilige-Geist-Hospital einen solchen Fürsprecher gefunden, so wäre der vielleicht glücklicher gewesen, als jene kunstliebenden und patriotischen deutschen Bürger waren, die so zu sagen auf den Knien um die Erhaltung des, in mehr als einer Beziehung ehrwürdigen Kunstdenkmals, wenn auch äußersten Falles nur als Fleischhalle, flehten! ¹⁾

Die rheinische Rivalin dieser Mainkönigin, unsere „heilige“ Stadt Köln, hat zwar ihren Mauergürtel und ihre Thurmkrone noch aufzuweisen; aber leider gewinnt man schon gleich auf den ersten Blick die Ueberzeugung, daß nicht die Rücksicht auf das künstlerische und historische Interesse, welches sie darbieten, sondern lediglich militärische Zwecke ihnen das Dasein bis hierher gefristet haben, indem man diesem Zwecke alles Andere auf das rücksichtsloseste untergeordnet hat.

Die Thore Köln's gehören unstreitig zu den besten Musterwerken mittelalterlicher Kriegsarchitektur. Ihr strenger, trogiger Ernst und ihre schönen mannigfältigen Verhältnisse zeigen den Geist eines gothischen Michel Angelo. Aber, mit tiefem Bedauern müssen wir es sagen, die Werke dieses deutschen Michel Angelo werden bei uns nicht so in Ehren gehalten, wie die des italienischen in seinem Vaterlande. Auf Veranlassung der betreffenden Behörden sind die Zinnen, die Fenster, die Scharten und Bogenstellungen meist vermauert oder gewaltsam

¹⁾ Man sehe das Nähtere über diesen brutalen Akt des modernen Vandalsismus in dem, zu jener Zeit in Offenbach erschienenen interessanten Schriftchen: „Fürsprachen für die Halle des Heiligengeisthospitals zu Frankfurt am Main.“ Eine Abbildung des Innern dieser Halle ist dem Schriftchen beigegeben, als dessen Verfasser bald eine der ersten Größen deutscher Geschichtsschreibung (J. Böhmer) erkannt ward. Es wäre zu wünschen, daß die Geschichtsschreiber überhaupt mehr, als bisher an der Fall war, ihre Aufmerksamkeit den Monumenten zuwenden, in welchen unsere Vorfahren ihr Denken und Wollen in energischster Weise zum Ausdruck gebracht haben. Ein volles Verständniß der Vergangenheit, als lebendiges Ganzes, wird sich nimmer aus dem bloßen Studium der Codices und Manuskripte ergeben. Ich kann diese Gelegenheit nicht vorbei gehen lassen, ohne einen Frevel zu brandmarken, welchen man in Brügge an einem, dem oben gedachten ähnlichen Bauwerke, dem dortigen St. Johannes-Hospitale, zu verüben im Begriffe steht. Dieses so höchst originelle, schon allein durch seine Erinnerungen an Hans Memling gewissermaßen geheilige Baudenkmal ist veruntheilt, durch einen Neubau im plattesten Kaiserentypus verschlungen zu werden. Bädeker hat in seinem Handbuche für Reisende durch Holland und Belgien (6. Aufl. S. 137) dieses Attentat bereits gekennzeichnet; die belgischen Kunstsfreunde sind zweifelsohne zu berauscht von ihren akademischen Triumphen, um von so etwas Notiz nehmen zu können.

geändert worden; aller Orten hat man geslickt und angeplackt und zwar nicht einmal mit dem Materiale des Baues (Tuffstein), sondern mit dem ordinärsten Backstein, in der Art, daß es fast den Anschein gewinnt, als ob es so recht auf eine Verunkstaltung abgesehen gewesen wäre. Diese kleinen Sünden kommen aber kaum in Betracht neben der großen, welche man dadurch beging, daß man unter alle die hohen, majestätischen Thorwölbungen nach einer und derselben Chablone in einem ganz heterogenen, ultramodernen Style, gleichfalls aus röthlich angestrichenen Ziegelsteinen errichtete rundbogige Thorwölbungen einschob, welche zu dem Ganzen natürlich im schreiendsten Missverhältnisse stehen. Bei der Lage aller dieser Thore können die fraglichen Aenderungen nicht wohl durch fortifikatorische Rücksichten geboten gewesen sein, jedenfalls aber wäre eine so arge Verunkstaltung zu vermeiden gewesen, welche den mächtigen Staat von jetzt neben der mächtigen Stadt von ehemals gar sehr in den Schatten stellen. In ähnlicher Weise ist man mit dem altreichsstädtischen Zeughause umgesprungen, welches man u. A. seiner steinernen Fensterkreuze beraubte; noch schlimmer mit der gänzlich beseitigten alten Pforte am Eingange der Dominikanerkaserne, dem einzigen Ueberbleibsel des durch den Namen „Albertus Magnus“ weltbekannten Klosters, dessen, für die Entwicklungsgeschichte des gothischen Baustyles unschätzbare Kirche die Säcularisauren republikanischen Andenkens vorerst durch eine Art Biertheilung exequirt hatten, indem sie die wurzellos gemachten Säulen durch vorgespannte Pferde umrissen. So besagt es wenigstens die Tradition. Mit welchen Augen hätte man damals denjenigen angesehen, der inmitten der wilden Jagd, welche über die Kirchen und Klöster erging, vorhervenkündigt hätte, daß nach Verlauf eines halben Jahrhunderts die opferwillige Frömmigkeit jene Frevel wieder zu fühnen bemüht sein werde!

Man braucht übrigens fast nirgendwo weit zu gehen, um Seitenstücke zu dem Angeführten in Menge zu finden. So hat man u. A. im Norden Preußens, nicht zufrieden mit der planmäßigen Zerstörung der merkwürdigen Klöster Zuckau, Czarnowitz, Huysburg, des Brigittenklosters zu Danzig u. s. w. vor wenig Jahren noch von Amts wegen die unweit Danzig gelegene Kartause, einen großartigen, ferngesunden Gebäudekomplex, zum Theil von überaus kunstreicher Konstruktion, abgerissen, um die Schuttfelder zum Kartoffelbau zu benutzen,

während es an derselben Stelle jetzt schon an Gebäuden zu öffentlichen Zwecken fehlt.

Neberhaupt scheint in Danzig, dessen architektonische Pracht, im Ganzen genommen, kaum ihres Gleichen in Deutschland findet, kein günstiger Wind für dieselbe zu wehen. Das Dominikaner-, das Brigitten- und das Karmeliten-Kloster sind bereits unter den Augen der lebenden Generation gefallen und über dem Franziskanerkloster — in seiner Art nicht minder bedeutend als die Marienburg — hängt in diesem Augenblicke das Richtschwert an einem Haare, da die Staatsregierung es nicht repariren lassen und der Magistrat, um der ihm angemutheten Reparatur willen, es nicht geschenkt annehmen will! Was nebenher dort Alles im Kleinen zu Grunde gerichtet worden und zu Grunde gegangen ist, fällt zusammen kaum weniger ins Gewicht¹⁾.

So haben weiter, am entgegengesetzten Ende der Monarchie, in Kyllburg (Kreis Bitburg) vor einigen Jahren die betreffenden Behörden die Anordnung getroffen, daß das Dach des dortigen Kreuzganges, eines der ausgezeichnetsten Werke dieser Art in gothischem Baustyle, zur Ersparung der Unterhaltungskosten derselben abgetragen wurde, zufolge welcher Operation denn natürlich die Gewölbe einstürzten, so daß dermalen über die Hälfte des Bauwerkes in Trümmern daliegt. Wir haben nicht gehört, daß man jene Beamten angehalten hätte, den in so unverantwortlicher Weise angerichteten Schaden wieder gut zu machen. Es ist dies auch schon um deßwillen nicht sehr wahrscheinlich, weil dieselben nicht ohne Grund auf die höheren Ortes beflogte Praxis sich beziehen könnten. Welches Gewicht man da überhaupt auf das Bauwesen legt, geht schon allein aus dem Umstände hervor, daß Communalbaubeamten in nicht geringer Zahl angestellt werden, welche sich in keiner Weise zu einer solchen

¹⁾ Ein vor mir liegendes merkwürdiges Buch: Beschreibung aller Kirchengebäude der Stadt Danzig von Bartel Ranisch, Mauer-Meister daselbst (Danzig 1695) führt uns in seinen vielen werkmäßig gezeichneten Rissen den damaligen monumentalen Reichtum der Stadt wieder vor Augen. Besonders auf die so künstlichen und vielgestaltigen Wölbungen hat der biedere Meister sein Augenmerk gerichtet und bemüht er sich, „der Nachwelt, wie dieselben sollen gemacht werden, vorzustellen“, weil er „gesehen und erfahren, daß solche schöne Wissenschaft der Gewölber in vorigen langen Jahren ganz in die Vergessenheit gerathen sind und die ißige Baukunst in Gewölbern nur in glatter Arbeit zu wölbēn sich gebrauchet.“

Stelle qualifizirt oder doch eine praktische Probe nicht bestanden haben, während die Obsorge für Kunstdenkmäler aus den verschiedensten Zeiten gerade den feinsten, in der Schule der Erfahrung sowohl als durch theoretische Studien gebildeten Takt erheischt. Und doch befinden sich fast alle Restaurierungen unserer alten Denkmäler, ebenso wie die Neubauten der Gemeinden, zunächst in den Händen dieser Beamten, weshalb es denn auch nicht befremden kann, daß die Ersteren so häufig in wahre Verunstaltungen ausarten, während die Letzteren zum Theil nicht einmal lebensfähig an's Licht der Welt treten.

Mit einem gewissen Anscheine von Berechtigung wenigstens ließe sich wohl aufstellen, daß schon durch die Strafgesetzgebung den öffentlichen Denkmälern zureichender Schutz gegen Verunstaltungen und Verstümmelungen gewährt sei. In Wirklichkeit hat es auch an darauf sich beziehenden Bestimmungen niemals ganz gefehlt¹⁾; allein unverkennbar hatte der Gesetzgeber leider stets nur den rohen Unfug oder die Peccadilloen der Straßenjugend im Auge, während die überlegten Bandalismen der Leute vom Fach vor keinem Zuchtgerichte verantwortet zu werden brauchen. Vielleicht verdiente es in Erwägung gezogen zu werden, ob man nicht auch Kirchen und Rathäusern gegen den Dinkel oder die grobe Fahrlässigkeit ihrer patentierten Aerzte durch einen besonderen Paragraphen zu Hülfe kommen solle.

Was im Vorhergehenden hinsichtlich der Behörden im Allgemeinen bemerkt worden ist, findet im eminenten Sinne auf die Gemeindebehörden Anwendung, welche um so ungenirter vorgehen, als sie stets sicher sein können, die „öffentliche Meinung“ hinter sich zu haben. Jeder einzelne Philister, der auf das, was man gemeinhin „Aufklärung“

¹⁾ Die betreffende Stelle des Allg. Preuß. Landrechtes (Thl. II. Tit. 20) lautet wie folgt: „Eine gleiche Strafe (nämlich körperliche Züchtigung, Strafarbeit, Gefängnis von 4 Wochen bis zu einem Jahre oder verhältnismäßige Geldstrafe, je nach der Beschaffenheit des verübten Muthwillens, des Alters, Standes und Vermögens des Thäters, cf. § 210 ibidem) trifft denjenigen, welcher öffentliche Denkmäler, Statuen, Stadthöre, Meilenzeiger, Warnungstafeln, Spaziergänge oder andere zum Gebrauche des Publici bestimmte Werke und Gebäude verunstaltet oder beschädigt.“ — Das Landrecht hat mit richtigem Takte die vorstehende Bestimmung unter die Rubrik: „von Verleumdung der Ehrfurcht gegen den Staat“ gestellt. Das neue Strafgesetzbuch hat gleichfalls in seinem § 282 Vorlehrungen gegen die Zerstörungssucht getroffen und namentlich auch vorkommenden Falles die Untersagung der Ausübung der bürgerlichen Ehrenrechte in das Ermessen des Strafrichters gestellt.

nennt, Anspruch macht, glaubt sein „Fiat lux“ über das Weichbild seines Wohnortes ergehen lassen zu sollen, und verschwören sich da mit der Seichtigkeit und Geschmacklosigkeit sehr häufig noch Rücksichten des Privatinteresses gegen die Überbleibsel der Vorzeit. Dem einen steht ein Stadthor im Wege und hemmt ihm die Aussicht aus seinen Fenstern; der Andere ärgert sich über ein dunkelfarbiges altes Bauwerk, weil es das Licht nicht gehörig auf seine Wohnung reflektiren läßt; ein Dritter möchte gerne die schönen Steine, ein Vierter den sich ergebenden Bauplatz an sich bringen; Alle ohne Ausnahme schwärmen für kerzengerade, rechtwinkelige Straßen, in denen sämtliche Häuser gräulich oder gelblich angestrichen sind und sich einander so ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern¹⁾). Von solchen ästhetischen Gesichtspunkten aus entwickelt denn auch die Polizei in Verbindung mit den betreffenden Verschönerungs-Commissionen ihre Thätigkeit. Mit der Gartenschur werden auf gut amerikanisch die imaginären Straßenslinien durch die Städte und Flecken gezogen und dieselben nach Art der Gemüsefelder eingeteilt. Alle Thätigkeit geht sodann dahin, die wirkliche Stadt dem also vorgebildeten Ideale immer näher zu bringen, und es ist ein Jubel bei Alt und Jung, wenn wieder einmal so ein alter, unmanierlicher Bau, der noch dazu vielleicht gar mit einer Ecke über jene Gartenschur herauszuspringen wagte, glücklich gefällt ist und einem Produkte in der bekannten Manier unserer heutigen Baukünstler Platz macht. Wo aber weder mit List noch mit Gewalt einem solchen Riesen der Vergangenheit beizukommen ist, da muß wenigstens die Tüncherquaste ihren Zauber aufzuhalten, um ihn dem „Geiste der Zeit“ doch in etwas näher zu bringen. Am Einfachsten macht sich die Sache, wenn die höhere Spekulation den Hebel der Association an ein altes Stadtviertel im Ganzen ansetzt und die Verjüngung desselben in Entreprise nimmt. Man hat alsdann ganz freie Hand, Alles was da durch die Jahrhunderte gewachsen ist, bis auf die letzte Wurzelfaser zu extirpirn und versteht es sich von selbst, daß die Gelegenheit

¹⁾ Im *Code de la Nature* von Morelly (1755), dem ersten systematischen Begründer des Sozialismus, heißt es u. A.: „Les villes seront bâties sur le même plan; tous les édifices à l'usage des particuliers seront semblables.“ Unsere Baubüroaufträge werden doch vielleicht etwas stützen, wenn sie gewähren, daß sie auf dem besten Wege sind, das Ideal jenes Mannes zu verwirklichen.

bestens benutzt wird. Insonderheit eignet letztere sich dazu, ohne allzu argen Anstoß bei den altwäterlich Gesinnten, die an überwundene Vorurtheile erinnernden historischen Straßennamen gegen zeitgemäßer Klingende zu vertauschen¹⁾.

Man thut sich so viel auf den heutigen Stand der klassischen Studien zu Gut; von den Früchten aber, welche daraus hervorgehen, daß die Gymnasialjugend neben so viel Anderem auch die griechischen Autoren sich anzueignen hat, ist überaus wenig zu verspüren. Namentlich gilt dies von dem feinen ästhetischen Sinne der Alten, welcher Alles um sie her zu verschönen wußte, und ganz insbesondere von deren hingebender Anhänglichkeit an die Heimath und die heimathlichen Traditionen²⁾.

In der That wird in den meisten Gemeinden gegen die Alterthümer und Kunstdenkäler mit einem Geschick, einem Muthe und einer Ausdauer, ja zuweilen sogar mit einem Geiste der Aufopferung operirt, welche einer bessern Sache werth wären. Wir stehen in so fern noch unter den Vandalen, als diese doch nur in Feindesland die Denkmäler zu verwüsteten pflegten. In Trier hatte man — der geneigte Leser wolle die flüchtige Hinweisung auf noch einige Exempel gestatten — längere Zeit hindurch nicht unbedeutende Beiträge subscrbirt, um das alte Neuthor, welches ein höchst merkwürdiges Basrelief in byzantinischem Style an der Stirne trägt, bei Seite zu schaffen und durch ein modernes Gitterthor zu ersetzen. Jenes Basrelief hat freilich das Aufstözige, daß es dem Wanderer sofort bei seinem Eintritte in Trier diese Stadt als eine christliche und historische ankündigt, so daß der Eine oder Andere leicht auf den Gedanken kommen könnte, Trier sei hinter seiner Zeit zurückgeblieben. Nach langem

¹⁾ Das französische Sanscülottenthum hat diese Metamorphosirung zuerst im Großen praktizirt und am entschiedensten ist ihm bis jetzt der belgische Liberalismus gefolgt, der zweifelsohne darin einen Ausfluß der großen Prinzipien von 1789 erkennt. Das neumobische Quartier Léopold in Brüssel prunkt u. A. mit seinen Rues de l'industrie, de la science, de la loi, du progrès, de la société civile u. s. w. Welche Sonnenhöhe der Civilisation, wenn der „Fortschritt“ sogar an den Straßencken proklamirt wird!

²⁾ Selbst der Spötter Lucian hat den Homerischen Ausruf: „Nichts geht doch über die Vaterstadt“ ("Ος οὐδὲ γλύκιον ἡς παρόδος οὐδὲ τοκήσιν γίνεται. Odys. IX 34.) mit dem Hinzufügen sich angeeignet, „daß nicht das Liebste blos, sondern auch das Ehrwürdigste und Heiligste die Vaterstadt uns sein solle“! —

Kämpfe hat das Bildwerk, wovon ein Abguß sich im Berliner Museum befindet, glücklich seinen Platz behauptet und selbst die frühere Umschrift (zugleich die des alten Stadtsiegels: „Trevericam plebem Dominus benedicat et urbem“) umgibt dasselbe wieder — warum aber nicht wie ehedem in Bronzebuchstaben, zu deren Herstellung doch die Société française pour la conservation des monumens, als sie im Jahre 1846 in Trier einen Besuch machte, einen Beitrag von hundert Franken hergegeben hatte? So energisch ist das Widerstreben unserer Zeit, wenn es sich darum handelt, das Alte ächt und recht wiederherzurichten, wie es war und sein soll! — Das stattliche, wenngleich übel zugerichtete Aachener Marschierthor ist, wie es scheint, noch immer gefährdet. Wenigstens wurden noch im vorigen Jahre in einem dortigen Blatte (Echo der Gegenwart, No. 116) die Väter der Stadt bei dem zauberischen „Vorwärts“ beschworen, „das geschmaaklose Thor nebst einigen andern Alterthümern doch endlich wegzuräumen“, um den verehrten Badegästen durch die daraus sich ergebenden „Beschönungen“ einigen Ersatz für den so herben Verlust der „Spielbank“ zu gewähren. In derselben Stadt hat man mit großen, von ihren Einwohnern gebrachten Opfern das Münsterchor, statt nach seinem ursprünglichen Plane, nach den Eingebungen eines Modernisten restaurirt und dermalen trägt man sich sogar, wie es heißt, auf höhere Anregung, mit dem Plane, unter dem Oktogone Carls des Großen eine neue Kaisergruft für Liebhaber zu improvisiren und dessen Kuppelwölbung mit Fresken neuester Erfindung auszustatten! Wie in Mainz das alte Kaufhaus, ein gothischer Prachtbau, so ward in Erfurt die imposante Façade des Rathauses, angeblich wegen Baufälligkeit, niedrigerissen. Letzteres Bauwerk steht noch immer mit einer großen klaffenden Wunde, wie ein halbseirter Leichnam da, indem man über dem Abreißen inne ward, daß man sich in jener Voraussetzung geirrt hatte, und der König bei einer zufälligen Anwesenheit in Erfurt die sofortige Einstellung der Demolition befahl. In Köln hat man den weltberühmten Gürzenichsaal aus einem zweischiffigen in einen dreischiffigen Bau umgewandelt und so um alles Verhältniß gebracht, damit der dirigirende Concertmeister, durch die in der Mitte stehenden Balkenpfeiler nicht geniert, eine freiere Aussicht ins Publikum gewinne und letzteres den Bewegungen seines Taktirstockes besser folgen könne! Man sollte glauben, daß Geldinteresse wenigstens müßte die

Gemeinden dazu veranlassen, über ihren historischen Überresten sorgfältiger zu wachen, da nun einmal nicht alle Welt so aufgeklärt ist, wie die betreffenden Stadtbaumeister und Stadträthe, vielmehr gerade der reichere Theil der Welt, der sich auf Reisen begibt, vorzugsweise die Alterthümer auffucht. Es wird wohl noch dazu kommen, daß die Gastwirthe des Rhein- und Mosellandes im Interesse ihrer Wirtschaften einen Aktienverein zur Erhaltung seiner Denkmäler, trotz der Regierungen und Magistrate, gründen.

Bis dahin kann nur durch ein entscheidendes, mit derben Strafandrohungen begleitetes, „Quos ego“ von Oben herab etwas geändert und geholfen werden; denn diese Bürgermeister, Stadträthe, Polizei- und Verschönerungs-Commissäre sind durchweg über jede Belohnung wie über jeden Angriff Seitens der Kunstreunde hoch erhaben; besten Falles zucken sie die Achseln über dieselben und bemitleiden sie wegen ihres „ungereisten Selbstbewußtseins“ und ihrer fixen Ideen, die ihnen nicht gestatten, in das „Zeitbewußtsein“ aufzugehen.

Unverzüglich müßte man aber daran gehen, eine genaue Aufnahme des noch vorhandenen Erhaltungswertes zu veranstalten und sollten periodische Besichtigungen desselben stattfinden, damit fernerhin nicht meuchlings geschieht, was bald vielleicht offen am hellen Tage nicht mehr vollführt werden kann, so wie ferner damit bei sich ergebendem Bedürfnisse die meist vernachlässigten alten Gebäude von Kunstwerth wieder eine entsprechende Bestimmung erhalten und so dem Leben zurückgegeben werden¹⁾). Fast in allen älteren Städten finden sich noch solche Kunstdäten, welche leicht wieder zu Ehren gebracht werden könnten, oft sogar mit großer Ersparniß, indem dadurch die Errichtung kostspieliger Neubauten (auf welche freilich die Herren Baubeamten nur höchst ungerne verzichten) unterbleiben könnte.

¹⁾ Ein Antrag des Verfassers gegenwärtiger Schrift auf planmäßige Erhaltung der Landesdenkmäler hat vor mehreren Jahren die Zustimmung der Kammer gefunden und steht zu hoffen, daß die einleitenden Schritte hierzu, insbesondere die Inventarisierung jener Denkmäler und die Constatirung ihres Zustandes, nicht zu weit hinausgeschoben werden. Leicht möchten wir sonst allerwärts überflüssigelt werden. Hat doch z. B. längst schon der histor. Verein für Steiermark die Abfassung einer Monumentalstatistik und einer Monumentalkarte des Landes und überdies die Anfertigung eines Abrisses für Denkmalkunde so wie Vorlesungen über nationale Archäologie und Kunstgeschichte angeordnet! (A. A. S. 1852. No. 154.)

Nichts würde uns erfreulicher sein, als wenn wir in allen eben gedachten Beziehungen den Verwaltungen der Civilgemeinden die Verwaltungen der Kirchengemeinden und die Vorsteher derselben als Muster hinstellen könnten; leider soll uns aber diese Freude nicht, oder doch nicht ungetrübt, zu Theil werden.

Wir können und dürfen es uns nicht verhehlen, daß auch der Elerus den auflösenden, verflachenden Einflüssen der letzten Jahrhunderte sich nicht zu entziehen gewußt hat, und zwar gerade am wenigsten auf dem Gebiete der Kunst.

Wie bei den Laien, so wurde auch hier von den Oberstehenden das Signal gegeben zur Umkehr auf der glorreichen Bahn.

Als nach dem vierzehnten Jahrhundert die Ereignisse, die Entdeckungen, die Genies sich häuften und drängten, da begann es den Menschen zu schwanken und immer mehr der eignen Kraft vertrauend, verloren sie die Leitsterne aus den Augen, die sie auf dem weiten gefahrvollen Wege bis dahin so sicher geführt hatten. Insbesondere wollten die christliche Demuth und Selbstverlängerung, worin alle wahre Religiosität wie überhaupt alles Höhere wurzelte, nicht mehr recht behagen. Ein Tropfen Heidenthum nach dem Andern wurde in den Mischkesch eingeträufelt, aus welchem man sich dann zu den neuen Inspirationen herauschte. Alles sollte nach dem klassischen Alterthum umgemodelt werden, vor dessen Scherben man auf den Knieen lag. Man suchte die Geistesfreiheit darin, daß man das von den Vätern Ueberkommene möglichst ferne von sich hielt. Nachdem die uralte Peterskirche der neuen, im Palaststil errichteten, Platz gemacht und letztere mit dem heidnischen Pantheon sich gekrönt und mit Berninischem Schnörkelwerke sich umhängt hatte, begann der neue Geist seine Runde. Durch alle Länder und Städte erhob sich ein förmlicher Wettkampf, wer in der wieder auferstandenen Art es dem Andern zuvor zu thun und von dem Ueberkommenen sich am weitesten zu entfernen vermöge; alles Mittelalterliche war schon als solches verurtheilt, und konnte es sich nur fragen, wann die Sentenz exequirt werden sollte.

Während so die Neuerungssucht auf dem Gebiete der Kunst und der Wissenschaft vom Süden ausging, begegnete ihr, vom Norden herkommend, die Neuerungssucht auf dem Gebiete des Glaubens; in dem eisigen Wirbelwinde aber, der demzufolge sich erhob, ging die lebendige,

bildende Kraft immer mehr in Erstarrung über. Selbst die kräftigsten Geister jener Zeit vermochten der herrschenden Influenza sich nicht zu entziehen; wurde doch sogar der kerndeutsche Dürer, wie von der alten Kirche, so auch von den Bauhütten, aus denen alle die Weltwunder hervorgegangen, hinweg zu der neuen Manier verlockt, welche durch die Schriftgelehrten ausposaunt worden war¹⁾.

Da die gothischen Dome sich nicht so leicht beseitigen oder durch andere Bauwerke im Zeitgeschmacke ersehen ließen, so zerschlug, änderte und modelte man vorläufig wenigstens nach Möglichkeit in und an denselben, um doch jedenfalls zu beweisen, daß man des neuen Geistes theilhaftig geworden und nur nothgedrungen die Schöpfungen des alten noch dulde. Unverstand und Frivolität wetteiferten in der Verfolgung dieses Zieles, und zwar mit welchem Erfolge!

Es wäre nur allzu leicht, durch Aufzählung von Beispielen hier ein Gegenstück zu dem Bilde zu liefern, welches wir oben von dem Verfahren der Neuerer auf dem Gebiete der Civilarchitektur zu entwerfen versucht haben. Allein einestheils ist schon ohnehin die Aufmerksamkeit des Publikums sowohl, als die der Kenner in höherem Maße den kirchlichen Denkmälern zugewandt, und anderen Theiles liegen die Beispiele fast allerwärts so nahe, daß es wohl nicht erst einer besonderen Hinweisung bedürfen wird. Um Meisten aber kommt für uns in Betracht, daß der Wächterruf bereits von so vielen Orten her erkönnt, daß er kaum noch irgendwo überhört werden kann.

Zu den inhalts schweren Worten, welche der Cardinal Paccia wenige

¹⁾ Wir können nicht umhin, aus seinem Werke: „Unterweisung der Messung mit dem zirkel und richtscheit“ u. s. w. aus dem Jahre 1525 folgende charakteristische Stelle hier mitzutheilen: „So man aber von dem ganzen bauwerk oder seinen Teylen reden will, acht ich, es sey ley nem berümbten baumeister oder werckmann verborgen wie künßlich der alt Römer Vitruvius in seinen bücheren von der bestendigkeit, nutzbarkeit, und zierden der gebau geschrieben hab, derhalb jene auch vor anderen zu folgen und sich seiner ler zu brauchen ist. — So ich aber yzo fürnym ein seulen oder zweo leren zu machen, für die jungen gesellen sich darinn zu üben, so bedenk ich der deutschen gemüt, dann gewöhnlich alle die etwas newes bauen wöllten, wolten auch gerne eine neue fahon darzu haben, die for my geahn wer. Darumb will ich etwas anderes machen, daraus nehm ein yslicher (jeglicher) was ihm gefall und mach nach seinem Willen.“ — Melanchthon trug kein Bedenken, an den Kurfürsten von Sachsen zu schreiben, der Terentius würde den Kindern nächst dem Katechismus am besten zur Besserung des Lebens vorgetragen.

Tage, bevor er in's Grab gestiegen ist, über die Schicksale der Kirche und insbesondere bezüglich auf das Verderben gesprochen, welches über dieselbe durch die Verweltlichung ihrer Würdenträger und das Überwiegen des politischen Elementes gekommen ist, liefert die kirchliche Kunst den besten Commentar, wie sie denn überhaupt der klarste und vielseitigste Ausdruck des kirchlichen Lebens ist.

Nachdem die Kraft der Völker durch die Religionskriege gebrochen war, die übrigens im Grunde mehr Kriege um Herrschaft und irdischen Besitz, als um den Glauben gewesen sind, fehlte eben nur noch, daß ihre gottgesetzten Hirten des lebendigen Wechselverkehres mit den ihnen anvertrauten Heerden sich entschlügen und in die Bahnen einsenkten, deren Centralpunkt Versailles war. Immer mehr wurden die volksthümlichen wie die kirchlichen Traditionen verlassen und dem von dort herüberwehenden Geiste gehuldigt. Die Chöre der althehrwürdigen Cathedralen wurden in Marmor und Täfelwerk ausstaffirt, so daß es fast den Anschein gewann, als ob, wo früher der Kirchenfürst den Gottesdienst gefeiert, nur noch der Reichsfürst sein Lever abhalten wollte. Die Bischofshöfe wandelten sich in lachende Schnörkel-Paläste à la Marly und Trianon um; nach den Wohnsitzen der Prälaten aber modelten sich natürlich die Abteien¹⁾, die Klöster und selbst die Pfarrhäuser so lange, bis auch der letzte Rest von Kirchlichkeit abgestreift war und nicht einmal mehr ein Heiligenbild über der Thüre sich zeigen durfte, dessen Stelle sogar nicht selten durch Embleme menschlicher Eitelkeit eingenommen wurde.

Auf dem Gebiete des Protestantismus hörte, wenn wir von der Musik absehen, die kirchliche Kunstproduktion schlechthin auf. Natür-

¹⁾ Ein höchst interessantes und belehrendes Bild der Blüthe, der allmäßigen Entartung und des endlichen Verfalles der klösterlichen Architektur, von dessen Culmination die, neben einer der ehrwürdigsten Kirchen erbaute Echternacher Abtei einen Begriff geben mag, gewährt in ihren verschiedenen Theilen die ehemalige Abtei Römersdorf unweit Coblenz. An den, im schönsten byzantinischen Style gehaltenen, ältesten Flügel reiht sich ein Flügel in gotischem Styl, der dann seinerseits in den französischen Zopf ausläuft. Damit aber auch die allerneueste Zeitrichtung nicht unvertreten sei, hatte man in den achtzehnhundertzwanzig Jahren die alte wertvolle Kirche (im J. 1351 eingeweiht) in eine Brantweinbrennerei umgewandelt. Da dieses Denkmal das Eigenthum des edlen Herzogs von Aremberg geworden ist, so darf man wohl zuversichtlich hoffen, daß solcher Schmach bald ein Ende gemacht werden wird, falls es nicht etwa bereits geschehen sein sollte.

lich entsprach am wenigsten die gothische Kunst dem „reinen Lichte“ des Evangeliums, welches nach der maßgebenden Vorstellung durch das Mittelalter nur verdunkelt worden war¹).

Das schwere Gericht, welches, wie über so viele andern, so auch über unsere rheinischen Kirchenfürsten ergangen ist, erklärt sich schon vollkommen, wenn man nur ihre Paläste in Mainz, Coblenz, Trier, Bonn oder gar Brühl sich ansieht. Klärer kann es einem nirgendwo in die Augen springen, wie die Herren dieser Behausungen, ihres Ursprunges und ihres Berufes vergessend, statt auf dem alten kirchlichen Grunde, auf den Flugsand des Tages gebauet. Noch weit stärkeres freilich kann man anderwärts sehen, namentlich in Frankreich, von woher selbst ein Theil unserer Kirchenfürsten den „guten Ton“ zu beziehen bemüht war²).

Weder die Revolution, noch die als Gallikanism, Josephinism und Febronianism auftretende Quasirevolution hätten zu so großer Macht anwachsen können, wenn nicht jene Erschlaffung in den kirchlichen Organen vorhanden gewesen wäre. Hoffen wir, daß die Lehre nicht verloren geht; daß mit dem altkirchlichen Sinne auch die altkirchliche Form wieder feierlich bei uns einzieht, daß mit dem Geiste auch der ihm entsprechende Leib zu neuem Leben erwache!

¹⁾ Es freut uns, hier bemerken zu können, daß auch innerhalb des deutschen Protestantismus (der englische war längst vorangegangen) die christliche Kunst nicht bloß vom wissenschaftlichen, sondern auch vom praktischen Standpunkte aus mehr und mehr in ihrer hohen Bedeutung gewürdigt wird. Ein Zeugnis hierfür legt u. A. das in Stuttgart erscheinende Christliche Kunstblatt für Kirche, Schule und Haus ab, in welchem der Einfluß des um das Kunststudium so hoch verdienten Hr. Schnaase unverkennbar hervortritt. Ein anderes bedeutsames Unternehmen neuesten Datums sind die großen Holzschnitt-Bilder, welche unter B. A. Huber's nach Mustern aus der besten Zeit von tüchtigen Künstlern (die ersten von Hrn. Andreä in Dresden) angefertigt und zu einem überaus billigen Preise verkauft werden. Nebenhaupt scheint die Gegensätzlichkeit zwischen den beiden Confessionen an Schärfe zu verlieren; Dank der wachsenden Einsicht, daß es vor Allem gilt, dem gemeinsamen Feinde gegenüber Front zu machen.

²⁾ So hatte, um nur Ein Beispiel aus dem Nachbarlande anzuführen, der Cardinal Düprat, Erzbischof von Sens, einer der splendifertesten Kunst-Mäzene aus der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts in dem Prachtsaal seines Schlosses zu Nantouillet die dedikatorischen Inschriften: *Jovi Genitori et Protectori* und *Minervae protectrici*, ja an der von ihm restaurirten Pfarrkirche gar eine Statue des *Jupiter tonans* in einer Nische anbringen lassen. Wie so Viele seiner Zeit, wußte er gewiß nicht, was er that.

Wollte man etwa einwenden, daß zur Zeit weit höhere Interessen zu wahren seien, als ästhetische, und daß die Geistlichkeit ihre Kräfte auf schwerere und entscheidendere Kämpfe zu verwenden habe, als der Kampf gegen den Ungeschmack sei, so bemerken wir, daß die Kirche im Diesseits zu aller Zeit eine streitende war und sein wird, wie im Jenseits eine triumphirende, und daß nimmer sich die Dome über den Katakomben erhoben hätten, wenn dazu die Zeit des allgemeinen Kirchenfriedens hätte abgewartet werden sollen; wir verweisen auf jene Tempel erbauer des alten Bundes, die das Schwert in der einen, die Kelle in der anderen Hand führten. Zudem steht aber auch die Kunst mit der Liturgie in so naher Verbindung und Wechselwirkung, daß das Verderbnis der Ersteren nothwendig auch Letztere allmälig ansteckt.

Ganz besonders gilt das eben Gesagte noch für die Kirchenmusik, da dieselbe einen integrirenden Theil des Gottesdienstes bildet und überdies sogar durch ausdrückliche Satzungen regulirt ist. Es gränzt in der That an's Fabelhafte, in welcher Art diese hehre Himmelsstochter entweiht worden ist und noch immer entweiht wird. Sobald man die Wege verließ, welche auf Grund uralter Tradition Gregor d. G. zuerst vorgezeichnet hat, konnte die Anarchie nicht ausbleiben, wie sie dermalen allerwärts fast die Oberhand hat. Statt der ernstfeierlichen Choräle ertönen in unseren Gotteshäusern Weisen der weltlichsten, ja nicht selten der frivolsten Art; der Geschmack oder die Laune des Organisten bilden zumeist die einzige Richtschur. Es ist wahrlich die höchste Zeit, daß auch diesem Unfuge begegnet wird; in nachhaltiger Weise kann dies aber wohl nur dadurch geschehen, daß man bei den Hauptkirchen wieder förmliche Pflanzschulen für den Kirchengesang anlegt. Mindestens wäre darauf zu halten, daß die positiven Satzungen der Kirche ferner nicht unbeachtet blieben.¹⁾

¹⁾ Wir verweisen, da hier ein tieferes Eingehen in die Materie nicht am Platze ist, auf das klassische Werk des Abtes Gerbert: *de cantu et musica sacra*, insbesondere auf die im letzten Kapitel angeführten Concilienbeschlüsse. Eine Mahnung indeß können wir nicht umhin, hier wörtlich aufzunehmen: „*Ita quidem suapte composita est musica vel cantus choro seu ecclesiae consecratus, in quo verba apte cohaerent atque intelligibilis vox verborumque sensus sese insinuat animo. Observandum id religiose omnino esset in omni musica sacra, quam utique non ad lenocinium aurium, sed animum pietatis sensu imbuendum, et ad Deum divinaque erigendum compositam esse oportet — — Faceant*

Es kann und darf nicht so fortgehen wie bisher an; auch ist mit Palliativen und weißen Salben nicht zu helfen. Um Transaktionen zwischen widerstreitenden Interessen, von welchen jedes eine gewisse relative Berechtigung hat, ist es eine schöne Sache, ja fast in allen menschlichen Verhältnissen muß man sich mit Durchschnittslinien zu helfen suchen. Ohne alle Noth aber, wie es so häufig der Fall ist, das Schöne zu Grunde zu richten oder untergehen zu lassen, um es durch Hässliches oder Nichtssagendes zu ersetzen, dafür läßt sich kaum eine Entschuldigung ausfindig machen.

Erwartungsvoll schauen die Verehrer der großen christlichen Kunst auf den Clerus, unter dessen Hand sich die Mehrzahl der zu uns noch herübergeretteten Schöpfungen derselben befindet. Und, in der That, der Clerus braucht nur zu erkennen und zu wollen, um nicht blos die Vergangenheit dieser Kunst wieder zu vollen Ehren zu bringen und Letzterer die frühere Popularität und Gemeinverständlichkeit wieder zu verschaffen, sondern um ihr zugleich eine glänzende Zukunft zu bereiten. Seine wunderbare Einheit und Allgemeinheit wie sein Zusammenwirken als Körperschaft, seine Stellung zum Volke, seine große Vergangenheit, der Cultus, dessen Diener er ist, die Sympathien, die er in allen edleren Gemüthern so leicht durch Wort und Beispiel erwecken kann, die Studien, auf welche er durch seinen Stand angewiesen ist — alles dies würde den einzig wahren Prinzipien einduldigen Triumph sichern, wenn nur erst einmal diese Prinzipien zur Erkenntniß seiner Glieder gekommen wären.

Welch' ein Wandel der Zeiten! Dieselbe Kunst, die erwachsen ist aus der Kirche, deren Wiege neben dem Altare gestanden, deren Gesetze und Regeln in den Klöstern ersonnen, deren Wunderwerke meist von Priestern geschaffen, oder doch unter ihrem Impulse und ihrer Leitung ausgeführt worden¹⁾), diese heilige, hoheitstrahlende Kunst ist unter

itaque istae elegantiae, et si quo musicae tenearum effectu, ut in ceteris ita quoque in hac parte veterum sequamur exempla.“ II. p. 408.

¹⁾ Es ist unglaublich, was oft ein einzelner Orden auf dem Kunstgebiete geleistet hat. Für Italien leuchtet in dieser Beziehung besonders der Dominikaner-Orden hervor, aus welchem u. A. ein Fiesole und ein Fra Bartolomeo hervorgegangen sind. Vgl. die von dem Dominikanermönche Marchese verfaßte Schrift: „Memorie dei più insigni pittori, scultori e architetti Domenicani. vol. I. Firenze 1845. 8.“, und vor Allem eine Abhandlung des Grafen Montalembert „l’Art et les Moines“

den Nachfolgern jener Priester ein Fremdling geworden, dem man kaum noch die Wegsteuer reicht!

Klopft doch selbst der Dom zu Köln, in dem die Herrlichkeit der alten Priesterkunst ihren Gipfelpunkt erreichen sollte und neuerdings wieder zu erreichen strebt, vergebens an manchem Pfarrhause um ein Almosen an. Nicht einmal ein Wort wird ihm oft dazu Theil, geschweige denn etwas Weiteres, obgleich so oft schon und so eindringlich, insbesondere auch von den kirchlichen Oberen, die hohe Bedeutung des Baues dem Clerus vorgehalten worden ist. Was Einer aus der Ferne dem Dom opfert, trägt ganz gewiß auch in dessen Heimat einmal Früchte; solche Unternehmungen sind gewissermaßen Pflanzstätten, von welchen aus der Same durch die Winde nach allen Richtungen hin getragen wird.

Wie viele von allen den katholischen Zeitschriften, die sich die Aufgabe gestellt haben, am Ruhme der Kirche mitzuarbeiten, kann man nicht zur Hand nehmen, bevor man auch nur eine findet, die in tüchtiger und entschiedener Weise für die Kunst eintrate, welche diesen Ruhm gerade am lautesten und überzeugendsten verkündet! Und doch gehört keineswegs eine gründliche ästhetische Vorbildung dazu, um in dem in Rede stehenden Sinne mitzuwirken. Jede geschichtliche oder liturgische Notiz, die sich an irgend ein kirchliches Kunstwerk anknüpft, hantiert ihm so zu sagen Leben ein, indem es dasselbe dem allgemeinen Verständnisse näher bringt.

Diese Abgestorbenheit der zunächst berufenen Träger des katholischen Glaubens von dessen schönster Blüthe, der katholischen Kunst, thut vielleicht mehr als alles andere dar, welche Katastrophen die Kirche in den letzten Jahrhunderten zu bestehen hatte. Glaubte man etwa,

in den Annales archéologiques von Didron vol. VI. livr. 3. Es bildet diese Abhandlung ein Kapitel des Werkes, welches der Verfasser über die Mönchsorden und insbesondere das Leben des h. Bernard ausarbeitet. Möge der edle Kämpfer für alles Wahre und Schöne recht bald dasselbe zu Ende führen! Wir verweisen noch auf das umfassende Werk in zwei Quartbänden von Albert Lenoir: Architecture Monastique (Paris impr. nat. 1852), welches einen Überblick über die baulichen Schöpfungen der Orden und deren Besonderheiten gewährt und dieselben durch Abbildungen in Holzschnitt veranschaulicht. Es wäre zu wünschen, daß bei den wieder neu erziehenden Klosterbauten dieser treffliche Leitfaden mehr, als bisher an geschehen, beachtet würde.

sich auf dem Gebiete der Wahrheit um so stärker verschanzen zu können, indem man das der Schönheit Preis gab ?!

Der Augenblick ist aber gekommen, wo die auf die inneren Organe zurückgeworfene Lebenskraft wieder heraustreten und, ihrer Natur gemäß, sich wieder schaffend und gestaltend verhalten muß. Wenn jemals, so ist es jetzt an der Zeit, daß die Kirche dem civilisierten Chaos entgegentrete, wie sie früher Maß und Regel in das barbarische gebracht hat. Sie muß abermals nach allen Richtungen hin den Beweis führen, daß das Christenthum nicht blos ein höheres Schauen und Wissen, sondern auch ein höheres können ist. — Die Anarchie der Formen entspricht der Anarchie der Geister, und die Schönheit, in der höheren Bedeutung des Wortes, ist nur der Widerschein der Wahrheit. Das hat die Kirche gar wohl gefühlt, als sie alle Elemente der Kunst ihrem Kultus dienstbar machte, die Völker mit ihren Zauberkreisen umwohnt und die Stadt Gottes in strahlender Herrlichkeit auf den Felsen hinbaute.

Die Einheit der Grundanschauung thut vor Allem Noth; zu dem Ende aber muß der Blick stets auf das Ganze gerichtet bleiben. Nicht minder ist nur in der positiven Religion der feste Standpunkt zu gewinnen, ohne welchen auch das schönste, edelste Streben nur allzu leicht in die Irre geht. Die Grundbedingung der Restauration ist die Einführung in die Prinzipien, auf welchen der geistige Aufbau der Kirche beruht. Die Glaubenslosigkeit ebenso wie die sogenannte Religion des honneten Mannes, die sich ihr Christenthum aus einigen philosophisch oder auch wohl biblisch klängenden Gemeinplätzen zurecht macht, und darauf pocht, daß sie mit den Zuchtpolizeigerichten nicht in direkten Konflikt geräth, trocknet nicht blos das Herz, sondern auch das Gehirn aus und verdribt die Lust am Schaffen, indem der feste, höhere Zielpunkt fehlt. Es ist schon darauf hingewiesen worden, wie die künstlerischen Hervorbringungen der gläubigen Jahrhunderte, von den Handverzierungen in ihren Gebetbüchern an, bis hinauf zu den Kathedralen, von Frohsinn und neckischem Humor überprudelten. Was würden nicht selbst unsere, bis zum Excess langweiligen Eisenbahnbauten unter der Hand der damaligen Meister geworden sein !

Die Kunst muß — wie mitleidig die Herrn Akademiker auch die Zumuthung belächeln mögen — wieder beten lernen; auf wen anders wird sie aber zu diesem Ende zunächst ihre Blicke richten, als auf

diejenigen, deren ganzes Leben, wie der h. Bernard sagt, ein Gebet sein soll? Von ihnen muß vorzugsweise der Impuls zur Rechristianisirung der Kunst ausgehen.

Der Weg, welchen der Clerus einzuschlagen hat, um auf die glänzende Spur zurückzukommen, die er nie hätte verlassen dürfen, ist gar leicht zu finden. Er braucht sich eben nur umzusehen nach seiner eigenen Vergangenheit und in ähnlicher Art wieder zu beginnen, in welcher er vor einem Jahrtausend begonnen hat.

Wie damals und später bei vielen Domkirchen und Klöstern Stiftungen bestanden¹⁾, um Geistliche zu Kunstkennern und Künstlern heranzubilden, so wäre auch jetzt wieder damit der Anfang zu machen, daß bei jedem Seminar und Domkapitel wenigstens Ein Priester angestellt würde, welcher eine gründliche Kenntniß der christlichen Kunst in ihren verschiedenen Verzweigungen besäße, so wie daß in den erstgedachten Anstalten diese Kunst zu einem besonderen Lehrgegenstande erhoben würde.

¹⁾ Schon Gregor d. G. verordnete, daß der Clerus in den schönen Künsten unterrichtet werden solle. Im 11. Jahrhundert stiftete u. A. Geoffroy de Champ-Aleman, Bischof von Mâcon, an seiner Domkirche Präbenden für drei Geistliche, von denen der Eine zum Goldschmied, der Andere zum Maler, der Dritte zum Glaziarbeiter heranzubilden sei. Von den Bischöfen Bernward und Godehard legen die Kunstwerke Hildesheimis noch immer das glänzendste Zeugniß ab (vgl. J. W. Kray, der Dom zu Hildesheim, Thl. III, die Lebensbeschreibungen der beiden genannten hh. Bischöfe enthaltend.) In Ersterem ehrt die Goldschmiedekunst ihren Schutzherrn, wie die Emailleure den ihrigen in dem heiligen Bischof Eligius. Der Name des heiligen Abtes Wilhelm zu Hirshau erglänzt als eines der hellsten Lichter des früheren Mittelalters. Erst Meister der Bauhütte zu St. Emmeram in Regensburg, später Gründer einer solchen in Hirshau, galt er durch Frömmigkeit wie durch Gelehrsamkeit und durch seine Meisterschaft in jeder Kunst als ein Wunder seiner Zeit. Das Verzeichniß der Priester, von welchen man weiß, daß sie sich in der Kunstübung hervorgethan haben, umfaßt eine ganze Reihe, zum Theil glänzender Namen. Wir führen nur noch, als einen Stern erster Größe, den Erzbischof von Winchester, Wilhelm von Wykeham (geb. 1326) an, der schon als Neugründer seiner Cathedrale eine vollendete Kenntniß der Architektur, dieser Königin der Künste („ars regina“), wie das Mittelalter sie nannte, dargethan hat. Er war zugleich Grosskanzler von England, ein Meister der baulichen wie der staatlichen Mechanik. Über sein Leben und Wirken, besonders als Künstler, findet sich eine umfassende Abhandlung in dem Werke: Proceedings of the annual meeting of the Archaeological Institute of Great Britain and Ireland, at Winchester, September 1845. London, Longmann 1846. Auch in unseren Tagen haben sich bereits nicht wenig Geistliche um die Wiederbelebung der kirchlichen Kunst ein namhaftes Verdienst erworben.

Zur Zeit mag es freilich nicht gerade ein Leichtes sein, solcher Ansforderung entsprechende Persönlichkeiten aussindig zu machen. Allein es wird diese Schwierigkeit gewiß bald schwinden, sobald nur erst, wie schon mehrfach geschehen, Seitenz der Bischöfe der entschiedene Willen und gegeben ist, die kirchliche Kunst in ihr altes Recht wieder einzusetzen. Das Privatstudium wie das Reisen, diese beiden hauptsächlichsten Bildungsmittel, sind dermalen so sehr erleichtert, daß, wenn anders nur der rechte Trieb sich einstellen will, schon in kurzer Frist große Resultate gewonnen werden können. Die christliche Kunst hat aber auch so viel Anziehendes und Erhebendes, daß es so zu sagen nur eines Deßnens der Bahn bedürfen wird, um sofort allerwärts den schönsten Wetteifer zu erwecken.

Schon der Umstand, daß die Bischofsstühle, und somit auch die geistlichen Pflanzschulen, sich an Orten befinden, welche doch fast immer das eine oder andere bedeutende Kunstdenkmal besitzen, bietet einen Anhaltspunkt für das Studium dar. Dem einmal erwachten Sinne kann aber leicht durch zweckmäßig ausgewählte Bücher und Abbildungen Nahrung ertheilt und ein tieferes Verständniß eröffnet werden¹⁾.

¹⁾ In den früheren Ausgaben war an dieser Stelle eine Anzahl von Schriften angeführt, welche uns zur Bildung einer Handbibliothek für die Freunde christlicher Kunst und namentlich für Anstalten obengedachter Art vorzugsweise geeignet erschienen. Seitdem hat sich jedoch die betreffende Literatur so massenhaft gehäuft, daß ein Ausswählen des Geeigneten nicht bloß große Schwierigkeiten darbietet, sondern auch die Gefahr der Einseitigkeit überaus nahe liegt. Wir beschränken uns daher dermalen darauf, denen, welche sich nur im Allgemeinen orientirt halten möchten, die in Stuttgart erscheinende Zeitschrift: „Kirchenkunst“, so wie insbesondere das von F. Baudri in Köln herausgegebene „Organ für christliche Kunst“ zu empfehlen, welches letztere zugleich die Beziehungen unter den christlichen Kunstvereinen zu vermittelnd hat. Für den Praktiker in gotischer Architektur, welchen die aus den akademischen Regionen kommende Literatur selbstredend gänzlich im Stiche läßt, eignen sich unseres Erachtens, vorzugsweise das Lehrbuch der gotischen Konstruktionen von G. Ungewitter, (Leipzig, bei C. D. Weigel) die gotischen Entwürfe von B. Staz (Bonn, bei Henry und Cohen), das gotische Musterbuch, von B. Staz und G. Ungewitter und endlich das größere Werk von B. Staz: Kirchliche Bauwerke in gotischem Styl (Lüttich, bei Avanzo und Claeßen). Von den einfachsten Elementen ausgehend, umfassen diese Publikationen so ziemlich das Ganze der gotischen Architektur nebst dem benötigten Beiwerke, indem sie hauptsächlich durch genau detaillierte, nach den beigegebenen Maßstäben ausgeführte Abbildungen dem praktischen Bedürfnisse ein Genüge thun. Im Uebrigen ist Solchen, welche sich eine gründliche Belehrung verschaffen wollen, auf das dringendste das Studium von Monographien anzurathen, deren bereits so viele und so ausgezeichnete in Deutschland, England und Frankreich erschienen sind und fortwährend erscheinen, daß es kaum noch

Wenn man solche Studien auch nur aus dem Gesichtspunkte der individuellen Geistesausbildung und als Erholung von den schweren, ernsten Pflichten des priesterlichen Standes betrachten wollte, so würde schon darin allein ein hinreichendes Motiv zur Anregung derselben zu finden sein. Sie erscheinen aber selbst als eine Pflicht, im vollen Sinne des Wortes, wenn man bedenkt, wie innig die Verbindung des historischen Christus und seiner Religion mit der historischen Kunst ist und wie gewichtiges Zeugniß letztere ablegt, welch' einen mächtigen Hebel dieselbe bildet, um auf die Geister zu wirken¹⁾, welche Gewährschaft endlich die Erhabenheit der Form für die Erhabenheit des Inhaltes darbietet und wie bedeutungsschwer die Wechselbezüglichungen sind, in welchen beide zu einander stehen. Wie verbleichen nicht in der That alle zum Preise des Katholizismus geschriebenen und gedruckten Worte neben der Lapidarschrift der Baudenkmale, und

möglich ist, sie alle im Auge zu behalten. Was namentlich die rheinischen Kunstalterthümer anbelangt, so verdient das auf dieselben bezügliche Werk des Hrn. Ernst aus'm Weerth besondere Beachtung.

¹⁾ In einem Synodalsbeschuße von Arras (1025) heißt es u. A.: „was die Ungelehrten nicht durch Lesung der h. Schriften sich aneignen könnten, das erblickten sie in den Gestalten der Gemälde.“ Obgleich die große Mehrzahl der heutigen Kirchenbesucher in einem Gebetbuche zu lesen versteht, so wird doch dadurch die hohe Bedeutung der Kunstsprache kaum beeinträchtigt. Selbst abgesehen von der, oft mehr als zweifelhaften Qualität der Waare, welche sich auf den Gebetbuchsmarkt drängt, dessen Überwachung, unseres Daßurholtens, mit weit größerer Strenge geübt werden sollte, entbehrt das geschriebene oder gedruckte Werk fets jener, den ganzen Menschen an sich heranziehenden, ihn fesselnden Macht, wie sie die ächten Werke der Kunst ausüben, welche keinen Widerspruch aufkommen lassen. Die Sprache der Kunst ist eine Sprache für sich, und zwar eine Sprache höherer Ordnung, die in dieser Zeit um so mehr gepflegt werden sollte, als dieselbe nur allzusehr durch die nie rastende Presse verwirrt und vernichtet wird. So wenig wie die Heiligen durch Gebetbücher und Traktätschen die Löwen der Völkerwanderung und des Mittelalters jemals gezähmt haben würden, eben so wenig, und noch weniger vielleicht, ist der heutigen Abgestumpftheit oder Superflugheit auf diesem Wege beizukommen. -- Die Kunstdenkmale haben aber auch zugleich gewissermaßen die Bedeutung von Urkunden, welche vor den kommenden Geschlechtern den Glauben der vorangegangenen am zuverlässigsten bewahrtheiten. Unsere hochgelehrten Kritiker müssen vor der Authentizität der gemeißelten und gemalten Dokumente verstummen, die anderthalb Tausend Jahre hindurch in den verschütteten Katakomben der Wiederauferstehung entgegenharrien; diesen Zeugen der ersten Bekennner und Märtyrer gegenüber wird alle Bücherweisheit und Hypothesenmacherei zu Schanden. (Vergl. einen Artikel von Lenormant in dem bereits angeführten Correspondant, neue Serie, Bd. X, S. 340—387, welcher einen Überblick über die bisher aus den Katakomben gewonnenen Resultate und zugleich über die betreffende Literatur gewährt).

wer würde wohl den Mut haben, in einem Kölner oder Straßburger Dome von mittelalterlicher Finsterniß und Barbarei zu fabeln oder gar die Religion zu verlästern, welche denselben ersonnen und aufgerichtet hat!

Wir wissen sehr wohl, daß eine gewisse Gefahr darin liegt, der äußerlichen Erscheinung, der ästhetischen Form ein so großes Gewicht heizumessen; wir wissen, daß die Strenge gegen sich selbst und die Werke der christlichen Barmherzigkeit gegen Andere unendlich schwerer in's Gewicht fallen, und weit geeigneter sind, das Reich Gottes auf Erden zu gründen und auszubreiten, als alle Herrlichkeit der im Dienste des Altares stehenden Kunst; allein nicht minder fest steht unsere Überzeugung, daß das Eine, weit entfernt, dem Andern Eintrag zu thun, es vielmehr auf's kräftigste fördert: das Schöne ist der Abglanz des Wahren und Guten; durch geheimnißvolle Bande ist diese Trias unlöslich mit einander verknüpft.

So wenig man erwarten kann, daß die Versäumniß von Jahrhunderten binnen kurzer Frist wieder nachgeholt und gutgemacht werde, so darf man doch mit allem Zug und Recht das Ansinnen stellen, daß die Überreste aus der Blüthezeit der Kirche und ihrer Kunst, welche der Zerstörungswuth und der Profanation glücklich entgangen sind, bis auf das Kleinste herab, in Ehren gehalten und mit derjenigen Pietät umgeben werden, auf welche sie einen so vielfach begründeten Anspruch haben. Und so unendlich fruchtbar hat sich die kunstbildende Kraft in jener Periode erwiesen, als sie im vollen Lichte des Glaubens stand, daß trotz der ungeheueren Verluste, welche wir zu beklagen haben, doch noch die reichste Ernte zu machen ist, wenn man sich anders nur einmal der Mühe des Suchens, Sammeln's und Ordnen's unterziehen wollte. Nicht blos in den mächtigen Cathedralen hatte die Kunst ihren Thron aufgeschlagen; über Alles, was nur irgendwie dem Cultus diente, bis zu dem schlichtesten Dorffirchlein und seinem Mobilare herab, ergoß sie ihren Zauber und ihre Weise. Die untergeordneteren Bauwerke liefern häufig sogar zur Zeit noch eine unverhältnismäßig reiche Ausbeute für den Kunstkennner und vieles ist in ihnen gerettet worden, entweder weil man es in seiner Unscheinbarkeit übersah, oder weil die Geldmittel fehlten, um eine brillante Absurdität an die Stelle zu setzen¹⁾.

¹⁾) Eine besondere Aufmerksamkeit verdienen die lutherisch gewordenen alten Kirchen. In ihnen ließ man meist das alte Mobilär unangeschaut stehen, während die katho-

Um wenigstens ferneren Verschleuderungen und Verstümmelungen des noch Erhaltenen nach Möglichkeit vorzubeugen, wäre vor allen Dingen die genaueste Inventarisation der sämtlichen, zu kirchlichen Zwecken bestimmten, unbeweglichen wie beweglichen Gegenstände zu veranlassen. Am zweckmä^ßigsten ließe sich dieselbe wohl in der Art bewerkstelligen, daß einem jeden Pfarrer ein Formular mit detaillirten Fragestücken übergeben würde, auf welches er dann möglichst präzise Antworten zu verzeichnen hätte¹⁾. Zur obersten Controlirung der pflichtmä^ßigen Genauigkeit dieser Verzeichnisse sowohl, als auch zur Constatirung des Zustandes und des relativen Werthes der einzelnen Gegenstände aber würden die periodisch statthabenden bischöflichen Rundreisen die beste Gelegenheit darbieten. Ganz besonders empfiehlt sich noch die Anlage von Pfarrkroniken, in welchen das vorhandene historische Material zusammengestellt und jedes auf die betreffende Kirche bezügliche Begegnis, insbesondere auch das eben gedachte Formular einzutragen wäre.

Es versteht sich von selbst, daß auf das entschiedenste jede Umgestaltung und Veräußerung Alles dessen, was zum Cultus bestimmt ist, ohne vorherige bischöfliche Genehmigung, verboten und jede Uebertretung dieses Verbotes streng geahndet werden muß. Es ist nicht zu sagen, was noch alles tagtäglich durch die Eigenmacht der Kirchenstände zu Grunde gerichtet wird, wie man denn überhaupt fast zweifelhaft darüber sein könnte, welcher von beiden verderblicher auf dem Gebiete der christlichen Kunst gewirkt hat, ob der Zerstörungs- oder der Verschönerungs-Vandalismus. Solchem Unfuge muß unverzüglich Einhalt gethan werden; nicht länger darf es jedem Pfarrer oder Fabrikath anheimgestellt bleiben, das Gepräge seines individuellen Geschmackes den Bauwerken aufzudrücken, welche unter seine Obhut, keineswegs aber unter seine Discretion gestellt sind. Es muß Vorkehr getroffen

lich gebliebenen die Schlachtopfer eines irregeführten Verschönerungstriebes wurden. Man vgl. z. B. die lutherischen Kirchen zu Dortmund, Soest, Osnabrück, Lübeck, Danzig, Breslau u. s. m. mit der Mehrzahl der im Besitz der Katholiken verbliebenen, und man wird gleich finden, wie gefährlich jener Trieb ist, wenn ihm nicht das rechte Verständniß zur Seite steht.

¹⁾ Diese, von dem Comité des arts et monuments in Paris zur Anwendung gebrachte Methode hat sich als ganz vorzüglich bewährt und ist von vielen Bischöfen Frankreichs in ihren Diözesen angenommen worden; sie hat auch bereits in Deutschland, namentlich in den Diözesen Köln und Münster, Nachahmung gefunden.

werden, daß unsere ehrwürdigen Gotteshäuser ferner nicht dem ersten besten Wasser-, Wege- oder Communal-Baumeister preisgegeben werden, welcher natürlich kein höheres Ideal kennt, als absolute Symmetrie und möglichst freie Durchsichten, kahle, frischgetünchte¹⁾ Wände sodann und schachbretterartige Fußböden, der überhaupt nichts eiligeres zu thun hat, als die allmäßigen Schöpfungen vieler Generationen nach seinen Compendien und akademischen Vorlegeblättern zuzustitzen und zu uniformiren. Wie viele betrübende Belege könnten wir nicht zu dem Gesagten liefern!

Natürlich hat vor Allem der Geistliche mit seinem Beispiel vorzugehen. Wer kann jenen Baubeamten das „Aufräumen“ verdenken, wenn etwa selbst der geborene Wächter der Kirche und ihres Besitzthums die Scheu davor verlängnen und aus diesen oder jenen, vielleicht von der „Volksstimme“ getragenen sogenannten Zweckmäßigkeitsrücksichten das was, ohne sonderlichen Anstoß zu geben, viele Jahrhunderte hindurch bestanden hat, zum Opfer bringen wollte! Die Freiheit der Bewegung, welche der Kirche bei uns durch die Verfassung, wie anderwärts durch Concordate zurückgegeben worden ist, verdoppelt die Pflicht ihrer Organe, durch die That zu zeigen, daß sie der staatlichen Bevormundung nicht bedürfen. Der rechte Gebrauch jener Freiheit in jedweder Beziehung wird die gegnerische Mißgunst am schnellsten und sichersten beseitigen. Gewiß sollen wir russische Verknöcherung von uns ferne halten; aber damit hat es am allerwenigsten in unseren Tagen Noth, wo selbst Russland, wie der Bau und die Ausstattung der Petersburger Isaaks-Kirche darthun, seinen liturgischen Traditionen abzusagen begonnen hat²⁾. Wir enthalten uns eines

¹⁾ Die Tüncherei ist, wenn nicht alle Zeichen trügen, noch immer im Zunehmen begriffen. Zwar ist die antiquarische Bildung schon so weit fortgeschritten, daß man nur selten mehr schneeweiß, rosen- und pfirsich-blüth-farbig anstreicht; man bemüht sich vielmehr meist, aus Grau, Grün und Gelb eine Art von Schmuckfarbe zu komponiren, die den Schein des Alsterthümlichen retten soll. Aber ob es leichtfertige oder ehrwürdige Schminke ist, es bleibt immer Schminke, und jedenfalls scheint uns doch der historische Schmuck vor dem neuauengelegten den Vorzug zu verdienen. Das gelobte Land der Tünche wie des Gußeisens ist unstrittig Belgien. In letzterer Beziehung scheint ihm indeß jetzt der Kölner Dom (!!) durch seinen eisernen Mittelthurm den Vorbeir streitig machen zu wollen.

²⁾ Wir verweisen auf das Werk: *Eglise Cathédrale de Saint-Isaac description architecturale, pittoresque et historique de ce monument; ouvrage dédié à sa Majesté l'Empereur de toutes les Russies par A. Ricard de Montferrand* (St. Petersbourg chez Bellisard, 1855. gr. Fol.), welches sein Verfasser mit eben

näheren Eingehens auf diesen Punkt, so wie auch auf das nachfolgend nur im allgemeinen Angedentete, da wir in einer besonderen Schrift „Fingerzeige auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst“, es versucht haben, eine Richtschnur für alles hier Einschlagende an die Hand zu geben.

Wenn man sich vorläufig nur den einen Satz fest einprägen wollte: daß in der Regel die beste Restaurierung diejenige ist, welche am wenigsten in die Augen fällt, und daß es meist besser ist, Nichts, als Zuviel zu thun, so wäre schon Großes gewonnen¹⁾.

Sehr wünschenswerth erscheint es ferner, daß für diejenigen Fragmente und zerstreuten Einzelheiten, denen in einem größeren Ganzen eine Bestimmung nicht angewiesen werden kann, falls sie für die Kunst oder die Geschichte nicht ganz ohne Bedeutung sind, in dem Hauptorte einer jeden Diözese ein Sammelplatz angewiesen würde, woraus denn allmälig eine Art von Museum für die christliche Kunst leicht erwachsen könnte, welches mit Abgüssen und Abbildungen von Meisterwerken dieser Kunst zu vervollständigen wäre. Auch in dieser

solchem freijigen Lurus ausgestattet hat, wie die von ihm erbaute Cathedrale. Statt von der Sophienkirche auszugehen, in welcher die so feierlich-imposante Architektur der griechischen Kirche wurzelt und deren Traditionen in Moskau und vor St. Marco in Venedig sich anzueignen, glaubte der Baumeister (ein Frankreich entlehrter Ritter mehrerer Orden u. s. w.) dem Zeitgeiste huldigen zu sollen, und so schuf er denn eine verfummerte Spielart von St. Peter, eine zweite Londoner Paulskirche, deren Nüchternheit und Ideenarmuth alle die aufgewendete Pracht nicht zu verhüllen vermag. Einen adäquateren Ausdruck hätte allerdings der Klußland durcharbeitende Zersetzungsprozess kaum finden können.

¹⁾ Der Cardinal Baronius, der seinen Titel von der Kirche der Heiligen Nereus und Achilleus führte, befreite diese Kirche von den unpassenden Zuthaten geschmackloser Neuerer und stellte sie wieder in ihrer ursprünglichen Schönheit hin. Um dieselbe auch für die Folgezeit möglichst zu wahren, ließ er folgende Inschrift in der Chor-nische anbringen:

Presbyter card. successor quisquis fueris
Rogo te per gloriam Dei et
Per merita horum martyrum
Nihil demito nihil minuito nec mutato
Restitutam antiquitatem pie servato
Sic te Deus martyrum suorum precibus
Semper adjuvet.

Welche Verluste würden diese, vor 200 Jahren gesprochenen Worte des großen Cardinals: **Nihil demito, nihil minuito nec mutato** von dem Gebiete der christlichen Kunst abgewendet haben, wenn der Clerus sich dieselben seither hätte zu Herzen nehmen wollen!

Beziehung geht Köln so eben wieder durch die That voran, indem hier aus freiwilligen Beiträgen, gegenüber dem Dome, an der Stelle wo der alte erzbischöfliche Palast gestanden hat, der Aufbau eines solchen Museums stattfindet, dessen äußere Erscheinung dazu noch seiner Zweckbestimmung vollkommen entsprechend gehalten ist und zugleich darthut, wie mächtig der von dem gegenüberliegenden Denkmale gegebene Impuls bereits in das Kunstleben eingreift.

Aber nicht blos auf das Vorhandene und zu Erhaltende muß ein stets wachsames Auge gerichtet sein, und zwar ein Auge, welches an Ort und Stelle bisweilen zusieht, sondern auch auf die durch das Bedürfniß gebotenen neuen Anlagen und Erwerbungen.

Wir haben bereits im ersten Abschritte beiläufig angeführt, wie die Geschmacksmengerei und die Effekthascherei, welche sich schon längst in unseren Wohnungen häuslich niedergelassen, mehr und mehr auch in das Innere unserer Tempel eindringen. Die Altäre, Orgeln, Beichtstühle, Kanzeln, Taufsteine, Monstranzen, Kelche, Leuchter — alles ohne Unterschied, bis zu den Kirchengewändern hin, ist meist der geschmacklosen Willkür der Fabrikanten und Handwerksleute überliefert; Alles bläßt sich daher in nichtigem Scheine und barocker Prinziplosigkeit. Wenn es gar die Gotik täppisch nachäfft, wird es vollends unerträglich, wie denn überhaupt nichts gefährlicher ist, als das oberflächliche Handthieren in diesem Style, dessen Schwierigkeiten nur der theoretisch und praktisch vollkommen mit ihm Vertraute bewältigen kann. Daß da von Rücksichten auf Liturgie und Tradition, sobald solche über das handgreiflichste hinausgehen, nicht mehr die Rede sein kann, braucht nicht erst erwähnt zu werden.

Es hat Jemand die, leider nur zu richtige Bemerkung gemacht, daß die Zeit vielleicht nicht mehr sehr ferne sei, wo man in die Oper und in die Conzerte gehen müsse, um ächte Kirchenmusik, in die Kirche aber, um Theater- und Concert-Musik zu hören; — wenn es so wie bisher an den meisten Orten fortgeht, wird auch nicht weniger der Augenblick kommen, wo man nur noch bei den Antiquaren und in den Kunstkabinetten eines ächtfröhlichen Geräthes oder Meßbuches wird ansichtig werden können. Wie viele Reliquarien, Dryptichen, Evangelien- und Hymnenbücher u. dgl. dienen nicht bereits den Staats-Museen zur Zierde, gleich als ob die Religion, deren Zwecken sie dienen sollen, ein verschollenes Märchen wäre!

Die Würde der Religion und ihres Cultus, so wie die Ehre ihrer Diener erfordern es gebieterisch, daß dem Unwesen ein Damm entgegengesetzt werde, daß diese modernen Travestien und Karikaturen des Heiligen ferner nicht den schönsten und erhabensten Gottesdienst verunzieren¹⁾. Wäre es nicht etwa räthlich, daß vor der Hand, bis daß die Zeit des Schaffens wieder allerwärts gekommen sein wird, unter kirchlicher Autorität aus den vielen hierhin gehörigen, trefflichen Sammlungen, wie aus dem noch im Gebrauche befindlichen, eine Zusammenstellung guter Muster zu kirchlichen Gebäuden und Geräthschaften angefertigt und an die Pfarrer ausgetheilt würde, wenn auch nur um den Sinn für das Rechte zu wecken und auszubilden? Jedenfalls muß man wünschen, daß fort und fort durch eindringliche Rundschreiben die hohe Wichtigkeit der Sache der Geistlichkeit nahe gelegt und ihr die größte Umsicht, namentlich aber die größte Achtung und Ehrfurcht vor dem christlichen Alterthum und dessen Schöpfungen, bis zum Unscheinbarsten herab, anempfohlen werde. Sollte nicht endlich, nach dem Satze „vis unita fortior“ in allen Ländern, wie es bereits in einem großen Theile von Deutschland der Fall ist, eine Anzahl von Bischöfen sich vereinigen, um gemeinsame Maßregeln zu Nutz und Frommen der kirchlichen Kunst, im weitesten Sinne des Wortes, zu treffen? Es ist noch gar viel auf diesem Gebiete zu thun und dringend nothwendig, damit im Ernst zu beginnen. Die Bestellung der Aussaat ist vielleicht mühsam, aber die Ernte ist groß.

Zum Schlusse dieser Abhandlung sei noch eine Betrachtung gestattet.

Vor etwas mehr als drei Jahrhunderten ging ein Beben durch die civilisirten Nationen hindurch und es begann jene neue Aera, die man die Aera der Wiedergeburt genannt hat²⁾. Und in gewissem

¹⁾ Nur ein Beispiel, für viele, welche wir leider auch hier anführen könnten. In Verviers ist die Hauptkirche, ganz dem „Geiste der Zeit“ angemessen, in einer Art, oder vielmehr akademischen Abart von dorischem Styl gebaut und durch Gas erleuchtet. Als Schreiber dieses sie sah, war ihre Vorhalle mit Plakaten von den gruellsten Farben bedeckt, auf welchen in Riesenlettern zu lesen war: Racahout des Arabes . . . Bateaux à vapeur . . . Guérison complète et . . . Maux des dents . . . u. dgl. m. Wenn der Clerus sich seine Gotteshäuser in dorischem, statt in katholischem Style aufbauen läßt, so hat er freilich kein Recht, sich darüber zu beklagen, daß dieselben auch „zeitgemäß“ tapeziert werden.

²⁾ Es ist höchst charakteristisch, daß die französische Bezeichnung „Renaissance“ sich bei allen Nationen eingebürgert hat.

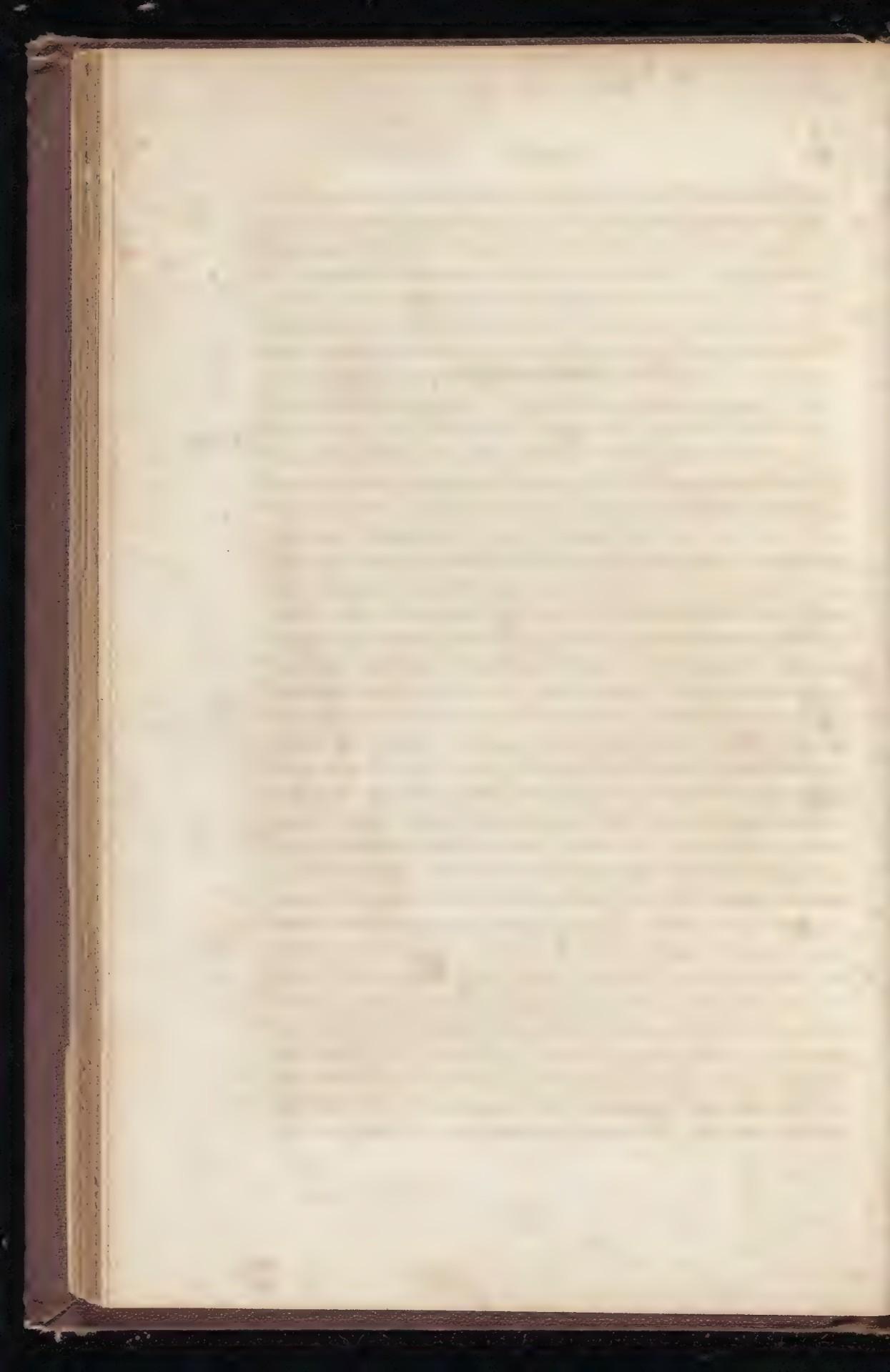
Sinne war es allerdings eine Wiedergeburt — die Wiedergeburt des Heidenthums, oder, richtiger gesprochen, des Antichristenthums im Schooße der christlichen Gesellschaft. Die Wechsel, welche sich darauf einstellten, waren nicht etwa blos Wechsel in der äußeren Erscheinung; es waren die Symptome und Ergebnisse eines Kampfes auf Leben und Tod zwischen den heidnischen und den christlichen Ideen, der fast auf allen Gebieten geführt ward. Die Vorsehung hatte das Antlitz abgewendet, und schon war es dahin gekommen, daß ein Voltaire — das incarnirte Neuheidenthum — sich frevelnd vermessen konnte, „mit Christus und seinen Aposteln es aufzunehmen zu wollen und für sich allein zu vernichten, was die dreizehn ir's Leben gerufen.“ Und wirklich, ein halbes Jahrhundert später ward der Atheismus zum Grundgesetze des Staates erhoben, dessen Bürger jener Voltaire gewesen, und seine „Asche“ feierlichst im Pantheon beigesetzt!

Da hielt die Hand der Vorsehung die Völker vor dem Abgrunde fest, der sie eben verschlingen wollte. —

Auch in unsren Tagen geht wieder ein solches zuckendes Kreisen durch die Christenwelt und, wenn nicht alle Zeichen trügen, so stehen wir am Vorabende einer abermaligen Wiedergeburt im entgegengesetzten Sinne des Wortes, die indeß vielleicht unter nicht minder heißen und langwierigen Kämpfen von Statten gehen wird, als jene erste. Alle die, welchen die Zeit nicht auch zugleich ihre Ewigkeit ist, mögen daher sich rüsten und unter dem Schatten des Baumes sich sammeln, der aus dem unscheinbaren Senfförnlein erwachsen ist und der, wie auch die Art daran gewüthet, noch immer seine prächtigen Aleste über die ganze Erde hinstreckt!

Bertrauen wir auf Gott, thue Feder was er vermag, und der Ausgang des Kampfes kann nicht zweifelhaft sein. Multa renascentur quae jam cecidere.

N u h a n g.



Der Dom in Köln.

(Rheinischer Merkur No. 151. Sonntag den 20. November 1814.)

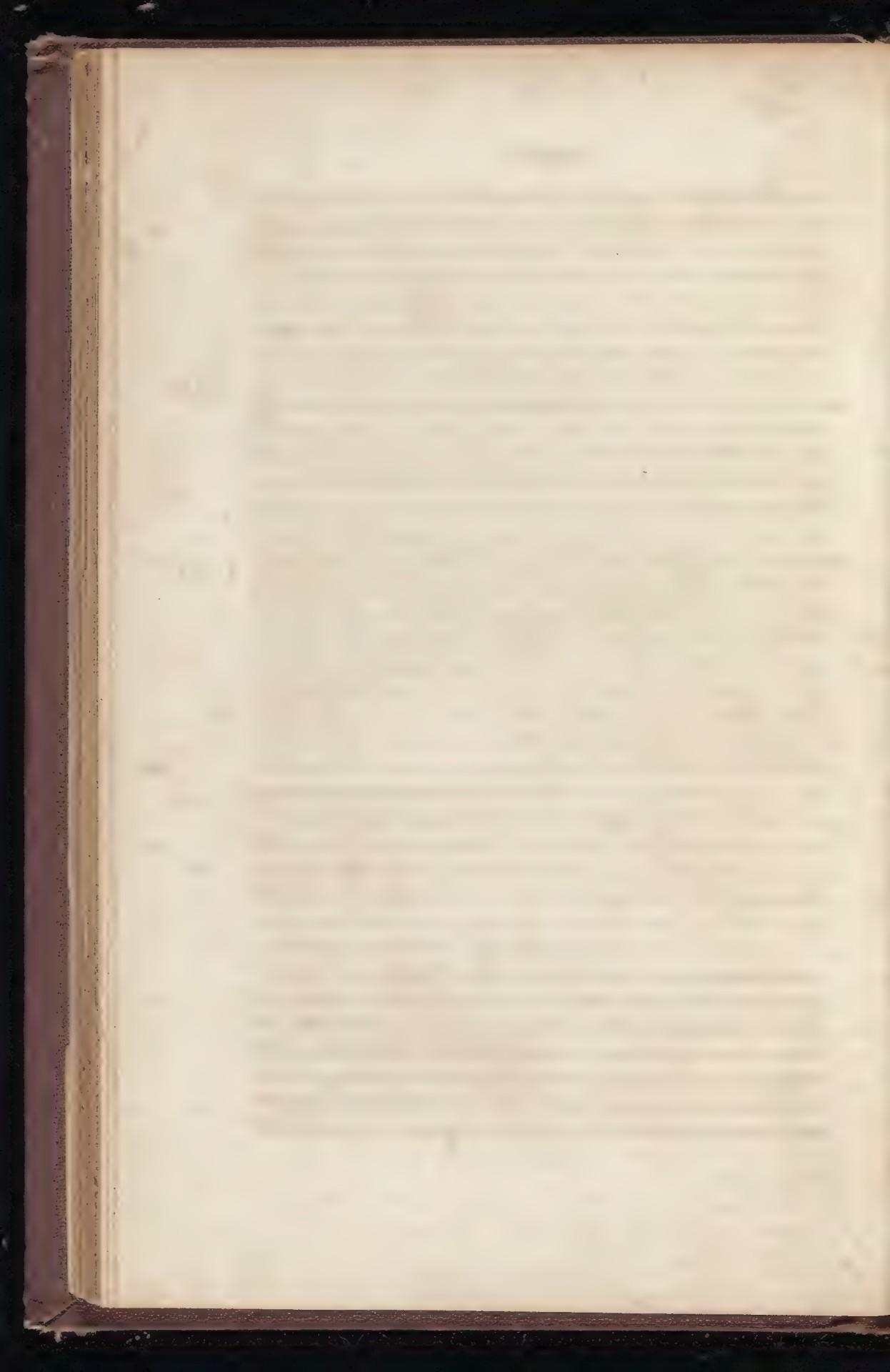
Es sind der Reden viel gegenwärtig in gemeinem Umlauf, von großen Denkmälern die der Zeit errichtet werden sollen. Die Riesen säule soll, aus ihrer tausendjährigen Ruhe aufgerüttelt, nach dem Schlachtfeld an der Elbe wandern. Zierliche Tempelhallen sollen sich dort erheben, und große Wasserwerke Deutschland durchziehen, der Rhein soll auf allen seinen Inseln Bilder und Säulen hegen. Der Wille ist gut und der Vorsatz lobenswerth, aber wenn wir nun unsere Armut zusammengetragen ihn auszuführen, dann haben wir doch zuletzt wieder nur den Franzosen nachgeahmt, wie wir auch unbewußt gethan, als wir die Plätze unserer Städte und unsere großen Männer im besten Willen sie zu ehren, jüngst umgetauft. Wollen wir deutsch verfahren, dann wenden wir vorerst die Kraft, die eitel nach außen sich verbreiten mögte, gegen uns selbst zurück; wir lassen die Idee, die in uns hineingetreten, mehr und mehr durchleuchten unser Inneres und es durchwärmen; wir reichen einer dem andern die Leuchte hin, daß er auch sein Licht daran entzünde; wir legen selber Hand an uns, wie der Künstler sie an Erz und Steine legt: und wenn wir es dann zu einer rechten Gestalt gebracht, und uns in einem Willen aneinander schließen, dann ist unser Volk selber eine leuchtende Ehrensäule, wie noch keine in der Geschichte gestanden hat. Und hat das Innere erst sein Recht erlangt, dann mag es auch dem Neuzeren wohl zu Theile werden, und das Leben kann sich fröhlich offenbaren in Formen und Bildungen, die es spielend der Natur abgewinnt, während es jetzt noch mit ihr ängstlich und knechtisch darum ringen muß. Am liebsten aber wird es dann der Vergangenheit sich zuwenden, eben weil es seine Eitelkeit nicht sucht, und was sie Großes wegen allzumächtiger Ge-

waltigkeit der Idee unvollendet zurückgelassen, ergänzen und vollen-
den wollen, indem es dasselbe wie ein heiliges Vermächtniß betrachtet,
den späten Enkeln zur Vollziehung hingegeben.

Ein solches Vermächtniß ist der Dom in Köln; und ist auch in
uns die deutsche Ehre wieder aufgerichtet, wir könnten nicht mit Ehren
ein ander prunkend Werk beginnen, bis wir dieses zu seinem Ende
gebracht, und den Bau vollends ausgeführt haben. Trauernd schwiebt
die Idee des Meisters über diesem Dome, er hat sie vom Himmel
herabeschworen, aber den Leib haben alle Geschlechter, die an ihr ver-
gangen sind, ihr nicht ergänzen können, und so flattert sie halb Geist
und halb verkörpert, wie bey dem Sterbenden oder Ungeborenen um die
gewaltige Masse, und kann nicht sich ablösen und wiederkehren, noch
auch zur Geburt gelangen, um ein viel tausendjähriges Alter auf
Erden durchzuleben. Ein ewiger Vorwurf steht der Bau vor unsfern
Augen, und der Künstler zürnt aus ihm hervor, daß so viele Menschen-
alter nicht zur Wirklichkeit gebracht, was er allein, ein schwacher sterb-
licher Mann, in seines Geistes Gedanken getragen hat. Auch ist ein
Fluch darauf gesetzt gewesen, als die Bauleute sich verließen, und also
hat der zornige Geist geflucht: so lange soll Deutschland in Schande
und Erniedrigung leben, preis gegeben eigenem Hader und fremdem
Uebermuthe, bis sein Volk sich wieder der Idee zugewendet, von der
es sich, der Eigensucht nachjagend, losgesagt und bis es durch wahr-
haftige Gottesfurcht, gründlich treuen Sinn, festes Zusammenhalten
in gleicher Begeisterung, und bescheidene Selbstverläugnung, wieder
tauglich worden, solche Werke auszuführen, wie es sie jetzt in seiner
Versunkenheit aufgegeben. Die Nächsten haben der wahrsagenden
Stimme gelacht, und bey sich überlegt, wie sie es wohl selbst durch
eigenen Verstand abwenden, und zu einem guten Ende bringen wollten;
aber Jahrhunderte haben den Fluch getragen, und an uns ist er zur
Vollziehung kommen. Und weil wir darüber uns wieder auf uns
selbst besonnen haben, darum ist auch an uns der Ruf ergangen, zu
vollenden, wo jene es gelassen, und auszuführen, was ein Geschlecht,
dem wir wieder gleich werden wollen, angefangen. Wahrlich H. v. Kotze-
bue, Weinbrenner, Wiebeking, und wie sie alle heißen, die mit Plänen
zu Monumenten sich abgegeben, Schöneres, Tüchtigeres, Herrlicheres
werden sie nicht ersinnen, als dieses in höchster Künstlichkeit einfachste
Werk, das uns in jenem Dome vor Augen steht. In seiner trümmer-

haften Unvollendung, in seiner Verlassenheit ist es ein Bild gewesen von Deutschland seit der Sprach- und Gedankenverwirrung; so werde es denn auch ein Symbol des neuen Reiches, das wir bauen wollen. Die anarchische Zeit, die zwischen dem Abbrechen und dem Wiederaufang liegt, werde betrachtet, als sei sie dem Bösen nach gar nicht vorhanden, und knüpfen wir in der That wie hier im Bilde wieder an, wo die Letzten der guten Zeit abgelassen. Es ist wie ein Gelübde der Väter, das wir zu lösen gehalten sind. Wenn die Kräfte Deutschlands zur Vollendung sich verbinden, dann kann leicht zur Ausführung gebracht werden, was Stadt und Provinz mit großer Anstrengung so weit hinausgeführt. Nicht leicht und lustig aber soll man das Vorhaben nehmen, wie man seither in solchen Dingen gewohnt gewesen, als Gegenstand eines müßigen Hin- und Herredens; nein, verständig soll man Zeit und Kräfte überlegen, und dann wann die Ausführung gesichert ist, werthätig zur Vollziehung schreiten. Es ist nicht das Werk eines Menschenalters, noch kann es der Armut angemuthet werden. Darum sei hiermit die erste Anregung nur gegeben, und der Vorschlag künftiger Berathung der Nation empfohlen.

J. Görres.



Auszug

aus dem amtlichen Bericht über den baulichen Zustand des Kölner Doms, vom damaligen Geh. Ober-Bau-Rath, später Ober-Landes-Bau-Director Schinkel.

— Bei zweimaliger genauer Untersuchung des Doms, mit Beziehung des Herrn Regierungs-Rathes Reddel, des Bau-Inspectors Buschius, des Domstieferdeckers und -Zimmermanns, fand sich dieselbe in einem Zustande, welcher die allerschleunigste Hülfe verlangt.

Wenngleich Niemand mit Gewissheit bestimmen kann, wann ein bedeutendes Unglück am Dome geschehen könne, so liegt doch jedem klar vor Augen, daß die Veranlassungen dazu in der größten Menge vorhanden sind, wodurch die Möglichkeit in jedem Augenblicke herbeigeführt werden kann.

(Hierauf folgt nun eine genaue Beschreibung des mangelhaften Zustandes der wichtigsten Construktiontheile und namentlich eine Schilderung der sehr fehlerhaften alten Wasserleitungen, wodurch eine nahe Zerstörung des ganzen Gebäudes zu fürchten stand, und nach den nöthigen Anordnungen zur augenblicklichen Abhülfe des gefährlichen Zustandes, so wie nach Ertheilung der weiteren Vorschläge zur gründlichen Herstellung des Gebäudes, fährt Herr Schinkel fort):

Die großen Zerstörungen an den schon freistehenden Seitenwänden des Kreuzes am Dome sind nur durch einen Fortbau ganz zu heben, indem das ganze Gebäude auf das Gegeneinanderwirken der Gewölbe berechnet ist. Ebenso ist eine zweckmäßige Anordnung der Dächer über den jetzt schon gewölbten Theil der Seitenschiffe in der langen Vorkirche nur durch die Vollendung des Ganzen zu treffen.

Hiernach wäre es höchst wichtig, wenigstens das Gebäude im Innern ganz zu vollenden und die dazu nothwendigen äußeren Theile Reichenberger, Baukunst.

vorläufig nur ganz roh und so zu sagen im Block aufzuführen, damit bei günstigen Zeiten die Ausarbeitung der einzelnen Theile durch die Steinhauer nach und nach vom Gerüst aus bewirkt werden könnte, das Innere aber schon vollkommen Wirkung mache. Eine Ausführung dieser Art wird gar nichts Unerhebliches für die Zeit, wenn man bedenkt, daß das Gebäude, wenn die Fundamente mitgerechnet werden, in diesem Theile weit über $\frac{2}{3}$ vollendet ist; die einfachen Kreuzgewölbe aber, wenn die Grundpfeiler da sind, und das darauf zu bringende Dach bei weitem den leichtern Theil ausmachen.

Was man übrigens über den Beruf unserer Zeit zum Fortbau des Domes in Köln und über die Zweckmäßigkeit eines solchen Unternehmens, abgesehen von der Nothwendigkeit desselben in Beziehung auf die Erhaltung des Vorhandenen, in Betracht ziehen mag, so bleibt es doch gewiß, daß es der neuen Zeit an großen Kunstaufgaben dieser Art, wodurch doch allein die wahre Kunst bestehen kann, gänzlich mangelt; überall hat uns die Vorzeit zu viel überlassen, und nachdem die Bestimmungen dieses Erbtheils verloren gegangen, arbeiten wir schon seit einem halben Jahrhundert auf's eifrigste an der Vernichtung desselben mit einer so barbarischen Planmäßigkeit, daß wir die planlose Barbarei von Attila's Zeit im großen Wetteifer schon längst hinter uns zurückgelassen haben.

Wenn aber die Aufgaben für die Kunst zufällig sich fänden, so würden wir in dem Zustande, wie wir noch sind, höchstens uns als gute und verständige Nachahmer der Vorzeit zeigen können, und noch keineswegs gewürdigt sein, von einem Genius begünstigt zu werden, der uns wahrhaft schöpferisch mache, wie es die Griechen waren und die Vorfahren in unserm Vaterlande.

In einem solchen Zustande scheint die würdigste Bestimmung des Menschen, mit aller Sorgfalt dasjenige zu erhalten, was die Kraft eines früheren Geschlechts uns hinterließ, und welches wir nicht ohne Ehrfurcht betrachten können, zumal in einer Zeit, die so wenig Veranlassung zu einer genügenden Wirksamkeit dieser Art gibt. Was sich übrigens an technischer Geschicklichkeit bei einem solchen Unternehmen entwickelt, und ob nicht

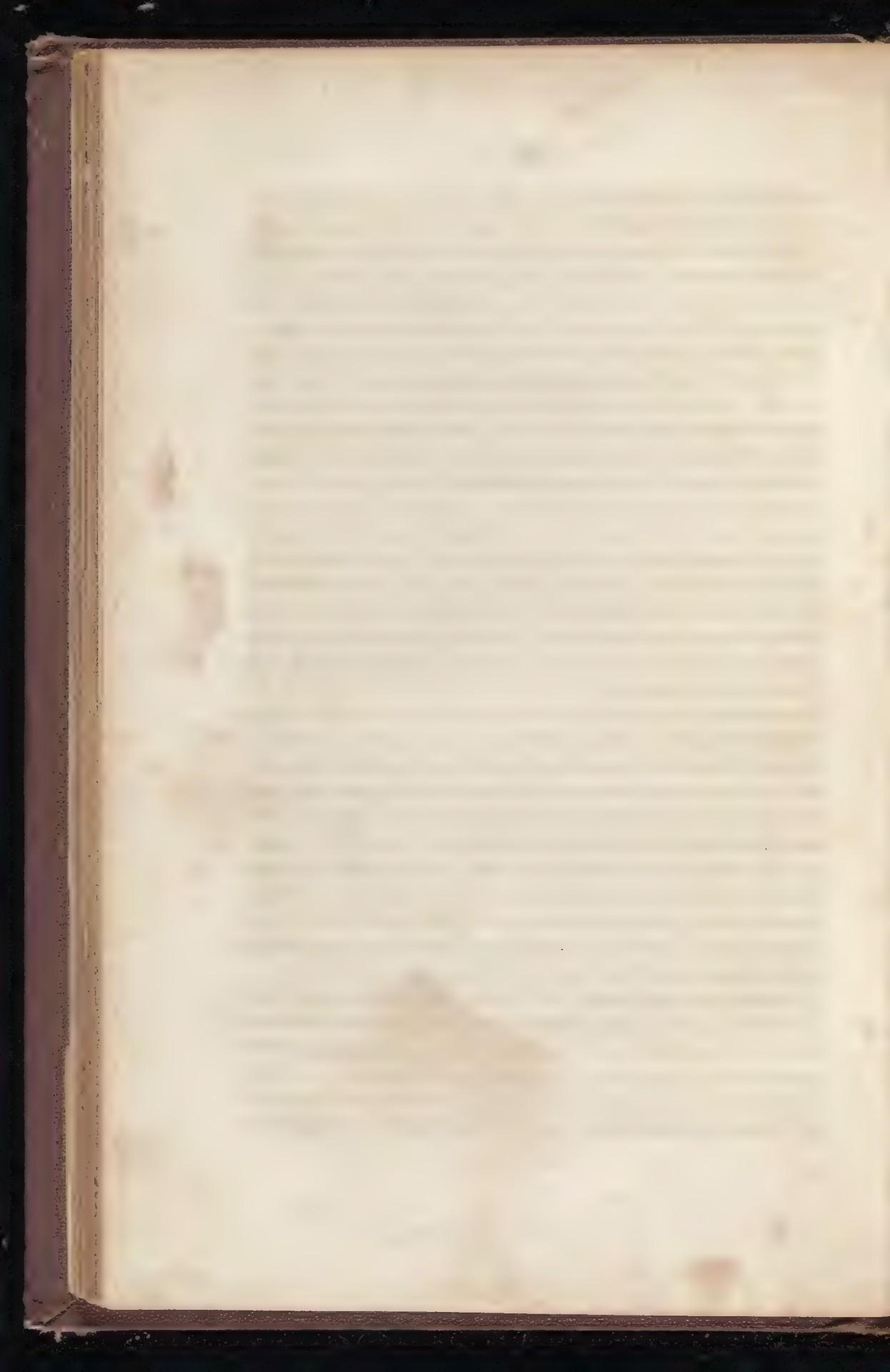
während der Beschäftigung mit einem so würdigen Gegenstande ein neues Licht am ersten aufgehen könnte, wäre besonders in Überlegung zu ziehen; daß uns aber die Nachwelt für das Bemühen, ein groß angefangenes Werk ihr vollständig zu überliefern, Dank wissen wird, ist nicht in Zweifel zu ziehen; sie würde uns aber weit mehr noch als die Gegenwart verdammen, wenn durch unsere Fahrlässigkeit ein Werk dieser Art zu Grunde gehen sollte.

Welch' eine Stimmung würde es für Preußen machen, nicht allein in Köln und den Rheinprovinzen, sondern in ganz Deutschland und selbst in den benachbarten Ländern, wenn unter seiner Herrschaft an diesem Hauptwerke der Baukunst ein großes Unglück sich zutrüge, welches bei dem gegenwärtigen Zustande täglich zu befürchten ist. Das Ministerium hat erst ganz kürzlich durch die Bewilligung einer Summe für die Erhaltung der alten Kirche von Altenberg den Beweis gegeben, daß die Alterthümer und Denkmäler ihm werth sind; um wie unendlich viel wichtiger muß ihm die Wohlfahrt des ersten Werkes dieser Art sein, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die selbst vor Winters noch eingeleitete Herstellung des Domes nach allen oben aufgeführten Zweigen von obenher mit vollkommener Anerkennung aufgenommen werden würde.

Bei den fortgesetzten Arbeiten am Dome ist es von der höchsten Wichtigkeit, daß ein besonderer Baumeister der Sache vorstehe und den Bauplatz nie verlasse, damit besonders im Anfange der Arbeit, bei den noch ungewohnten Arbeiten, kein bedeutender Fehler vorgehe und überall mit möglichster Vorsicht verfahren werde. Zu dem Zwecke ist es auch nothwendig, daß wieder ein vollständiger Bauriß des Gebäudes, zum Gebrauch beim Weiterarbeiten, im Archiv des Domes niedergelegt würde. Zum letzteren kann ich keine Hülfe mehr empfehlen, als die des Herrn Sulpiz Boisserée, welcher mit einem tiefen Ernst diesen Gegenstand ganz erschöpft hat und gewiß bei dem regen Eifer für das Wohl seiner Vaterstadt Alles thun wird, wodurch der Sache Nutzen entstehen kann.

Köln, den 3. September 1816.

(gez.) Schinkel.



Commissionsbericht

über die Verwendung der Beiträge zum Kölner Dombau, erstattet am 22. Dezember 1842 im Vorstande des Kölner Dombau-Vereins von A. Reichensperger, damaligem Sekretär des Vorstandes.

Die Frage, welche die von Ihnen in der letzten Versammlung ernannte Commission zu prüfen berufen war, kann wohl unbedenklich als die wichtigste und folgenreichste von allen bis heran unter uns zur Entscheidung gekommenen bezeichnet werden, möge man den unmittelbaren Einfluß derselben auf das Schicksal des Bauwerkes oder die moralische Wirkung in's Auge fassen, welche Ihr Beschluß über dieselbe hervorbringen wird. Die letztere Rücksicht ist gewiß nicht die wenigst bedeutende. Nur dann, wenn wir stets Hand in Hand mit der öffentlichen Meinung gehen, können wir mit ruhiger Zuversicht in die Zukunft des Unternehmens blicken, welches, außer der hochherzigen Gesinnung unseres allverehrten Königs, nur in den Sympathieen des Volkes seine Grundlage findet.

Durchdrungen von dem hohen Gewichte der ihr gestellten Aufgabe, hat die Commission sich bemüht, die verschiedenen Seiten und Beziehungen derselben mit möglichster Umsicht und Gewissenhaftigkeit zu prüfen, und sie beeht sich hiermit, die Resultate dieser Prüfung zu Ihrer Kenntniß zu bringen.

Bevor wir zur Sache selbst übergehen, sei noch die vorläufige Bemerkung erlaubt, daß selbstredend bei der nachfolgenden Erörterung nicht im Entferntesten von einer Vorschrift, welcher Art immer, die Rede sein kann, die der Dombau-Behörde von hier aus gemacht werden könnte; schon mehr als einmal ist es in dieser Versammlung zur Sprache gekommen und von ihr anerkannt worden, daß der Verein

nicht anders denn als ein Geschenkgeber anzusehen sei, welcher seine Gabe mit einer Bedingung zu verbinden befugt ist, von deren Berücksichtigung durch die betreffende Behörde wir übrigens gewiß überzeugt sein dürfen, so fern solches nur irgend thunlich befunden werden wird. Und nun zur Sache selbst.

Vor Allem müßte die Commission ihr Augenmerk auf dasjenige richten, was die Statuten des Vereins über die vorliegende Frage zum Vorauß entschieden haben, denn sie bilden den Vollmachtbrief, durch welchen der Umfang wie die Richtung unserer Wirksamkeit, der gesetzgebenden Gewalt sowohl als unseren Committenten gegenüber, in unabweichbarer Weise vorgezeichnet sind. Es ergeben sich aber in solcher Weise zwei wesentliche Bestimmungen, welche durch unser Grundgesetz sanctionirt erscheinen: — die eine, gleich im ersten Paragraphen niedergelegte: daß unsere Cathedrale nach dem ursprünglichen Plane fortgebaut werden soll, die andere aber dahin gehend: daß der Vereinfond von dem durch die königliche Gnade und die Cathedralsteuer gebildeten Dombaufond getrennt gehalten und, wie es im § 9 der Statuten wörtlich heißt, „wo möglich auf einzelne, aus dem großen Ganzen hervortretende, Theile des Bauwerkes in der Art verwendet werden soll, daß dieselben als das Werk des Vereins entstehen und, in so fern die Mittel des Vereins dazu ausreichen, auch durch den Verein zur Vollendung gebracht werden.“ Und gewiß haben wir es nicht zu beklagen, daß solche Vorkehr getroffen und der Weg uns dadurch im Allgemeinen gewiesen ist, auf welchem wir fortschreiten sollen. Den Dom zu Köln, der als das unübertroffene Muster kirchlicher Baukunst gilt, dessen höchster Ruhm gerade darin begründet ist, daß Ein Geist durch alle seine Formen und Gliederungen geht, daß sein Plan sich nach einem festen, im Ganzen unabänderlichen Geseze vom Größten bis zum Kleinsten hinab organisch entfaltet und in jedem Detail seinen Culminationspunkt erreicht, — diesen Dom jetzt auf die kärgste Nothdurft beschränken, ihn, seines Schmuckes beraubt, kahl und nackt hinstellen zu wollen vor das Auge der Welt¹⁾), das würde wahrlich der Gegenwart zu nichts weniger als zu Ruhm

¹⁾) Ein früherer Vorschlag Schinkel's war darauf hingegangen.

und Ehre gereichen; besser gingen wir stumm und theilnahmlos an diesem heiligen Vermächtniß der Vorzeit vorüber, wie solches die letzten Jahrhunderte gethan, deren Entschuldigung, daß sie die Herrlichkeit des Werkes nicht erkannten, wir für uns freilich nicht anführen könnten. Doch wir brauchen zum Glücke solcher Befürchtung nicht Raum zu geben. Der Genius des erhabenen Schuhherrn, der in die Tiefen des Geistes geschaut hat, aus welchem die herrlichste aller Kunstschöpfungen aufgestiegen ist, auf der einen, und der tüchtige Sinn des Voltes, der nichts Halbes, Verkümmertes leiden mag, auf der andern Seite, sie geben uns gleichmäßig die sichere Bürgschaft, daß der Dom, wenn er vollendet werden sollte, die Idee des Meisters an keiner Stelle verläugnen, daß dieselbe überall rein und unverkehrt aus dem Werke hervorleuchten werde.

So viel die obengebachte zweite Bestimmung der Statuten anbelangt, daß die Mittel des Vereins wo möglich auf einen aus dem großen Ganzen hervortretenden, abgesonderten Theil des Gebäudes verwendet werden sollen, so ist gewiß jene Möglichkeit nicht in dem strengsten Sinne des Wortes zu nehmen, indem sonst dieser Zusatz als ein durchaus müßiger erschien, da das schlechthin Unmögliche sich schon von selber verbietet; es soll vielmehr offenbar damit nur gesagt sein, daß die Verwendung in der vorgezeichneten Weise geschehen müsse, wenn nicht höchst trifftige, aus Rücksichten der Zweckmäßigkeit hervorgehende Gründe sich entgegenstellten. Daz solche Gegengründe zur Zeit nicht vorhanden sind, daß vielmehr die gleichzeitige Förderung des Baues an verschiedenen Stellen im höchsten Interesse des Unternehmens liegt, falls nur die Vereinsbeiträge sich in Zukunft auf der nunmehrigen Höhe halten, dies findet sich in dem Berichte des Hrn. Dombaumeisters so bestimmt ausgesprochen und so klar begründet, daß hier nur noch die Bemerkung hinzugefügt zu werden braucht, daß die Commission dem dort Erwogenen einstimmig beigetreten ist. — Wir werden übrigens später Gelegenheit finden, auf diesen Punkt zurückzutkommen; für jetzt genügt es schon, daß jedenfalls keine solche Gründe vorliegen, welche gewichtig genug wären, um uns zu berechtigen, die Vorschrift des § 9 der Statuten unbeachtet zu lassen.

Es bedarf im Uebrigen wohl kaum der Erwähnung, daß die in Rede stehende Trennung der baulichen Thätigkeit nicht in der Art zu verstehen ist, als ob über alles und jedes, was zu dem einen oder

andern Theile angelegt wird, besonders Buch zu führen und über jeden Stein durch alle Stadien hindurch Rechenschaft zu geben wäre. Wir wollen der Baubehörde ja helfend zur Seite und nicht hemmend entgegen treten; deshalb soll denn nur in so weit die Trennung im Bauhaushalte obwalten, als es nöthig ist, um die Wirksamkeit des Vereins im großen Ganzen erkennbar zu machen, so daß man an dem successiven Emporstreben der Pfeiler und Wölbungen gleichsam das Steigen und Sinken der Volkstheilnahme, die Ebbe und Fluth der Begeisterung für das Unternehmen abzumessen vermöge.

Gehen wir nunmehr zu der Frage über, welche Abtheilung des Gebäudes sich dem Vereine als die zweckmäßigste zur Auswahl empfiehlt, so werden wir wohl nicht den Vorwurf eines blinden, übertriebenen Vertrauens und der Ueberschätzung unserer Kräfte zu fürchten haben, wenn wir gleich von vorne herein nur einen mächtigen Haupttheil des Domes als würdigen Gegenstand eines Vereins bezeichnen, welcher in der reichsten, blühendsten Stadt des rheinischen Stromgebietes wurzelt und bereits durch nahe an 70 Hülfsvereine in so kurzer Zeit sich so weit hinaus in die Ferne verzweigt hat. Ein solcher Verein würde eines schmählichen Misstrauens in seine Sache wie in seine Glieder sich schuldig machen, wenn er zaghaft vor dem Gewaltigen zurücktreten und die Hand an ein untergeordnetes Nebenwerk legen wollte. Er würde sich an Deutschland versündigen, wenn er vergessen könnte, daß die Beharrlichkeit stets als eine der vorzüglichsten Tugenden unserer Nation gerühmt wurde.

Geht man von diesem Gesichtspunkte aus, und zieht man sodann in Betracht, daß die Ausführung des nach Süden hin gelegenen Kreuzflügels zugleich mit den südlichen Seitenschiffen aus königlichen Mitteln bereits in Angriff genommen ist, so bleiben nur noch drei Haupttheile des Baues übrig, welche die Commission in den Kreis ihrer Erwägungen zu ziehen hatte: der südliche Thurm nämlich, sodann der nördliche Thurm mit dem Hauptportale und endlich der nördliche Flügel des Querschiffes; wie denn auch in den bisher der Deffentlichkeit übergebenen Vorschlägen immer nur die Wahl zwischen diesen drei Theilen in Frage gestellt worden ist.

Für die oben zuerst gedachte Aufgabe, vor Allem den noch fehlenden Theil des südlichen Thurmes aus den Mitteln des Vereines zu errichten, streiten gewiß nicht wenige und zum Theil auch

wohl gewichtige Gründe. Dieselben sind in dieser Versammlung bereits in so scharfsinniger und erschöpfender Weise dargelegt worden¹⁾), daß es ein müßiges Beginnen sein würde, sie hier einzeln zu reproduziren, zumal sie auch im Organe des Vereins vor Kurzem noch mitgetheilt wurden. (S. „Domblatt“ No. 19). Nach sorgfältiger Erwägung des Für und Wider hat sich indeß die Commission einstimmig gegen diesen Vorschlag ausgesprochen. Es schien ihr, daß die meisten für denselben sprechenden Gründe theils mehr oder weniger auch auf die beiden anderen gedachten Theile des Baues Anwendung fänden, theils aber durch wichtigere Gegengründe aufgewogen würden. Allerdings liegt in dem Fortbau des südlichen Thurmtes gewiß ein mächtiger Reiz für die Phantasie; die Höhe zieht mit gewaltiger Kraft die Geister an und hält sie in steigender Spannung gefesselt; — aber gerade gegen solche Verlockung müssen wir vorzugsweise auf der Hut sein, wenn wir nicht das Ganze, den letzten und höchsten Zweck des Unternehmens gefährden wollen, der nur durch ein geordnetes Thun, durch gemessenes Fortschreiten vom Leichtern zum Schwerern, vor Allem aber vom Nothwendigen zum Entbehrlichen erreicht werden kann. Ganz abgesehen von den vielen Schwierigkeiten und Hindernissen, welche der in Frage stehende Bauteil vorzugsweise entgegenstellt, und die in stets wachsender Progression mit der steigenden Höhe zunehmen, abgesehen von dem unverhältnismäßig großen Kunst- und Geldaufwände, welcher dazu erforderlich wäre, müßte schon die eine Rücksicht als entscheidend betrachtet werden, daß diese Konstruktion ein Luxusbau sein würde, daß ein Gotteshaus und nicht eine Pyramide aufgerichtet werden soll. — Weit entfernt übrigens davon, den vollständigen Ausbau dieses Thurmtes, der an Schönheit im Gebiete der Kunst nicht seines Gleichen hat, in das Reich der Chimären verweisen zu wollen, glaubte die Commission nur, daß die Thurm spitzen, als die Krönung des ganzen Werkes, der späteren Zeit vorzubehalten wären.

Wenn es in solcher Weise räthlich erscheint, den südlichen Thurm einstweilen noch kommenden Tagen entgegen harren zu lassen, so stellt sich dagegen hinsichtlich des Thurmtes auf der Nordseite die

¹⁾ Herr Camphausen, der nachmalige Minister, hatte diese Ansicht im Schooße des Verwaltungs-Ausschusses geltend zu machen gesucht.

Frage schon in wesentlich verschiedener Art. Dieser Thurm hatte sich nicht in gleichem Maße, wie sein Zwillingsbruder, der Gunst der vergangenen Jahrhunderte zu erfreuen. Nur erst seine Fundamente und einige wenige Bruchstücke über der Erde sind von demselben vorhanden. — Es sind aber die Thürme, ungefähr bis zu der gegenwärtigen Höhe des südlichen, nichts weniger als selbstständige, von der Kirche getrennte, Bierden derselben; sie werden vielmehr, indem sie zugleich mit dem in die Fagade des Mittelschiffes endenden Zwischenbaue die Vorhalle, einen integrirenden Theil der Schiffe, bilden; sie schmelzen so mit dem Innern zusammen, welches ohne sie einen seiner schönsten und charakteristischsten Theile entbehren würde und mithin in keiner Weise als vollendet angesehen werden könnte. Außerdem erhält aber auch das fortgesetzte Mittelschiff allererst in den Thürmen seine eigentliche planmäßige Stütze nach der westlichen Seite hin, so daß auch in konstruktiver Beziehung dieser Theil von wesentlicher Bedeutung erscheint. — Der Verein würde demnach hier die Kirche selbst, im engern Sinne des Wortes, fördern und damit zugleich in der Hauptfagade ein Kunstwerk errichten helfen, mit welchem kein ähnliches an Großartigkeit, Reichthum, Harmonie und Folgerichtigkeit wetteifern kann, so viele Staunen erregende Thurmfaçaden auch der Kunstgenius des Mittelalters in allen Ländern fast, wo das Christenthum blühte, hervorgezaubert hat. Nichts desto weniger glaubte die Commission sich auch dagegen erklären zu müssen, daß die Vereinsmittel ausschließlich oder auch nur zum größten Theile dieser Aufgabe zugewendet würden.

Auch hier galt der Commission wieder als Hauptgrund, daß vor Allem der Zweck des Gebäudes, der Gottesverehrung zu dienen, Ziel und Maß geben müsse, daß dieser Zweck aber nicht am schnellsten und sichersten dadurch erreicht werde, daß man die gesammten Kräfte auf die Fagade und die Vorhalle verwerde. Es schien der Commission, daß diese Theile vorerst am zweckmäßigsten nur so weit aufzurichten sein möchten, um den Schiffen Schluß und Stütze bis dahin gewähren zu können, daß die mit unverhältnismäßig größerem Aufwande verbundenen Thurmhallen die Höhe des Mittelschiffes erreicht hätten, wenn nicht etwa von anderen Seiten her besondere Hülfsquellen diesen Theilen zufließen und das gleichmäßige Aufwachsen derselben mit dem Mittelschiffe möglich machen sollten. Diese letztere Hoffnung ist aber wirklich zum Glücke nicht eine ganz unbestimmte, auf bloßer Möglichkeit

beruhende, vielmehr ist es schon in hohem Grade wahrscheinlich geworden, daß mehrere, selbstständig neben dem hiesigen Central-Vereine und seinen Hülfs-Vereinen wirkende, Dombau-Vereine ihre Mittel den Thürmen zuwenden werden; ja, der schlesische Dombau-Verein hat dies bereits durch einen förmlichen Beschlüß sanktionirt.

Wenngleich ihre Commission sich durch die angeführten Rücksichten bewogen sand, Ihnen nicht die Verwendung aller Mittel auf die Vorhalle und die Thurmseite vorzuschlagen, so ist sie darum doch keineswegs der Ansicht, daß diesen Theilen gar nichts zugewendet werden solle; sie ist vielmehr, wie sich dies aus dem Nachfolgenden näher ergeben wird, zu dem Resultate gelangt, daß die Kräfte des Vereins auch theilweise nach dieser Seite hin gerichtet werden möchten. Selbst wenn das vorstehend über die hohe Wichtigkeit der Vorhalle für den ganzen Bau Gesagte weniger Grund hätte, als es zu haben scheint, so müßte doch schon in dem mit begeisterter Uebereinstimmung bei der Vorstandss-Versammlung vom 5. September ausgesprochenen Wunsche, in Gemeinschaft mit dem Könige zu bauen, ein mächtiger Antrieb für den Verein liegen, auch bei diesem Bautheile, welchem die Königliche Gnade eine besondere Summe zugewendet hat, dem erhaltenen Schutzherrn sich anzuschließen.

Aus dem bis heran Gesagten geht schon von selbst hervor, daß die Commission sich, unter Vorbehalt der für den Thurm auszuwerfenden Summe, für die eigentlichen Schiffe der Kirche entschieden hat. Es ist dies allerdings der Fall, und zwar mit der näheren Maßgabe, daß vor Allem das nördliche, der Trankgasse zugewendete Querschiff aus den Beiträgen des Central-Vereins in Angriff zu nehmen sei. Alle diejenigen Gründe, welche oben als Zweifels- oder Verneinungsgründe gegen die beiden schon besprochenen Verwendungsarten angeführt worden sind, streiten der Natur der Sache nach zu Gunsten der so eben aufgestellten Ansicht, ganz besonders aber die Rücksicht, daß Alles aufgeboten werden muß, damit die inneren Räume in möglichst kurzer Frist ihrer erhaltenen Bestimmung übergeben werden. Es wird Ihnen zweifelsohne noch aus dem in der letzten Versammlung abgestatteten Gutachten des Herrn Regierungs-Baurathes Zwirner erinnerlich sein, wie derselbe versichern zu können glaubte, daß, falls die bisher bewiesene Theilnahme des Publikums an der Dombau-Sache fortdauere, daß ganze

Innere des Domes bis zur Oberkante der durch die Mitte der Haupt-schiffe laufenden Galerie binnen wenigen Jahren dem Gottesdienste überantwortet werden und demnächst, vermittelst Anbringung einer Schutzdecke in dieser Höhe, die ganze bauliche Thätigkeit sich nach außen hin ziehen könne. Der Herr Dombaumeister hat Ihnen ferner mitgetheilt, und die übrigen Herren Techniker der Commission haben ihm vollkommen beigestimmt, daß dieses Resultat nur durch die gleichzeitige Förderung des Baues an mehreren Seiten zu erzielen sei, daß aber auch außerdem aus konstruktiven und technischen Rücksichten solches gleichmäßige Weiterbauen dringend räthlich erscheine. Die nähere Begründung dieser Ansicht, zu welcher sich auch noch Herr Sulpiz Boisserée bekannt hat, dessen Name gewiß als eine der gewichtigsten Autoritäten in die Wagschale fällt, darf als bekannt vorausgesetzt werden, da dieselbe schon mehrfach im „Domblatte“ zur Sprache gekommen und mehr oder weniger ausführlich entwickelt worden ist. (S. das „Kölner Domblatt“ No. 5, 22 und 24.) Schon in dieser Rücksicht allein würde ein zureichender Bestimmungsgrund gefunden werden müssen; denn wer ein Werk gründen will, welches die Jahrhunderte zu überdauern bestimmt ist, muß vor Allem diejenigen Gesetze zu Rathe ziehen, durch welche der Materie ihr Bestand gesichert wird; der Techniker muß das erste Wort sprechen, wenn man nicht Gefahr laufen will, daß die Idee an der Materie, welche ihre Trägerin sein soll, scheitert. Allein es sind dies nicht die einzigen Gründe, welche dem Vorschlage der Commission zur Seite stehen. Das Resultat, welches derselbe in Aussicht stellt, dürfte, selbst abgesehen von jeder Rücksicht der Technik und der praktischen Zweckmäßigkeit, sogar in artistischer Beziehung durch keine andere Art der Mitwirkung am Baue überboten werden. So unvergleichlich schön auch die Außenseite des Domes und besonders die Thurmfaçade erscheint, so ist doch das Innere in seiner Weise gewiß nicht weniger vollendet und kunstreich zu nennen; vielleicht ist dasselbe noch bewundernswürdiger als das Neuhöre, in so fern der Meister mit weniger Mitteln größere Hemmnisse zu bekämpfen und mehr Rücksichten zu nehmen hatte. Dann aber spricht sich, umgekehrt wie bei den Tempeln des Heidenthums, bei welchen sich Alles nach außen hin bezog, im Innern bei Weitem am entschiedensten dasjenige aus, was allein dem Kunstwerke die höhere Bedeutung gibt — die demselben zum Grunde liegende Idee,

sein geistiger Inhalt. Das Innere ist, mit einem Worte; die Seele des ganzen Baues. Diese schweigsame, mit unbestimmtem Farbenshimmer durchleuchtete Atmosphäre, die magische Wirkung der Perspective, die hohen Hallen, welche sich alle nach dem Orte hinziehen, wo der im Mysterium verhüllte Weltenschöpfer ruht, die gewaltigen Pfeiler, welche in der geheiligten Form des Kreuzes sich an einander reihen, um sich in das, in steter Bewegung auf und ab pulsirende Gewölbe zu verlieren, endlich alle die sinnvollen Werke der Skulptur und Malerei rings umher, gleichsam ein aufgeschlagenes Geschichtsbuch des kirchlichen Lebens in Form und Farbe — dies alles ist gewiß die beredteste Manifestation der Kunst in ihren Beziehungen zur religiösen Idee, und weit mehr geeignet, die schlummernde Ahnung des Göttlichen zu wecken und den Grundgedanken des christlichen Tempels, das Aufstreben des Geschöpfes zu seinem Schöpfer, seinen Zusammenhang mit dem Jenseits, den Kampf des Geistes mit der Materie symbolisch darzustellen, als die zahllosen, reich geschmückten Pyramiden, welche auswärts gleichsam wetteifernd in die Lüfte streben. Ein Blick von dem Thurmportale aus durch das vollendete Mittelschiff auf die funkelnde Pracht der Chorfenster hin mag mindestens einen nicht weniger tiefen Eindruck zurücklassen, als das Hinaufstauen zu den Spitzen der vollendeten Niesenthürme!

Wir dürfen übrigens nicht vergessen, daß mit dem Baue des Innern nothwendiger Weise auch zu gleicher Zeit das Neuhäuse beträchtlich gefördert wird, und daß namentlich die zwei Giebelseiten des Kreuzschiffes, deren ursprünglicher Plan zwar leider nicht auf uns gekommen ist — von welchen wir indeß überzeugt sein dürfen, daß sie in einer des Ganzen würdigen Weise ausgeführt werden — in gleichem Schritte ihre Pracht nach außen hin entfalten, wie die entsprechenden Hallen im Innern sich erheben und zusammenwölben.

Dem Vorschlage der Commission tritt aber noch eine fernere Rücksicht von überwiegender Bedeutung zur Seite. Das Innere ist ein für sich abgeschlossenes Ganzes, ein organisch durchgebildetes architektonisches System, in welchem der Geist des Meisters in seiner ganzen Größe sich lund gibt; und diese Schöpfung kann, wenn nicht alle Wahrscheinlichkeiten trügen, die lebende Generation noch in ihrer Vollendung schauen, während die Beendigung des Neuzuges sich vor unseren Augen noch in eine unbestimmte Zukunft verliert.

So viel Vertrauen man auch in dieselbe zu setzen berechtigt ist, immer bleibt es doch ratschlich, in einer möglichst kurzen Frist ein möglichst großes, praktisches Resultat zu erstreben. Hüten wir uns, dem großen Bruchstücke immer nur neue Bruchstücke beizufügen!

Unermessbar müßte der Impuls, welchen das Fest der Einweihung des bis zu den oberen Fensterreihen vollendeten Innern den Geistern geben würde, auf das fernere Gedeihen des Baues wirken; dieses Fest aber kann füglich mit dem Tage der sechsten Säcularfeier der ersten Grundsteinlegung zusammenfallen und so das Jahr 1848 eine neue große Ära in der Geschichte des Dombaues beginnen.

Und wenn dann alle die gesammelten und wohl disziplinierten Kräfte, geleitet durch die bis dahin gesammelten Erfahrungen und gehoben durch das Bewußtsein, den erhabensten Tempel der Christenheit so weit schon aufgerichtet zu haben, sich sammt und sonders auf den äußeren Bau werfen, so werden wir auch noch die mächtigen Streben und den Wunderbau der Thürme, ihren Formenreichthum in freudiger Hast erschließen und himmelan wachsen sehen.

Vor Allem möge daher auf allen Seiten das Rüstwerk aufsteigen und die Geschäftigkeit der Werkleute widerhallen, auf daß der Bau vom Süden und der Bau vom Norden her sich in möglichst kurzer Frist begegnen und zugleich mit dem Thurm, welchen König und Volk gesammelter Hand bauen, ein Sinnbild des schönsten Einflanges zwischen beiden werden.

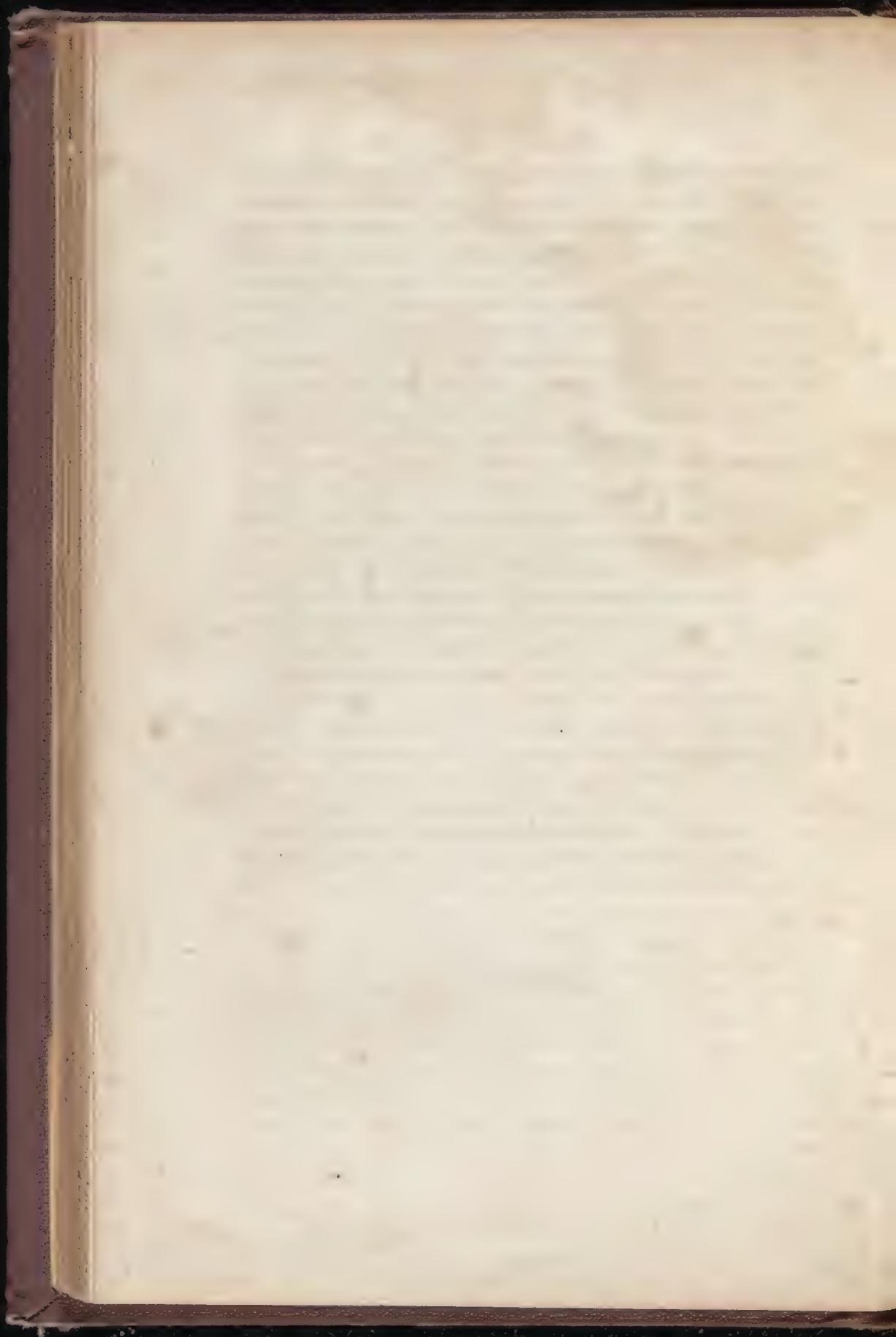
So wollen wir das, wie es scheint, planmäßig von Zeit zu Zeit ausgestreute Gerede von einem Nachlassen der Begeisterung und einem Erlahmen der Bauthätigkeit durch die Evidenz der Thatssachen widerlegen und vor aller Welt den Beweis führen, daß das Große und Ideale, daß die Gott geweihte Kunst noch in allen Kreisen Herzen finden, in welchen sie wurzeln können.

Die Mittel, über welche der Verein in diesem Augenblicke verfügen kann, wenngleich sie im Verhältnisse zu der Zeit seines Bestehens gewiß sehr bedeutend erscheinen, reichen freilich bei Weitem noch nicht hin, um die große Aufgabe zu lösen, welche er sich stellt, indem er das nördliche Kreuzschiff mit seinen reichen Portalen und Streben zu vollenden und zugleich zum Thurmbau ein Namhaftes beizusteuern unternimmt. Allein dieselben Triebfedern, welche bis heran dem Ver-

eine Gediehenen brachten, wirken ja fort und fort; man darf sogar mit Zuversicht hoffen, daß in dem Maße, wie der Bau seinen Reichthum und seine Größe immer mehr entwickelt, auch die Hülfsquellen reichlicher fließen werden. Jedenfalls ist vollkommen genug zum ersten nachdrücklichen Angriffe vorhanden, und bei solchem Werke geziemt uns Vertrauen. Der zuverlässliche Glaube an die Möglichkeit der Vollendung, den die Schicksale des Baues während der drei letzten Jahrhunderte bis in seine Grundvesten erschüttert haben, wird allmählich in die Gemüther zurückkehren und damit zugleich die beste Gewährschaft für die endliche Verwirklichung des großen Planes erwachsen.

Gestützt auf die vorstehend entwickelten Gründe, beeht sich die Commission, ihren Antrag dahin zu stellen:

„Es möge dem Vorstande gefallen, zu beschließen, daß, unter Vorbehalt der Genehmigung der kompetenten Stelle, die Mittel des Vereins vorzugsweise zur Aufführung des nördlichen Querschiffes des Domes mit Strebewerk, so wie zur Mithülfe am Baue des nördlichen Thurmtes, Beides nach dem ursprünglichen Plane, verwendet werden sollen, und daß zu diesem Ende zum Zwecke und unter der Bedingung des sofortigen Angriffs, die Summe von 30,000 Thalern für das bezeichnete Querschiff, die Summe von 10,000 Thalern aber für den nördlichen Thurm während des Kalenderjahres 1843 der betreffenden Behörde zur Verfügung gestellt werden sollen; dem zufolge den Verwaltungs-Ausschuß zu ermächtigen: nach Maßgabe der in dem Art. 113 des Kaiserlichen Dekrets vom 30. Dezember 1809 enthaltenen gesetzlichen Bestimmung, der hohen erzbischöflichen Behörde, Behuhs der Acceptation, von vorstehendem Beschlusse Kenntniß zu geben.“



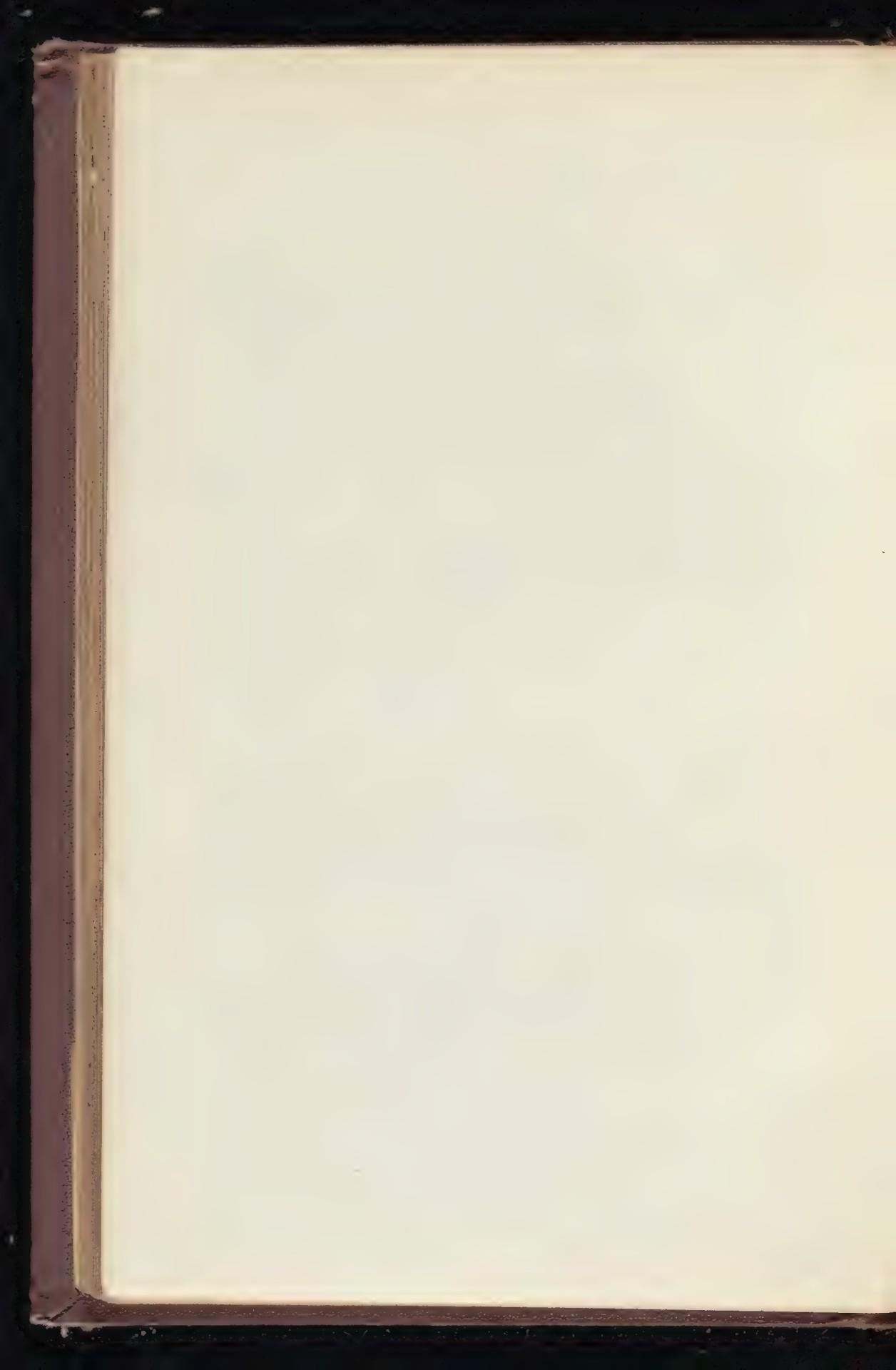
ON MOSAICS,
(GENERALLY)
AND THE
SUPERIOR ADVANTAGES, ADAPTABILITY,
AND
GENERAL USE,
IN THE PAST AND PRESENT AGE,
IN ARCHITECTURAL AND OTHER DECORATIONS,
OF
ENAMEL MOSAICS.

BY DR. A. SALVIATI,
OF VENICE.

BEING A PAPER READ
BEFORE THE LEEDS PHILOSOPHICAL AND LITERARY SOCIETY,
ON FEBRUARY 21ST, 1865.

LONDON:
PRINTED BY WERTHEIMER AND CO.
CIRCUS PLACE, FINSBURY.

1865.



ON MOSAICS,

ETC., ETC., ETC.

"Mosaic is the only painting for eternity."—**GHIRLANDAJO.**

"Nothing stands wind and water like mosaic."—**VASARI.**

By the term "Mosaic" is meant a work formed by the use of a very large number of separate pieces, varying in size, of a hard and durable material. Sometimes these pieces are of marble, sometimes of enamel—improperly described as glass; and the pieces being of numerous varying shades of colour, forms, and sizes, are made to produce, more or less successfully, according to the skill of the workmen in dressing and joining them, the same result as is obtained by the painter by means of his pencil and his brush.

The pieces, when placed together, are fixed on a cement, the nature of which differs according to the various kinds of work to be executed, and the composition of which has varied considerably at different times and places; and when so joined the whole forms one solid and uniform body.

Mosaics, as they are used and manufactured in our times, are of two different kinds.

I. When the mosaic is so manufactured that the surface of the work is thoroughly *smooth*, a result which is produced by all the stone or enamel pieces having their edges perfectly close and adherent one to another, and by

Definition of
"MOSAIC,"
and its pro-
cess.

Mosaics, as
generally
known, are of
two kinds.—

I. That having
a smooth sur-
face, called
Marqueterie
or *inlaid*
mosaic.

subsequently rubbing and polishing the entire surface of the work; this style of mosaic (like that made up of different coloured woods) is known as *inlaid Mosaic* or *Marqueterie-mosaic*. Such a kind of mosaic is generally used in the production of personal ornaments, such as brooches, earrings, bracelets, etc., or objects of house decoration, as tables and other furniture. In this way

The Florentine.

are worked the fine *Florentine* mosaics (lately imitated by the Russians), which are made up of stones, some of them precious, such as lapis-lazuli, malachite, etc. The *Roman* mosaics, too, are of similar nature, although representing more especially, and often with extraordinary effect, landscapes, fruits, flowers, views, animals, etc., as they are manufactured of very thin pieces of enamels of numberless colours, rubbed and polished.

The Venetian.

Finally, the *Venetians*, also, work in the same way, when they intend to produce similar fancy goods, by using smaller or larger pieces of enamels, according to the different patterns, which are generally of a polychromatic and geometrical character.

II. That having a *rough* surface, called *Monumental* or *Byzantine*.

II. The other kind of mosaic is made by using stone or enamel pieces cut into shapes which are not quite regular or geometrical; these pieces are then put together more or less near to each other, so that between them the joints are seen. It will be at once understood that the work does not look smooth, but *rough*; in this case, the style of mosaic is known as *Monumental* or *Byzantine*. This is the sort of mosaic work used by the Ancients, and is the most fitting and generally adopted for the purpose of architectural decorations, both for the interior and exterior of buildings.

Origin.

Although learned writers differ much as to the time and place when and where the art of mosaic originated,

there can be no doubt whatever that it was known and practised at a very remote period, for we read in the Holy Bible (Esther chap. i.) that a splendid pavement, formed of pieces of various colours, was one of the magnificent decorations of the palace of King Ahasuerus.

Doubtless mosaic was first used in the formation of pavement, and was made, in part, or wholly, of marbles and precious stones. Mosaic made of these materials was known either as *lithostratum*, or *opus tessellatum*, *vermiculatum*, *Alexandrinum*, accordingly as it was formed of large or small pieces, and of its representing figures or otherwise.

Lithostratum Mosaic was made of tablets of marble, sometimes interspersed with precious stones, on which no figure at all was shown. CIAMPINI, in his work "*Vetera Monumenta*," affirms that the first example of such mosaic floors was in Persia. Against this opinion we have the statement of *Abbot Hasselin*, in his observations upon ancient mosaics, where he asserts that they had their origin in Egypt. *M. Laborde* states that the practice of embellishing pavements with rich and precious stones was followed in the *eastern countries* before it made its appearance in *Greece*.

It would seem that the earliest *tessellatum* mosaic (formed of smaller pieces of marble) was made in Greece, and some authorities assert that its inventor was Sosus, of Pergamus, who executed that charming mosaic now in the Museum of the Vatican, at Rome, of which *Pliny* wrote, "*celeberrimus fuit in hoc genere Sosus . . . mirabilis ibi columba bibens et aquam umbra capit is infuscans.*" The historians assert, however, that the mosaic pavement of the temple of Olympia was executed at least two centuries before the time of Sosus of Pergamus; and much

Earliest mosaic either *lithostratum* or *tessellatum*.

Tessellatum or *vermiculatum*, or *Alexandrinum*.

praise is due to *Parnesus*, who decorated with mosaic the temples of *Jupiter* at *Olympia*, and of *Minerva* at *Elis*.

Invention of
enamels as a
substitute for
marble in
mosaic.

The ancients well knew the advantage of colour, and the prominence that should be given to it in architectural decoration, and therefore, having used marbles of different colours, and painted substances, without being able to obtain the effect they desired, they became aware of the necessity of discovering some other material for the purpose of mosaic, in order to obtain those varieties of tints and shades which natural substances were unable to provide them with. Thence arose the use of coloured glass, first transparent, then opaque—that is *enamel*—as the fittest material by which to obtain the desired advantages, and also for its power of resistance to atmospheric injuries. *Pliny* calls this a new invention of his time, “*e vitro novitium et hoc inventum.*” (Lib. xxxvi. cap. 28.)

The next step in improvement was with the view of producing more striking and brilliant effects, and for this purpose the ancients thought of incorporating the precious metals; but, as this would be beyond measure expensive, a simple means of obtaining similar results was invented, and thus *gold and silver enamels* were introduced into mosaic works. These enamels are, in truth, made of the precious metals, but in such thin sheets that their use is comparatively inexpensive. The process is a difficult one, for to produce *true gold and silver enamels*, great knowledge and experience are necessary.

As few persons have a clear and distinct knowledge of the difference between *coloured* and *gold and silver* enamels, it may be well in this place to say a few words upon the subject.

Coloured enamels are made of a vitreous paste (*paste* being the generic term by which any glass works are

Description
of coloured
enamels.

familiarly known). The enamels are formed of the same siliceous and other materials of which common glass is composed, but to these materials are added other mineral substances, which, when properly prepared and fused together, impart to the paste its density and extreme hardness, and also its colour. By such means the requisite degree of opaqueness, purity, and solidity of the enamels is obtained, as also the beauty, softness and great variety of their colours; and all these are partly dependent upon the quantity and quality of the mineral elements in union with those of common glass, and are partly dependent upon the degree and continuance of heat to which the whole composition is subjected in the process of fusion.

If the manufacture of the *coloured* enamels be imperfect many inconveniences result, both as regards the appearance and the durability of the mosaic work. If the paste be not well and carefully elaborated, or if it be improperly or insufficiently fused, if the mineral elements of the colours be not exactly proportioned, so that either the paste is transparent or some other defect ensues;—then it is utterly impossible for the enamels to render the effect of the painting, as the colouring is uncertain, weak, and almost lost through the transparency of the materials.

In this state of imperfect manufacture the mosaic is liable to be injured by damp, smoke, and all atmospheric changes; but if, on the other hand, the coloured enamels are well produced, then they can be made to give precisely the same effect as the painting. In many respects, a thoroughly successful mosaic work has advantages superior to a painting, on account of the greater brilliancy and transparency of its colours, as well as for the ease with

Inconveniences arising from their imperfect manufacture.

which such a work can be washed or cleaned. Enamels are much more permanent than any other substance that has ever been used in the composition of mosaic, whether stone, marble, or clay, on account of their less porous and less dilatable body.*

Description of
gold and silver
enamels.

Gold and Silver Enamels are the result of a very different operation. On a ground of thick glass or enamel, according as it is desired to render the gold enamel transparent or opaque, or to impart to it a warm or variegated colour, there is laid a leaf of gold or silver which is attached principally by the action of fire; then a film of the purest glass is spread over it, and this may either be perfectly colourless or of any tint that may be required. When well manufactured, these three layers, after being fused, become perfectly united with each other, and form a homogeneous body.

If the operation above described be perfectly successful, the metal will be for ever protected against all possibility of injury, either by atmospheric action, dust, gas, smoke, or insects, and in such a manner as not to lose aught of its brilliancy or splendour, even after many centuries of exposure. When this most delicate film of glass possesses the requisite thinness, fineness, and purity, and when the whole surface of the sheet exhibits no inequality of thickness, the metal appears in all its native beauty, and the glass with which it is covered is scarcely discernible.

* Those who may desire to obtain an exact idea of how far mosaic renders the effect of the painting, with the other advantages referred to, can, by visiting the South Kensington Museum, see the figure of *Niccolo Pisano* in mosaic on gold ground, which I lately delivered. It is placed on one of the walls of the New Court, and on the opposite wall is the original cartoon, painted by that accomplished artist Mr. F. Leighton.

When the reverse of this occurs, that is to say, when the metal remains as it were entombed between the upper and lower strata of glass, and does not present an even surface, then the eye becomes arrested by the glitter of the glass rather than the brilliancy of the metal, and the mosaic work has the utterly wrong appearance of being varnished over.

These explanations will show that the manufacture of enamels for mosaic is attended with very considerable difficulties and inconveniences, and that to obtain ease and certainty in their production according to the purpose they are destined to serve in imparting to mosaic-work an effective and pictorial appearance, coupled with the utmost durability, not only is a knowledge of general principles in their manufacture necessary, but also long experience and continual and laborious experiments.

In speaking of *coloured enamels*, it should be remembered how very difficult it is to produce in an exceedingly hard and vitreous material so many beautiful and delicate shades of colour, as are required to impart to a mosaic work the identical effect which the painter obtains simply by the use of oil or water colours. How great, also, is the difference between the production by an inexperienced manufacturer of the various colours on the basis of general principles, and the production according to circumstances of precisely the exact tints or shades of colour which in a special case may be required at a very short notice! And, also, how little faith can we have in the durability of the enamels if their production be not very carefully, skilfully, and conscientiously watched and attended to!

With regard to *gold and silver enamels* it must be remembered that the whole process has to undergo the

Inconveniences arising from their imperfect manufacture.

Peculiar caution required in the production of good enamels.

action of fire, and that it is extremely difficult to protect the tender delicate gold leaf from becoming disturbed, or torn, or crumpled, and to guard against the introduction between the glass and the metal of minute bubbles of air, the effect of which would be, sooner or later, to separate the delicate film of glass from the metal; nor, finally, is it an easy matter to render the surface of the enamel tablets so smooth and even as is essentially requisite, with an entire absence of waving lines and sinuosities of any kind.

We find that the enamels, of which the mosaics, scattered throughout Europe, are made, have not always been manufactured with the same degree of care and perfection; indeed a considerable portion of these enamels, made at different periods down to our own time, exhibit the precise defects above alluded to.

Examples.

While there are in existence so many coloured and gold enamels of unsurpassed beauty and perfection, there may be found even in the same church—as at *St. Ambrogio* in *Milan*, *St. Mark's* in *Venice*, *St. Giusto* in *Trieste*, in several at *Ravenna*, *Rome*, *Lucca*, *Pisa*, *Florence*,—coloured enamels which appear dull, tarnished, and corroded, and gold enamels looking miserably ineffective; because in them the gold leaf is torn or crumpled, and the upper film of glass is either too thick, so that the gold enamel resembles a piece of varnished gilding, or it has long been separated from the stratum underneath, so that the metal has altogether disappeared or become quite black.

But suppose the manufacture of the enamels to be in every particular in accordance with the requirements of the mosaic art, that they are not only *apparently* but really *substantially* perfect—suppose them used by a skilful

Peculiar advantages of enamels in architectural decoration.

craftsman who follows rigidly the lines of a beautifully painted cartoon, then there can scarcely be conceived a more perfect and exquisite means of decoration which can be made subservient to architectural designs either in the interior or exterior of buildings.

The man who can make as many tints as he can fancy likely to be required in producing any sort of coloured ornament or picture, the man who at a small expense can use the most costly means of obtaining the qualities of richness and brilliancy by gold and silver enamels, and can produce good evidence, in the examples of works which have stood the wear and tear of many centuries, that both his coloured and gold enamels will endure longer than any other material used for a similar purpose, that man may certainly venture to assert that no other system of decoration is so fitting for architectural purposes as mosaic. Not only is it capable of being used in all kinds, styles, and parts of buildings, in all countries and climates, but its value is greatly enhanced by its splendid and imperishable colouring, by the sparkling brilliancy of its gold ground, and by the effective alternation of light and shade, obtained by the immense number of joints between the separate pieces, an element of beauty in all noble architecture and good decoration.

In confirmation of my assertions, I venture to refer to the words of a great English authority, Mr. Ruskin, who, in his glorious work "THE STONES OF VENICE," writes thus:—"There are two means of delight in all productions "of art—*colour* and *form*. The most vivid conditions of "colour obtainable by human art are those of works in "glass and enamel." In another place, when describing the sculptures on mosaic, inserted in the hollows of the marbles in Byzantine palaces, he writes:—"Each square of glass

Mr. Ruskin's
opinions on
this subject.

" has the cut gold upon its surface protected by another thin film of glass above it, so that no time or weather can affect its lustre. The small glazed surface of the golden ground is washed by every shower of rain, but the marble usually darkens into an amber colour in process of time; and when the whole ornament is cast into shadow, the golden surface being perfectly reflective, refuses the darkness, and shows itself in bright and burnished light behind the dark traceries of the ornament. Where the marble has retained its perfect whiteness, on the other hand, and is seen in sunshine, it is shown as a snowy tracery on a golden ground, and the alternations and intermingling of these two effects form one of the chief enchantments of Byzantine ornamentation."

Superior
excellence of
mosaic for
decorative
purposes.

Supported by so eminent an authority, I may confidently venture to add here a few remarks about the peculiar advantages of adopting enamel-mosaic for decorative purposes.

In consequence of the peculiar excellence of the material elements and their capacity for imparting to any mosaic work the effects of painting and gilding, even while maintaining their own individual character, the mosaic art is admirably adapted to every mode of artistic expression, both sacred and secular; not only is it stern and majestic, but also lively, gorgeous, and luxurious, and especially when used on a large scale and in the decoration of large buildings it displays its beauty and richness, so that it at once interests the eye and educates the mind, by illustrating the holy precepts and sacred truths of the Christian faith, as also the glorious individual and national deeds of a great people, and so handing down the memory of those whose acts it celebrates to remote generations in the most durable, magnificent, and expressive language—a language

which cannot be so easily effaced as that spoken by painting or engraving, or, indeed, by any other known method of decoration.

It may so happen that a mosaic picture, either interior or exterior, may become dirty or dull, through the action of gas, damp, smoke, or insects; it may happen that either through some defect in the manufacture, or carelessness in the use of the cement, or by mischief, some pieces or parts of the mosaic may become loose, in such cases the picture may easily be washed, or the pieces refixed, and the whole work made as perfect and beautiful as it was when first finished many centuries before, and all this may be effected without in the least degree altering or injuring the value, or character, of the whole work. I have myself had the privilege of thus restoring mosaics of priceless worth.

Now, in the case of an oil or fresco-painting which may have been damaged or almost destroyed by the action of time, or some other external influence, this process of restoration cannot be made use of, as the work would greatly deteriorate in value, and could never be brought back to its original freshness and beauty. For instance, who would dare attempt, worthily, and without fear of damaging the whole work, the reparation of those yet glorious pictures "*The Last Supper*" at *Milan*, or of "*The Last Judgment*" in the *Sistine Chapel* at *Rome*? Now, unhappily, we are scarcely aware of the first great conception of *Leonardo da Vinci*, and how deeply do we deplore the decay of the marvellous touches of the brush of *Michael Angelo*! How much those famous painters, and others whose productions have perished for ever or are almost destroyed, would have rejoiced if, foreseeing the future destruction of their glorious works, they had transferred their cartoons into indestructible mosaic?

Qualities peculiar to mosaic.

Mosaic compared with fresco.

*Frescoes at
Munich,
Westminster
Palace, etc.*

It is a patent fact that frescoes will not stand in northern climates, and we have indeed reason to regret the wasted labour of *Cornelius*, *Kaulbach*, etc., in their recent fresco pictures at *Munich*, and of those great English artists whose works adorn the walls of the new *Palace of Westminster*, whose rapid decay is indeed a sad loss to art.

How much better would it have been had the painters devoted their talents to the production of cartoons which the mosaicist could have transformed into imperishable material, as was done in ancient times, and even in milder climates, by the Republic and Dukes of *Florence* through *Taddeo Gaddi*, *Giotto*, and *Ghirlandajo*, and by the Republic of *Venice* to the cartoons of *Titian*, of *Paolo Veronese*, *Tintoretto*, *Salviati*, etc., etc.

So I conclude, that while the mosaic art is mostly supported by architecture and painting, so those two arts should be by no means jealous, but rather should they rejoice at its existence, because it amply and gratefully repays the architect and the painter, by rendering their splendid works and their famous names more durable, indeed, all but imperishable.

*General use of
mosaic in an-
cient Greece
and Rome.*

These being the great advantages of mosaic, it is easy to understand the reason of its having been so widely used and so highly appreciated by the old masters, who have always been regarded as our guides in matters of taste and the arts. If we look back to the early ages, we see *Greece* and ancient *Rome* using large quantities of mosaic. For many centuries subsequent to the Punic Wars, mosaic was the fashion, and scarcely a pavement in the houses of the wealthy was made of any other material.* The

* See CANINA—"Description of the Ancient Tusculum." See also Winckelmann, Furietti, Faciaudi, Ciampini, Quatremère de Quincy, Barthélemy, etc.

Museums of Europe are more or less rich in mosaics discovered at *Pompeii* and *Herculaneum**; scarcely a house at *Pompeii* has been uncovered where the pavements were not of mosaic *vermiculatum*. On the threshold of most houses we read the welcome “*SALVE,*” in mosaic characters. The walls of temples, baths, villas, and tombs, were decorated with *portraits* in the same enduring material.

But with the rise and spread of Christianity, the art of mosaic entered on a larger and grander field, and received

Pompeii.
Herculaneum.

Mosaic in the
early Christian
ages.

a new life. It became a powerful means of supporting the dogmas of our holy faith, and in course of time grew to be a real and true art of itself. Here again, we find mosaic mostly encouraged and advanced in the East, for there we find the Emperor Constantine authorising the prefects to spend any amount of money in building churches, and decorating them with mosaics.† Superior to all others, we see the grandest model of Byzantine buildings—the Church of *St. Sophia*, filled with mosaics, which the Vandalism of Mahomet, and the barbaric fanaticism of the Turks, have in vain attempted to conceal from the eyes of Christians. ‡

* In England, in the British Museum, and the Museum at South Kensington, there are several remarkable examples. Among the works which treat of these, may be noticed the well-known “*The Grammar of Ornament,*” by Mr. OWEN JONES.

† See SPRETI.

‡ The beautiful remains in Saint Sophia, after having suffered the most disgraceful treatment from the Iconoclasts, and from the early Mahomedans, were plastered over by the Turks, who converted this grand Christian temple into a mosque; yet have the mosaics been revealed and illustrated in modern times in the works of Dr. G. W. Kortüm, and still later by the Prussian Professor W. Salzenberg, in his magnificent work “*Agia Sophia,*” also by the Italian architect Fossati, both of these latter-named works having been prepared during the brief period that Mr. Fossati was

In the West.

If, again, we turn to the West, we see that the mosaic art has been largely adopted as the most proper and fitting medium of representing in a durable manner the religious mysteries, and used (probably in the first instance in the catacombs) on roofs and walls, both exterior and interior, of all the best and greatest Christian churches.*

In the fifth century, enamel-mosaic was used in illustrating the national faith; it was then that the most ancient of the mosaics in *St. Maria Maggiore at Rome* (A.D. 432—450) those of Constantine's age, in the *Mausoleum of*

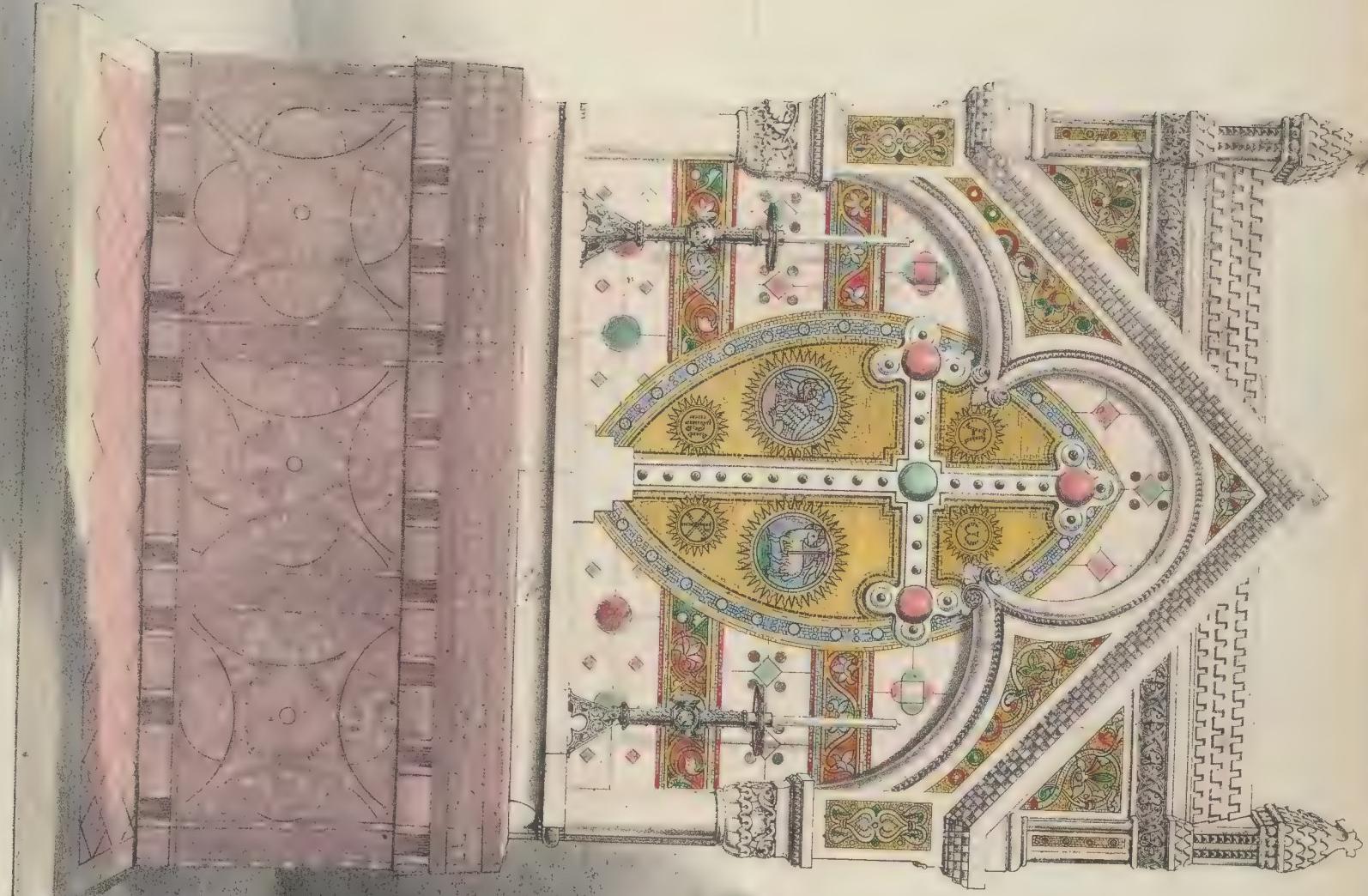
entrusted by the Turkish Government with the general repairs of the church.

* Enamel-mosaics have been extensively employed, not alone for religious, but also for secular and historical purposes. Among many examples, we may notice the following. The Emperor Justinian, besides decorating numerous churches and basilicas with enamel-mosaic, covered the walls and roof of the principal saloon of his imperial palace with mosaic pictures, representing the victories of his armies. The Emperor Charlemagne caused similar works to be executed in his palace at Ingelheim, where the walls were decorated with mosaics representing deeds celebrated in ancient history, and those of his own reign. In an adjoining basilica there were, on one side, twenty pictures representing Old Testament, and on the other, as many representing New Testament history. Theodolinda, Queen of the Longobards, followed these eminent encouragers of our art, in her royal palace at Monza (see PAOLO DIACONO, *Hist. Longobard.*, iv. 23). King Theodoricus, besides having built and decorated with mosaics the churches of St. Maria in Cosmedin, and of St. Martino in Celo-aureo, at Ravenna, covered with the same brilliant material the splendid saloons of the royal palace at Pavia.

Illustrious examples of great ancestors are followed sooner or later by their successors. Her Majesty the Queen of England, has not only equalled, but even surpassed the old Emperors and Kings in her encouragement of the arts, and has honoured my manufactory by entrusting it with the execution of large and important commissions for decorating with enamel-mosaics, roofs and walls of different buildings at Windsor Castle; and, very lately, I have received a commission for executing the mosaic work which is to decorate the National Memorial to the late Prince Consort, now being erected in Hyde Park under the direction of Mr. Gilbert Scott, R.A.

DESIGNED BY THE ARCHITECT

L. PEARSON ESC. LONDON



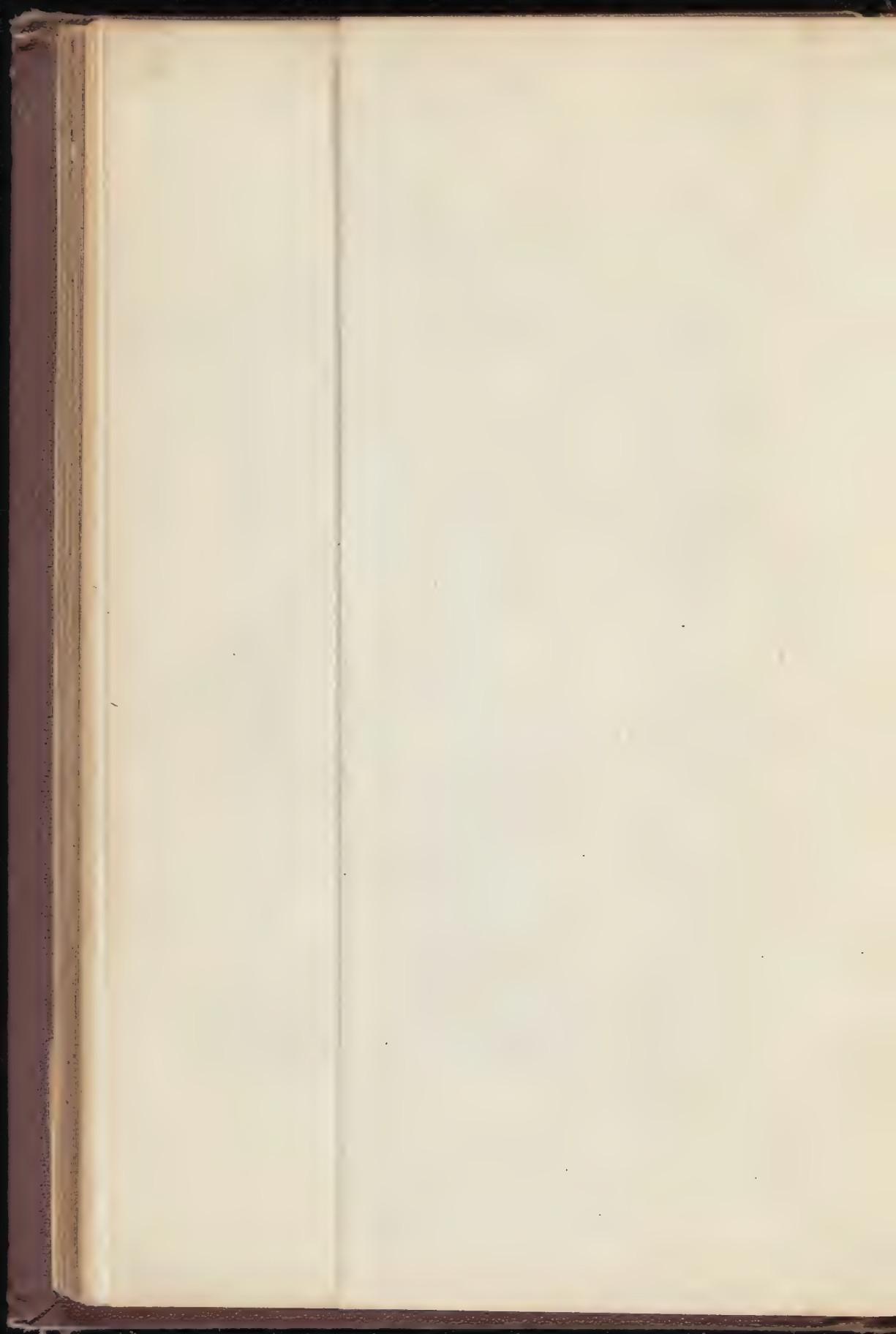
THE MOSAICS BY DR. SALVATI'S
ENAMEL-MOSAIC ESTABLISHMENT,

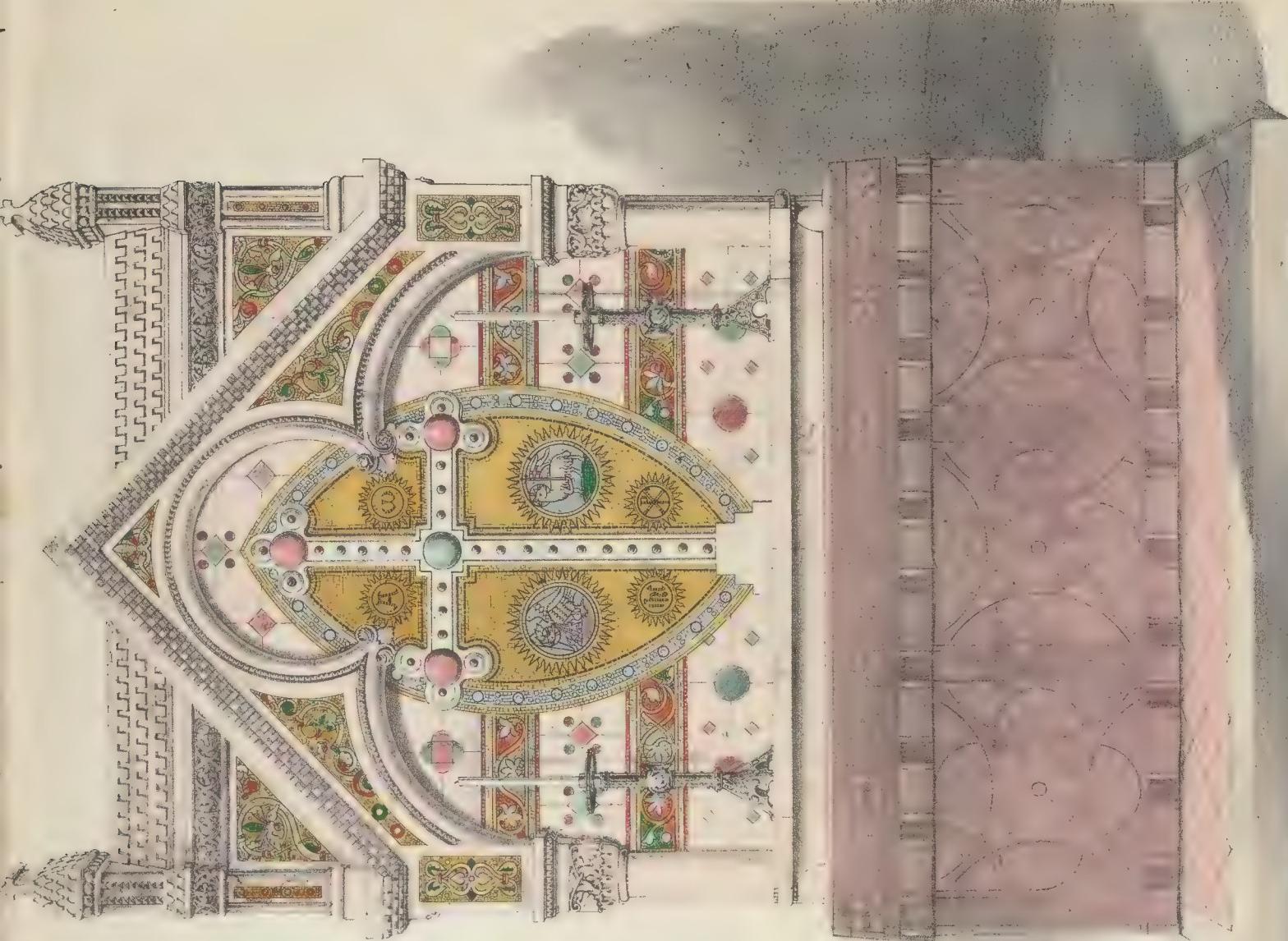
VENICE AND LONDON.

OF
ENGLISH ALABASTER INLAID WITH BRITISH MARBLES AND
VENETIAN ENAMEL MOSAICS.

MOSAIC APPLIED IN COMBIN.

ALABASTER & MARBLE WORK BY
H. POOLE & SON WESTMINSTER





THE REREDOS AT ST PETERS VAUXHALL LONDON,
OF ENGLISH ALABASTER INLAID WITH BRITISH MARBLES AND
VENETIAN ENAMEL MOSAICS.

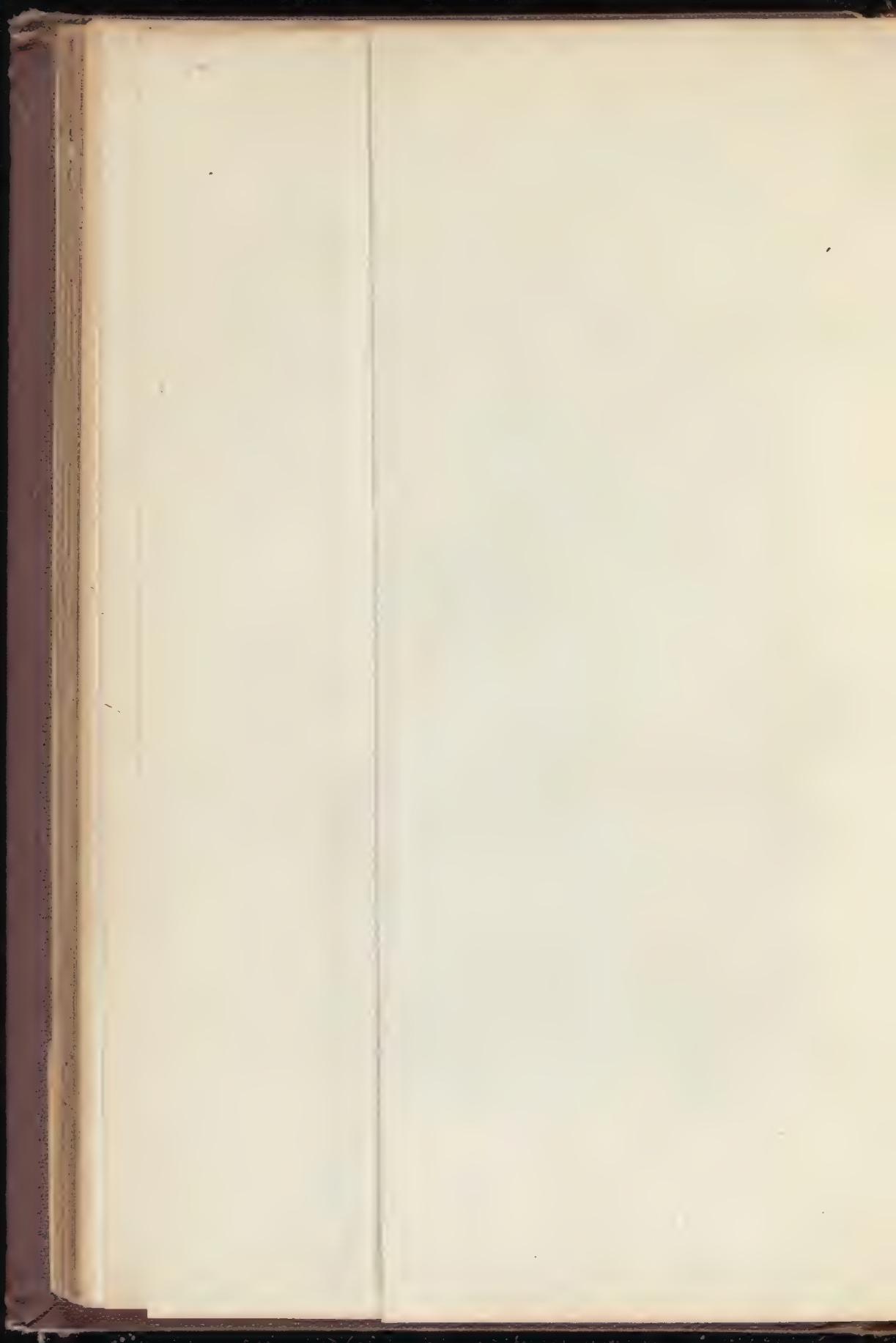
THE MOSAICS BY DR SAVIATIS
ENAMEL MOSAIC ESTABLISHED
VENICE AND LONDON

A MARBLE & MARBLE WORK BY
H. FOOCES & SON LTD MANCHESTER

THE REREDOS AT ST PETERS VAUXHALL LONDON,
OF ENGLISH ALABASTER INLAID WITH BRITISH MARBLES AND
VENETIAN ENAMEL MOSAICS.

EXAMPLE OF ENAMEL MOSAIC AS APPLIED IN COMBINATION WITH
MARBLE IN THE ARCHITECTURE

H. FOOCES & SON LTD MANCHESTER



Constance, near *Rome*, and also those very remarkable works in the sepulchral chapel of *Galla Placidia*, and the *Baptistry of Ravenna*, were executed.

It would be tedious to enumerate all the enamel-mosaic works which, since the above date, have been scattered throughout Italy and other parts of Europe. Suffice it to say, that mosaic has not been a fugitive fashion, or the result of the passion of one man or one land: Kings, Queens, Popes, Churches, Governments, both Republican and Monarchical, as well as private persons, have vied with one another in the production of mosaic works, even as lately as the last generations but two or three, and they have handed down to us splendid relics of this kind of mural decoration.*

Widely-spread
use of Mosaic
since the 5th
century.

But think of those glorious works which have been lost to us through political struggles, through the furious onslaught of the iconoclasts, the fanatical hatred of Mahomedans, and the destructive vandalism of barbarians! †

* See work of Mr. DIGBY WYATT, on "*Mosaics of the Middle Ages.*"

† Among those whose destruction is mostly to be deplored, I mention the great mosaic work which covered the entire dome of the noble Cathedral at Aix-la-Chapelle; and the more is this to be regretted, as this Church is, perhaps, the only building remaining of Charlemagne's period, as it was the place of his burial. When I made a survey on the spot, I happened to see the drawing of the subject of the destroyed mosaic, which is in possession of the Chapter. On an extensive gold-enamel ground, studded with stars, there was a grand figure of our Lord seated, and surrounded by the Heavenly Host; underneath were standing figures, each bearing a crown, and having an empty throne beneath him; symbolising the respect and submission due from earthly monarchs to the King of kings. The destruction of this great work, dating from the seventh century, is truly a subject for deep regret; but it would be a still deeper cause for sorrow, if, from the dispute between the archaeologists and the partisans of the neighbouring German schools of painting, the latter should succeed in inducing the Government and Committee to replace the old mosaic with pictures in fresco, thus adopting a

Progress and
decay of early
mosaics.

The mosaic works of succeeding centuries, though vastly numerous, were not always equally successful, either in regard of the materials or of their manufacture, so that the different epochs of the art, and its alternate progress and decay, are plainly discernible.

Not only were there enamel mosaics in churches and other buildings in the East, but also in Italy, Germany, France, and Spain, many of the most important of which are still existing at *Rome*, *Ravenna*, *Florence*, *Lucca*, *Pisa*, *Orvieto*, *Monreale*, *Torcello*, *Murano*, *Venice*, etc., etc., but the best are, doubtless, those of the 5th, 6th, and a part of the 7th centuries, while those of the 8th, 9th and 10th, or a part of the 11th centuries are much inferior.* In England, too, there are some examples of *enamel-mosaic*, but they are very few, and of one period (13th century), being, as far as I know, only found in Westminster Abbey, on the tombs of Kings Edward the Confessor and Henry III., and on that of the son of William de Valence, all made by Italian artists. There is, however, a greater quantity of *tesselata* mosaic (*opus Alexandrinum*) used in the earliest times for pavements, as, for instance, those in the same Abbey, and at Canter-

perishable material, instead of restoring their historical church to its pristine condition.

* The most glorious mosaic of ancient Christian Rome is, perhaps, that in the church of *SS. Cosma and Damiano* (526—530, A.D.); very beautiful, too, is the mosaic in the Church of *St. Agnes* (625—638, A.D.). Remarkable, as well for their artistic merit as for the use of historical figures, which are introduced to render symbolical expressions, are the mosaics in the choir of *St. Vitale*, in *Sta. Maria in Cosmedin*, and in *St. Apollinare Nuovo* (552—566, A.D.).

Far inferior to these are those of the ninth century in the Churches of *Sta. Prassede*, *Sta. Cecilia*, *St. Mark*, *Sta. Maria della Navicella*, etc., at Rome, and those in the Archbishop's Chapel, and in the Church of *St. Apollinare in Classe* (671—677, A.D.), at Ravenna.

bury, Albury, Leeds, etc., so that I quite concur with Mr. G. G. Scott, R.A., who, in his work, "GLEANINGS FROM WESTMINSTER ABBEY," says that no other country north of the Alps contains such a mass of early Italian decorative art. No better idea of the matter can be had than by consulting this very valuable work. It deserves notice here that *enamels* have been used with *marble* in the pavement in Westminster Abbey, and I cannot agree with Mr. Burges when he says that their introduction is a deviation from the Italian practice, and that the only Italian pavement exhibiting glass mosaic is that in the hall of the Ziza at Palermo, for it is a fact that, besides others, many portions of the mosaic pavement in the basilica of St. Mark, at Venice, are made of *enamels*.

With the 11th century commence again the beautiful mosaics treated in the improved Byzantine style, and which decorate the buildings of the following four or five centuries,* until we find a new manner of treating these

Alternate pro-
gress and
decay of subse-
quent mosaics.

* Among the mosaics of the eleventh and following centuries, which travellers should not omit to see, are—in the *South*, those in the Cathedral of Monreale, near Palermo, which was erected under the patronage of William the Second, and is one of the most peculiar and marvellous monuments of the middle ages. The architecture and decoration of this Church present a mixture of three styles, *viz.*:—Norman, Classic, and Byzantine, leading to the belief that it has engaged the attention, at various epochs, of Greek, Saracen, and Sicilian artists (See the work now in progress of issue by B. D. GRAVINA: "*Il duomo di Monreale*"). Among the mosaics of this period in *Central Italy* may be mentioned, as most worthy of remark, those existing at Florence, Lucca, and Orvieto. Of those in *Northern Italy* most deserving of study and admiration, the finest are of the 11th and 12th centuries, in the Duomo at Torcello, a little island close to Venice; these represent, on one side "*The Madonna*," on a vast gold ground, her tears falling, and her hands raised in the act of blessing; on the other side is "*The Last Judgment*." It is much to be feared that the rapidly-increasing decay of this work will soon end in its utter ruin, unless the same provident measures are taken which the

works, less rigid in form, less simple in the colouring, but rather too classic in design, too grandiose in conception, and too pictorial in effect. These were introduced at the time when the greatest painters of the Venetian school furnished the cartoons. The later manner of treating mosaic was used until the 18th century, when the power of producing the enamels, as well as the knowledge, skill, and experience requisite for forming the mosaics, seem to have been lost, or only practised at *Rome*, in a new manner, and for purposes differing widely from those derived from the ancients.*

VENICE, the
home of
mosaic.

The place where mosaic in nearly all ages seems to have been at home is VENICE. There the art, expelled from *Byzantium*, seems to have found a shelter, and a

Government is now again adopting at St. Mark's. Of the latter church I shall speak presently.

* Every one has heard of the great manufactory of mosaic in the Vatican at Rome, which, since the decay of those formerly at Venice, has been worked at the expense of the Papal Government. Exceedingly beautiful works have been and are produced there, but, with the exception of repairing operations, its chief practice is the reproduction in enamel mosaics (rubbed and polished) of the pictures of the greatest painters, as, for instance, *Rafaello*, *Reni*, *Sasso-ferrato*, etc., etc. In the same way, too, the private manufacturers at Rome produce mosaic by inlaying on marble or enamel, small and thin enamel pieces, joined closely together, and representing on a smooth and burnished surface, flowers, fruits, animals, and landscapes. These mosaics are chiefly used for brooches, bracelets, tables, etc. But such kind of work is improperly called mosaic; at least, it accords in no particular with the ancient mosaics, whose principal character, merit, and artistic charm, is their rough and broken surface.

Mosaics made on the modern Roman principle require a vast amount of labour, patience, and time in their production, so that, for example, "*The Transfiguration*" of *Rafaello* took thirty years in working. They are not generally approved by those who desire to see mosaic substituting painting without being pictorial, but always preserving its own peculiar nature and characteristics.

larger field for its development; there Greek artists founded schools for the practice of the mosaic art, and taught the Venetian people the secrets, and imparted the skill to produce works to willing scholars, who soon became greater than their masters. There was the glorious basilica of *St. Mark's*, which during many ages was being covered with masterpieces of mosaic decoration, and which has become a marvellous building, for its beauty, richness, and peculiarity: all who saw, all learned men who have spoken and written about this church, have told us how charmed they were with it; for, while presenting a collection of many styles of architecture, it also enshrines every possible example of mosaic decoration, from the middle ages down to our own time.*

Mosaics in
St. Mark's.

Marble and enamel mosaics cover all the pavements, and are made to imitate the waves of the sea, which is most probably not accidental, as many suppose, but intentional, as Mr. Street thinks,† especially as a similar undulation is to be seen in the fine mosaic pavement in the Church of *St. Mary and Donato*, at *Murano*. Mosaic pictures, set in ground of gold enamel, line the vaulting and the walls both within and without the building. Beneath the portico there are mosaic pictures, dating from the early

Description of
them.

* The basilica of *St. Mark's*, erected in the 11th century, its predecessor having been destroyed by fire, was in the Byzantine style, and during the succeeding three centuries it received many Gothic additions. The Venetians having become learned and rich by the influence of their conquests and their commercial transactions with the East, brought home and deposited in *St. Mark's* the most precious marbles and objects of art which they could collect, so that in our time it would, perhaps, be impossible for any nation to collect, in one place, such expensive and varied treasures as may now be seen in *St. Mark's*.

† See description and reasons in Mr. STREET's valuable work, "Brick and Marble in the Middle Ages," page 126.

period, which represent events of Old Testament history. In the interior are displayed, in similar enamel-mosaics, events from the New Testament history, with the Apocalypse crowning the whole—this latter is almost destroyed, but is now fortunately undergoing restoration.*

Objects aimed
at by the Ve-
netians in
producing
such a mar-
vellous work.

In erecting the Cathedral of *St. Mark's*, the Venetians, unlike many persons of this generation, who, unhappily seem to care more for cheapness and fugitive glitter and display than extreme permanence, thinking not only of their present glorification but having a thought for the delight and benefit of future ages, designed to produce

* "No church," says THEOPHILE GAUTHIER, "is to be compared to "St. Mark's at Venice; neither at Cologne, Strasburg, Seville, or even "Cordova; it is of an astonishing and magic effect; the first impression is "like that of an immense golden cavern incrusted with jewels, at once "brilliant and dark, glittering and mysterious. There the cupolas, vaults, "architraves, and walls, are all covered with small pieces of gold-enamel, "produced at the neighbouring island of Murano, of an ineffaceable bright- "ness, where the light plays and sparkles as on the scales of a fish, and "where the mosaic artists found a field on which to display their marvellous "fancies. St. Mark's is a great golden Bible, in which the people for eight "centuries have been incessantly reading in pious admiration. Everywhere "the texts are attached to the figures—above, beneath, roundabout, and on "every place there are inscriptions, legends, mottoes, names, monograms, "specimens of the writings of all lands and all people. It is rather the "Temple of the *Verbum* than the Church of St. Mark's—an intellectual "temple, built with the verses of the old and new faith, while it finds its "own ornamentation in the expression of its learning. St. Mark's is a "world of which one could write many times and always insufficiently."

Those who may wish to read notices of St. Mark's should see: FILIASI, *Memorie Storiche*; SELVATICO, *Architettura di Venezia*; SANSOVINO, *Venezia Descritta*; J. RUSKIN, *The Stones of Venice*; G. E. STREET, *Brick and Marble in the Middle Ages*; besides many other works such as Cicognara, Zanetti, Moschini, Zanotto, Quadri, Kreutz, etc., etc. In the very interesting tale "*Les Maîtres Mosaïstes*" there are curious details of the mosaics of the 16th and 17th centuries, which was the remarkable epoch when the works were being executed from the cartoons of Titian, Tintoretto, Rizzi, Palma, Bassano, etc., by the most eminent mosaicists, the Zuccati, Bozza, Bianchini, Alberto Zio, etc., etc.

a grand work which should testify to all times of the power, greatness, wealth, skill, pious and artistic feeling, of a nation that, by its own indomitable exertions, had risen to so high a pinnacle of greatness from its former lowly condition of a colony of fishermen. They proposed to themselves—and worthily did they fulfil the noble purpose—to delight the astonished visitors to their city by the display of the most costly and unapproachable master-pieces of workmanship which it was possible to produce, as also to teach the great lessons of their holy religion in the most intelligible language, and in the most impressive and durable manner.

In order to arrive at these high purposes, the Venetians adopted a style of *incrusted architecture*, as the best means of imparting strength to their building, and to make the best use of a perfect and permanent colour; *secondly*, they used the best resources of *colouring*, because this is the soul of any fine and lovely decoration; and, *thirdly*, they employed the most expressive language and the most brilliant, majestic, and durable kind of painting, namely, *mosaic*; and it was thus they succeeded in imparting to their Church the elements of **STRENGTH, BEAUTY, and EXPRESSION.**

It is then on these qualities that the peculiarity, durability, artistic merit, and religious expression of *St. Mark's* depend. Its ornamentation is not only exquisite and admirable as a work of art, but it is also fitted for a higher and a sacred purpose, and I venture to think (supported as I am by many greater authorities) that the same principles, in a greater or less degree, ought to be universally observed in these our own times, if we desire to produce any noble architecture, religious or secular,—architecture which should be worthy of its author

and of the country where it is situated; more especially in the north, where atmospheric influences are so detrimental to every other kind of coloured decoration.

On the ques-
tion of *Church*
Decoration.

Mr. Ruskin's
remarks on
this subject.

By devoting so much of my space to St. Mark's, and to Venetian mosaics generally, I aimed not only at proving the great advantages of using colours and gilding in any noble building, especially by means of enamel mosaics, but also to convey an idea of the superiority of the Venetian school of Mosaicists, and to meet the question *whether richness of ornament is right in churches.* But what can I do better to illustrate my feelings, than to remind the reader of what Mr. Ruskin has written about the matter, in his valuable work, "THE STONES OF VENICE?" "Of all "God's gifts, to the sight of man colour is the holiest the "most divine, the most solemn. . . . The purest and most "thoughtful minds are those which love colour the most . . ." "It is on the value of St. Mark's building as a piece of per- "fect and unchangeable colouring, that the claims of it to "our respect are finally rested. . . . It is not now the "question whether our northern cathedrals are better with "colour, or without; the simple fact is, that the builders "of those cathedrals laid upon them the brightest colours "they could obtain, and that there is not in Europe any "monument of a truly noble school which has not been "either painted all over, or vigorously touched with mosaic "and gilding in its prominent parts.

"The perception of colour is a gift just as definitely "granted to one person, and denied to another, as an ear for "music; and the Venetians deserve especial note as the only "European people who appear to have sympathised to the "full with the great instinct of the Eastern races in their "feeling for colour. They indeed were compelled to bring "artists from Constantinople to design first the mosaics of

“ St. Mark’s, but they rapidly took up and developed, under
“ more masculine conditions, the system of which the Greeks
“ had shown them the example. While the burghers and
“ barons of the north were building their dark streets and
“ grisly castles of oak and sandstone, the merchants of
“ Venice were covering their palaces with porphyry and
“ gold. St. Mark’s architectural construction, both exte-
“ nally and internally, is partly merged in pictorial effect,
“ and the whole edifice is to be regarded less a temple wherein
“ to pray, than as itself a Book of Common Prayers, a vast
“ illuminated missal, written within and without in
“ letters of enamel and gold. The common people were
“ taught their Scripture history by means of the mosaics more
“ impressively, perhaps, though far less fully, than ours are
“ now by Scripture reading. The walls of the church became
“ the poor man’s Bible, and a picture was more easily read
“ upon the walls than a chapter. . . . For the Venetian people
“ St. Mark’s was a type of the redeemed Church of God,
“ and a scroll for the written word of God. . . . The mosaics
“ were before the eyes of the devotee at every interval of his
“ worship. Never had city a more glorious Bible.
“ Among the nations of the North, a rude and shadowy
“ sculpture filled their temples with confused and hardly
“ legible imagery. . . . I believe of all works of religious art
“ whatsoever, the mosaics (mostly those of the twelfth and
“ thirteenth centuries) represented in a central manner by
“ the great ones of St. Mark’s, have been the most effective.
“ They covered the walls and the roofs of the churches
“ with inevitable lustre—they could not be ignored or
“ escaped from, their size rendered them majestic, their
“ distance mysterious, their colour attractive.”

“ As regards the question how far the exquisite and
“ varied ornament fits it as a temple for its sacred purposes

“ and would be applicable in the churches of modern times,
 “ may be a doubtful question, so long as our eyes rest
 “ continually in our daily life on objects utterly ugly, and
 “ the faculties of eye and mind should be suddenly feasted
 “ upon entering a place of worship, and colour, music, and
 “ sculpture, should delight the senses, and stir the curiosity
 “ of men unaccustomed to such appeals, at the moment
 “ when they are required to compose themselves for acts of
 “ devotion; but it cannot be a question at all, that if once
 “ familiarised with beautiful form and colour, and accus-
 “ tomed to see evidence of noble thought and admirable skill,
 “ we shall desire to see this evidence also in whatever is built
 “ or laboured for the house of prayer; that the absence of the
 “ accustomed loveliness would disturb, instead of assisting
 “ devotion; and that, meanwhile, our own house is full of
 “ goodly craftsmanship, we should worship God in a house
 “ destitute of it. Churches ought to be richly adorned, as
 “ being the only places in which the desire of offering a por-
 “ tion of all precious things to God could be legitimately
 “ expressed.”

Therefore, Mr. Ruskin concludes that the ornament of St. Mark's, and of any church like it, is of a truly *ecclesiastical and Christian character*.

Further re-
marks by Mr.
Street.

The same points are supported by other strong arguments of Mr. G. E. Street, in his work “ BRICK AND MARBLE “ IN THE MIDDLE AGES,” as follows:—

“ Over and over again, when at Venice, must one go
 “ into St. Mark's, not to criticise, but to admire; and if
 “ ever in any building in which the main object is the
 “ study of art, assuredly here it must also be to worship.
 “ I think I never saw an interior so thoroughly religious
 “ and religion-inspiring as this, and it is well, therefore,
 “ not lightly to pass it by as useless for our general pur-

" poses. It seems to show, as strongly as any one example
" can, how much awe and grandeur even a small building
" may attain to by the lavish expenditure of art and pre-
" cious materials throughout its fabric; for it is to this
" that St. Mark's owes its grandeur, and to this only.
" There is nothing imposing either in its size or in its
" architecture; on the contrary, they appear to me to be
" rather mean, and yet this grand display of mosaics upon
" a glorious gold ground makes the work appear to be
" both larger and better than it is. Could we but place
" one of our cold bare places of worship by the side of St.
" Mark's, and let the development of Christian art in the
" construction of the fabric be ten times as great in our
" northern church as in the Venetian, we may yet rest
" assured that every religious mind would turn at once to
" the latter, and scarce deign to think of the former as a
" place for worship at all. If this is so, does it not point
" most forcibly to the absolute necessity for the introduc-
" tion of more colour in the interior of our buildings, either
" in their construction, or afterwards by the hand of the
" painter? And architects must remember that this ought
" all to be within their province as directors or designers,
" and therefore that they must not, as now, venture to
" design cold shells which may or may not afterwards re-
" ceive the necessary and indispensable decorations, but,
" from the very first, must view these decorations as part
" and parcel of the work in which they personally are
" concerned. Then, and not till then, shall we see a satis-
" factory school of architects in England. . . . It is quite
" in vain to describe St. Mark's architecturally. The
" colour is so magnificent that one troubles oneself but
" little about the architecture, and thinks only of gazing

" upon the expanse of gold and deep rich colour, all harmonised together into one glorious whole."

With these patent facts before us, I trust I shall not be accused of being misled by a love for my native country, if I assert that *Venice* has, from the middle ages until last century, when her political and commercial decay happened, held the first place in the art of making mosaics, both as regards the manufacture of the material elements and the production of the finished works.

Rise and development of the early Venetian school of mosaic.

In order to make themselves thoroughly acquainted with the art, the Venetians sought the aid of Greek artists, and in the earliest age we find them enlisting the aid of *Theophane of Constantinople*, who came to *Venice* and opened a school, where mosaic designing and manufacture were taught; and I quite agree with our *Muratori*, who writes: "*Summa fuit Græcis in Musivis conficiendis peritia;*" but it is also true that the skill, patience, and love of the art increased so rapidly among the Venetians that they were soon able to improve upon the works of their teachers, and to accomplish within the boundaries of their own limited State a greater quantity, and, perhaps, more perfect mosaic works than those possessed by any other nation, and they were even able to supply foreign people with enamel, as is the case now with Rome in regard to the primary colours. They also were able to send abroad their artists and mosaicists to execute many important works, and these, doubtless, became founders of schools in those lands to which they emigrated.

Pre-eminence of Venice in the art of Mosaic.

All writers on the subject, however, whether Venetian or otherwise, speak of the pre-eminence of my own city in the art of mosaic, and I will but record a sentence of *Lanzi*, in his "*Storia Pittorica della Toscana*," where, after having related the useless attempts of the Florentines to

decorate worthily the chapel of *St. Zenobi*, he says: "It seems, indeed, that the glory of making mosaics has been reserved to Venice."*

It is impossible to set it down as mere chance that *Venice* succeeded in reaching so high a degree of perfection in the mosaic art; for more probable is it that it was a privilege afforded to her by peculiar and natural circumstances, arising out of her material and artistic position, her natural inclination, her skill, and her possession of the grandest examples for study and imitation. It is well known that in any art or artistic manufacture, the best elements of origin, development, improvement and perfection, are, firstly, *instinctive feeling* of the people, secondly, *proper material means*, thirdly, *good schools of instruction*, and fourthly, *good examples* to be placed continually before the eye and mind of the pupil and artist, so that his instinct and knowledge of detail may be constantly growing and improving.

Now as regards the *instinct*, it is an undeniable fact that, as every race and people, like individuals, have some peculiar natural, artistic, or industrial bias, in addition to those general inclinations common to all humanity, we have ample evidence that the Venetians possess that instinct which is the primary element of the mosaic art,

Instinct, materials, schools, examples, the necessary elements of every art.

Instinctive feeling of the people.

* Andrea Tafi arrived in Venice A.D. 1141. He came from Florence for the purpose of studying the art of mosaic. In the 15th century, Angelo Beroviero of Murano became so famed for the production of enamels and stained glass, that AVELLINUS, in his work "*De Architectura*" (translated into Latin by King Matthias Corvinus), tells us he was sent to Ferrara, Milan, Florence, Naples, and Constantinople, to introduce his productions and to teach the nature of his inventions and improvements. About the middle of the 17th century, the Republic of Venice granted to Cosimus II., Grand Duke of Tuscany, as a most special favour, permission for the renowned Venetian mosaic artists Yacopo and Alvise Luna to visit and decorate Florence.

namely, *a true appreciation of colour*, and its proper adaptation.*

*Material
elements.*

As regards *material elements*, some countries have the privilege of producing one kind of material better and cheaper than others. This frequently depends less upon skill and often-repeated experiments than upon physical causes, lying either in the soil or the atmosphere.† It would seem that, in regard to enamels, this advantage was given to *Venice* (that is, to its neighbouring island *Murano*), for no other country has succeeded in producing in glass so great variety, brilliancy, and peculiar fineness of colour; it may so happen that this arises from atmospheric causes or from some other unknown reason. But to prove the truth of the statement, it is necessary only to mention the *ancient Venetian glasses*, which in our time are esteemed most precious and deserving to enrich the finest collections of works of art. So also I may name the yet living manufacture of beads, those little fragments of endless variegated coloured glass, which are sold all over the world, and give to Venice a monopoly in spite of all competition by foreign manufacturers. The same reason, perhaps mostly physical, which enables the Venetian manufacturers to produce the best and most variegated colours in their

* This was, perhaps, the reason why the mighty Venetian school of painting, headed by Titian, Tintoretto, Cagliari, etc., has remained unrivalled for the strength and beauty of its colouring.

† It is well known, for example, that one country can produce the best colours in silk stuffs; and so far is this a privilege to it, that other countries have in vain attempted to obtain the same result, even by using precisely similar material elements of the colouring, and by employing the same workmen. Nobody would certainly dare to assert that in China and Japan the art of painting is on the same level as in Europe; but nobody can deny the extraordinary vivacity, brilliancy, and peculiarity of the Chinese and Japanese colouring.

yet unrivalled beads, are those which form the most efficient elements in the production of the best enamels, those most fitted to the requirements of the mosaicist.*

As regards the *schools of instruction*. From the commencement of the practice of mosaic in *Venice* down to the time of its decay, there were *schools* where every artist could be taught until he was capable of becoming himself a master. We know of schools of the twelfth and thirteenth centuries under Greek masters, and of many more in the fifteenth, sixteenth, and seventeenth centuries, where Venetian teachers were famous for the magnificent works now extant. Among these masters I may mention the *Zuccati*, *Bozza*, and *Bianchini*.

There never have been wanting in *Venice* the very best *examples* to be studied by the pupil and the artist. Firstly, the city possessed the master-pieces of the Greek artists on the walls of their glorious Cathedral; there and in other buildings were placed in the course of about five centuries, the splendid mosaic works produced by the Venetian artists themselves, and these works have always been open to the view of the whole population, so that the artists of *Venice* have ever had the means of being taught by,

Schools of instruction.

Examples for study and reference.

* In all branches of glass manufacture, where perfect production is more the result of careful and skilful manipulation than of the peculiarity of the material elements, the moral and industrial decay of the people brings with it the decadence and ultimate loss of the industry; as, for instance, the manufacture of looking-glasses, moulded crystals, lamps, etc., for which the island of Murano was formerly so famous, has now been surpassed by foreign manufacturers, and mostly by the English, Germans, French and Belgians; but where the production is mainly dependent upon the physical nature of its material elements, and upon the peculiar possibility and ease of using them to obtain the best result by means of colour, there Murano has ever kept its privilege; for this is a God's gift, and no competitor, although even more skilful or more civilized, can venture to touch it.

and of becoming acquainted with, every kind, style, and manner of mosaics.

Decline of the art in Venice.

Even for Venice the age of glory and prosperity was not to be perpetual. By-and-bye the Queen of the Adriatic declined, and the sunset of her political and industrial day was also the time of decadence of the mosaic art. At last the Republic died, and the art, which had taken such deep root there, fell into lethargy.

Its revival.

But it was not dead, nor even was it forgotten. The elements of its existence and of its prosperity were not so much dependent on political changes as they were bound up with the nature and spirit of the people; so that they are capable of being awakened, and directed towards a noble and successful purpose, until is aroused among civilised nations a warm and powerful agency in aid of art and true religion.

Such were my thoughts and my incentives from the time when I was first able to think about the miserable condition of the mosaics of my poor country, witnessing as I daily did, their rapid decay from want of repair, and stimulated by the efforts made in Rome to keep from death some branch of the beautiful art I have been speaking of. Then a warm desire arose in my heart to revive in Venice her peculiar manufacture, for she, I knew, possessed within her the primary elements of its existence, and I knew that her people were best capable of using them; in Venice the knowledge of the production of the raw materials, viz., the enamels, had never been lost, and they could even be developed and improved in Murano, which has ever been able to supply foreign nations with the leading colours. There, where the people were not wanting in skill, patience, or feeling, they could be taught to work *better* and *cheaper* than in any other place, for does not Venice herself possess the very finest examples

and sources of knowledge? Her peculiar conditions allow of the artisan living at the lowest possible rate, and her youth have from their infancy been surrounded by the ancient productions in every kind and style, and they have them at any moment at their elbow for reference.

Thus, although many years of my life were devoted to far different pursuits, I could not resist the temptation to endeavour to be of use to my native land, and to its almost indigenous art, by bringing about in Venice itself the revival of the Mosaic art. So abandoning my lucrative profession, I directed my exertions and my capital to the development of the ancient famous Venetian manufacture of the gold and coloured enamels, by enlisting the aid of the eminent skill, practical aptitude, and long experience of a man in Murano, who had spent his life and fortune in making continual experiments, and who thoroughly succeeded in maintaining and improving upon the ancient method of making enamels, as well as of reviving the forgotten peculiar art of imitating the rich stones called chalcedony-agate.*

My next step was to create a school of mosaic, selecting the chief artists from the school of painting of the Venetian Imperial Royal Academy, while the artisans were taught the principles of geometry and drawing. In the next place, I undertook journeys to distant parts in order to study the best examples, that I may be in a

Formation of
a modern
school of mo-
saic.

* Laurent Radi, of Murano.—An artizan whose beautiful enamels are the result of forty years of deep study and anxious experience. In 1840 he received the gold medal of the Imperial Royal Institute of Fine Arts of Venice. To him I owe my first impressions of the possibility of restoring the almost forgotten manufacture of enamels, and from the time of my becoming acquainted with him, I have laboured and studied to make myself more and more acquainted with the peculiar and technical nature of an art to which I was formerly almost a stranger.

position to instruct others, and assist in their continual improvement. Thus had its origin the establishment founded by me in Venice, and known by the title of "*Salviati's Venetian Enamel-Mosaic Works.*" *

It will be supposed that the virtual creation of a new manufacture, of an artistic character, seemed at first a bold and not over easy task. Indeed, many rocks stood between me and the realisation of the enterprise, and among them the two most formidable were—*Firstly*, the essential economical differences between the old and the new times, such as the possible impracticability of proceeding in case of the manufacture requiring so extensive an outlay as to raise the prices of the finished work so high as to prevent the general application of mosaic, and also there was the possibility that, instead of according with the taste and wants of the public, the new art may be opposed by the prejudice or ignorance of various classes of people, enhanced and intensified, as these would probably be, by the opposition of those interested in favour of

* I would refer to the official report, dated 22nd January, 1861, of the mixed commission appointed by the Imperial Royal Academy of the Fine Arts in Venice to pay a visit to my establishment, for the purpose of inspecting and judging of its productions.

"The result of our examination," it is literally said, "was the conviction, so strong that it could not well be stronger, of the excellence exhibited in every department of the works. Our expectations were surpassed by the result. We found also that the drawings revealed the best possible taste, being well and artistically done, and we have no suggestions to offer as to their improvement, as we cherish the conviction that a man who has already sacrificed personal interests, tranquillity and time; who has abandoned a liberal profession, securing to him a distinguished and honoured position in the country; who spends large sums of money, and makes long journeys for the sake of introducing improvements; who, unassisted, and not in the possession of a very large capital, has founded an establishment increasing every day in importance, and who gives bread and work to so many artizans, requires no additional stimulant to spur him on his task."

a different sort of decoration.—*Secondly*, there was the possibility of future competition, the result of which might have been not to enrich the inventor of the manufacture, but his imitators, and so he would be deprived of the reward which he had a right to expect in return for all his labour, his risk and his outlay.

As for the *first* difficulty, I have happily been able to avoid it completely, by introducing an entirely new method of manufacturing mosaic, quite different in the manipulation (but equal if not better in the result) from that used by the ancients, to whom economy was not an object, and whose example is even now followed by the mosaicians employed by the Papal and Russian Governments. The old mosaics were worked on the very spot they were destined to decorate ; the mosaicist having prepared the surface of the wall, and covered it with a layer of cement, produced his subject by putting on the enamels piece by piece. It will be readily seen that this system of working occupies necessarily a long time, and costs a vast amount of money because only one, or, at most, a very few, artists can work on the same spot, so that the cost becomes in our times prohibitive. It is not to be wondered at that people in modern times have been alarmed at the probable expense of producing mosaics, and to this we must attribute the decay and long dormant condition of the art.*

Introduction
of a new method
of manufac-
turing mosaics

* I have no better proof to adduce of the great inconvenience (as regards length of time and great cost connected with the production of mosaics according to the ancient method), than the fact that, for this very reason, the great architect of St. Paul's Cathedral in London, Sir Christopher Wren, was prevented from carrying out his glorious project of decorating that cathedral with enamel-mosaic. Let us see what Wren's son says in his work "*Parentalia*," p. 291 :—

"The judgment of the surveyor was, originally, instead of painting in
"the manner it is now performed, to have beautified the inside of the cupola
"with the most durable ornament of mosaic work, as is nobly executed in

Its advantages
in respect of
great cheap-
ness and
rapidity of
production.

My method, on the contrary, is far simpler ; I am able to produce mosaic work (even when intended for a foreign destination, and for interior or exterior decorative purposes) in my own establishment at Venice, so that it can be conveyed to the place for which it is intended, ready made, and quite prepared to be fixed bodily on the cement, whether the position be circular, horizontal, or perpendicular. By this means I am able to produce a work, of whatever size or importance, rapidly, for many artists and craftsmen can be simultaneously employed ; and, when we take into consideration the small price of the raw materials, and the low rate of wages in Venice, I can produce all kinds of monumental mosaic at so cheap a price, and with such very great speed, that this kind of decoration is brought within reach of all classes of people.*

" the cupola of St. Peter's in Rome, which strikes the eye of the beholder " with a most magnificent and splendid appearance, and which, without the " least decay of colours, is as lasting as marble or the building itself. For " this purpose he had projected to have procured from Italy four of the " most eminent artists in that profession; but as this art was a great novelty " in England, and not generally apprehended, it did not receive the encou- " ragement it deserved. It was imagined, also, the expense would prove " too great and the time very long in the execution."

Had my method been known and practised in Wren's time, it is very likely that St. Paul's would wear a very different aspect, and the present English generation, instead of being asked for subscriptions for embellishing this grand Protestant Cathedral, would now enjoy the gorgeous decoration projected by Wren's genius, and piously carried out at the expense of their ancestors.

* I am constantly having inquiries addressed to me in reference to the prices of mosaics, which prove to me that an erroneous idea largely prevails of the cost of this species of decoration, and I as constantly surprise the inquirers by the low charge which I am able to make, as the price of my commonly used mosaics is about the same as that usually paid for stained glass. As a means of making this matter widely known, I cannot do better than use the present opportunity of giving some examples.

The first great commission I received from Her Majesty the Queen, under the advice of Mr. G. G. Scott, R.A., was to cover the groined

This invention is certainly deserving of notice, as it affords the means of adopting, generally, a system of decoration so greatly appreciated and cherished by our ancestors; this is the more important as we have in these times so many desires to satisfy and but too little money in proportion. Very rare are the instances of men like Mr. Guinness, and a few others, who are at once so generous and wealthy as to spend large sums out of their private incomes for the advantage of our public buildings.*

ceiling of the Wolsey Chapel, at Windsor Castle, with Venetian enamel mosaics. The design comprehended ninety-two figures, besides inscriptions, medallions, coats of arms, crests, mottoes, heraldic and sacred emblems, foliage, etc. The whole work measured 2,100 superficial feet, and I was able to execute and fix it in ten months, including the time of transit from Venice, preparations of cement, scaffolding, and at the price of £4,725.

The large mosaic picture under the dome of St. Paul's, commissioned by the Dean and Chapter, under the advice of Mr. F. C. Penrose, representing the Prophet Isaiah, and two Angels, covers 250 superficial feet, and was executed and fixed within two months at a price of £600.

Had these works been executed in the manner practised by the ancients, the ceiling of Wolsey's Chapel would have occupied at least ten years, and, at the smallest computation, would have cost £20,000—and the St. Paul's work in the same proportion.

It was at the close of the middle ages, when nations were growing less grand in their conceptions, and less enthusiastic in their true religion and patriotic feelings, that fresco-paintings began to take the place of mosaics, because mosaic-work was enormously expensive and tedious in its process, whilst fresco painting was exceedingly cheap.

* It is well known that Mr. Guinness has spent above £150,000 in the alteration and restoration of St. Patrick's Cathedral at Dublin. We have heard, too, of the great sums spent by Mr. Beresford-Hope and others, in the erection of All Saints' Church, in Margaret-street, London; by Mr. T. Brown, the Corporation of London, and several City Companies, for the decoration of St. Paul's Cathedral; by the Count Nellesen and Advocate Jungbluth at Aix-la-Chapelle; by the Baron Sina for the Greek Church at Vienna, and some others.

And now a few words about *competition*. I did not much fear this, for even supposing a manufacturer possessed the same power and facilities for producing enamels equal in every particular to mine, and capable of enduring for many centuries, supposing also that he could have similar advantages in the employment of craftsmen, having the instinctive feeling and aptitude of the Venetians, and surrounded by ancient examples of all styles of mosaic, supposing all this, I had already obtained commissions for large and important works, and had executed them to the entire satisfaction of my employers; people would surely have trusted me in preference to a manufacturer who had not enjoyed the experience and the advantages which, happily, have made my works successful.

Thus I have been able to carry out my scheme without fear of competition, either in Venice or in other countries. In Venice I had no reason to apprehend competition, for causes to which I need not allude here, and far less in other countries because the same conditions do not exist abroad, and the cost of labour is considerably greater.*

If I refer to the success of my enterprise I rejoice less for my own sake than that my country has again entered upon this manufacture. My manufactory must be re-

* There is another danger in creating a manufacture of a new or peculiar character, viz.:—the possible corruption and defection of the craftsmen after their having been taught at the expense of the originator of the manufacture; still, such is the organization of my establishment that this danger is entirely avoided, and no defection could do any harm, unless all the establishment should leave at one time. As there are many branches of the mosaic art practised in my manufactory, and, even in any work of each branch, there are various degrees of easiness, the successful general working is not obtained by the use of any one of the individuals who may have a special mission, but by their mutual helping one of the other, and by the prudent and wise employment of all under a common rule and direction.

garded rather as the centre of a large family than a collection of hired people, for I and my *employés* are all bound together by a common thought and purpose, so that visitors to my establishment are charmed at seeing the harmonious working of the whole.*

I trust I shall not be accused of egotism, if, in sketching the progress of my manufacture, I refer to matters which I cannot avoid; and I frankly acknowledge that any success I have met with is due not so much to me as an individual, as to all the members of my establishment.

Knowing the decay of the mosaics in St. Mark's was mainly due to the absence of proper materials for their repair, I devoted my earlier exertions to improve the manufacture of enamels, and also to the study of the nature of the cements used by the ancients, and I am proud to say that I have so far succeeded as to obtain this testimony from the Imperial Royal Academy of Fine Arts in Venice—That the enamels are "*superior to all others ever produced, not only to those manufactured in modern times, but also, in a great degree, to those anciently made, for every species of mosaic.*"†

Success of the manufacture of the materials attested by the I. R. Academy of Venice.

* Among other Newspapers the *Gazzette di Venezia* and the American *Boston Advertiser* of 6th May, 1863, have given flattering accounts and details of the matter.

† I will venture to repeat some sentences of the judgment pronounced by the Imperial Royal Academy:—

"The gold enamels for mosaic work (submitted by Dr. Salviati to our judgment) are superior to those previously manufactured, and even to "some of the ancient ones, from the brilliancy and transparency of the "vitreous layer, (crystalline) over the gold leaf, having a compactness and "adhesiveness to the underlying layer, so as to secure the greatest possible "durability; as well as on account of the lustre and continuity of the gold "leaf, and of the tablets presenting neither scratches nor swelling."

"As regards the pieces for coloured mosaics, we have found them in "part even superior, through the delicacy and softness of the tints, to "those of the ancient mosaics."

Large supply
of enamels to
St. Mark's.

I had the honour and the privilege of furnishing to the administration of St. Mark's Cathedral at Venice a considerable quantity of enamels for the repair of the ancient mosaics, and so satisfied have been my employers that they gave me two other orders, and in February, 1861, they entered into a contract with me to supply for fifteen years all enamels which may be required. A further proof of the fitness of my enamels for making and repairing mosaics, not only new but old also, is the execution of the repairs of ancient works in St. Mark's, where, though some of the mosaics are half old and half new, the most critical observer *cannot distinguish* the *ancient* from the *modern work*, even while close beside it.

Further
Imp:ovements
in production
of enamels.

In my manufactory many improvements have been made from time to time in the production of enamels. Besides the great variety in the tints of coloured enamels, and the giving to the gold enamels different tones so as to render the proper effects of light and shade, there are two other improvements, very important because of their having been unknown to the ancients.

By aid of these, pieces of gold enamel are obtained of a tolerably large size, and having a surface so curved and moulded as to be capable of receiving the most varied forms, and of being employed in almost every species of ornamentation. We can thus produce, of gold enamel in relief, picture and mirror frames of various sizes and patterns, ornamental leaves, rosettes, heads and figures of animals, spiral and fluted columns, bosses, &c. We thus obtain articles of ornamental furniture made in an imperishable gilded material, for the gold is covered with a surface of inseparable glass, and is protected against injury either from dirt, insects, or atmospherical agencies. Another improvement is the obtaining on gold enamel, by means of

engraving on the gold leaf, before it is enclosed in the two plates of glass, inscriptions, names, numbers, words, lines, and large alphabetical letters.

Having now obtained a complete idea of the nature and quality of the enamels, I need not enumerate the endless applications of a manufacture, which, associating all the resources of human fancy and skill in the art of painting, makes use of the most brilliant, effective, and variegated colours, and of indestructible gilding.

From the description I have given, can be seen how applicable is this style of decoration to pictures, ornaments, and inscriptions to be placed on walls, ceilings, floors, reredos, pulpits, fonts of churches, either externally or internally ; so also it may be applied to the ornamentation of dwelling-houses, public halls, ornamental fountains (even of those parts subjected to the play of the water), theatres, baths ; or the decoration of doors in private or public buildings ; in cemeteries, to memorials and tombs ; and, finally, (when the mosaic is *smooth*), from it may be made the finest articles of *bijouterie*, as bracelets, necklaces, brooches, clasps, breast-pins, &c.

These numerous applications of the art of mosaic are ^{Proved by facts.} not the play of fancy ; they are an accomplished fact, as witness the examples I have produced, and which I am producing, and which may be seen in many parts of the world, in Europe, in Africa, and in America ; and I may add that, judging from the remarks of private and public persons, and the criticisms of the press, my works have given general satisfaction.*

Endless applica-tions of the mosaic manu-facture.

* The Jury of the Italian Exhibition, held at Florence (1861), in conferring upon me six prize medals for the various branches of art relating to the different nature and character of my productions, pronounced :—“ This Venetian manufacture, although the latest that made its

Works executed and commissions received, proving the application of mosaic to

Walls, roofs, and pavements.

The numerous commissions with which I have been entrusted, some of which have been executed, and others are now in course of production, are in themselves practical illustrations of the applicability of mosaic to the purposes of interior and exterior decoration.

Without entering into any description of mosaics which I have made in my own country, and the large commission executed for His Highness Said Pacha, late Viceroy of Egypt, of the floor and a considerable part of the walls of a large saloon at Meks, I may enumerate among many others the following, as illustrative of the adaptability of my material for the decoration of *walls, roofs, and pavements, of buildings.*

"appearance in this august Italian Hall of Arts, exceeds any other in "splendour, taste, and originality;" and the Committee for the Roman and Venetian exhibitors said: "The productions exhibited by Dr. Salviati's "establishment could themselves alone retrieve the splendid fame of the "Venetian industries."

The Jury of the International Exhibition, held in London in 1862, and the Visitors, have been not less generous in bestowing reward and praise on my manufacture. Without making mention of the prize medals then obtained, and of all that has been said about these productions by nearly every organ of the English press, I feel constrained to reprint some words from the *Times* :—

"Signor Salviati's productions are probably the most successful imitations of the ancient Byzantine mosaics which modern art has produced, "equalling them in most of their qualities, and in some even surpassing "them. * * * He can produce any effect of which mosaics are "capable. They are of a substance to which the most brilliant and the "most delicate colours can be indelibly imparted—indestructible by the "action of time, and which can be fashioned into any form, however "fantastic or minute * * * so that the original brightness of the "gilding can never be tarnished or damaged by any external influence "* * * and the colours will be as brilliant and as delicate 200 or 300 "years hence as we now see them. * * * Of their adaptability to "all kinds of works we have here numerous examples, from large church "mosaics and pavements to the most exquisitely enamelled brooches, rings "and bracelets, etc., etc."

I. The large mosaic picture (about 250 superficial feet) fixed in July, 1864, on one of the eight spandrels under the dome of St. Paul's Cathedral, in London. The decoration of his great work with mosaics was one of the most cherished wishes of Sir Christopher Wren, and now that the formerly existing difficulties of time and prohibitive cost have been removed, the plan of the great architect is about to be realised under the advice of Mr. Penrose, with the sanction and cordial assistance of the Dean, Dr. Milman, and the other members of the Chapter. The cartoon for the spandrel already worked was made by that accomplished artist, Mr. Alfred Stevens.*

II. The whole vaulted roof of Cardinal Wolsey's Chapel at Windsor Castle, covering an area of 2,100 superficial feet. The decoration of this beautiful chapel, which is being carried out under the superintendence of Mr. G. G. Scott, R.A., is an especial object of interest with Her Majesty Queen Victoria, as it is a family memorial to His Royal Highness the Prince Consort. The cartoons for this great work were made by Messrs. Clayton and Bell.†

These two commissions were the first with which I had the honour of being entrusted in England, and to these I

* The subject completed represents the prophet Isaiah. The figures of the prophet, and two attendant angels, are represented on a gold ground, the first in a sitting posture, deriving the materials of his inspiration from a tablet held towards him by an angel, whilst another angel behind the prophet is holding another version of prophecy, also indicated by a tablet.

† The style of Cardinal Wolsey's Chapel is Perpendicular Gothic, therefore the above-mentioned ceiling is groined, and all the spaces between the interlacing ribs are filled with enamel mosaic pictures on gold-enamel ground. Each long panel has a half-length figure of an angel, whose head is surrounded by a gold nimbus, and both beneath and above every figure are ornaments representing foliage, clouds, etc. The other panels along the centre of the ceiling contain the Prince Consort's crests, with

attribute in a great degree the rapid development in that country of my manufacture, which, although introduced by a foreigner, has met with that encouragement which an enlightened and generous people are ever ready to accord to an art possessing true and real beauty. I must not forget, however, the eminent advantages I have enjoyed in the patronage I have received from the most illustrious persons, and the encouragement I have met with from those who, appreciating the peculiar value of this species of decoration for a northern climate, have recommended and are encouraging its use, and have thus done good service to their country by securing unrivalled durability and non-liability to injury from atmospheric changes.*

this motto, "TREU UND FEST," his initials, medallions, devices, and other ornaments. The roof is divided into two parts; the first we may call the *historical* or *heraldic* part, and the second the *sacred*.

In the whole there are ninety-two angelic figures, each holding a shield. The sixty-four angels of the first portion carry shields, bearing the arms of the Prince Consort and the ancestors of his family; the other twenty-eight angels bear shields emblazoned with the various emblems of our Lord's Passion.

While abstaining from repeating the flattering opinions of the press generally, and the testimonials which I have received from my employers as to the success of works already executed by me in England and elsewhere, I venture to report the following sentence in *The Builder* (the organ of the English Architects, etc.), as it relates to the nature and kind of the materials employed in the work referred to: "The larger number "of tints and the improved quality, as well of the coloured as of the "gold-enamels, are very noticeable, particularly the different tints which "the gold enamel is capable of receiving, and the successful use of it " (ruby-orange and variously-shaded colours) in the wings of the angels, "in the *gloria* round the heads, in the shields, crests, and many other "important places."

* As public opinion in England is generally expressed through the press, which worthily deserves universal consideration for its impartiality, let us repeat what has been said by some of its most conspicuous organs with regard to the commissions received.

"Among the different traces," said the *Morning Post* of 23rd October,

III.—The vaulted roof of the canopy over the statue of the Prince Consort in the National Memorial, now in course of erection in Hyde Park, from the designs of Mr. G. G. Scott, R.A. ; other mosaics will adorn the exterior of this monument, to which I shall refer presently.

IV.—Mosaic Cross, with ornaments, monograms, &c., over the chancel arch of *All Saints' Church at Windsor*: architect, Mr. A. Blomfield.

V.—The soffits of the twelve side windows, and of the great blank west window, in the Wolsey Chapel, at

1862, "which the International Exhibition of 1862 is likely to leave "behind it in the future history of English art and architecture, none, "perhaps, will be more strongly marked than the impulse which it seems "destined to give to the development of mosaic decoration. With the "completion of the work at Windsor Castle, and with the kindred decoration of St. Paul's in enamel-mosaic—which cannot fail to mark an "epoch in the history of English ecclesiastical decoration—we shall "possess at last some specimens of a kind of decoration so peculiarly "adapted to our English climate, and so capable of resisting the destructive influences of coal-smoke and gas, as well as of damp, that the only "wonder is it should not have been already adopted on an extensive "scale. If, three centuries ago, it was remarked by the Herodotus of "painting, by old VASARI, that '*nothing stands wind and water like mosaic;*' if, earlier still, it was declared by GHIRLANDAJO that '*mosaic is the only painting for eternity,*' it ought to be welcomed with a special "eagerness amongst ourselves, who have had such severe and convincing "experience of the perishable nature of our customary modes of decoration."

"The Venetian enamel mosaics," said the *Times* of 22nd October, 1862, "recently admirably revived, under the direction of Dr. Salviati, are now "to be adopted in this country in the decoration of St. Paul's, and also "in the vaulting of the Chapel Royal, Windsor. This is, probably, the "first instance of their introduction into our Gothic buildings north of "the Alps, since their being made use of in the 13th century in the tombs "of Edward the Confessor and Henry III., in Westminster Abbey. A "more magnificent mode of decoration can scarcely be imagined, and it "has in this country the great advantage of not being liable to injury "from the dampness of the climate."

Windsor Castle. Also the twenty-eight panels and the tracery of the same window, which, in addition to ornamental and heraldic work, will contain full-length portraits of those Sovereigns and Prelates who have, at various times, been engaged in the erection or decoration of the Castle. The whole of the cartoons for this work are being drawn by Messrs. Clayton and Bell, under the direction of Mr. Geo. Gilbert Scott, R.A. As these portraits form a most interesting and important work, they require very delicate treatment from the fact that they are comparatively near the eye.

VI.—Mosaic figures of angels with wide-spreading wings, supporting scrolls, on the walls of the church at Clyst St. George, near Topsham, for the Rev. H. T. Ellacombe, whose enlightened love for the art of mosaic has led him to adopt this style of decoration.

VII.—A large mosaic inscription, with figure, on the wall of the church at Speen, near Newbury.

VIII.—A life-size figure, on gold ground, of *Niccolo Pisano*, in the New Court of the South Kensington Museum. It is understood to be the intention of the Council to adorn the walls of this Court with a series of portraits in mosaic, each representing an old master, and the cartoons of which are being designed by some of the most eminent English painters. I am now executing two others of this series representing *Apelles* and *Benozzo Gozzoli*.

IX.—Medallions on the interior of the chancel of a church at Ealing, architect, Mr. S. S. Teulon.

X.—The decoration with gold enamel of a pavement to be laid in front of the altar at Westminster Abbey.

I am aware that doubts have been expressed whether mosaic work for exterior decoration will stand in northern

climates, especially in England. I am quite sure that there are no grounds whatever for apprehending danger. As far as the enamel itself is concerned, IF IT BE WELL MADE is absolutely indestructible. What influence can affect it? Not cold or frost, or rapid changes in the state of the weather ; these could only affect a material if it were extremely dilatable, but the enamel which I use has, perhaps, less tendency to expand than any other material. The damp cannot injure it, because it is less porous than clay, stone, marble, &c. If danger is apprehended from smoke, dust, &c., enamel has a peculiar claim to be preferred to other methods of obtaining coloured decoration, for it can be easily washed and cleaned.

(On the question of atmospheric influence on exterior mosaic).

But some will say, "We do not doubt your material, but what about the cement?" I answer that if the cement is bad no means of encrusted architectural decoration can be applied out of doors in England, and I think that to such a conclusion the supporters of terra-cotta, stone, or marble decoration would scarcely arrive. But the English, who possess so many excellent cements, should be the last to entertain this fear. For my own part I have full confidence in *my own peculiar cements*, and I should always wish to be permitted to use them, because they are of the same nature as those used by the ancient mosaicists.*

* There can be no doubt that the cement on which the enamels are fixed is a great constituent part of the mosaics themselves. My impression is, that the best way of giving to the mosaics of this day the utmost chances of permanence, is to study carefully, and to follow religiously, the principles of the old masters, as the extraordinary durability of their works, which have stood the wear and the weather of many centuries, is the best proof of the goodness of their cements. The old Venetian chronicles, which I have consulted in the matter, give me the utmost confidence in my cements, as they are constituted like those therein described. I have no objection at all to Portland, Keen's, or Roman cements; I even allow that for some purposes, especially where *rapid setting* is the quality

In addition to the physical arguments I have adduced, there is an unanswerable reason for placing reliance upon the permanent quality of the cement—it is the eloquent fact of the great mosaics standing for centuries on the exterior of many churches, viz., *St. Frediano's at Lucca*, *St. Mark's at Venice*, etc., etc. If it should be objected that this argument is not applicable to England, on account of the great difference between the Southern and Northern climates, I would answer,—*Firstly*, The opposing argument is negative, and can only be valued until it can be supported by the evidence of a positive fact; meanwhile we have the contrary on our side. *Secondly*, It must be proved that the variation between the two climates is so great as to produce such a difference in the result, that a kind of cement sufficiently good to keep mosaics standing ten and more centuries in Northern Italy is of no power at all when used in England. *Thirdly*, I venture to assert that it is an error to suppose that Venice, for instance, enjoys continually a mild Southern climate. The people of England think much too favourably of Venice in this matter, and it is as much a prejudice to expend so many praises on the climate of Venice, as it is for those on the Continent to vilify so loudly that of England. We have very severe winters in Venice, and frequently the mercury falls many degrees lower than it does in England.

chiefly required, these are the best cements to be used; but I do not go so far as to state, with some eminent authorities, that on account of this quality of theirs they will last longer than other materials which demand longer time to harden.

The cements used by me are of a kind which do not at first show a peculiar hardness; but when they have set sufficiently to keep the enamels fixed on them, they grow harder every day, so that after a mosaic work has stood for a time, it inspires more and more confidence in its standing as long as is desired.

So extremely severe, sometimes, are the winters in Venice, that more than once during this century the lagoons have been frozen so hard that not only could people walk upon the ice, but carriages and waggons have been used for the journey to Murano and other neighbouring islands and the mainland.

In Venice the alternations from heat to cold, and *vice versa*, are at times more rapid even than in England. Notwithstanding this, the exterior Venetian mosaics have stood during many centuries, while the surrounding stone and marble have succumbed to the severity of the weather.*

If any doubt should still exist (after reference to these patent facts) about the supposed greater difference between the English and Venetian climates in their effect upon mosaics, I would instance those at Prague. I need not refer to their good or bad qualities as works of art; I desire only to direct attention to their long proved capability for exterior decoration in a severe climate, and I am sure that no person who has experienced the severity of the winter in Prague will put forward the objection of the injurious effect of cold and frost.

And we must not lose sight of the fact that in case of the worst happening, mosaic affords, better than any other decoration, the opportunity of re-fastening the pieces in case of their becoming loose.

For my own part I cannot give a better proof of my full conviction in this matter than the fact that I have

* Visitors who, for instance, examine the side of St. Mark's facing the Ducal Palace and the sea, will observe that the marbles forming the lower part are much decayed, while the mosaic works on the upper portion, although earlier by four centuries, are perfectly sound, and are yet kept together by the underlying and surrounding Venetian cement.

decorated with my enamel-mosaic a great portion of the façade of my own house in Venice, which is in a less favourable condition in this respect, viz., it stands (near to the Academy of Fine Arts) on the north side of the Grand Canal. But if I may be permitted to judge, I have good reason for believing that the objection I have referred to is not deemed important, as the most eminent architects have entrusted me with commissions for executing mosaics which will be exposed to the external atmosphere. For instance—

I. I have been honoured by Mr. Scott with an order to prepare mosaics for the decoration of the spandrels and tympana of the National Memorial to the Prince Consort, now being erected in Hyde Park.

II. I have executed and fixed the ornamentation in enamel-mosaic on the ceiling of the exterior vestibule of the Mausoleum at Frogmore by the command of Her Majesty the Queen, under the advice of Mr. A. J. Humbert, the architect.

III. The decoration in enamel-mosaic of the façade of the Wedgwood Memorial at Burslem, as part of the ceramic design now being carried out under the direction of Mr. R. Edgar.

IV. The large mosaic cross on the top of the Tyndale Monument now erecting at Nibley Knoll, by the architect, Mr. S. S. Teulon.

V. I may add also as an example of exterior decoration, as well as for the application of mosaic to *fountains*, the mosaic work on the *fountain* now being erected at Westminster from designs by Mr. Teulon.

As regards the application of mosaic to *tombstones*, and all kind of *churchyard memorials*.

Fountains.

*Tombstones
and other kind
of Churchyard
Memorials*

Portraits.

I. A tablet in enamel-mosaic on Carrara marble, with a

portrait on a gold enamel ground, inscription, ornaments, &c., as a memorial to the late eminent American minister, the Reverend G. W. Bethune, D.D., about to be fixed in the church at Brooklyn, New York.*

II. A churchyard cross at Weybridge, for N. C. Milne, Esq.

III. A churchyard cross in Brompton Cemetery, to the memory of Mrs. E. Thompson.

IV. An inscription on a cemetery gate at New York, ordered by Mrs. Bethune.

I will now give a few instances of the applicability of mosaic to the decoration of *altar-pieces* and *reredoses*.<sup>Altar-pieces
and Reredoses.</sup>

I must mention, first of all, the very important work which I am executing for Westminster Abbey. It is a large picture on gold-enamel ground representing "THE LAST SUPPER," from cartoons by the well-known artists Messrs. Clayton and Bell.

I mention further the mosaic decoration on--the reredos of St. Peter's Church at Vauxhall, ordered by the architect, Mr. Pearson ;--the reredos of Monkland Church, near Leominster, architect, Mr. Street ;--the reredos in Hanworth Church, near Staines, architect, Mr. Teulon ;--the east end of Exeter College Chapel, at Oxford, architect, Mr. Scott ;--the reredos at Compton Pauncefoot Church, near Bruton, architect, Mr. Slater ;--the reredos for Hawkley Church, Hants, architect Mr. Teulon ;--the

* A better means of preserving in the memory the very features of deceased persons cannot be imagined than is offered by this process. The colours are always vivid, and the gold ground never becomes tarnished. A mosaic portrait possesses peculiar advantages over sculptured busts in its richness and power of expression, and over painting in its durability, its standing either in or out of doors, and its non-liability to be spoilt or injured by the effects of damp, smoke, gas-fumes, rain, sunshine, etc.

reredos at St. John's Church, Torquay, architect, Mr. Street ;—the reredos at St. Stephen's Church, Lewisham, architect, Mr. Scott ;—the reredos at Cowley Church, architect, Mr. G. E. Street.

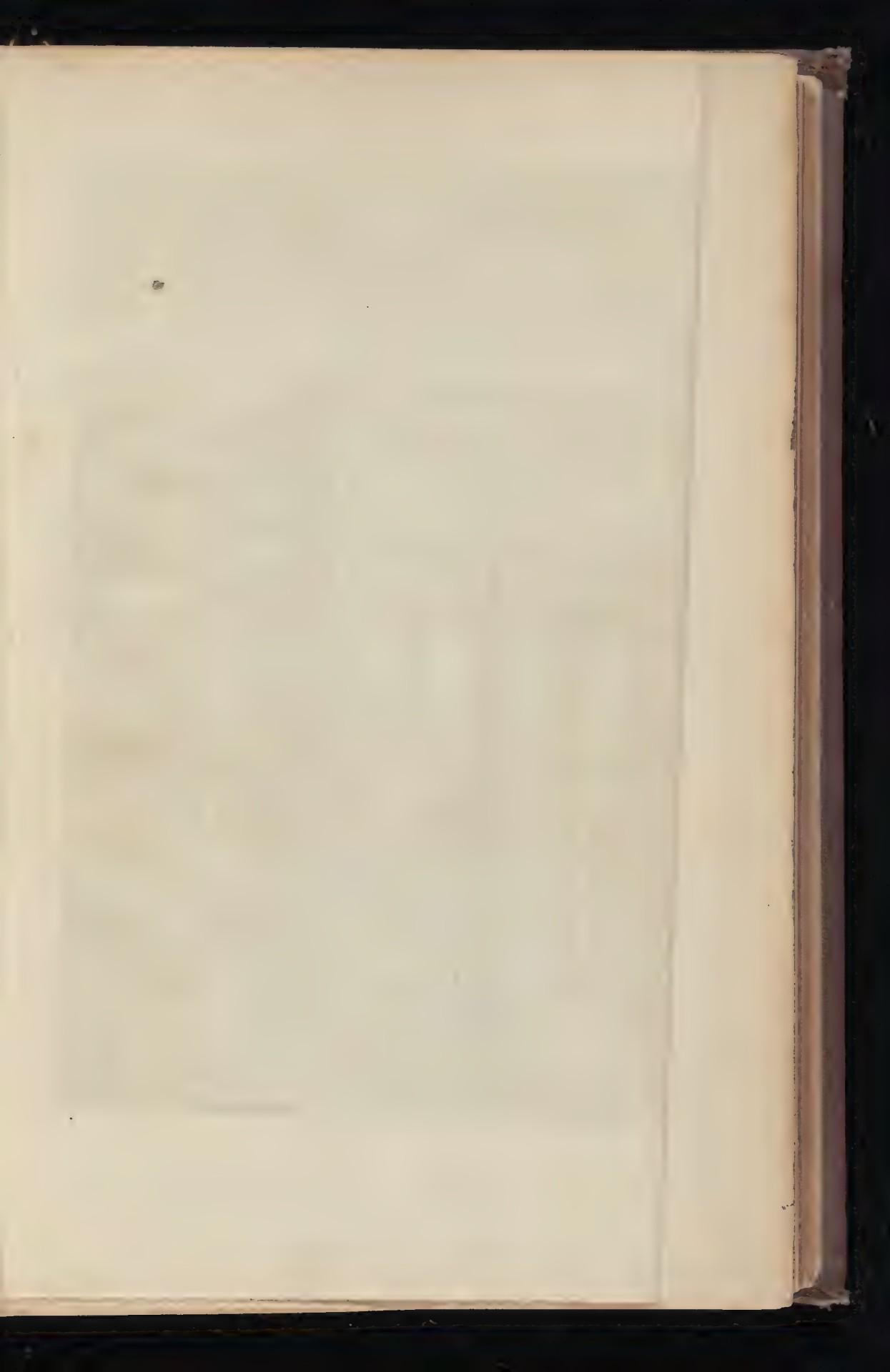
Fonts and Pulpits.

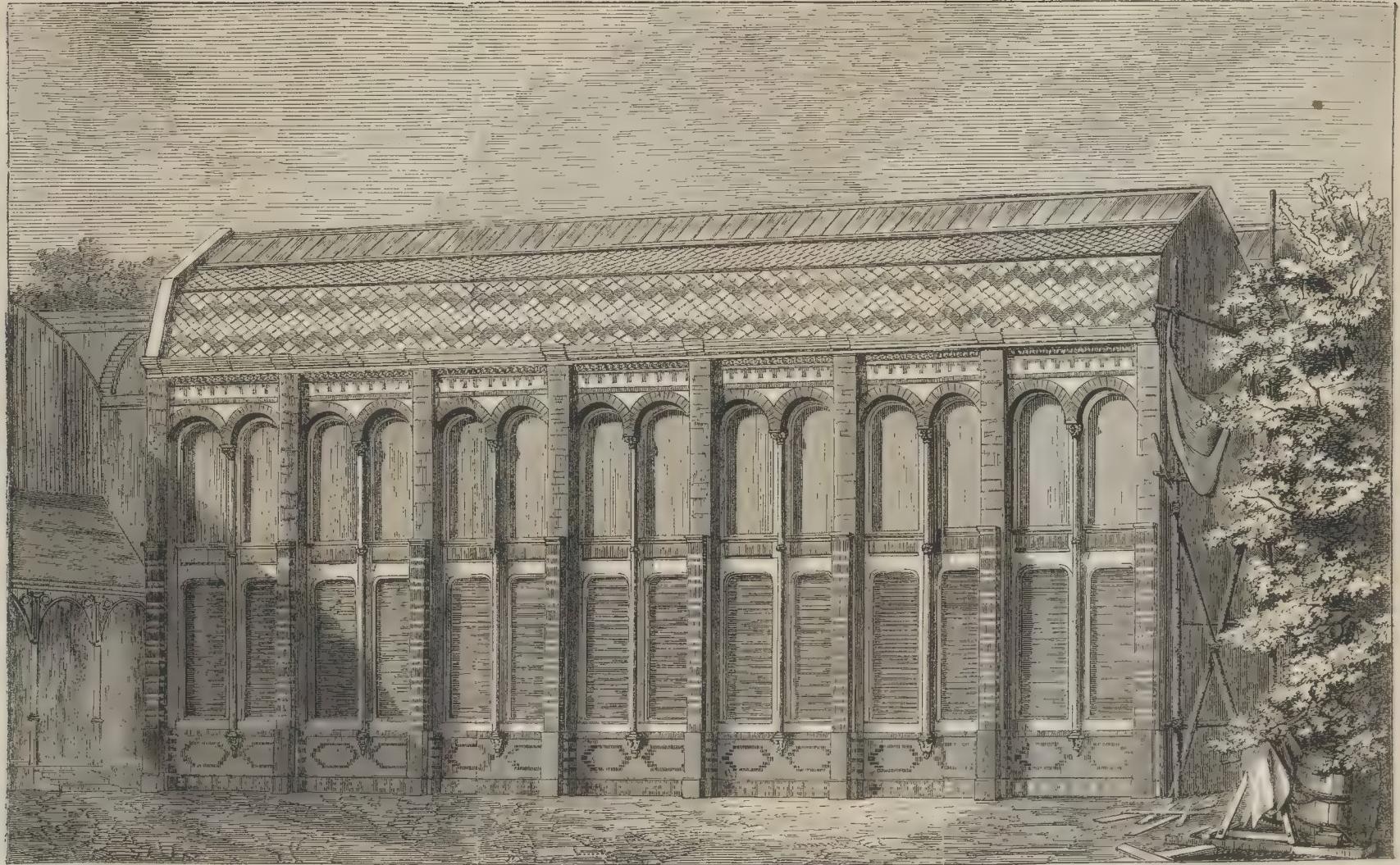
As instances of the applicability of mosaic to the decoration of *fonts* and *pulpits*, I may mention—the *font* at Rode Church, recently built for Randle Wilbraham, Esq., from designs by Mr. Scott ;—the *pulpit* for Beuhilton Church, Sutton, Surrey, architect, Mr. Teulon ;—the *pulpit* at the new Catholic church of St. Mary's, at Chelsea, architect, Mr. Bentley.

*Dwelling-houses,
chimney-pieces,
etc.*

Among works for the decoration of furniture and house fittings I may name, by way of example, the *chimney-pieces* for the drawing and dining-rooms in the mansion of His Grace the Duke of St. Albans, now being built from the designs of Mr. S. S. Teulon.

DR. SALVIATI'S { Establishment—VENICE, 731, CAMPO S. VIO.
 { Offices—LONDON, 134, REGENT STREET.





EAST ELEVATION OF THE BUILDING.—(*Partly incomplete.*)

A

DESCRIPTION OF THE BUILDING

AT

SOUTH KENSINGTON,

ERECTED TO RECEIVE

THE

SHEEPSHANKS COLLECTION OF PICTURES.

BY

FRANCIS FOWKE, CAPTAIN, ROYAL ENGINEERS,
INSPECTOR FOR SCIENCE AND ART.

(WITH PLANS AND ILLUSTRATIONS.)

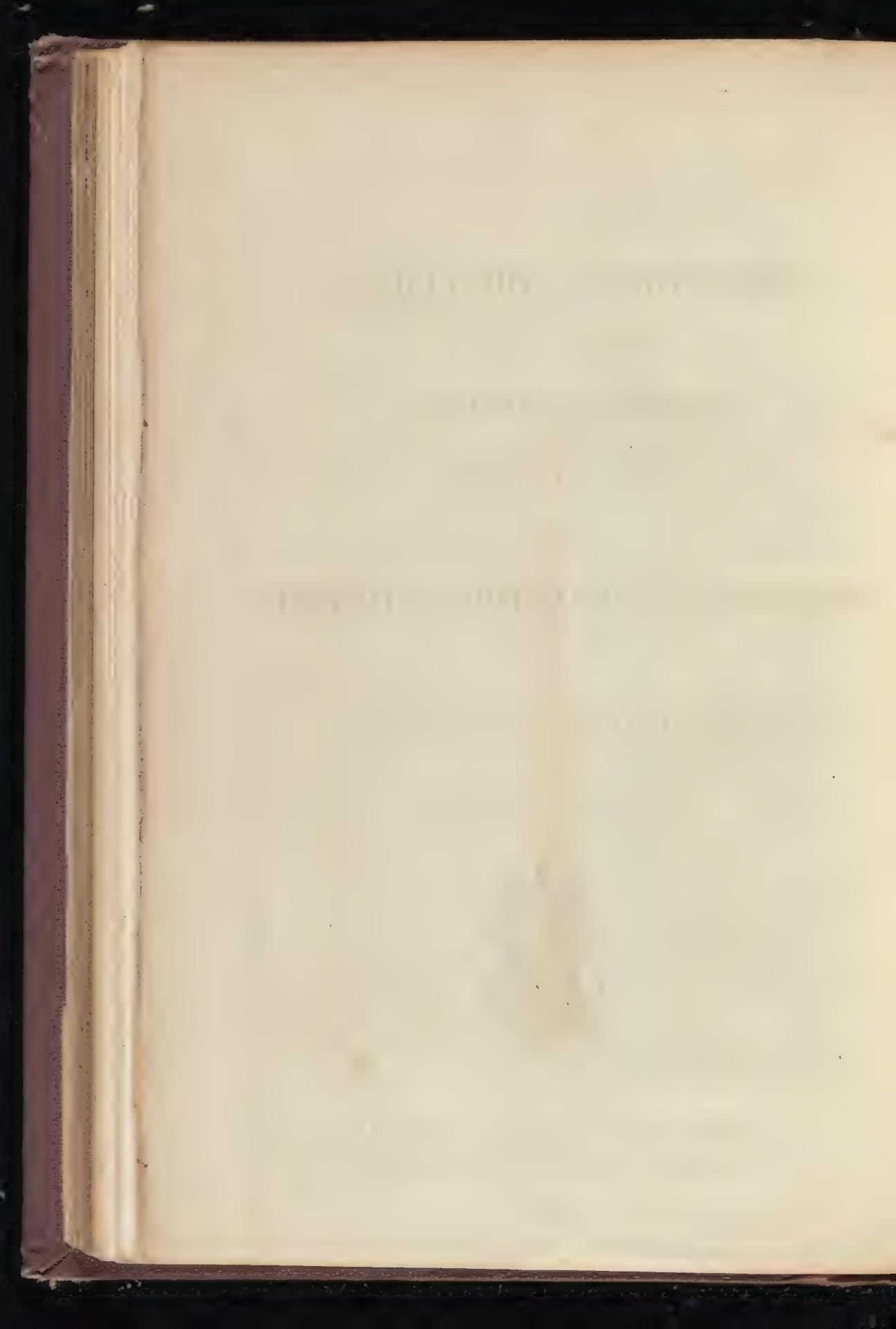


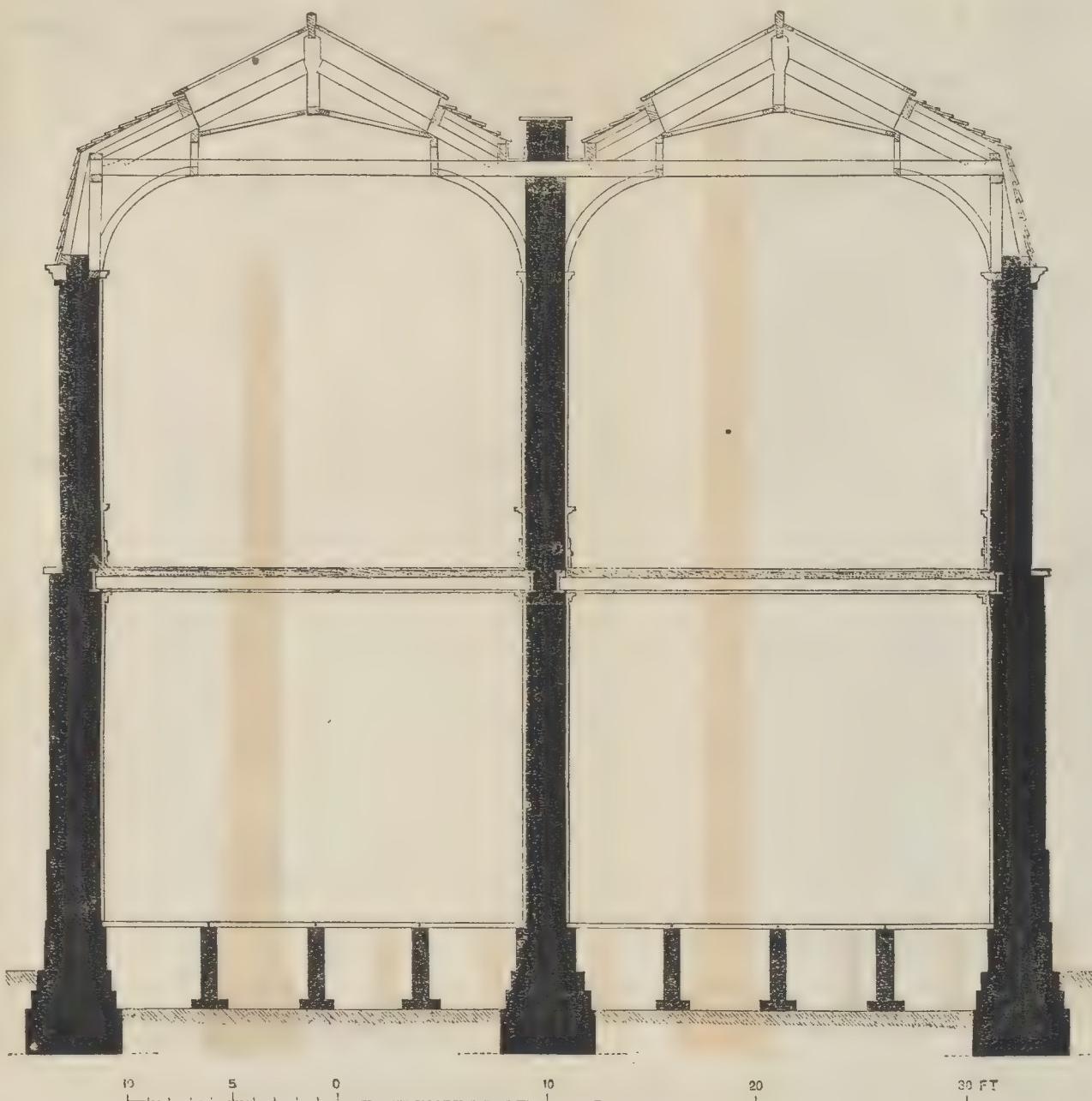
LONDON:

CHAPMAN AND HALL, 193, PICCADILLY,

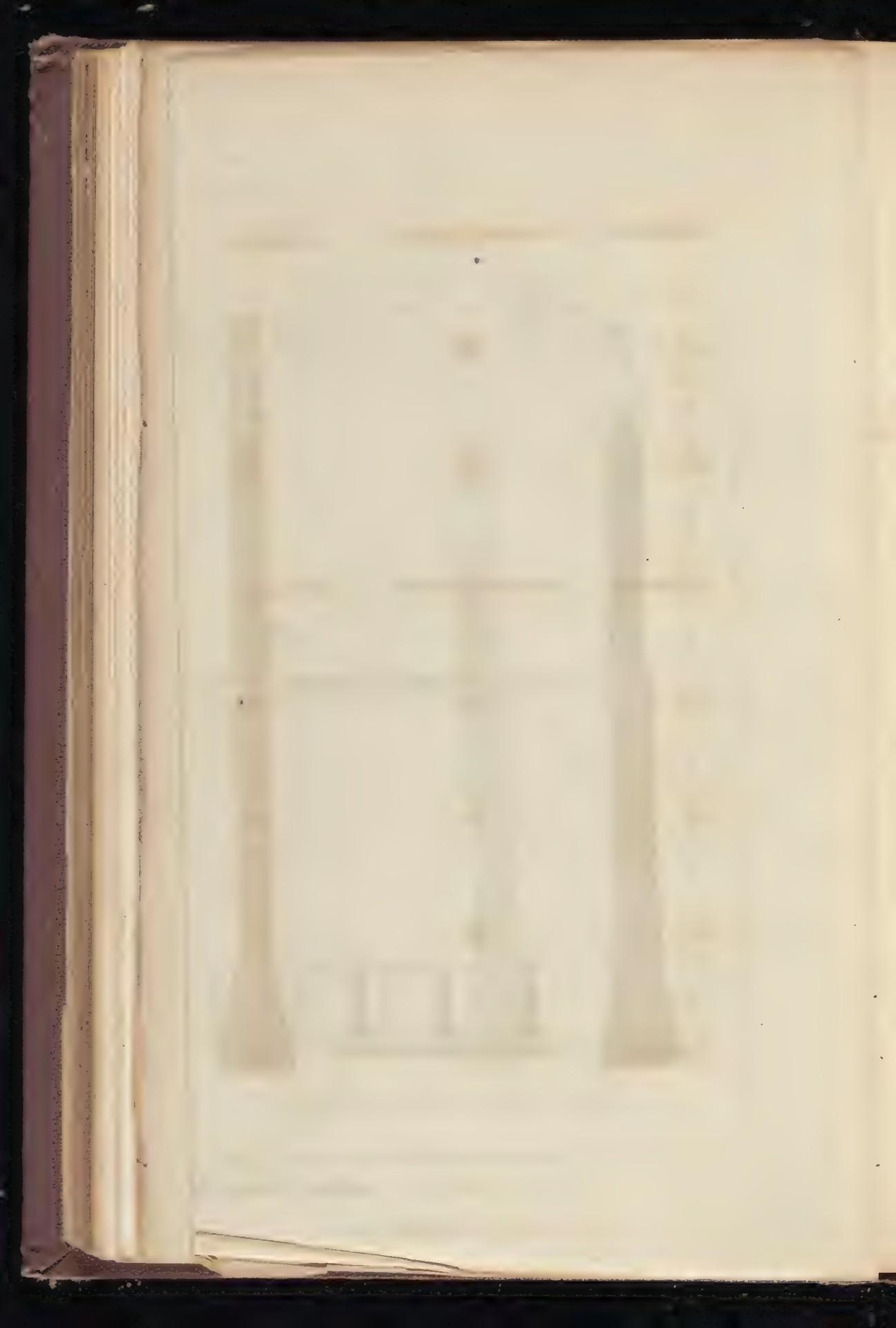
AGENTS TO THE SCIENCE AND ART DEPARTMENT OF THE COMMITTEE OF COUNCIL
ON EDUCATION FOR THE SUPPLY OF EXAMPLES TO SCHOOLS, &c.

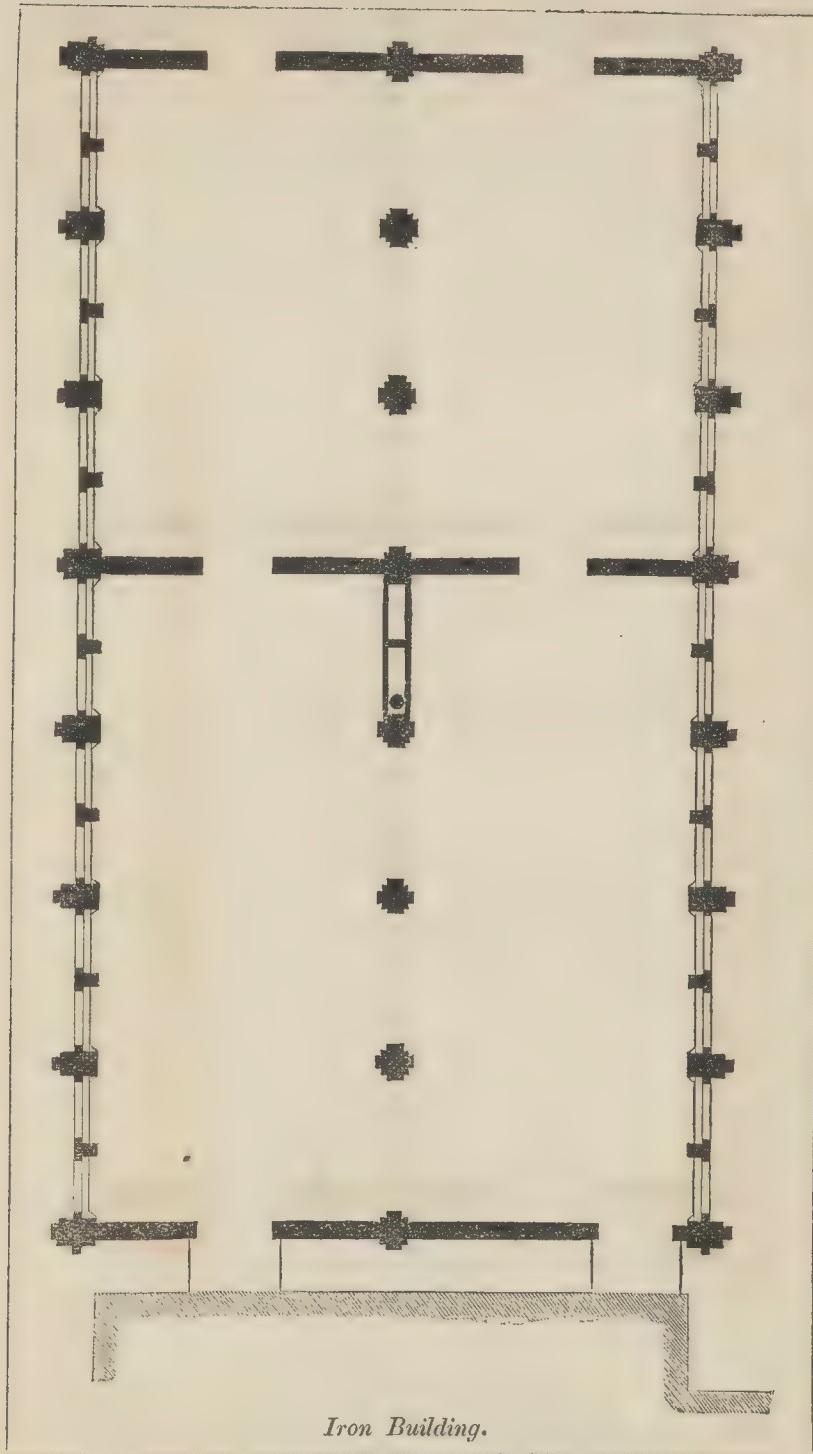
1858.





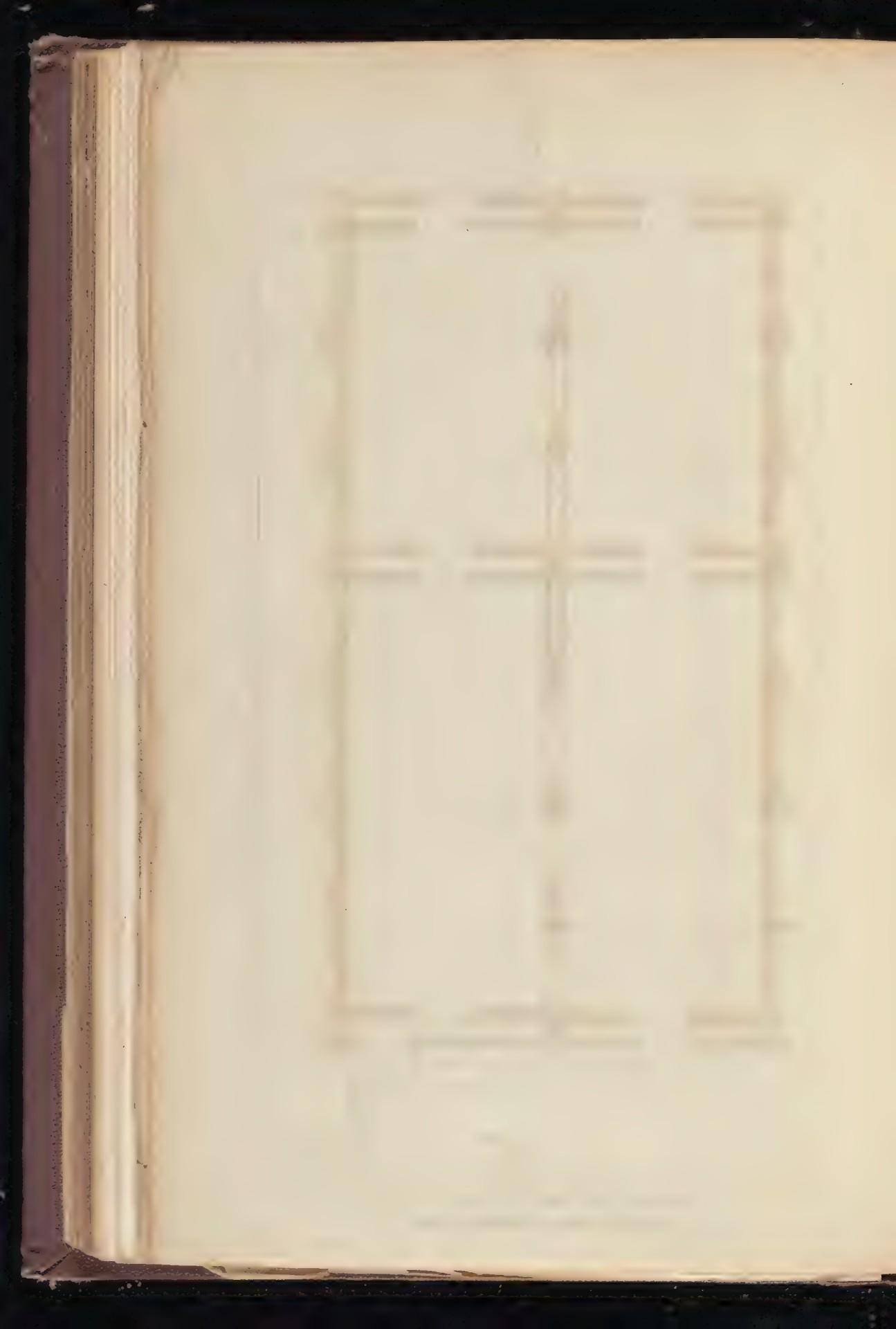
TRANSVERSE SECTION THROUGH PIERS.

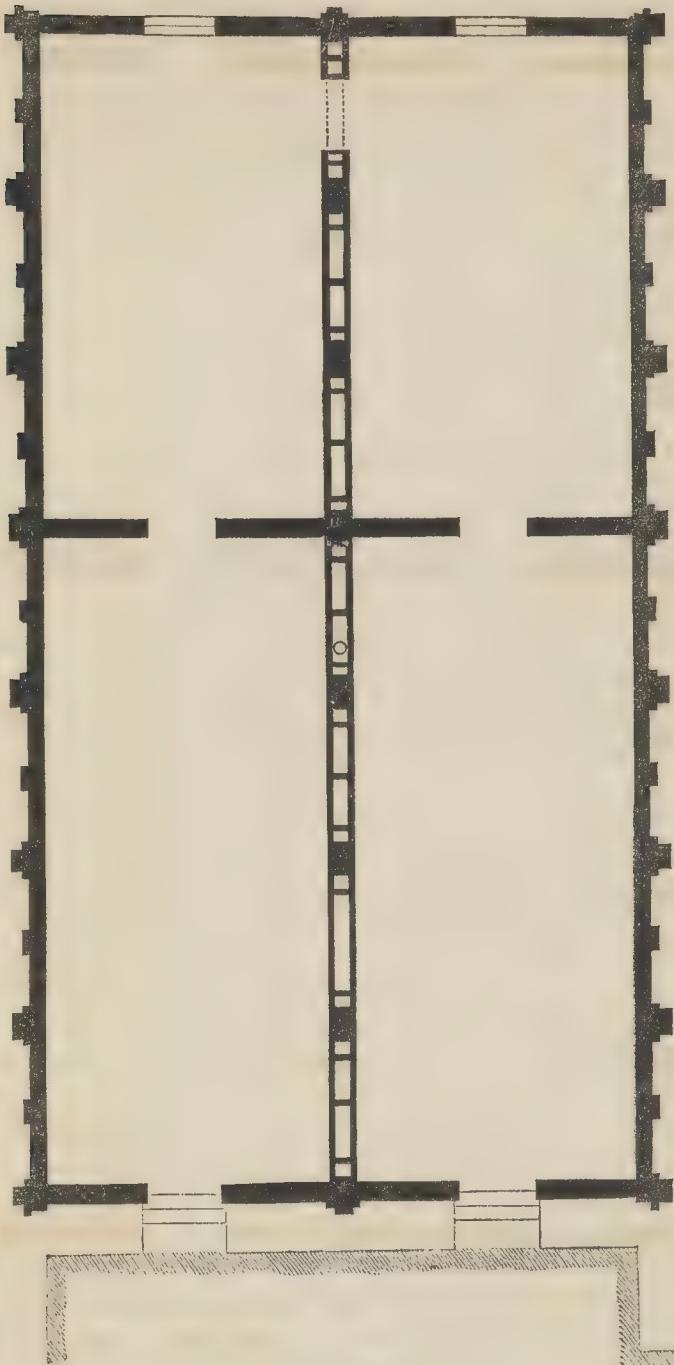




Iron Building.

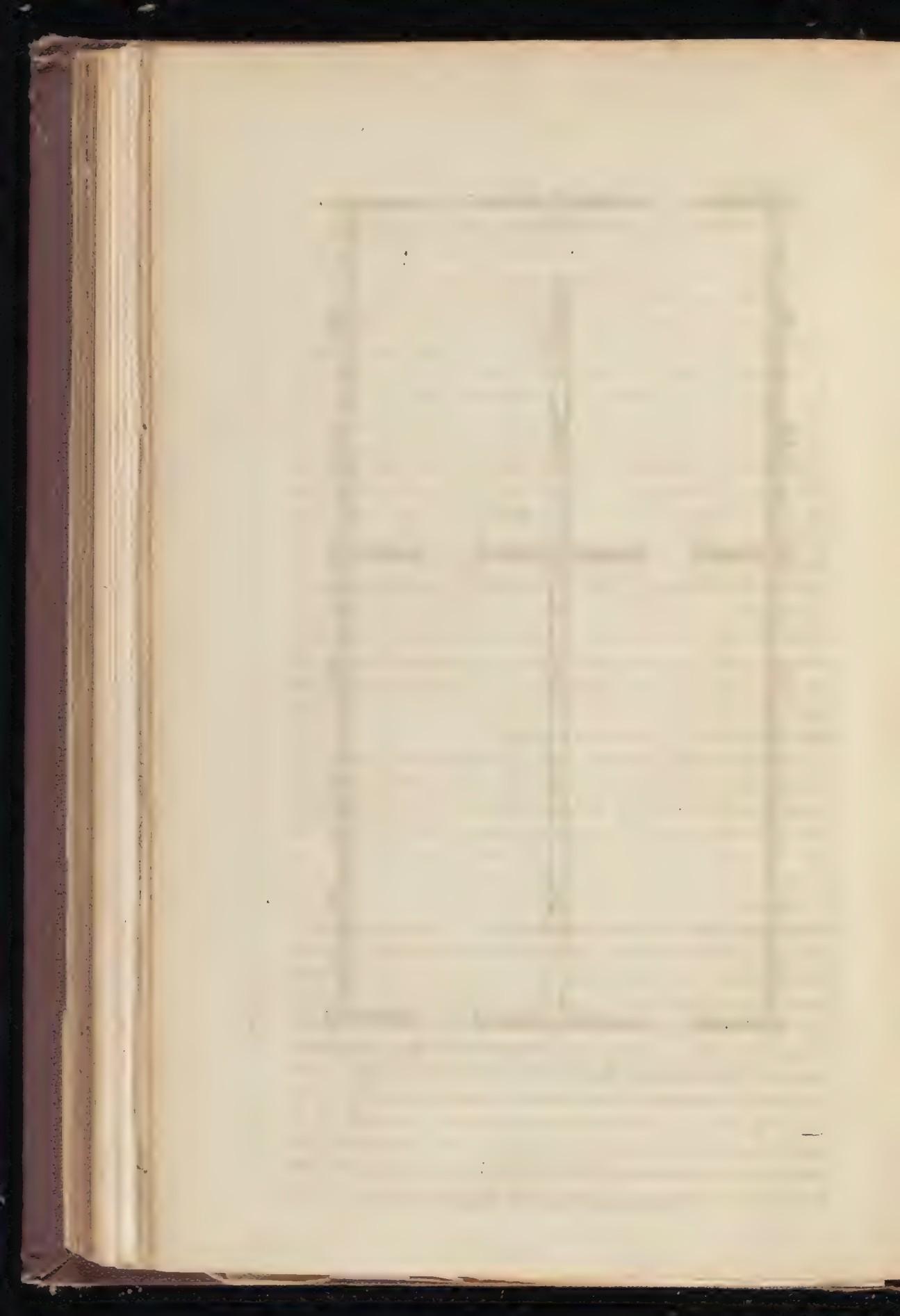
PLAN OF GROUND OR MUSEUM FLOOR.





Iron Building.

PLAN OF FIRST FLOOR OR PICTURE GALLERY.



A DESCRIPTION,

&c. &c.

DURING the year 1856, Mr. Sheepshanks offered to give his Collection of Pictures, &c. to the Nation, on certain conditions, one of which was that a suitable structure to receive them should be provided within the space of twelve months from the date of the offer. At this period the Science and Art Department was charged with the care of the temporary iron building erected to receive various collections which could not be exhibited to the public for want of room, and had under consideration the means either of rendering the iron building more secure from fire by erecting in it brick partitions, or of building a supplemental room in brick, which should be fire-proof, in order to receive the more precious collections of Ornamental Art.

It became evident that the most economical arrangement that could be made would be to connect this supplemental room with the new gallery necessary for the reception of Mr. Sheepshanks' gift of pictures; and to provide accommodation for these two objects the present brick building adjoining the north end of the iron museum was projected and constructed.

The proportions of the building were necessarily much governed by its connexion with the main Museum. The principal conditions laid down previous to its being designed were that its width should equal that of one of the three iron vaults or spans which constitute that building, viz., 42 feet; that its two floors should also be on a level with the corresponding Museum floors; that although in close proximity to, it should not be in actual contact with, the latter building; that the floors and all other parts should be of such a construction as to avoid as much as possible all risk from fire; that the upper or picture gallery rooms should be lighted from above, and that the lower rooms should have as much light as possible, and should be open from side to side; that no iron columns or supports should be used, and that all

iron employed in the construction should be so covered or protected by non-conducting materials as to be beyond the influence of any fire that might accidentally occur.

It was also considered desirable to have such a building as might be easily capable of extension at any future period, so that the cost of such extension might be readily ascertained.

One other circumstance requires to be mentioned while treating of conditions, namely, that it was determined, in the absence of any ready means of drainage, to make use of the horizontal iron drain pipes of the Museum for the purpose of carrying off the water collected on the roof of the new building. This apparently trifling matter influenced in some degree the external appearance of the building, for to make use of this drain it was necessary to keep the horizontal pipe which takes the water from the stack pipes, above the level of the ground outside, and thus it was that the somewhat eccentric arrangement was adopted of carrying the stack pipes through to the interior of the wall at about three feet above the ground line. It may be mentioned that this idea of making use of the Museum pipe was subsequently abandoned, experience having shown that, so far from being able to receive the water from the new building, it was totally inadequate to the drainage of its own roof. Having thus briefly stated the circumstances which gave rise to the erection of this building, and the conditions by which it is influenced, it will be necessary to give some account of the fabric itself in regard to its construction, lighting by day and night, warming and ventilating, and to explain briefly the principles which governed the carrying out of these important parts of the design.

CONSTRUCTION.

To commence with the general description and construction, the new gallery may be described as a two-story building covering a rectangular plot of ground of about 87 feet long by 50 feet in breadth; its height above the ground line being 34 feet to the eaves, or rather more than 50 feet extreme measurement from foundation to ridge.

It is composed of seven bays exactly similar one to another, each bay being 12 feet in length, and, of course, of the width of the building. Of three cross walls, two enclose the north and south ends, and the third divides the building into two unequal portions of four and three bays respectively; this subdivision having been adopted as an additional precaution in

case of any part of the gallery being at any time in danger from fire. In the upper floor the subdivision is carried still further by means of a centre wall running the entire length of the building, which is for the purpose of affording sufficient wall space for hanging the pictures, and at the same time of reducing the gallery to proportions more consistent with their proper exhibition. This wall is left out in the rooms of the lower floor, its place being supplied by a row of brick piers, one in each bay, down the centre of the building.

Thus the upper floor contains four separate rooms, two of 46×20 ft., and two smaller ones of 35×20 ft., lighted entirely from the roof, and giving a total wall space available for hanging pictures of $2 \times 2440 + 2 \times 1900 = 4340$ square feet, after making the necessary reductions for doors, &c.; while, in the lower part, the entire space is thrown into two unequal rooms of 46×44 ft., and 35×44 ft. respectively, each of them having a row of piers along its centre. To gain as much light as possible for these latter rooms, the method of supporting the upper walls on brick piers, which has just been described in the case of the central longitudinal wall, has also been pursued in the front and back walls, each of these being carried on a range of piers, one in each bay; the space between them being further strengthened in this case by a secondary pier introduced between each two of the former.

This arrangement of piers, indeed, is not confined to the lower floor only, the walls of the upper floor being formed merely of curtain or screen walls, connecting the main piers, which thus are continued to the roof, of which they support the principals.

The building may thus be said to be composed of a roof and floors supported by three parallel series of brick piers, those in the upper floor being connected together longitudinally by thin brick screens, the external screen being composed of 9 in. brick-work carried up fair with the inside face of the piers, while those along the centre are double and hollow, formed of two half-brick walls, built fair with their respective faces of the piers and with an interval between them of 14 in. These half-brick walls are carried on the cast-iron girders, which reach from pier to pier and support the iron joists of the upper floor.

The external screens are strengthened by a secondary pier or mullion, which runs up from the ground in the middle of each bay, dividing the bay on the ground floor into two windows, on the relieving arches of which the upper external screen walls are carried.

The whole of the piers are strengthened up to the level of the upper floor by counterforts or buttresses, those in the centre having a half-brick projection on each of the outer faces of the pier, and the others projecting 9 inches beyond the external piers and showing as a buttress in the elevation of the building.

This method of construction by the use of piers was adopted as being the readiest means of carrying out the requirements stated above, namely, that the upper rooms should have no windows, and the lower ones as much window and as little outer wall as possible and should be kept open from side to side.

The entire building stands on a bed of concrete two feet in thickness, and the several piers of each series are connected together by means of inverted arches the whole width of the piers. The materials used in the construction are the best grey stock bricks, faced with an ornamental brickwork of Suffolk cream-coloured, Staffordshire blue, and Surrey red, bricks.

The lower floor is composed of York landings carried on brick piers 6 ft. apart, and the upper is on the principle patented by Messrs. Fox and Barratt. Rolled iron joists of the I. section, 8 in. deep, are laid transversely to the building, and at a distance apart of 1 ft. 6 in. from centre to centre. These have thus a bearing of 20 ft. between the supports. The inner ends of these joists are carried by two cast-iron girders, which run from column to column of the centre series, parallel to each other, and at 1 ft. apart, and upon which, as before stated, the centre screen walls are supported. The outer ends of the joists are carried on similar cast-iron girders, but which are laid singly and run the entire length of the building, being buried in the exterior wall. On the lower flanges of the joists are laid small pieces of wood (fir rough), about $1\frac{1}{2}$ in. square, and about an inch apart, and on these are thrown two layers of concrete of sufficient thickness to reach above the top of the joists. Slight ceiling joists are fixed to the small pieces of wood, and the flooring is completed in this instance by a covering of Minton's tiles bedded in Roman cement, the tiling extending to within 18 in. of the walls, the remaining space being filled in with Parian cement. Thus the only iron which would be exposed to the action of any fire that might occur in the lower rooms is that of the cast-iron girders which rest on the piers in the centre of the building, and care has been taken to protect these as much as possible by an application of a terra-cotta shield to their bottom flange. This shield is made to take the form of the simple cavetto which runs round the rooms, and below this is continued a frieze of the

same material, which, being perforated in an ornamental pattern, serves as the means of communication between the lower rooms and the ventilating shafts between the upper hollow walls, the whole cornice forming at the same time a decorative feature of the lower rooms.

The form of the roof is that of a double mansard, having the lower pitch omitted in the valley, that is, it is what is called an **A** roof, but *mansardé*, to borrow a French expression, towards the eaves. The tie-beam is continuous through both roofs, and the rest of the timbers, viz., purlins, common rafters, &c., are fixed in the ordinary way. The covering material is a French tile known as the "tuile Courtois," a pattern of which was procured by me at the Paris Exhibition of 1855.

In the valley, the centre longitudinal hollow wall is carried up through the roof to a height of 2 ft. 6 in. above the bottom of the bridge gutter that is formed on each side of it, and that discharges at each end of the building; the water from the outer parts of the roof is received by an eaves gutter of cast iron, from which it is carried off by ornamental cast-iron stack pipes, one of which is attached to the centre mullion, or secondary pier, of each bay; each of these pipes rests on a hollow cast-iron corbel 4 feet from the ground, which serves as a hopper head to conduct the water through it to the interior of the wall; as stated at the commencement of this Report, this arrangement was adopted to enable the horizontal pipe which receives the contents of the stack pipes to be kept at such a height that it should discharge into that under the museum, which is at a higher level than the ground outside.

The building is kept at a distance of 4 feet from the iron museum, in order that there may be a more perfect isolation in the event of fire occurring in the latter building, and the communications between the two buildings (of which there are two on each floor) are so constructed as to interfere as little as possible with this isolation. For this purpose the permanent part of the communication consists merely of a floor or bridge (formed in each case of a single slab of Yorkshire stone), which is covered by a very slight roof of wood and glass, the sides being formed by the double doors, one pair in the wall of each building, which on being opened meet each other and form a continuous side wall to the passage, and when closed leave it open to the external air.

PRECAUTIONS AGAINST FIRE.

As will be seen from this description of its construction, care has been taken to render the building as free from danger by fire as the circumstances of the case would permit; but in describing the precautions against the occurrence of fire that have been taken in the construction, a word must also be said on those equally necessary aids which have been provided for its speedy and effectual subjugation in the case of such occurrence. These consist first, in constant, vigilant, and well-disciplined watching by day and night; and secondly, in a plentiful supply of water, and the most approved appliances for its employment, in all parts of the building.

The night watching is twofold, outside and inside; the former being performed in the usual manner by the Metropolitan police force, and the latter by a detachment of Royal Engineers stationed on the premises for the double purpose of performing this and other duties and work, and of going through such a course of mechanical and free-hand drawing as may fit them on their departure from the Department of Science and Art, and subsequent distribution through the various companies of the Engineers, to become in turn instructors of their comrades.

Two men of this detachment are constantly walking about through the various parts of the museum and the new building, and are furnished with positive instructions as to their conduct in case of the slightest appearance of fire: to secure greater vigilance they are relieved every two hours, and are visited at uncertain hours through the night by a non-commissioned officer, and once during the same period by an officer.

The supply of water is conveyed in four 4-inch mains, running the length of the iron building, two of them being in the inside under the floor, and the remaining two outside parallel to the first, and at a distance of 15 feet from the side wall of the iron building. The inside mains are laid along the hot-water pipes which heat the building, and are thus in a position in which they are secure from the influence of frost, and at the same time easily accessible by the moveable iron gratings which cover the hot-water pipes.

Each of the inside mains is furnished with four fire-cocks, each cock with a screw for the reception of a hose, and close to each of these cocks are two small taps for filling the fire buckets, a supply of which, together with hose, branch, key, and other firemen's requisites, are kept in readiness at each cock.

The outside mains are each furnished with the same number of fire-cocks for the use of the iron building, and one of these mains is prolonged so as to bring an additional cock close to the Sheepshanks Gallery ; a branch pipe from that point is carried up the end of the building on the outside, and terminates in the centre of the valley between the roofs in a fire-cock capable of having two hoses attached to it. This upright main being in an exposed position as regards frost, is connected with the horizontal one by a three-way cock, which, as it shuts off the supply of water, opens at the same time a communication between the upright main and a waste-pipe, and so ensures its being kept quite empty, and consequently secure from frost.

The supply of water in all these mains is constant, and at a high pressure, varying from 100 to 160 feet head, so that water can be thrown at one minute's notice over or into any part of the buildings without the aid of a fire-engine. Two of these are, however, kept in readiness, and the men of the Royal Engineers are drilled in the use of them and of the fire-cocks (all of which are at the same time examined) every Saturday ; a pressure-gauge in connexion with the mains is constantly registered, and any failure of pressure instantly reported. A reservoir in close proximity to the Sheepshanks Gallery is now being constructed, for the purpose of affording a supply of water for the fire-engines in case of any accident from frost, &c., happening to the mains, and this will, when finished, complete the fire arrangements of the entire museum, and consequently of the building now under consideration.

LIGHTING BY DAY.

As mentioned above, the upper rooms of the building (that is, those appropriated to the exhibition of the pictures of the Sheepshanks collection) are lighted from the roof ; this is accomplished by means of a skylight which extends along the entire length of the roof, and measures 14 ft. in width, that is, 7 ft. from the ridge on either side, the entire width of opening being 12 ft. 6 in., measured on a horizontal plane. As will be seen by reference to the section, each room is 20 ft. wide ; and at a height of 14 ft. 6 in. from the floor a cove, springing from a cornice on each side wall, reaches the height of the tie-beam of the principals (18 ft. 8 in. above the floor), at a distance of 4 ft. 6 in. from the wall, thus leaving a space of 11 ft. between the coves ; in this space a ground-glass internal skylight or ceiling is introduced,

which however is raised 2 ft. above the highest level of the cove, or 20 ft. 8 in. from the floor, the ridge of this skylight being pitched 1 ft. higher, thus giving a fall of 2 in 11 to each side, in order the more readily to carry off any moisture that may occur from condensation. The space between the highest point of the cove and the eave of the ground-glass light is filled in with perforated panels for purposes of ventilation.

One peculiarity in this coving requires notice, namely, that it is not returned at the end of the room, but cuts out on the end walls. By this arrangement, which militates somewhat with strict architectural precedent, the skylight is preserved in its integrity throughout the entire length of the room, and those parts of the side walls nearest to the ends receive an equal amount of light with that under the middle of the skylight. In the smaller rooms there is by this means a gain in amount of light of rather more than one-third over a similar room coved all round, and in the larger ones a little more than a fourth.

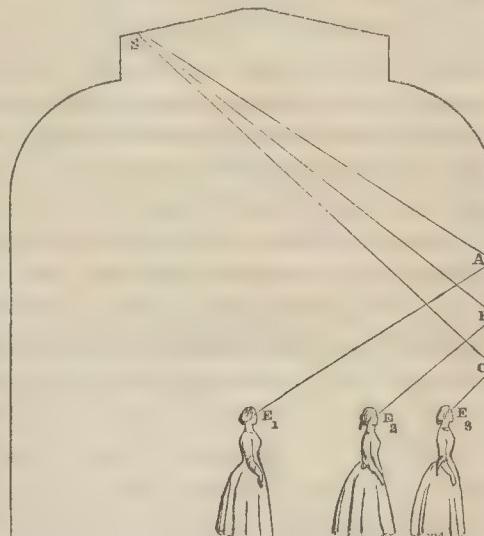
These proportions have been adopted with a view of affording to the gallery as much light as possible, and at the same time of avoiding any reflection of light, or as it is commonly called "glitter" from the surface of the pictures; and as regards the quantity of light admitted, it may be stated shortly that the opening for the admission of light is exactly half the floor area of the gallery, the two areas being in the large rooms 920 ft. and 460 ft. respectively, thus, floor 46 ft. \times 20 ft. = 920 ft., light 46 \times 10 = 460 ft.; and it is also precisely equal to the entire surface of either wall which might be made use of for the hanging pictures. In dealing with the quantity of light, another important point must not be lost sight of, namely, the height of the opening from the floor, and its consequent distance from the pictures; and this will be found to be in this gallery reduced to the minimum consistently with the avoidance of glitter, being only 20 ft. 9 $\frac{1}{2}$ in. from the floor, or less than 18 ft. above the lowest point of the bottom pictures.

The possibility of reflection or glitter is guarded against in the following manner:—Supposing a mirror to be hung against the entire surface of the wall, it will be seen by referring to the diagram that a ray of light from the skylight, at its extremity S furthest from either wall, striking that wall at A at a height of 11 ft. 6 in. from the floor, will be reflected (the angles of incidence and reflection being equal) so as to reach the eye E₁ of a beholder (say 5 ft. above the floor) standing midway between the walls, or at a distance of 10 ft. from the mirror; and consequently that all

the rays striking the mirror below that point will fall below his eye ; or, in other words, that he will not be able to see the image of the skylight at any point in the mirror below 11 ft. 6 in. from the floor ; and that as a matter of course there will be no glitter on the wall, or on pictures hung on the wall, below that point, while the surface of the wall above the 11 ft. 6 in. point will reflect the image of the skylight.

It will be seen from the diagram that this point, which we may call the glitter point, alters according to the position of the beholder ; for instance, at E_2 5 ft. from the wall the glitter point is at B , 9 ft. from the floor, while on coming closer (that is, to E_3 or within 2 ft. of the wall) it will be found to have descended to C at a height of 7 ft. ; on the other hand, by receding to a distance of 15 ft., the wall may be seen without glitter to a height of 13 ft. Looking again to the same diagram, it will be seen that, apart from all considerations of reflection, a person desiring to see a picture at a height of 11 ft. 6 in. would naturally retire to a distance of at least 10 ft. from it, and the same may be said of the other heights and positions shown in the sectional diagram ; so that in any position in which a person can conveniently examine a picture in this gallery, he may be sure of having the surface of the picture free from glitter.

Care has been taken in fixing on these proportions to avoid as much as possible the incidence of rays on the surface of pictures at very acute angles. This, which would not be of any consequence provided the pictures were smooth or plane surfaces, becomes of great importance when rough or thickly-painted pictures have to be dealt with ; and as few pictures are perfectly smooth and even, it is a matter of some moment with all, as it produces an unpleasant spotty appearance by lighting up strongly one side of all inequalities and throwing a corresponding shade on the opposite side.



The lower or Museum rooms are of course side-lighted, but by keeping the centre supporting piers as thin as possible, and strengthening them by counterforts, the daylight is admitted in the proportion of two-thirds of window to one-third of wall measured on plan; the large rooms have 16 windows of 50 square feet each, giving a total lighting area of 800 ft. to the large, and 600 ft. to the small rooms, or nearly as much as in the picture gallery above described.

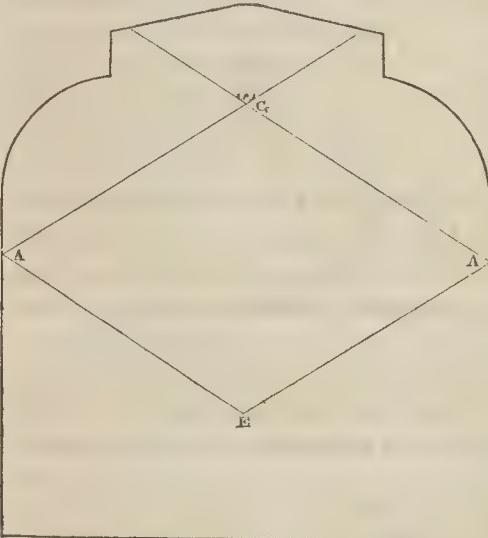
LIGHTING BY GAS.

It has been thought desirable to try the experiment of lighting up the gallery with gas for evening exhibitions, and in doing so the gas is introduced so as to light the pictures as nearly as possible at the same angle as the daylight.

For this purpose a horizontal pipe is carried the entire length of the gallery at a height of 18 ft. from the floor, directly under the centre of the skylight, and from this pipe a number of fish tail burners are projected on small brass elbows at each side of the pipe and distant from it about 2 inches.

On reference to the diagram, the rule for fixing the position of

the line of gas burners will become apparent, as it will be seen that its position at G exactly coincides with the intersection of the two rays from the extremities of the skylight, which strike the opposite walls respectively at the highest glitter points above alluded to; and it is evident that by such an arrangement all danger of glitter from the gas-light is avoided.



The gas burners are placed in such a position with regard to the horizontal pipe that its shadow from each line of lights is projected into the cove on the opposite side. By placing the burners in this position, not only is the part of the wall devoted to the pictures kept in the brightest light and free from shadow,

but the coved part is kept in shade, and is thus prevented from reflecting the light of the gas on the pictures, and thereby in another way causing the objectionable glitter.

The gas burners in the rooms on the lower floor are distributed in clusters between the centre piers, small additional lights being also attached to the outer piers between the windows.

WARMING.

On the west side of the building under the centre bay the ground has been excavated to a depth of 6 ft. 6 in. below the floor of the lower rooms, forming a chamber $20 \times 6 \times 6$ ft. 6 in. high, for the reception of the warming apparatus, which requires some description ; it differs somewhat from any that have hitherto been constructed, and has been adopted with a view of combining the advantages of two distinct systems of warming, and at the same time of avoiding as much as possible the defects of either. One of these, which was formerly in use in this establishment, was the introduction of hot dry air into the apartments through air pipes or flues, with a number of openings in the skirting of the rooms or in other convenient places ; the furnace made use of for this purpose has a number of thin cast-iron plates or gills placed vertically within a few inches of and parallel to one another, the whole of them being in actual contact with the burning fuel of a furnace which runs horizontally through the centre of the lower part of each gill ; these gills are enclosed in a chamber through which the air to be warmed is passed ; the cold air inlets being at the lower part of the gills at each side and the hot air delivery at the upper part of the chamber, the air is thus brought in contact with a large surface of heated iron, and, as may be supposed, heated in a very economical manner.

The action of this stove is thus very satisfactory so far as its warming power is concerned ; but the quality of the heated air was much complained of as being unpleasantly dry, emitting a disagreeable, burnt odour.

The second method is that of heating by means of air slightly damped, invented and patented by Mr. Goldsworthy Gurney who has charge of the warming and ventilating of the Houses of Parliament. Mr. Gurney in his stove also makes use of the conducting and radiating powers of cast iron, but somewhat differently in form, and totally so in principle, to that described above. His stove consists of a vertical cylinder of cast iron, from

the circumference of which issue a number of plates of the same material, disposed as radii, and continued from top to bottom of the cylinder ; the object being of course, as in the stove above mentioned, to present to the air a large surface of heated metal ; the fire or furnace is in this case vertical inside, and in contact with the metal cylinder, and the whole apparatus is placed, as in any ordinary stove, on the floor of the apartment to be heated, instead of having the gills enclosed in an air chamber separated from the stoke-hole.

The lower ends of all these radial plates are immersed in water contained in an annular trough round the base of the stove ; and in this arrangement is Mr. Gurney's principle contained, the object of the water being not only to keep down and regulate the temperature of the radiating plates, but at the same time to damp the air which is being heated. This damping differs from the ordinary method of placing a basin of water on top of a stove, inasmuch as by that expedient the air is first warmed and then moistened, whereas by Mr. Gurney's arrangement the requisite degree of moisture is given to the air before it is brought in contact with the heating surface, and thus instead of the air being roasted and then moistened, it is as it were moistened and then stewed : the difference in the quality of the heated air thus obtained is very remarkable.

Another valuable quality of the damp air is stated to be its power of diffusing heat through a room ; for while with the dry air it is always necessary to create a current in the room and so to waft or drive the hot air to parts remote from the centre of heat, in the case of the stewed air, if I may be allowed the expression, it is said that on admitting it at any part of a large room the temperature of the whole room is speedily equalized, even though the atmosphere may be comparatively stagnant ; this is important as doing away with the necessity of having so many long and dangerous air passages, and consequently reducing the cost of construction considerably.

The defect of this stove, as found by experience at this establishment, consists in the fact of no separate chamber being provided for the air which is to be heated, which is thus merely supplied from the apartment itself in which the stove is placed. By which disposition an important means of ventilation is lost, the stove merely creating a circulation of air *in* the room instead of *through* it, and the air to be heated being obtained from the lower strata of the atmosphere inside, instead of a purer supply being drawn from the exterior. From the same reason, namely,

that of no separate air-chamber being provided, there is a constant giving off of more or less dust, the quantity being sometimes very considerable, and in all cases so great as entirely to preclude its adoption in so delicate an operation as the heating of a picture gallery—where the admission of dusty air, in however small a quantity, would be fatal.

Taking advantage of the experience gained from the employment of the two sorts of apparatus just described, it occurred to me that an air-stewer might be constructed, which might, as I said above, combine the advantages of both, while it should as much as possible avoid the defects of either; and I am inclined to think that this object has been attained in that now in operation in warming the building of which this paper is a description.

In the new apparatus, gills, similar in form to those of a Sylvester's stove, are used, differing from those however, in having two vertical slots cut in each, one on either side of the aperture left for the furnace. The object of this slot is to enable that part of the foot of the gill further from the furnace than the slot, to be immersed in a cast-iron water-trough, one of which, of a rectangular form and about 4 in. deep, is placed under each side of the gills, and along the entire length of the stove. To ensure the more perfect action of this part of the apparatus, it is connected with a small feed cistern outside, to which there is a constant supply of water regulated by a ball cock in the ordinary way.

The air is admitted into the air chamber (which is entirely distinct and separate from the stoke-hole) by openings of 8 ft. \times 3 ft., one on each side, making an aggregate area of 48 square feet; and as the vertical air shaft by which it is carried to the rooms has an area of only 10 square feet, it follows that while fresh air is supplied with a current of moderate velocity, a sufficient quantity is thrown in to enable the ascending power of the heated air to be fully exerted, so that the velocity of the air in the vertical shaft will be five times that of the cold air admitted at the inlets, and in consequence the air will be delivered into the room in as short a space of time as possible, and so lose but little of its heat in transit. The lower rooms are heated by the same apparatus, a simple and obvious arrangement of iron doors giving the means of dividing the current of hot air in any required proportions between the two stories, or of wholly diverting it from either.

To insure the supply of fresh air being free from mechanical impurities, I propose to place screens of thin canvas, such as is used

by paper-hangers, between the brick piers which carry the ground floor ; in such a way that the fresh air being admitted at each end of the building must pass through those screens, and thus that it may be in great measure cleansed from soot and other impurities. On examining this canvas, I find that the ratio of the area of the threads to that of the openings between them is about as 20 to 9, or say the openings are about two-fifths of the whole area ; and I think it may be taken for granted that the smallness of the apertures through which the air is thus drawn will further reduce its current by nearly one-half or to one-fifth of the whole area of screen. Now on reference to the section of the building it will be seen that there are on one side of the stove eight openings of 4 ft. \times 4 ft. each, and a similar number on the other side, giving an aggregate of sixteen openings of 4 ft. \times 4 ft., or 4 ft. \times 4 ft. \times 16 ft. = 256 square feet ; and taking the one-fifth part of this area as being available for the passage of air, we have 51 square feet, or only 3 square feet in excess of the cold air inlets of the stove.

VENTILATION.

The ventilation of the rooms of both floors is provided for by means of outlets for the vitiated air in the upper part of each room ; those in the upper floor or picture gallery being obtained in the upright pannels that, as before mentioned, intervene between the tops of the ceiling coves and the eaves of the interior ground glass skylight. Through ornamental perforations in these pannels the vitiated air passes into the space between the ceiling and the roof, from which it is carried off by an extracting shaft heated by the iron flue of the heating apparatus, and by a gas-burner in the summer time. Louvre boarded ventilators are also provided, opening into this space, as an additional escape during very hot weather, or when the building is more than ordinarily crowded. There are 224 perforated pannels, and the sectional area of the openings of each being about 80 square inches, will give, after a due allowance for friction, an effective opening for ventilation of, in the aggregate, 112 square feet. In the evening when the gas is lighted, and when the influx of visitors is always much the largest, a part of the ground-glass light is made to slide back, and a corresponding opening is effected in the outer skylight, and by this means an additional foul air escape is obtained, with a sectional area of 210 square feet.

It will thus be seen that when the gas is lighted, or on crowded occasions, the sectional area of the ventilating openings can be

increased to no less than 322 square feet, which is sufficient, with even a current of so low a velocity as 1 ft. per second, to change the atmosphere of the rooms in a little more than three minutes ; and the efficiency of this arrangement is proved by the fact that during the hottest weather, although the gallery was visited by upwards of 3,000 persons in three hours, and that during that time the consumption of gas in the rooms was not less than 700 cubic feet per hour, the heat of the rooms was never in any instance excessive, and, furthermore, that *the temperature was always lowered by lighting the gas*, on some occasions to an extent of several degrees in a very few minutes.

For the ventilation of the rooms of the lower floor the spaces between the central piers are made use of. These spaces, as will be recollectcd, were alluded to in a former part of this report, where it was stated that they were formed by connecting the centre row of piers with each other in the upper rooms by means of two half-brick walls, each carried up fair with the corresponding face of the piers. Openings are thus formed between the two ranges of the picture gallery, having a united area of 60 square feet. Each of these openings leading from the lower rooms communicates directly with the external atmosphere, the whole of them being carried up as shafts through the roof in the valley between the two pitches ; and as columns of heated air 22 ft. high are thus set in motion, it is not too much to assume for them a velocity of 4 ft. in one second—which will also be sufficient to change the entire atmosphere of the rooms in about three minutes and a quarter ; the most rapid action taking place (as in the case of the picture gallery) at the time when it is most required, namely, on the lighting of the gas, which is thus made to ventilate and cool the rooms instead of heating and vitiating them.

DECORATION.

In any decoration that has been attempted on the exterior of this building, the principle of making the decorative element grow out of the constructive, and also of making it tell to a certain degree the story of the construction, has been as far as possible adhered to.

The decorative materials that have been used are bricks of three colours, black, red, and cream-coloured ; cast iron in eaves, gutters, and stackpipes ; roofing tiles of two colours, viz., red and cream-colour ; and, lastly, a species of surface decoration approaching to fresco-painting, and known in Italy by the name of

sgraffiato work, of which many old specimens may be seen in Florence, and a modern example by Professor Semper at Hamburg.

In the treatment of the different colours in the brickwork, they have been disposed so as to mark and identify as much as possible the different parts of the construction, and with the general idea that the portions of the structure which bear the greatest weight should be pointed out by the darkest colour. Thus the piers are kept a degree darker than the intervening screens or bays, and the lower parts of both are darker than those which they support. For instance, the bay begins at the ground line with a small plinth of black chequered by a simple pattern in red, followed by a dado of red with a black pattern, and finally merging into cream-colour in those parts which only carry their own weight. On the principle of keeping the piers or chief supports of the building darker than the bays, they are made to commence with black, continuing with black banded with red, and finishing with red, which also runs into the small semi-circular arches springing from them, and which in turn support that portion of the wall immediately below the eaves gutter, the brickwork of which is cream-colour with a string and pattern of red, the pattern being of such a character as to connect the wall surface with the cornice or eaves gutter, which is slightly projected beyond the face of the wall on a course of herring-bone brickwork: on the same principle of colour, the tiles of the roof are kept of the lightest colour, only varied by two zigzag bands of red in a horizontal direction.

As the screen wall which forms the sunk pannels over the windows is in those places only 9 inches in thickness, it was necessary to cover them externally with cement, so as to exclude the weather; and advantage was taken of this circumstance to try an experiment with the method of decoration alluded to above, as a ready and appropriate means of ornamenting flat surfaces when finished with such a material. This is done by first covering the entire surface with a dark-coloured cement; a very thin coat of cement of the tint required for the ground of the pannel (in this case grey) is then applied, also over the whole surface to be operated on, and while this latter is wet the pattern or ornament is scratched on or rather cut through the grey cement till the line cut is of sufficient depth to reach that of a darker tint underneath; and a pattern is thus obtained which is as durable as the cement itself.

In the present instance the pannels are filled with a scroll ornament in a flat treatment, the upper part being occupied by

medallions containing outline portraits of distinguished painters, architects, and ornamentists. Labels in the lower part of the pannel give the dates of their birth and death, and the place of their nativity, and also a concise list of a few of their principal works, while on a margin formed round the pannel appears in each case a short and appropriate quotation from the best known memoir of their lives. The name of the artist whose portrait occupies each pannel is inserted in the string course which is interposed between the pannels and the windows below.* Of the

* This decoration was executed by Mr. McCallum, who was educated in the Schools of Art, and has since travelled much in Italy.

OLIVER.—Born 1555, East Norton; died 1617. *Principal Works*:—Entombing of Christ; Death apprehending Pilate; Oliver and Laniere; Henry, Prince of Wales; Robert, Earl of Essex; Anne, Queen of James I., &c. *General Characteristics*:—“In the branch of art in which he excelled we may challenge any nation to show a greater master.”

HOGARTH.—Born 1697, London; died 1764. *Principal Works*:—Marriage à la Mode; Industry and Idleness; Taste in High Life; Rake’s Progress; Stages of Cruelty; Paul before Felix; The Four Times of Day; Harlot’s Progress, &c. *General Characteristics*:—“The application of his satire was general, and the end at which he aimed was the reformation of folly and vice.”

WREN.—Born 1632, East Knoyle; died 1723. *Principal Works*:—Restoration of London; Charles II.’s Palace at Greenwich; Hampton; Exchange; Monument; Temple Bar; Chelsea and Greenwich Hospitals; St. Paul’s; St. Bride’s, &c. *General Characteristics*:—“The noblest temple, the largest palace are the work of the same hand. He restored London, and recorded its fall.”

REYNOLDS.—Born 1723, Plymton; died 1792. *Principal Works*:—Macbeth and the Witches; Cardinal Beaufort; Holy Family; Hercules and the Serpents; Muscipula; The Nativity; Count Ugolino; Cymon and Ipigenia. *General Characteristics*:—“His incessant industry never wearied into despondency by miscarriage or was elated into neglect by success.”

GIBBONS.—Born 1648, London; died 1731. *Principal Works*:—Carvings in Chapel at Windsor; Chamber at Petworth; Tomb in Exton Church; Carvings in St. Paul’s; Last Supper and Ornament at Burleigh; Works at Chatsworth, &c. *General Characteristics*:—“He gave to wood the lightness of flowers, and combined the productions of the elements with a freedom natural to each.”

WILSON.—Born 1713, Pineges; died 1732. *Principal Works*:—Phæton, Celadon, and Amelia; Ceyx and Alcyone; Snowdon; Solitude; Cicero at his Villa; Meleagro and Atalanta; Apollo and the Seasons; Views in Italy. *General Characteristics*:—“He dwelt among scenes renowned in story; he loved places where deeds had been achieved and gods had appeared among men.”

FLAXMAN.—Born 1754, York; died 1826. *Principal Works*:—Neptune; Grecian Comedy; St. Michael; Acis and Galatea; Venus and Cupid; Apollo and Marpessa; Come thou Blessed; Mercury and Pandora; Designs. *General Characteristics*:—“There was a sublimity of treatment in his works, a simple and stern dignity which required a similar feeling to appreciate.”

GAINSBOROUGH.—Born 1727, Sudbury; died 1788. *Principal Works*:—The Woodman; The Shepherd’s Boy; A Cottage Girl; The Boy at a Style; Portraits, Pitt, Garrick, and others; Landscapes; Market Cart; Water Place, &c. *General Characteristics*:—“His great excellence consisted in the natural grace and the unaffected truth with which he invested his subjects.”

STOTHARD.—Born 1755, London; died 1834. *Principal Works*:—Hector and Andromache; Holy Family; Staircase at Burleigh; Pilgrim’s Progress; Canterbury

internal decoration little requires to be said, as every part of the building has been finished with the greatest simplicity. In the picture gallery the walls are coloured a neutral sage green from the cornice to the dado. The dado, woodwork of the doors, &c., is painted in three shades of grey, the red of the floor tiles being carried into the lesser mouldings of these parts of the room.

In the lower rooms is still less decoration ; the salmon-colour of the walls and the terra-cotta openwork cornice, described above, being the only attempts in that direction.

COST.

The cost of the entire building was as follows :—

Construction, including heating and venti-	£	s.	d.
lating - - - - -	4,500	0	0
Minton's floor tiles - - - - -	132	13	0
Artists' designs for and execution of deco-			
rated pannels - - - - -	140	0	0
Gas fittings - - - - -	81	0	0
Terra-cotta casing for girders and openwork			
cornice - - - - -	95	0	0
Total - - - - -	£4,948	13	0

Pilgrims ; The Wellington and Achilles Shield, &c. ; Charles V., &c. *General Characteristics* :—" All who estimate art by the soul that lives in it, will place him among the few who possessed imagination of the highest order."

WILKIE.—Born 1785, Cults, Fifeshire ; died 1841. *Principal Works* :—The Village Politicians ; The Blind Fiddler ; The Village Festival ; The Rent Day ; Distrainting for Rent ; The Jew's Harp ; The Cut Finger ; The Wardrobe ransacked, &c. *General Characteristics* :—" His invention was fertile ; his command of character wonderful ; his power of expression various and extensive."

OPIE.—Born 1761, Truro ; died 1807. *Principal Works* :—The Presentation in the Temple ; Murder of James I. of Scotland ; Jephtha's Vow ; Death of Rizzio ; Young Arthur taken Prisoner ; Arthur with Hubert ; Musidora. *General Characteristics* :—" His strength lay in boldness of effect, simplicity of composition, in artless attitudes, and in the vivid portraiture of individual nature."

BARRY.—Born 1741, Cork ; died 1806. *Principal Works* :—Legend of St. Patrick ; Mercury inventing the Lyre ; Pandora ; Birth of Venus, Jupiter, and Juno ; The Conversion of Poleman ; Philoctetus in Lemnos ; Work at Adelphi. *General Characteristics* :—" His enthusiasm knew no bounds ; a painting was to him the first of human works, and a painter the noblest of God's creatures."

ETTY.—Born 1787, York ; died 1849. *Principal Works* :—The Coral Finders ; Cleopatra ; Pandora crowned by the Seasons ; The Combat ; Judith ; Benaiah ; Ulysses and the Syrens ; Joan of Arc ; Circe ; Hero and Leander, &c. *General Characteristics* :—" With his love for and admiration of the human form, it is not strange that the preferred painting from it, the Work of God."

TURNER.—Born 1775, London ; died 1851. *Principal Works* :—Liber Studiorum Rivers of England and France ; England and Wales : Harbours of England ; The Golden Bough ; Ulysses deriding Polyphemus ; Slave Ship ; The Old Temeraire, &c. *General Characteristics* :—" He was equally great in all elements of landscape, and on him has modern landscape art been founded."

CONCLUSION.

In the construction of any future picture gallery several points suggest themselves in which, profiting from the experience gained in the present building, alterations for the better might be made.

Of these, perhaps, an improvement would be to substitute iron for wood in the construction of the roof, retaining however the present covering of tiles, or employing slate, but not iron, for that purpose.

The removal of the flue of the heating apparatus to the outside or end of the building would also be advantageous, as in its present position it is liable, unless carefully attended to, to communicate an undue proportion of heat to the wall in its immediate proximity, which without due caution might prove injurious to the pictures which are hung at that spot.

In admitting the hot air to the picture gallery it would perhaps have been better to have introduced it in such a way as to spread it out horizontally over the floor, and perhaps also to have multiplied the points at which it was admitted, so as to avoid the great rush that sometimes takes place at the single opening in each room which now serves to admit it. The hot air is at present thrown out in a horizontal direction by the form of the aperture from which it issues, but as there is at times a considerable body of hot air, it follows, from its being admitted at a height of from 2ft. to 2ft 6in. from the floor, that from its rapid ascension it is apt to strike a person at a height of from 4ft. to 6 ft., or on the upper part of his body and on his face: had it been distributed over several points so as to have reduced the volume at any one point, and above all had it been sent out in a thin layer, as it were, at the floor level, these disagreeable effects would not have been produced.

In the lower rooms the heated air is admitted directly through the floor, and its direction is consequently a vertical one; so that although the effect just named is to some extent felt directly over the opening, the inconvenience does not extend beyond its immediate limits.

Although the principle of extraction employed in this case is perfectly successful in ventilating the galleries, yet in an atmosphere like London, where a great deal of impurity is present, I think a better way of ventilating a picture gallery would be to supply it with air by mechanical means, in such quantity that it

should always be, as it were, in a state of repletion or compression ; and the advantage of such a method would be that at any opening the air would have a constant tendency to escape from the building ; at each opening of the door a current would set outward, which could easily be regulated to a given strength, and thus the entrance of outward air and its accompanying impurities would be entirely prevented.

The air supplied to the building might be dried, or damped, or heated to any required degree, according to the state of the atmosphere, and should also be passed through screens, so as to ensure its being free, at least from all mechanical impurities, and probably it would not be difficult to absorb or disengage some of its chemical ones as well ; all traces of sulphuretted hydrogen, that greatest of all enemies to pictures, could at least be eliminated, and by employing such precautions even a neighbouring factory would cease to be a source of alarm to the collector.

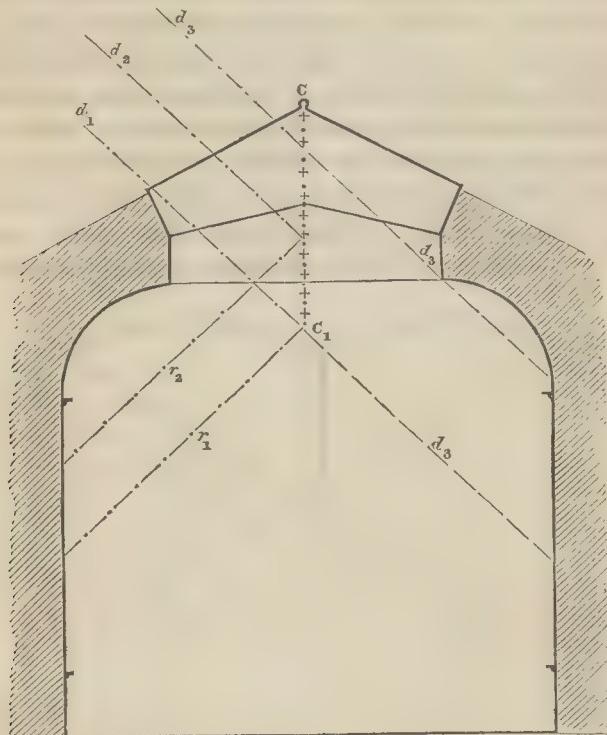
The mechanical contrivances for effecting the supply of air are quite simple and inexpensive, a small noiseless fan driven by even so low a power as a four or six horse engine would I am convinced be amply sufficient to supply a museum or gallery of considerable magnitude, in which it would, I have no doubt, keep marbles, or pictures, in quite as good a state as if they were placed in a country district 100 miles from a town or a manufactory.

The width of the rooms in the picture gallery was determined by that of the spans of the iron building to which it forms a supplement ; and although that width is amply sufficient for the study and examination of this class of pictures, yet considering the numbers of visitors who assemble in and pass through the rooms, it is evident that their widths might have been increased to 25 or even 30 ft. with advantage, due care being had at the same time so to increase the height as to preserve the position of the glitter point.

For a similar reason, that is, for the million, but not for the pictures, it would be desirable to widen considerably all the doorways even at the cost of destroying some hanging space on the end walls : as it is, on Monday evenings, when the gallery is often visited by upwards of 3,000 people in the short space of three hours, it requires a little method on the part of the attendants and some degree of patience in the visitors,—which, I must say, has always been cheerfully exercised,—to make all go on smoothly. For this purpose many modes of guiding and restraining the crowd have been tried, but it is now found that it is better to abandon all such guidance, (under which an Englishman is

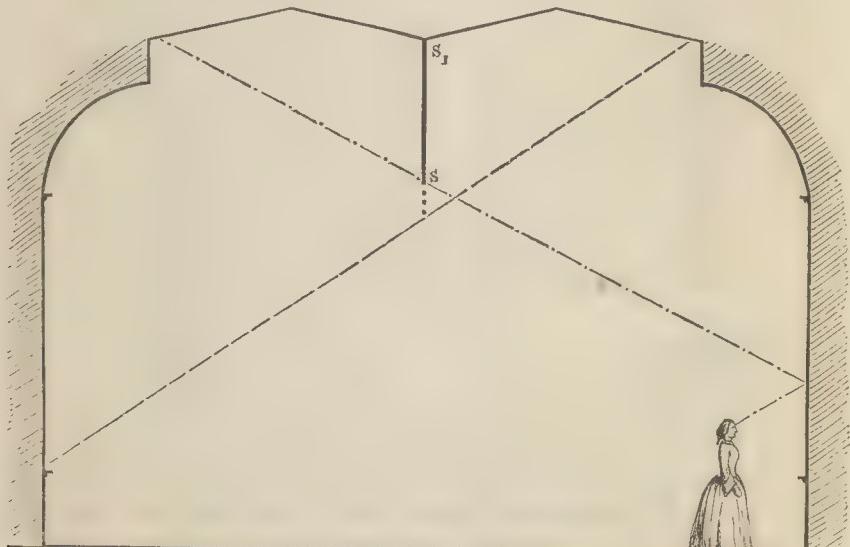
always more or less restive), and simply to keep the stream at the entrance doors and at that communicating between the two pairs of rooms always going in one direction; and to clear away all the seats, so as to give the people as much free space as possible: a crowd then forms in front of the pictures down each side of the room, and the centre is left comparatively free for through circulation.

In a wider room or gallery it would be an improvement to bring out the hand-rail a little further from the pictures, which would lighten the duty of the attendants in keeping the public at a safe distance from them.



To guard against the possibility of too much sunlight striking on the pictures, white calico spring blinds have been fixed immediately under and parallel to the outer glass skylights: these have the effect of subduing the light generally in the gallery; and in this case, where its direction is inclining towards north and south, the plan succeeds very well, although sometimes one side of the gallery is in much stronger light than the other; but where a gallery, constructed as this is, runs in a direction approaching to east and west, the pictures on the north wall could only be pro-

tected by darkening the room to such an extent as to be detrimental to the general lighting of the gallery, and more especially of the pictures on the opposite or south wall ; and this might, I think, easily be overcome by having the gallery provided with vertical blinds, one reaching from the external to the internal ridge, and another in extension of this coming down below the ground-glass light to a sufficient distance to intercept all direct sun rays from the hanging part of the north wall. The obvious effect of this arrangement would be to cut off a portion of light from the north wall, and at the same time to throw by reflection an additional quantity on the hitherto darkened wall : the thicker the material the greater of course will be the intercepting power, while the amount of reflection can be altered by the tint of the fabric employed ; so that by a little care in adjustment, an absolute equilibrium of light (if I may be allowed so to call it) might be established between the two sides of the room. In the accompanying diagram (page 29), in which c, c , is the blind, the direct are shewn by the dotted lines d_1, d_2, d_3 , the part of the pencil between d_2, d_3 , is entirely intercepted, and that between d_1, d_2 , is reflected to the south wall, in the direction shewn by the lines $r_1 r_2$.



Where it might be desirable to increase the width of a gallery without at the same time going to a greater height, the substitution of a permanent screen for the vertical blind would afford the means of even doubling the width of both room and skylight, without affecting the position of the glitter point. This

would be an important advantage when dark and minutely painted pictures have to be exhibited in a locality where the lighting power is likely to be deficient, as every additional foot of height causes a more than proportional decrease of light on the pictures. This is shewn in the accompanying section, where s, s , represents the position of the permanent screen, and the ray from the glitter point is shewn by a dotted line.

In conclusion it may be remarked that this small building affords many suggestions which may be useful in places where it may be determined to erect small local museums or picture galleries with Schools of Art in connexion. The lower floor of this gallery would be suited for the latter purpose, while the top lighting of the rooms in the upper story, both as to the quantity and direction of the light, would fit them in an eminent degree for the exhibition of either pictures, sculpture, or objects of ornamental or industrial art; and in provincial towns, where the price of labour is generally much below that of London, and in cases where great dispatch in the execution of the work was not as in the present case an object, such a building might be completed at a still more moderate cost.

SOUTH KENSINGTON MUSEUM OF PICTURES, SCULPTURE, EDUCATION, ARCHITECTURE, BUILDING MATERIALS, PATENTED INVENTIONS, AND PRODUCTS OF THE ANIMAL KINGDOM.

ARRANGEMENTS FOR THE WINTER SESSION.

The Museum will be open free on Mondays, Monday evenings, Tuesdays, Tuesday evenings, and Saturdays. The Students' days are Wednesdays, Wednesday evenings, Thursdays, and Fridays, when the public are admitted on payment of 6d. each person. The hours are from 10 to 4 in the daytime, and from 7 to 10 in the evening.

TICKETS OF ADMISSION,

Giving the privilege of copying and consulting works on the Students' days are issued at 2s. each monthly, 3s. quarterly, 6s. half-yearly, and 10s. yearly. Tickets are also issued to any school at 1l. yearly, which will admit all the pupils of such school on all Students' days. To be obtained at the Museum door, or of Messrs. Chapman and Hall, 193, Piccadilly.

ATTENDANCE AT THE MUSEUM.

1857-8.	Free Days.		Students' Day.		Total.	Corresponding Numbers at Marlborough House.	
	Morning.	Evening.	Morning.	Evening.		1854.	1855.
JUNE* 1857	10,016	8,495	-	-	18,511	13,487	6,138
JULY -	19,287	21,133	4,637	1,695	46,752	13,151	7,438
AUGUST -	16,617	26,530	2,205	640	45,992	Vacation	Vacation
SEPTEMBER	14,758	29,262	2,083	681	46,784	Vacation	Vacation
OCTOBER -	14,504	21,206	2,067	526	38,303	8,074	9,100
NOVEMBER	11,039	19,399	1,650	526	32,614	4,090	5,031
DECEMBER	19,449	17,374	2,059	453	39,335	11,901	11,320
JANUARY -	-	-	-	-	-	11,966	9,042
FEBRUARY -	-	-	-	-	-	8,060	3,257
MARCH -	-	-	-	-	-	7,820	5,290
APRIL -	-	-	-	-	-	18,670	14,017
MAY -	-	-	-	-	-	7,574	7,794
Totals -	105,670	143,399	14,701	4,521	268,291	104,823	78,427

* Opened to the public on the 24th.

THE LECTURES

Now being delivered at the Department are published at 1d. each, and may be obtained at the Catalogue Sale-stalls.

UMBRELLAS, &c.

All umbrellas, parasols, sticks, &c., must be left at the entrance of the Museum, and will be returned to the owner on the production of the ticket. No charge is made; but should the ticket be lost, the article cannot be given up until the owner furnishes a written description of it and pays one shilling.

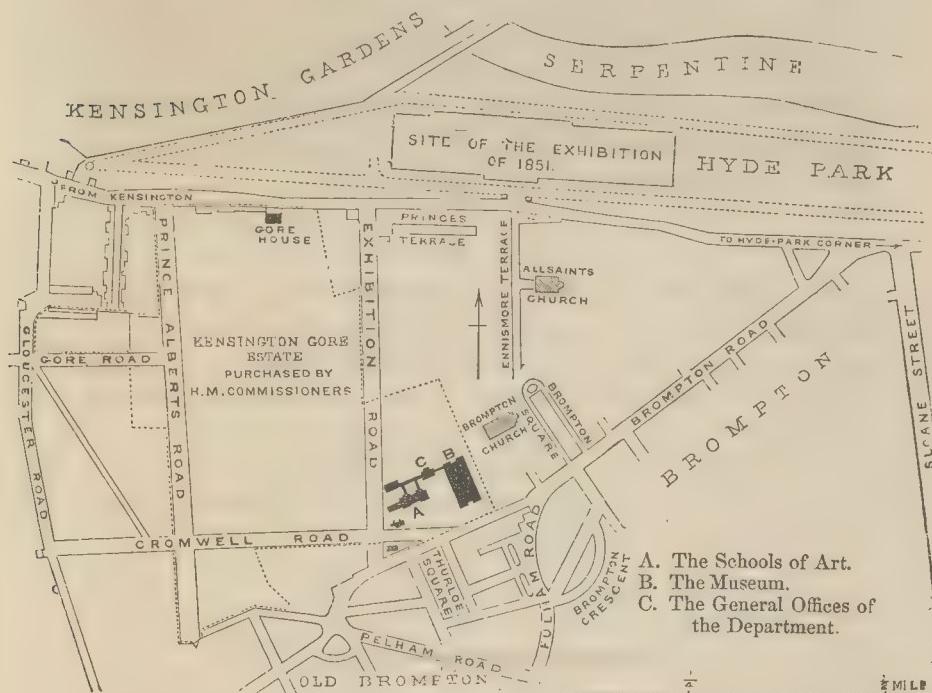
A GUIDE TO THE MUSEUM,

Price 1d., and Catalogues to the divisions at various prices, may be obtained within the building.

REFRESHMENT ROOMS

Are open under the direction of Mr. Withers, of Baker Street, Portman Square. Tea and coffee are supplied at 2d. a cup.

PLAN showing the POSITION of the MUSEUM, &c., OF THE SCIENCE AND ART DEPARTMENT, SOUTH KENSINGTON, and the boundary (by the dotted line) of the Estate of the Commissioners for the Exhibition of 1851.



THE METROPOLITAN SCHOOLS OF ART are now open as follows :—

1. *Training School at South Kensington*, for Male and Female Students. The classes meet every day, except Saturday. Hours of study—Morning, 10 to 3 ; Evening, 7 to 9. Fees for classes studying the whole day, 4*l.* per Session. The male day class paying the fee of 2*l.* per Session meets only on alternate mornings. Classes for school-masters, schoolmistresses, and pupil-teachers meet on Tuesday and Thursday evenings, and on Saturdays from 1 to 3 o'clock. Fee for each class, 5*s.* for the session. Similar classes are formed at the Spitalfields, Saint Martin's, and Lambeth District Schools.

2. *A School for Female Students* not in training at 37, Gower Street, Bedford Square. Fees per Session,—Advanced Class, 2*l.* and 4*l.*; Elementary Class, 1*l.*; Evening Class, 10*s.*

3. *District Schools of Art*, in connexion with the Training School, are now established at the following places :—Spitalfields, Crispin Street ;—Finsbury, William Street, Wilmington Square ;—St. Thomas' Charterhouse, Goswell Street ;—Rotherhithe, Grammar School, Deptford Road ;—St. Martin's-in-the-Fields, Castle Street, Long Acre ;—Lambeth, St. Mary's, Prince's Road ;—Hampstead, Dispensary Building. Entrance Fee, 2*s.* Fees 2*s.* and 3*s.* per month. These Schools are open every night, except Saturday, from 6.30 to 9 in the evening. At the Spitalfields, Finsbury, and Charterhouse Schools, there are Female Classes. Application for admission, prospectuses, or any other information to be made at the Schools in each district, and at the Head-Master's Office, South Kensington.

LIBRARY.

The Library of Works on Art is now open on Monday, Tuesday, and Wednesday, from 10 a.m. to 10 p.m.; on Thursday and Friday, to 7 p.m.; and on Saturday, to 4 p.m. The public are admitted by tickets obtainable from the attendants at the Library, and in the Museum, at the following rates:—For a week, 6d.; a month, 1s. 6d.; a year, 10s. FREE admission to Students. In addition to Books on Art, the Library comprises a collection of Drawings and Prints illustrative of Architecture and Ornament. Copying and tracing are permitted under certain regulations. Entrance at the central office door, and in the evening through the Museum corridor also.

L O N D O N :

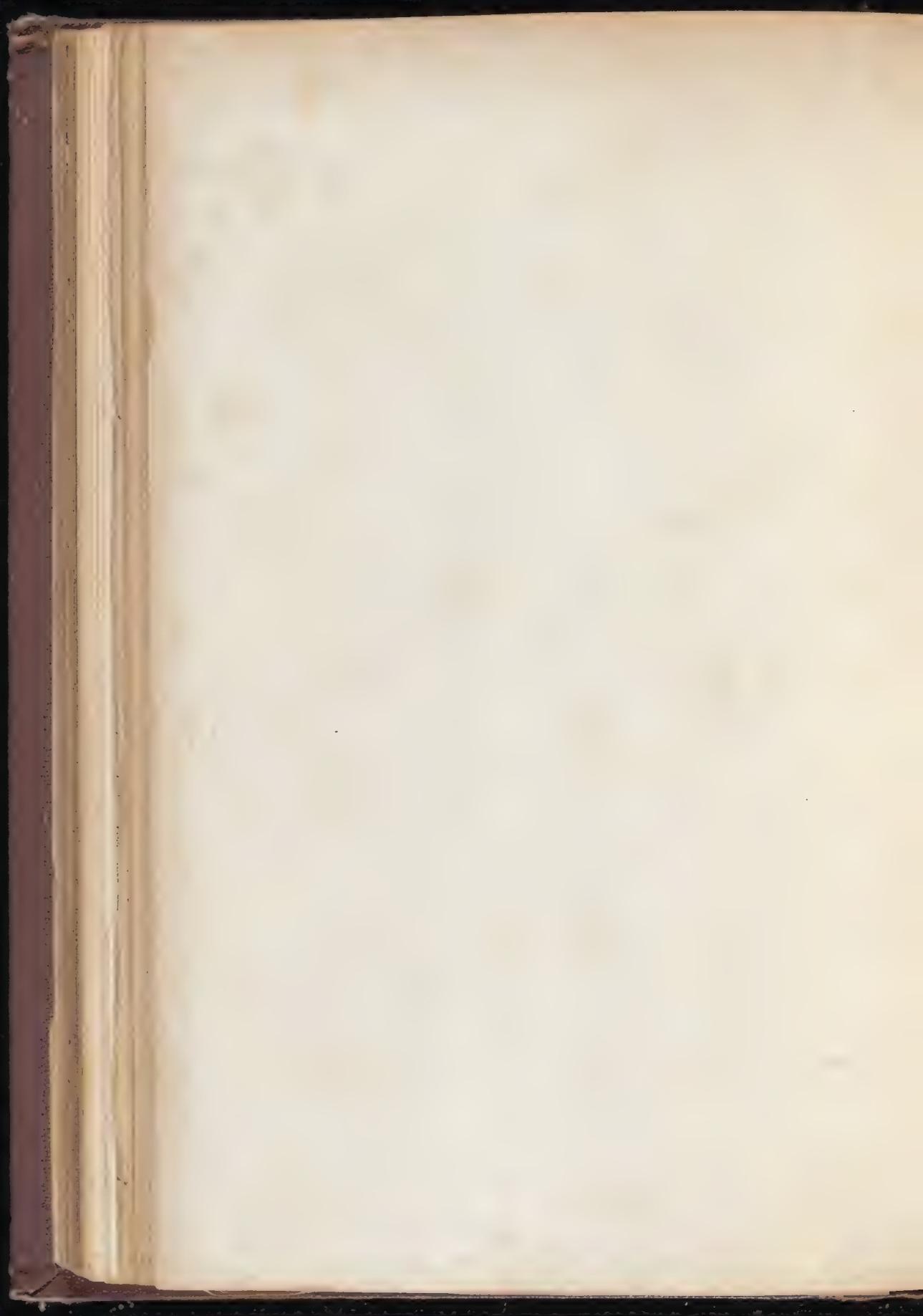
Printed by GEORGE E. FYRE and WILLIAM SPOTTISWOODE,
Printers to the Queen's most Excellent Majesty.
For Her Ma'esty's Stationery Office.

Mathias Merian und seine Topographien.

Einführung
zu den
Mittelalterlichen Bauwerken
nach Merian
gezeichnet von B. Stas.

Von
A. Reichensperger.

Leipzig,
Dr. D. Weigel.
1856.



Einleitung.

Recount the relies torn that yet remain!
Byron.

Obgleich die Besorgniß nahe liegt, daß ich dadurch gegen das literarische Decorum verstoße, kann ich doch nicht umhin, Gegenwärtiges mit einem mir selbst entlehnten Citate zu beginnen.

„Für die jungen Architekten insbesondere — so heißt es in meiner Einleitung zu dem Gothischen Musterbuche von Stas und Ungewitter*) — möchte ich noch einen Rath hier niederlegen, welcher sich an das zuvor hinsichtlich der Benutzung der alten Bilder Gesagte anreihet oder vielmehr nur eine speciellere Anwendung davon macht. Ich meine nämlich, sie sollten sich recht emsig nach alten Ansichten von Städten und Gebäuden umthun und auf das Studium derselben eine besondere Sorgfalt verwenden. Vor Allem ist zu diesem Zwecke Merian's Topographie zu empfehlen, ein Werk, auf welches unsere Nation alle Veranlassung hätte, stolz zu sein, und das sie wohl nur um deswillen so gut wie ignorirt, weil sie darin zugleich, wie in einem Spiegel, ihr Unglück und — sagen wir es nur gerade heraus — ihre Schmach erblickt. Es ist bereits von mir darauf hingewiesen worden, wie diese zahllosen Abbildungen, indem sie uns in ihrer anspruchslosen Wahrhaftigkeit die ehemalige monumentale Herrlichkeit der deutschen Nation vor das Auge führen, so recht dazu geeignet sind, unser Nachdenken über den so traurigen Wechsel der Dinge und dessen Ursachen zu wecken. Unsere Baubeflissenen mögen hier an den Wälfern von Thürmen und Monumenten aller Art, an dieser Ueberfülle der malerischsten Baugruppen, an diesen so phantastischen, und doch immer so gezeichneten Formen und Combinationen sehen, wie Deutschland, ja Europa aus der bildnerischen Hand des Mittelalters hervorge-

*) Abgedruckt in meinen Vermischten Schriften über chrisl. Kunst, S. 168—196.

gangen ist, und dann vergleichen, was die „Aufklärung“ der Classificis-
mus, der intelligente Staat, die Academien und die Bücherweisheit, mit
Hülfe der Baupolizei und der Stadtbaumeister, im Verfolge daraus ge-
macht haben — und es werden ihnen, denke ich, die Augen darüber auf-
gehen, wohin wir mit all den besagten Errungenchaften, in ästhetischer
Hinsicht wenigstens, gekommen sind, und was uns noch bevorsteht, wenn
es auf diesem Wege weiter gehen sollte. — Sehr instructiv würde es
sein, wenn die Bauschüler einzelne Bauwerke und Gruppen aus Merian
kunstgerecht im Großen ausführten und nach den vorhandenen Andeu-
tungen profilierten. Sie würden sich so allmählig in die Bildungsgesetze
der Alten hineinfinden und namentlich sich daran gewöhnen, ihre Erfin-
dungsgabe innerhalb gewisser Schranken zu halten; zugleich aber wäre
dies auch der naturgemäße Weg, sich in der Geschichte der deutschen
Baukunst näher zu orientiren und dieselbe Fleisch und Bein gewinnen
zu machen.“

Da diese Worte zu gegenwärtigem Unternehmen die Veranlassung ge-
geben haben, so entspreche ich um so bereitwilliger dem an mich ergangenen
Wunsche, das Publicum mit Merian und seinem Wirken in etwas näher
bekannt zu machen. Was die persönlichen Verhältnisse des Künstlers be-
trifft, so ist meine Aufgabe dadurch eine verhältnismäßig einfache, daß die
Quellen, aus welchen man schöpfen kann, überaus spärlich fließen, was
doppelt befremden muß, da die Thätigkeit Merian's so vielseitig und aus-
gebreitet war. Wie sehr ich mich auch bemüht habe, Näheres zu ermitteln,
über die neuerdings in das Nagler'sche Künstlerlexicon übergegangenen Auf-
zeichnungen Sandrart's und Füssli's hinaus wollte eine besonders erheb-
liche Ausbeute sich nicht ergeben. Einer mir brieftlich zugegangenen Runde
gemäß, soll vor 20—30 Jahren in Nürnberg ein Herr von Haller mit der
Abschrift einer Monographie über Merian beschäftigt gewesen, während
des Sammelns aber gestorben sein; es ließe sich vielleicht eine nähere Spur
des von ihm bereits Zusammengebrachten ermitteln.

Der Vater unseres, im Jahr 1593 zu Basel geborenen Mathias Me-
rian war Walter Merian, Rathsherr daselbst. In seinem 16. Jahre kam
Mathias zu dem Kupferstecher Th. Mayer nach Zürich, um das Kupfer-
ägen unter seiner Leitung zu erlernen. Nachdem er hier ungefähr vier Jahre
zugebracht hatte, erhielt er einen Ruf nach Nancy, wo er nach de la Ruel-
le's Zeichnungen das Leichenbegängniß des Herzogs Heinrich stach, ging
dann nach Paris, und endlich zurück nach Basel. Bald nachher finden wir
ihn in Stuttgart; in Gemeinschaft mit Brendel von Straßburg „brachte er
hier die damaligen fürstlichen Kindtauf-Solennitäten in Kupfer“. Von
dort aus bereiste er die Niederlande und begab sich alsdann nach Frankfurt
am Main. In dieser Stadt machte er die Bekanntschaft des Verlegers

Theodor de Bry, welcher gerade mit der Herausgabe eines großen Reisewerks über Indien beschäftigt war, folgte demselben in seinen Wohnort Oppenheim und leitete dort die Anfertigung der dazu gehörigen Abbildungen. Bald sollten ihn zartere Bande an de Bry fesseln; er verliebte sich in dessen älteste Tochter, „bis er sich endlich gefangen vermerkt, und die vorhabende Italienische Reis mit einer hochzeitlichen Heirathsfestivität verwechselt worden.“ Nach seiner Verheirathung zog Merian nach Basel, von wo aus er viele Ausflüge mache, um den Stoff zu landschaftlichen Darstellungen, welche seine Hauptbeschäftigung bildeten, zu sammeln; die Abbildungen aus der Gegend von Heidelberg und Stuttgart, dem Bisithum Basel, sowie die bei Aubry in Straßburg erschienenen, nach der Natur gezeichneten Gegenden (Novae regionum amoenissimarum delineationes) stammen aus dieser Zeit. Es zeigt sich in diesen Landschaften, besonders in den letzteren, ein feines Verständniß für Natur wie für Kunst; das Poetische in des Künstlers Seele weht uns hier, bald aus dem zarten Baumschlag, bald aus den lieblichen Fernen, oder den malerischen Gruppen noch in voller Frische an, wenngleich allerdings auch jetzt schon das mechanische Zurechtmachen vielfach aus seinen Arbeiten hervorbliekt. Leicht möchte auch wohl die Rücksicht auf Gelderwerb sich einigermaßen gebieterisch dabei gestellt machen, da er für nicht weniger als 8 Kinder, 3 Söhne und 5 Töchter, zu sorgen hatte. Im Jahre 1640 erweiterte sich Merian's Wirksamkeitskreis bedeutend durch die Uebernahme der Buchhandlung seines Schwiegervaters, die von nun an die Merian'sche Firma und als Bignette einen Storch mit einer Schlange im Schnabel (Ciconia Meriani) führte.*). Auf die grossartigen Werke, welche aus diesem Verlage hervorgingen, werde ich weiter unten näher zurückkommen; wir sehen hier Kunst, Handwerk und Speculation zu Einem Zwecke vereinigt, sich wechselseitig in die Hände arbeiten. Ueber die einzelnen Vorkommnisse in Merian's Leben, seine Leiden und Freuden, kann, wie schon oben angedeutet, nicht viel berichtet werden; aus voller Thätigkeit rief ihn der Tod in seinem 58. Lebensjahre ab, und zwar ereilte ihn derselbe in dem Badeorte Schwalbach, bei dessen Heilquellen er Genesung gesucht hatte. Von jehher war Schwalbach ein Lieblingsaufenthalt von ihm gewesen, wie er denn auch eine Abbildung des

*). Die Beziehungen der auf dem Umschlage gegenwärtiger Publication befindlichen Darstellungen bedürfen nach dem Obigen wohl nicht erst einer näheren Erklärung. Jeder irgend Kundige wird sich da Alles leicht zu deuten wissen. Auch die Rückseite könnte Niemanden im Zweifel lassen, am wenigsten darüber, welchen Geistes Kinder es sind, die sich auf derselben gegen das Schild des ehrsamen Steinmezzergewerkes ereifern, wenn sie nicht so gar phantastisch gehalten wären. Der Zeichner scheint einen Augenblick vergessen zu haben, daß das phantastische Element sich am wenigsten mit der modernen Auflärung verträgt.

Ortes in seine Topographie aufgenommen hat.*). Es ist interessant, die schlichte, gemütliche Umgebung der Hauptquelle und die als Staffage benutzten Gurgäste von damals, wie wir sie unter einer Laube am Brunnen im Gespräch erblicken, so wie die Ruhepunkte, wo unser Künstler selbst sich zum letzten Male an Luft und Landschaft erquicken sollte, näher ins Auge zu fassen und das Alles mit dem heutigen Apparate in Vergleich zu stellen. Auch als Mensch und Bürger scheint Merian die allgemeine Achtung genossen zu haben. „In seinem Leben hielt er sich tugendhaft und christlich, achtete die weltlichen Ueppigkeiten ganz nichts, sondern diente Gott und seinem Nächsten; hielt die Tugend vor Augen und für sein Summum bonum oder höchstes Gut in dieser Welt“. — In ähnlicher Weise charakterisiert ihn ein Nachruf seiner Freunde, welcher sich auf der Rückseite seines Porträts (ein Brustbild, die rechte Hand hält einen Kupferstich von M., das Urtheil Salomonis darstellend) befindet, und wahrscheinlich als eine Art Todtenzettel vertheilt worden ist. Da das Blatt sehr selten und zudem bei Nagler nicht ganz correct wiedergegeben ist, so lasse ich den Text hier folgen. *Memoria Meriana sive Epicedia in praematurum et luctuosum obitum viri egregii et artium celebritate nominatissimi Domini Mathaei Meriani civis Francofurto-Moenani bibliopolae ac caelatoris ingeniosissimi, qui curandae valetudinis ergo ad alecidulas Sualbaco-Cattimeliboceas profectus, annam ibi 19 Junii Deo creatori ac servatori suo reddidit, cuius corpus Francofurtum revectum 22 ejusdem anno 1650 ad D. Petri tumulatum est. Scripta ab amicis. Francofurti cura et impendio Wolfgangi Hofmanni.* Das gut gestochene Bildnis zeigt uns einen schönen, zugleich kräftigen und sinnigen Kopf; das in Sandrart's Werk enthaltene macht denselben gegenüber fast den Eindruck einer Caricatur, wie denn überhaupt die in der „deutschen Academie“ mitgetheilten Porträts sich durchweg als Dutzendwaare zu erkennen geben. Matthias Merian hinterließ 3 Söhne und 5 Töchter. Von Ersteren ergaben sich zwei, Matthias und Caspar, der Künstl.; der dritte, Joachim, war Arzt. Caspar Merian (geb. 1627) trat, in künstlerischer Hinsicht, zunächst in die Fußstapfen des Vaters, während Matthias d. j. (geb. 1621) sich vorzugsweise der Porträtmalerei widmete, in welcher er sich unter J. Plepp's und J. v. Sandrart's Leitung, welcher letztere ihn auch mit nach Holland nahm, ausgebildet hatte. Er setzte, nachdem er viel auf Reisen gewesen, die großen Unternehmungen seines Vaters, dessen Geschäft er schon während seiner letzten Krankheit geführt hatte, insbesondere das *Theatrum Europaeum*, fort. Irrthümlich schreibt ihm Nagler, auf die Autorität von Hüsgen und Faber hin, die vier großen Platten zu einem Plane der Stadt Frankfurt zu, da dieser

*). *Topogr. Hassiae*, S. 72—76.

Plan, wie G. Th. Reiffenstein nachgewiesen*), nicht im J. 1682, sondern bereits 1628 seine Entstehung gefunden und darauf in drei Ausgaben (1682, 1761 und 1766) mehrfache Veränderungen erfahren hat. Von den Töchtern des älteren Math. Merian ist besonders der Maria Sibilla, Ehegattin des Nürnberger Malers Johann Andreas Graf zu erwähnen, da dieselbe sich einen Namen als Aquarellmalerin erwarb. Sie machte mit ihrer Tochter Johanna Helena von Amsterdam aus, wo sie lebte, eine Reise nach Surinam, deren Ergebnis ein Prachtwerk im Realfolio mit 60, Inseeten darstellenden Kupferstafeln war, welches jedoch ihre Tochter später mit einem Anhang vermehrte. Beide Frauen, sowie noch eine zweite Tochter der Maria Sibilla M., Maria Helena, malten Stillleben, Schmetterlinge, Inseeten u. dgl. Graf starb im J. 1701 zu Amsterdam, 64 Jahre alt, 16 Jahre später seine Frau, und zwar als Anhängerin der in Westfriesland gestifteten Labbadistischen Secte. Der Sohn und Erbe des jüngeren Mathias Merian, Johann Mathias, machte als Pastellmaler Glück; er wurde churmainzischer Rath, in den Adelstand erhoben und erwarb nicht wenig durch Porträts von hoher Personen. Er starb 1716 mit Hinterlassung eines einzigen Kindes, einer Tochter nämlich, welche sich mit Gosander, Joh. Friedr. Freiherrn von Göthe, einem Schweden von Geburt, verheirathete, zweifelsohne verlockt durch die tönenden Titel des Mannes, der im Grunde ein frivoler Abenteurer war. Schon im Jahre 1692 finden wir ihn als Architekten am Brandenburgischen Hofe angestellt; 1699 ward er bei demselben, nachdem er zuvor Frankreich und Italien bereist hatte, als Hofbaumeister angestellt, 1709 endlich als Hofbaudirector, in welcher Eigenschaft er den Bau der Kuppel und zweier Flügel des Charlottenburger und des dem Lustgarten zugekehrten Theiles des Berliner Schlosses leitete. Nebenher waren ihm die Chargen eines Hauptmanns und sogar eines Generalquartiermeisters der Armee zu Theil geworden. Mindestens so bedeutend wie seine Kunstbegabung war sein Talent für Intrigue; der geniale Architekt und Bildhauer Schlüter ward u. A. ein Opfer derselben. Seine dissolute, verschwenderische Lebensweise führte endlich seinen eignen Ruin herbei; das Merian'sche Erbgut, die Frucht des Talentes und des angestrengten Fleisches, ward in alle Wege verschleudert. Im Jahre 1723 starb Gosander von Göthe in Dresden als sächsischer General; zu guter Letzt hatte er noch versucht, durch alchymistische Studien und Experimente seinen zerstürten Verhältnissen wieder aufzuhelfen. Glücklicherweise konnte in dem durch diesen Schwindler herbeigeführten Schiffbruche, dem selbst die Merian'schen Familienpapiere nicht entronnen zu sein scheinen, Eines wenigstens nicht untergehen: der Ruhm, der an den Hervorbringungen unseres Künstlers hafte.

*) S. Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, 1853, 5. Heft, S. 125—131.

Eine Aufzählung seiner sämmtlichen Arbeiten würde außerhalb des Rahmens gegenwärtiger Einleitung fallen; es müßte ihr übrigens auch eine Sichtung des wirklich von seiner Hand Herrührenden von dem ihm fälschlich Zugeschriebenen oder blos unter seiner Leitung Ausgeföhrten vorangehen, zu welcher mir die erforderlichen Materialien abgehen. Indem ich mich daher darauf beschränke, im Allgemeinen auf das in Nagler's Künstlericon enthaltene, der Berichtigung und Ergänzung allerdings noch sehr bedürftige Verzeichniß hinzuweisen, wende ich mich zu demjenigen Werke, welches für sich allein schon hinreichen würde, um den Namen Merian auf die fernste Nachwelt zu bringen — zu seiner Topographie.

Der Gedanke einer illustrierten Geographie war kein neuer. Die Schedelsche Chronik hatte dazu für Deutschland, als Druckwerk wenigstens, den ersten Anstoß gegeben. Dieses Werk ist mit vielen Holzschnitten ausgestattet und zwar mit wahren Meisterstücken, höchstwahrscheinlich von der Hand des Nürnberger Malers Wohlgemuth. Diese Abbildungen machen indeß auf Naturwahrheit auch nicht entfernt Anspruch; den Traditionen der hieratischen Monumentalmalerei sich anschließend, trachtete der Künstler weniger dahin, die Dinge selbst, als Typen, Symbole derselben darzustellen; das Individuum verschwindet gewissermaßen hinter seinen Attributen. So sehen wir in gedachter Chronik eine große Zahl von Herrscherstammbäumen und Porträts aus der vorchristlichen Periode bis zu der Fabelzeit hinauf ganz so gegeben wie auf den Farbenfenstern der gothischen Cathedralen — Alles trägt mittelalterliches Costüm; derselbe Holzstock dient für Nebukadnezar, Augustus und Karl den Großen; Troja und Lacedämonia sind gothische Städte und führen den Doppeladler im Wappenschild über ihren Thoren; Paris, Mainz und Carthago erscheinen so ziemlich gleichmäßig stylisiert; nur ab und zu, namentlich bei italienischen Städten (Benedig, Florenz, Rom), taucht irgend ein hervorragendes Bauwerk auf, welches an ein wirklich vorhandenes erinnert und als Symbol der betreffenden Stadt gelten soll. Der Spott über solche Unbehülflichkeit ist wohlfeil und die Critik hat damit leichtes Spiel; beide werden aber wohlthun, etwas tiefer in den Geist der damaligen Kunstubung einzudringen und letztere, im großen Ganzen, mit der heutigen zu vergleichen. Es wird sich dann ergeben, wie unendlich tief unter jener Einseitigkeit die des Naturalismus steht, welcher bald nach dem Erscheinen der Schedelschen Chronik die Herrschaft antrat. Die ungefähr ein Jahrhundert später von Georg Braun (Bruin, Bruin) zu Köln veröffentlichte „Beschreibung und Contrafactur von den vornembsten Stetten der Welt“ befundet schon in der Einleitung durch die mit sichtlicher Vorliebe zur Schau getragene classische Belesenheit (es ist da von Plato, Aristoteles, Diodorus Siculus, Biturius, Gellius u. s. w. die Rede), daß mittlerweile die Traditionen des Mittelalters durch die „Renaissance“ verdrängt worden

waren. Georg Braun, dessen Werk in deutscher, französischer und lateinischer Sprache, vier Folioände stark, zwischen 1572 und 1618 erschienen war, starb, 81 Jahre alt, zu Köln am 10. März 1622, als Dechant des Stiftes Sancta Maria ad Gradus, in welcher Kirche er denn auch begraben ward.*). Simon Novellanus, Georg Hoeffnagel und Franz Hohenberg standen dem Georg Braun als Künstler zur Seite, und zwar besorgten die beiden lebtgenannten den Stich der Bilder.**) Zweifelsohne gab das Braunschweig'sche Werk zunächst den Anstoß zu den Topographien Merian's, von welchen die erste (die Schweiz) im Jahre 1642 erschien. Darauf folgten Schwaben (1643), Baiern (1644, bei Nagler irrtümlich 1640), Elsaß (1644), die Pfalz (1645), die geistlichen Kurfürstenthümer (1646), Hessen (1646), Westphalen (1647), Frankreich (1648), Ostreich (1649,***), Böhmen, Mähren und Schlesien (1650), Obersachsen (1650), Brandenburg und Pommern (1652), Niedersachsen (1653), Braunschweig (1654), Burgund und die Niederlande (1654), Frankreich (1655 u. 1656) und sodann im J. 1672 das Hauptregister. In einigen alten Catalogen wird noch Schleswig-Holstein als im Jahre 1652 erschienen aufgeführt, ohne daß ein Preis dabei vermerkt ist. Es wollte mir bis jetzt noch nicht gelingen, eines Exemplars dieser Topographie anzutragen zu werden, und möchte ich wohl glauben, daß sie niemals die Presse verlassen hat. Die Topographie Obersachsens war die letzte von Mathias Merian selbst herausgegebene; die von Brandenburg erschien unter der Firma seiner Erben, welche sie in einer vorgedruckten Dedication vom 14. April 1652 dem Markgrafen Friedrich Wilhelm von Brandenburg widmeten. Im Jahre 1688 folgte noch die, in der Regel mit der schon im Jahre 1681 besonders erschienenen Beschreibung der Stadt Rom verbunden vorkommende Topographie Italiens.

*) Die ihm gesetzte Grabschrift sowie sein Bildnis finden sich bei Harzheim, Bibliotheca Colonensis, S. 87.

**) S. Näheres bei J. J. Merlo, Nachrichten von dem Leben und den Werken Kelner Künstler, S. 158 u. ff.

***) Einen besondern Anhang zu Ostreich bildet in der 2. Ausgabe die Beschreibung der Herrschaften Windhaag, Reichenau, Horn u. s. w., deren Einverleibung in die Topographien der Inhaber der Herrschaft Windhaag, Frh. v. Enzmüller, durch Zeiller bei Merian vermittelnd ließ. Zuerst war sie unter dem Titel: Topographia Windhagiana im J. 1656, und zwar in weit vollkommenerer Gestalt, bei Merian erschienen. Jener Enzmüller (vgl. einen Artikel des H. v. Stramberg über denselben in der Encyclopädie von Ersch und Gruber) hatte sich durch die Beamtencarriere zu einem sehr reichen und bedeutenden Herrn herausgearbeitet; er errichtete wahrhaft königliche Bauten, Stiftungen u. s. w. Die meisten der, auf seine Kosten, zur Beschreibung von Windhaag angefertigten Kupfer fehlen durchweg den in den Handel gekommenen Exemplaren; man findet sie indeß sämtlich in der Topographia Windhagiana von Fr. Hyacint Marianus (Wien, bei Voigt. II. Fol.).

Von mehreren Topographien erschienen bald neue Auflagen, so z. B. von der Schweiz im Jahre 1654, von Hessen im Jahre 1655, von Burgund im Jahre 1659; die ersten Bände hatten ursprünglich einen Anhang, welcher später in das Werk verarbeitet wurde.

Der, für jene Zeit sehr reichhaltige, alphabetisch geordnete Text ward von Martin Zeiller verfaßt, welcher i. J. 1661, 72 Jahre alt (er war geb. am 17. April 1589), als der letzte seines Geschlechts, in Ulm starb, wo er Schulinspector (Ephor) und Büchercensor war. Obgleich von früher Jugend an des rechten Auges beraubt, entwickelte er doch eine ungewöhnliche literarische Thätigkeit, besonders auf dem historischen und geographischen Gebiete; man kann ihn wohl den Büsching des 17. Jahrhunderts nennen, nur daß Büsching eine tiefergehende wissenschaftliche Bildung hatte. In Folge der von Kaiser Ferdinand II. gegen den Protestantismus ergriffenen Maßregeln emigrierte der alte Martin Zeiller nach Ulm*), wo derselbe fortfuhr, als Prediger zu fungiren. Der Sohn schrieb außer seinen geographischen Werken noch vieles Andere; bei Föcher (Allg. Gelehrten-Lexicon) finden sich Dialogen, Collectanea, Miscellanea, eine epistolarische Schatzkammer und noch Anderes aufgeführt, was dem Schreiber dieses nie zu Gesicht gekommen ist. Da im Uebrigen über seine Lebensverhältnisse nicht viel berichtet werden kann, so möchte es wohl gestattet sein, eines eigenhändigen Briefes von ihm, d. d. Strasburg den 13. July 1629 „an Herrn Johann Faulhaber Bürger und weitberümtten Mathematico in Ulm“ Erwähnung zu thun, dessen Einsicht ich der Gefälligkeit des Herrn Lemperz in Cöln zu danken habe. Zeiller nennt hier den Addressee „Johann Faulhaber, Bürger und weltberühmter Mathemateius in Ulm“ seinen „hochverehrten Präzeptor“ und bittet ihn dann, nachdem er noch eines von letzterem erhaltenen Buches über die Cometen Erwähnung gethan, um Empfehlungen für den Ueberbringer des Briefes M. Bernagger „der ist recta nacher Linz reisen und medicinae studiosus werden wirdt. Wenn der Herr (Faulhaber) etwas dahin an den Herrn Keplerum zu schreiben hätte, sollte es von Ihme mit Fleiß ausgerichtet werden.“

Was die überaus zahlreichen Abbildungen betrifft, wozu die Register in einzelnen Bänden fehlen und oft mangelhaft sind, so sind sie sämmtlich

*) S. den Anhang zur Topogr. v. Destr. S. 31, u. d. W. „Murau — — weilen seine (unseres M. Zeiller) liebe Eltern, als Herr Martin Zeiller, bey die 40 Jahr geweseter Evangelischer Pfarrer zu besagtem Ranten (Randen) und dessen Eheliche Haushfrau, Apollonia Ungeratin, zu Murau verbürgert gewesen; auch noch damaln, als Sie bei vergenommener Religions-änderung im Lande Steyer sich von daunen, und ins Reich begeben, in der langen Gassen daselbst, ein wolerbautes, und für Feuer trefflich verwahrtes Haus gehabt, so sie aber, wie es in dergleichen Fällen zu gescheiden pflegt, mit grossem Schaden, bey ihrem hinwegziehen, verkaufen müssen.“

Radirungen, eine Stichmethode, deren Einführung wohl dem Parmigiano, gewiß aber mit mehr Recht unserem A. Dürer zugeschrieben wird. Dietrich Meyer, geboren 1572 zu Egglisau, gilt als der Gründer des sogen. Merianischen Alexgrundes, weshalb ihm Mathias Merian d. Ae. denn auch aus Dankbarkeit einen Band seiner historischen Chronik widmete.*). Wie fruchtbar, fleißig und gewandt letzterer auch war, so konnte er doch ohne eine größere Zahl von Gehülfen unmöglich allen seinen Unternehmungen genügen. In erster Reihe standen seine Söhne Gaspar und Mathias, von welchen Ersterer es in der Alexkunst besonders weit, wenn auch nicht so weit wie der Vater, brachte**), sodann ein gewisser Maier aus Zürich, Sohn des Lehrers unseres Merian, und endlich Wenzel Hollar, ein überaus feinsühlender und technisch durchgebildeter Künstler. Es liegt hiernach in der Natur der Sache, daß die Arbeiten von sehr verschiedenem Werthe, in artistischer wie in technischer Hinsicht, sind; allein man braucht sie nur mit den Prospecten im Braun'schen Städtebuch, ja mit den ersten derartigen Arbeiten Merian's selbst, z. B. dem Libellus novus politicus emblematicus civitatum (8 Thle. mit je 100 Städten, Schlössern ic. 1638), zu vergleichen und man wird auf den ersten Blick den großen Fortschritt in den zur Topographie gehörigen Bildern wahrnehmen. Während die im Städtebuch mitgetheilten durchaus geistlos, trocken und eintönig sind, geben die Merian'schen fast alle eine lebendige Auffassung und ein Streben nach malerischer Wirkung zu erkennen. Besonders in der Abtönung der verschiedenen Gründe zeigt sich die Meisterhand, noch mehr aber vielleicht in der Staffage, welche vorzugsweise Kriegsszenen darstellt, wie sie die damalige Zeit in nur allzu großer Fülle und Abwechselung darbot. Auch hier wird ein bedeutender Fortschritt im Verhältniß zu den allegorischen oder Trachtenfiguren sichtbar, welche bis dahin in steifer Haltung im Vordergrund zu paradiiren pflegten. Dem Zwecke des Werkes durchaus entsprechend macht sich zwar vor Allem das Streben nach Naturwahrheit geltend; darum kann man indeß doch keineswegs mit Augler, wie schon bemerkt, den Prospecten „eine nüchtern prosaische Auffassung“ vorwerfen; vielmehr begegnet man fast überall einer derben, gesunden Realität, über welche mitunter sogar eine so poetische Stimmung sich hinbreitet, wie man sie für jene Zeit kaum für möglich halten sollte. Ich könnte Beispiele aus den sämtlichen Bänden anführen,

*) Fiorillo, Gesch. der zeichnenden Künste, II. 436.

**) Vgl. Nachrichten von Frankfurter Künstlern und Kunstsachen von Sch. Hüsgen. Frankfurt a. M. 1780, S. 50—51, und die Abhandlung von G. Th. Neiffenstein: Ueber den ursprünglichen Stich und die allmählichen Abänderungen der Platten des Merian'schen Planes der Stadt Frankfurt a. M., in dem Archiv für Frankfurter Geschichte und Kunst. Heft 5. Hüsgens Schrift findet hier eine Berichtigung.

will aber nur auf die geistlichen Kurfürstenthümer und die Pfalz hinweisen, in welcher letzteren u. A. die Darstellungen von Heidelberg und von Kreuznach mit dem anstürmenden, über den Mahefluss gezenden Kriegsheere, in Bezug auf malerische Wirkung gewiß wenig zu wünschen übrig lassen. Heutzutage „machen“ gar Viele in Poesie, die besser daran thäten, blos das Lineal zu handhaben, während bei den Alten, mit Einschluß unseres Merian, die innere Wahrhaftigkeit und Tüchtigkeit sich wie von selbst dichterisch umkleidete und gestaltete. Aus den bloßen Wappenschildern des 15. und 16. Jahrhunderis blickt mehr Phantasie hervor, als aus der Mehrheit der auf unseren Kunstausstellungen figurirenden Mondschein- und Sonnenuntergangs-Landschaften, wie verschwenderisch dieselben auch mit Farben und Effecten aller Art ausgestattet sein mögen. Eine große Zahl von Darstellungen, wie z. B. vereinzelte Bauwerke, geometrische Grundrisse, Vogelperspectiven, schloß ihrer Natur nach eine malerische Behandlung aus. Anderes von untergeordneter Art ward auch wohl von weniger erfahrenen Gehülfen ausgeführt; nichts aber in dem ganzen Werke sinkt auf eine so tiefe Stufe herab, daß die Illustrationen, womit unser heutiges gebildetes Publikum in Steindruck und Holzschnitt regalirt zu werden pflegt, auch nur in Vergleich damit gebracht werden könnten. Man ist gewohnt, die schlechte Qualität solcher Productionen der Gegenwart durch deren Wohlfeilheit zu beschönigen. Abgesehen davon, daß in Kunstsachen eine solche Entschuldigung an und für sich unstatthaft ist, greift sie thatächlich im vorliegenden Falle, gegenüber den Originalpreisen der Merian'schen Veröffentlichungen, in keiner Weise Platz, auch wenn man das inmittelst eingetretene Sinken des Geldwerthes in Ansatz bringt. Es wird für Liebhaber nicht ohne Interesse sein, von jenen Preisen, wie die alten Meßcataloge sie ergeben, Kenntniß zu nehmen. Im Buchhandel wurden die Topographien der geistlichen Kurstaaten, von Westphalen, Elsaß und Hessen zu je 2 Thlr. 8 Ggr., die von Bayern, Obersachsen und Franken zu 2 Thlr. 12 Ggr., die von Schwaben, Rheinpfalz, Böhmen (nebst Mähren und Schlesien) zu 3 Thlr., Germania inferior, Germania superior und Italien zu 4 Thlr. 8 Ggr., Niedersachsen und die Schweiz (nebst Rhätien und Bindelizien) zu 4 Thlr. 12 Ggr., Österreich, Braunschweig und Lüneburg und die verbundenen Topographien von Brandenburg, Pommern, Preussen und Westfalen zu 6 Thlr., Gallien endlich, welches aus dreizehn Theilen, in zwei gewichtigen Folianten, besteht, zu 15 Thlr. verkauft. Zieht man die Menge der Kupferplatten von so großem Format in Betracht (für die Beschreibung des Elsaß, eine der kleinsten und billigsten, wurden beispielweise deren nicht weniger als 40 aufgewendet, eine Zählung der in den Zeiller'schen Topographien [mit Ausschluß Italiens] überhaupt enthaltenen Tafeln aber ergiebt deren 2212) und nimmt man noch hinzu, welche Mühe und Arbeit der

Tert in damaliger Zeit erforderte, so wird man das eben hinsichtlich der relativen Wohlheit der Topographien Gesagte schwerlich bestreiten wollen.

Die Frage drängt sich auf, wie es möglich war, daß inmitten der Calamitäten eines der schrecklichsten Kriege neuerer Zeit, als unser Vaterland aus so vielen Wunden blutete, solche literarisch-artistische Unternehmungen ins Leben zu treten und Wurzel zu fassen vermochten, Unternehmungen, welche den großartigsten der anderen Nationen, einem Monasticon Anglicanum, einer Gallia christiana u. s. w., ganz füglich zur Seite gestellt werden können. Und unsere Topographien stehen keineswegs vereinzelt da. Es bedarf blos einer Hinweisung auf die in Ingolstadt, Nürnberg, Köln, Amsterdam, Antwerpen u. s. w. erschienenen cosmo- und geographischen, medizinischen und historischen Prachtwerke, auf den im grauen Kloster zu Berlin eingerichteten Turneyßen'schen Verlag, wo wöchentlich, zur Ernährung der Arbeiter, zwanzig Ochsen geschlachtet wurden, auf Gottfried's Archontologia cosmica, die Holstantenreihe des Theatrum europaeum und andere mehr, um zu zeigen, wie trotz Feuer und Schwert der Wissenstrieb und der angestammte Sinn für das Tüchtige, Alechte sich lebendig zu erhalten und einen gewissen Spielraum zu behaupten gewußt haben. Die hauptsächlichen Stützpunkte für diesen Geist waren die Corporationen, die religiösen sowohl als die politischen, deren Wurzelwerk dermaßen tief in die Jahrhunderte hinabging, daß ihm das Eisen so leicht nicht beikommen konnte und die Arbeit von Generationen erforderlich war, um es zu unterwühlen. Aber auch die reichen und vornehmen Privaten hielten an der von weit her überkommenen Gewohnheit noch fest, alles Gemeinnützige zu fördern, insbesondere für Kunst und Wissenschaft ihren Tribut darzubringen. Die Leute sahen damals noch mehr auf Inneres, als auf Äußereres, mehr auf den Kern als auf die Schale; sie befanden sich erst auf dem Wege zu dem von unseren Nabobs glücklich erklommenen Standpunkte der „unbedingt freien Persönlichkeit“, welche, da sie sich selbst ausschließlich zum Maßstab nimmt, das allein für wichtig erachtet, was in das Geschäft einschlägt und worin sie es am weitesten gebracht hat. Man werfe nur einen Blick auf die Wände, die Rippaschen und die Lesebibliothek der heutigen Industrie- und Börsen-Großen (auch was sonst noch in der bürgerlichen Gesellschaft durch Geburt oder Stand hervorragt, macht gar selten eine Ausnahme) oder höre ihren Gesprächen zu, und man wird keinen Augenblick darüber im Zweifel bleiben, ob die höhere Kunst und die Gelehrsamkeit unter ihren Dächern eine Zufluchtsstätte zu finden hoffen dürfen. Zufolge der fortgeschrittenen Aufklärung wissen sie durchgängig nichts Besseres zu thun, als ihren Überfluss, zum Zwecke splendorer Diners, in die Delicatessenläden wandern zu lassen, während der Stuccateur und der Tapezirer für die nöthige Kunst sorgen; die Romanenfabriken, die illustrierten Heller- und

Pfennigmagazine und die Modejournale aber pflegen den Proviant für das geistige Bedürfniß zu liefern, welches ohnehin nicht sonderlich dringend und groß sein kann, wenn man unausgesetzt den Puls der Börse in der Hand hält und die Aktienstimmung belauscht. Der Standpunkt der Tugger ist, mit Einem Worte, ein „überwundener“; in den Hotels unserer Finanzwelt ist kein Platz mehr für Bibliotheken und Kunstkammern. Diese moderne Richtung ward übrigens, nachdem das 16. Jahrhundert die Zielpunkte verrückt hatte, im 17. schon entschieden angebahnt; die Prinzipien, die sich damals entfalteten, waren weit verderblicher in ihren Folgen, als alles Unheil, welches die Kriegsfurie anrichtete. Auch das Mittelalter war stets von Waffenlärm durchdröhnt; allein nach jeder Erschütterung fand es sofort seinen natürlichen Schwerpunkt wieder; die Hemmisse weckten sogar die schöpferische Kraft und stärkten sie zu immer neuen Anläufen.

Wie sehr das leztgedachte Jahrhundert bereits seinen geschichtlichen Boden verlassen hatte, um hohlen Theorien und Schemen nachzujagen, lässt sich u. A. in recht prägnanter Weise aus einem Werke ersehen, welches in mancher Beziehung zu dem uns hier speziell beschäftigenden Stoffe steht: ich meine Joachim von Sandrart's „Deutsche Academie.“ Sandrart (1606—1688) war ein Zeitgenosse Merian's, in dessen Topographie von Italien er auch mehrere, während seines Aufenthaltes in diesem Lande aufgenommene Prospekte lieferte. In seinem gedachten Werke, wovon der erste Band 1675, der zweite 1679 erschien, geschicht zwar, wie wir bereits oben gesehen haben, unseres Merian ehrenvolle Erwähnung; es wird sogar von ihm gesagt, daß er „billig für eine Zierde und Licht aller deutschen Künstler zu seinem unsterblichen Lob genannt werden möge und nichts mehr zu wünschen wäre, als daß von allen seinen Kupfern einen Abdruck zu haben und solche zusammengebracht und gesammelt werden möchten;“ allein während seine Landschaften, Schlachten und Bildnisse, seine Kupfer zu Kieser's Thesaurus politicus, zu Gottfried's Archontologie, zum Theatrum Europaeum und andere Arbeiten von ihm sich ausdrücklich erwähnt finden, wird sein Hauptwerk, die Topographie, ganz und gar mit Stillschweigen übergangen. Bis dahin eine annehmbare Hypothese aufgestellt wird, bin ich geneigt, den Grund dieser Omission darin zu suchen, daß in leztgedachtem Werke fast nur Architekturen gothischen Styles abgebildet sind. Man könnte sich in der That schwer einen Begriff davon machen, in welch hohem Grade dem Verfasser der „Deutschen Academie“ dieser Styl antipathisch war, wenn er sich nicht selbst so bündig darüber ausgelassen hätte. Von mehr als Einem Gesichtspuncke aus scheint mir die Mittheilung der betreffenden Stelle ein Interesse darzubieten. Nachdem also von Sandrart, im Eingange seines zweiten Theiles, vorerst ganz im Sinne unserer „modernen Kunstananschauung“ den Spruch gethan, daß „die Kostlichkeit einer

Kunstfache nach der wahren, lebhaften Natürlichkeit" zu beurtheilen sei, darauf sich weitläufig über den seit dem Beginn der „Renaissance“ modisch gewordenen Rangstreit zwischen Malerei und Sculptur ergangen, wobei, nebenher bemerkt, Ersterer die Palme gereicht wird, kommt er endlich auch auf die Baukunst zu sprechen und zählt, nach Anleitung des Vitruvius, die fünf „klassischen“ Ordnungen auf. Demnächst lässt er sich wörtlich weiter vernehmen wie folgt: „Noch ist eine und die sechste Art, Gothica genannt, welche von den Alten, nach Verlust der Baukunst, an Geschicklichkeit und Verstand sehr weit abgewichen, weil sie keine richtige Ordnung, Proportion und Maß beobachtet, und eben so bald unter das Hauptthor, auf welchem die größte Last liegt, kleine schmale Säulen, hingegen in einem Lustgarten zu geringen Portalien Centner schwere Massstücke setzen. Da, sie behängt die Säulen mit Weinreben und Weinblättern, bald so dick und häufig, als ob ein ganzes Weingeberg darauf gebaut wäre, bald aber so zart, subtil und wenig, als wenn es kleine, ausgezeichnete Kartenblättlein wären. In diesem Irrgarten haben unsere alten Deutschen lang und viel gewaltet und solches für eine Zier gehalten; wie denn fast alle alten Gebäude, auch die fürnehmste, mit dergleichen Unordnung erfüllt sind. Diese Uniform haben die Gothen nach Italien gebracht. Denn nachdem sie Rom verheeret und zerstöret und fast alle Römische Künstler in selbigen Kriegszeiten umgekommen, haben sie nachgehends diese schnöde Art zu bauen eingeführet: womit sie ihnen durch ganz Wüschland mehr denn tausend Millionen Flüche auf den Nacken gebürdet und gezogen.“

Die „Aufklärung“ war damals noch im ersten Anlauf; es kannte, wie man sieht, die souveräne Verachtung des „überwundenen“ Mittelalters keine Gränzen; insbesondere war es unseres Sandrart's höchster Stolz, als deutscher Vasari zu gelten, den er denn auch, so gut es eben gehen wollte, nachhässt. Vasari hatte die Gotik als barbarisch definitiv in den Raum gethan, nachdem sie vorher von Malern und Architekten, die ihr nicht Schritt zu halten vermochten, als deutsche Kunst nach Möglichkeit discreditirt und in ihrem Siegeszuge durch Italien gehemmt worden war.*.) Da

*) Mehrmals schon (S. Die christl. germ. Baukunst u. s. w. S. 20 u. Verm. Schriften, S. 173 u. fgg.) habe ich von ebigen Punkten gehandelt, dessen nähere Erörterung mir ein besonderes culturgeschichtliches Interesse darzubieten scheint. Hier mögen nur noch einige Belege dafür folgen, daß der gothische Styl in Italien, nicht blos in der Parisis, sondern auch bei den Gelehrtenwelt, die höchste Anerkennung gefunden hatte, wenngleich man ihn als eine speziell deutsche Kunstweise betrachtete. So schreibt u. A. Aeneas Sylvius, der nachmalige Papst Pius II., ein Sienese (1405—1464), welcher auf seinen vielen Reisen Gelegenheit hatte, Vergleichungen anzustellen, in einem Briefe: „idecireo sunt meo iudicio Theutonici mirabiles mathematici omnesque gentes in architectura superant“, und etwa ein Jahrhundert später, der zu Rom lebende Priester Thomas Bezius Eugubinus: „Quid vero de architectura Germanorum dicemus, quae tanta sunt aetate majo-

müste denn auch das Gelehrtenthum Deutschlands, um nicht hinter seiner Zeit zurückzubleiben, an dem niedergeworfenen Löwen sein Mütthchen fühlen, gerade so wie es auch den Franzosen auf dem Gebiete der Literatur die unsrige verhöhnen half.

In der aus acht Folio-bänden bestehenden durch J. J. Volkmann veranstalteten zweiten Ausgabe von Sandrart's Deutscher Academie (Nürnberg, 1768—1771) findet sich der Ausdruck schon etwas gemäßigt. Wir lesen dort im ersten Bande auf S. 21 den nachfolgenden Passus: „Gothische Bauart nennt man diejenige, welche nach dem Verfalle des guten Geschmackes üblich wurde, wo weder richtige Verhältnisse, gehörige Eintheilungen, noch mit Verstand angebrachte Zierrathen anzutreffen sind. Die Gothen brachten solche nach Italien, nachdem alle guten Künstler vertrieben waren. Dieser schlechte Geschmack hat auch gar lange in unserem Deutschland geherrscht. Die vielen Thürme, als der Stephansturm zu Wien, der Münster zu Straßburg und viele Cathedralkirchen in Frankreich sind Beweise davon. Man bewundert die Festigkeit dieser Gebäude und muß einen gewissen Fleiß und Geduld in der Ausführung loben. Allein man sieht dem Ganzen doch etwas Aengstliches und Gezwungenes an. Die Zierrathen sind überhaupt an dem unrechten Orte angebracht. Mit einem Worte: es fehlte damals den Baumeistern die Wissenschaft einer klugen Disposition, welches die Seele der Baukunst ausmacht. Hätten sie überhaupt Wissenschaft besessen, so würden sie unser Jahrhundert an Fleiß und

rum nostrorum, ut templorum structurae in Italia fierent ad exemplum Germanicorum.“ — Wie sehr, selbst noch inmitten der rückläufigen Strömung nach der heidnischen Kunst hin, die Überzeugung von der unvergleichlichen Schönheit des mittelalterlichen Baustyles wurzelte, und wie bewußt dieselbe war, ergibt u. A. ein Passus aus dem Epitome rerum germanicarum (c. 67), verfaßt von dem zu Schlettstadt im J. 1450 geborenen Priester Jacob Wimpheling, einem eben so tüchtigen Gelehrten als fruchtbaren Schriftsteller. Da ich es für nützlich erachte, solche Zeugnisse wieder in Umlauf zu setzen, so möge auch diese Stelle hier Platz greifen: Argentinense templum et turris in eo aedificata abunde demonstrant. Hac una structura nihil in universo orbe crediderim esse pretiosius, nihil excellentius. Quis satis mirari, satis laudare potest Argentinensem turrim, quae caelatura, statuis, simulacris, variarumque rerum effigie omnia Europae aedificia facile excedit? Turris altitudo excedit numerum quingentorum et quindecim cubitorum; miraculum est tantam molem in tam altum attolli potuisse; qui si isti a laudatis auctoribus laudati artifices reviviscerent? Scopa, Phidas, Ctesiphon, Archimedes? profecto in Architecturae disciplina, se victos esse a nostris vel palam faterentur; atque hoc opus Dianaë Ephesiae templo et pyramidibus aegyptiacis, atque his omnibus, quae inter septem miracula numerantur, longe anteferrent! — Welch ein Sprung bis zu Sandrart! Man vergleiche noch, was Aeneas Sylvius (De ritu, situ, moribus et conditione Germaniae, in dessen Opera omnia, Basil. 1511. fol. Cap. 9, 16 u. 27) über Straßburg, Wien und Nürnberg, sowie was Petrarcha (Opera omnia. Basil. p. 576) in Betreff des Domes zu Köln sagt. Ob vielleicht solche ausländische Stimmen einen Eindruck auf die deutschen Verächter der Gethik machen? —

an solider Bauart übertroffen haben.“ So weit der Herausgeber Sandrart's, des vielgesieierten Vaters der deutschen Academien. Seiner Grundanschauung sind die heutigen Academiker, wenngleich ihr Ton noch immer mehr sich herabstimmt, treu geblieben. Hat doch noch in neuester Zeit W. Lübbe in der von ihm verfaßten Geschichte der Architektur (S. 379) sein Verdikt dahin abgegeben, daß der gothische Styl „weder der natürliche, noch der nationalste, noch auch der für unser Klima und unsere Verhältnisse passendste“ sei! — es fehlt ihm eben, wie auch schon die Academiker der Zopfzeit gemeint, die Weihe der Wissenschaft, da ja selbstverständlich in den Zeiten des Mittelalters von „Wissenschaft“ keine Rede sein konnte.

Es ist natürlich ein vergebliches Beginnen, mit Gründen solchen „Anschaungen“ beizukommen; haben doch sogar ganze Generationen kein Auge für die Evidenz der Thatachen gehabt! Ein Sandrart wandte noch umher unter den wunderbaren Hervorbringungen der gothischen Kunst; in Tausenden von Abbildungen, die ihn stets umgaben, spiegelten sie sich zurück: und trotz allem dem solch stupider Hohn über diese Kunst! — Einigermaßen ist indeß doch zur Zeit das Miasma geschwunden; es beginnt anderes Weiter zu werden. Und so möchte denn vielleicht der Versuch kein ganz vergeblicher sein, dem alten, so lange vergessenen und verschollenen Merian, und mit seiner Hülfe der vaterländischen Architektur, deren Gebilde sein Stichel so treulich wiedergegeben, abermals Bahn ins Volk zu brechen und in demselben eine Stätte zu bereiten. Man redet so viel von Nationalruhm, Nationaldenkmälern, Nationalwerken und was dergleichen mehr ist; an jedem Hause, worin ein mehr oder weniger großer Mann das Licht der Welt erblickt, soll dies — so lautete ein Vorschlag, der die Runde durch Deutschland gemacht hat — der Mit- und Nachwelt durch eine Marmortafel verkündet werden, und so wird man denn auch wohl die ürvollen Schatzkammern, welche das Merian'sche Nationalwerk birgt, endlich wieder einmal einer näheren Aufmerksamkeit würdigen! — Hat aber einmal die bessere Erkenntniß sich wieder eingestellt, so wird ihr auch hoffentlich die entsprechende That auf dem Fuße folgen. Man wird sich bestreben, das was noch an Originalien zu den Merian'schen Bildern sich zu uns herübergetragen hat, wiederherzustellen und zu erhalten, die weiten Breschen, welche die letzten Jahrhunderte in unsere thurmgekrönten Städte gelegt, wieder auszufüllen und letzteren jenes „lustige“ Ansehen zurück zu geben, welches die älteren Reisebeschreiber ihnen nachzurühmen pflegen und wovon dermalen höchstens nur noch in den Wirthshäusern etwas zu vermerken ist. Ja, vielleicht läßt sich sogar die Polizei, die bis heran stets ganz besonders bemüht war, Altem und Jedem den Stempel der Langweile aufzudrücken, in Berücksichtigung des in gewissen Regionen eingetretenen Umschwunges herbei, ihren mächtigen Arm, auch auf diesem Gebiete, der

Reaktion zu leihen. Sie hat die Leute so lange genöthigt oder doch veranlaßt, häßliche und eintönige Straßen herzurichten, daß es in der That für sie wohl an der Zeit wäre, für ihre vielen und schweren ästhetischen Sünden dadurch „Buße“ zu thun, daß sie den entgegengesetzten Weg einschläge; daß sie beispielsweise alle Eigenthümer von Häusern nöthigte, außer der schwarzen Nummer noch irgend ein gemaltes oder gemeißeltes Emblem auf deren Vorderseiten anzubringen; daß sie nur in der Straße vorhangende Wirths- und Kaufmanns-Schilder aus kunstreich geschniedetem, bemaltem und vergoldetem Eisen (vorbehaltlich der freien Passage für Heu-, Post- und andere Wagen) duldet, daß sie auf Erker, hohe Giebel, Zinnenkrönungen, Kreuzfenster, gesundes zu Tage liegendes Material Prämien segne, deren Betrag von den Tünchern, den Glatt- und Gleichmachern zu erheben wäre und was dergleichen mehr ist. Sie muß sich freilich auf ein entzückliches Halloß gefaßt machen; denn der „gebildete“ Philister, der keine Miene verzicht, wenn man ihn von oben herab anhält, sich und seine Umgebung zu verunstalten, findet sich überaus unangenehm durch das Gegenheil berührt. Ganz abgesehen aber von der in Folge solcher Bußübung zu erwartenden Aufregung wird es wohl das Beste sein, der Polizei dieselbe unter der Bedingung zu erlassen, daß sie den Fuß ganz und gar aus dem Reiche des Schönen zurückzieht; die Diät, welche sie vorzuschreiben pflegt, ist, auf dem in Rede stehenden Gebiete wenigstens, eher geeignet, Krankheiten zu erzeugen, als zu heilen. Alrind wo sonst richten die Surrogate, an denen unsere Zeit so überschwenglich reich ist, größeres Unheil an; und die Polizei, wie überhaupt der größere Theil der burokratischen Maschinerie, deren Blüthe sie darstellt, ist im Grunde auch nur ein Surrogat für die freie Selbstthätigkeit der einzelnen Bürger oder Körperschaften. Aus dieser Freiheit sind alle die Gebilde, welche Merian's Werk an uns vorüberschafft, gleichwie einer höheren Lebensordnung angehörige Crystalle und Korallen aufgewachsen, immer neue überraschende Gestaltungen annehmend, bis dahin das Neuhidenthum und seine eigenste Ausgeburt, der absolute Staat, den inneren Lebenstrieb ins Stocken brachte, und denselben seine Abstraktionen und seine Machtgebote substituierte.

Man pflegt dem gothischen Style nachzusagen oder vorzuwerfen, daß, so wie er auf dem Boden der Kirche seine Entstehung gefunden habe, er auch nur für ihre Bedürfnisse wahrhaft zweckentsprechend sei. Hoffentlich wird die nähere Bekanntschaft mit demjenigen, was unter dem Einfluß jenes Styles während vier Jahrhunderten an Civil- und Kriegsbauten errichtet worden ist, etwas zur Beseitigung dieses Vorurtheils beitragen, sofern überhaupt der Wille vorhanden ist, sich belehren zu lassen. Vergleicht man nur die Schlösser, die Rathhäuser, die Stadtthore, kurz alle nichtkirchlichen Zwecken dienende Bauwerke auf den Abbildungen Merian's mit den

in den letzten Jahrhunderten errichteten, so kann man, wenigstens was die Totalwirkung betrifft, unmöglich zweifelhaft bleiben. Und nicht blos die einzelnen Bauwerke in ihrer so malerischen, ungezwungenen Gruppierung, sondern auch die Städte, als Ganzes betrachtet, bekunden jene hohe, den Stoff wie die Form nach allen Richtungen hin beherrschende Meisterschaft, die, ihres Prinzipes und ihres Ziels sicher, das Auge überall hat, alle Verhältnisse abwiegt, und das Recht des Kleinen sowohl als des Großen zu wahren weiß, ein Ziel, welches auch die Staatenkünstler des Mittelalters stets anstreben (durchweg allerdings mit weniger Erfolg, als die Meister der bildenden Künste), und das wir, ungeirrt durch alle Wechselseiten, immer wieder aufs Neue ins Auge fassen müssen.

Ein Hauptzweck der nachfolgenden Blätter besteht nun darin, zu der obgedachten Vergleichung anzuregen und dieselbe zu erleichtern. Bei der Menge von Blättern und Gegenständen und bei dem kleinen Maßstabe, in welchem das Beste sich dargestellt findet, ist ein schon sehr geübtes Auge dazu erforderlich, um das Bedeutendere auszulesen und in seiner Eigenthümlichkeit zu fassen. Dazu kommt, daß die Details nur höchst flüchtig angedeutet werden konnten, ja daß theilweise sogar schon zu Merian's Zeit das Verständniß für dieselben erloschen war. Die feste Hand des Meisters Starz, welcher ganz und gar in diesen Kunstschröpfungen des Mittelalters lebt, so daß er sie gewissermaßen in sein Fleisch und Blut umgewandelt, hat hier nachgeholfen. Er war dabei sichtlich bemüht, von jeder Pedanterie und Buchstabendienerei sich ferne zu halten und nur das Wesenhafte sich und Anderen zu vergegenwärtigen. Gar Manches beruht natürlich nur auf Conjectur; der Sachkenner wird aber leicht wahrnehmen, daß die tiefere, aus den allgemeinen Bildungsgesetzen der Gotik sich ergebende Unterlage darum doch niemals fehlt.

In der sogenannten malerischen Behandlung liegt eine große Gefahr für die Ausbildung des architektonischen Sinnes, bei den Künstlern sowohl, als bei den Laien. Der momentane Reiz, welchen sie bietet, schlägt nothwendig in das Gegentheil um, sobald man inne wird, daß es an jener technischen Kenntniß fehlt, die von jedem Detail und seiner Beziehung zum Ganzen Rechenschaft zu geben weiß. Unsere Academiker mögen daher lieber mit ihren Casernenbauten fortfahren, und die Schönheit darin suchen, daß sie möglichst viele Fenster auf einer möglichst großen, übertünchten Fläche, in möglichst gleichen Distanzen anbringen*), als daß sie mit ihren technischen Mitteln dem Pittoresken sich zuwenden. Die künstlichen Ruinen

*) Von allen neueren Bauten möchte wohl dem oben bezeichneten academischen Ideale am nächsten der in Köln am Rheinufer eben erst errichtete Eisenbahnhof kommen, der jedenfalls den Ruhm ansprechen kann, der alten Stadtfaçade, wie sie einen Antonius von Worms und einen Hollar zu ihren Prachtbildern begeisterte, den Gnadenstoß gegeben zu haben: Alles natürlich unter Genehmigung der verschiedensten hohen Behörden!

und die modernen Ritterburgen in den Parks unserer Großen stehen als abscheuliche und warnende ErempeL da. Lieber die lahme, lederne Prosa, als eine in allerhand erborgten Farben schillernde, innerlich hohle, unwahre Poesie! Es ist dies die Quelle der falschen Romantik, welche der echten so sehr Eintrag thut. Lasse man sich also durch die ansprechenden Bilder zu keinerlei Phantasterei verlocken; die höhere Kunst ist mit nichts dadurch bedingt, daß man den concreten Boden der wirklichen Welt verläßt. Allem Maschinen- und allem Industrie- und Börsenjammer zum Trotz steckt die Gegenwart noch voll von Poesie; es handelt sich nur darum, sie zu erfassen und zu fixiren. Es ist Poesie in dem Wimpel, womit der Wind sein neckisches Spiel treibt, wie in dem Riesendampfboote, welches die Meere durchfurcht und mit der Präzision einer Uhr in eine Bucht der anderen Hemisphäre einläuft — der faule Fleck liegt anderswo. Doch kehren wir zu unserem Bilderbuche zurück. Dasselbe hat, wie schon angedeutet, nur einen allgemeineren Zweck, den Zweck, eine Anregung zu gerechterer Würdigung dessen was unsere Altvordern geleistet, zu geben; dem Volke, wenn auch nicht direkt seine Kunst zurückzuerstatten, so doch die Erinnerung an das was sie war, wieder aufzufrischen; den praktischen Architekten endlich Motive vorzuführen, die je nach Art und Bedürfniß, in dieser oder jener Umgestaltung seinem Zwecke dienen und ihm das Schaffen im Geiste der Alten erleichtern mögen. Insonderheit gilt letzteres hinsichtlich der noch so sehr im Argen liegenden bürgerlichen Baukunst. Diejenigen, welche mehr ins Detail der äußeren und inneren Construction einzudringen wünschen, glaube ich hier noch auf ein Werk aufmerksam machen zu müssen, dem ein deutsches Seitenstück sehr zu wünschen wäre, auf die von A. Verdier und J. Cattois unter dem Titel: *Architecture civile du moyen âge et de la Renaissance* veröffentlichte Sammlung, welche ihrem Abschluße nahe ist.*.) Herr Verdier, einer der begabtesten jüngeren Architekten Frankreichs, hat selbst die meisten Zeichnungen, welche er mittheilt, an Ort und Stelle aufgenommen. Da der in unserem Vaterlande eine so bedeutende Rolle spielende Backsteinbau in diesem Werke wenig vertreten erscheint, dessen genaueres Studium aber unerlässlich ist, wenn unsere Wohnungen wieder nach alter Weise gebaut werden sollen, so ergreife ich diese Gelegenheit, um auf einen eben erschienenen werthvollen Beitrag zu der betreffenden Literatur: „Norddeutschlands Backsteinbau im Mittelalter von A. Eissenwein“ (Carlsruhe bei Beith), mit vielen theilweise colorirten Abbildungen, aufmerksam zu machen. Die Beachtung der Eigenthümlichkeit des Materials ist eine der unerlässlichsten Bedingungen eines jeden guten Bauplanes. Ich kann nicht

*) Eine ausführlichere Anzeige über dies bei Didron in Paris erscheinende Prachtwerk findet sich in meinen Vermischten Schriften, S. 281 - 289.

umhin, dies für einen Fundamentalsatz zu erachten, wie wenig auch der Aufschwung, welchen in Berlin, im Schatten der dortigen Bauacademie, die Fabriken für Architektureile und Ornamente aus Zink nehmen (nicht weniger als 13 solcher Anstalten sind zur Zeit in voller Thätigkeit), demselben das Wort zu reden scheinen.

Wie mancherlei Wünsche ich vorstehend auch bereits an das Merian'sche Werk gefügt habe, so kann ich doch nicht umhin, Einem noch Ausdruck zu geben, auf dessen Erfüllung ich sogar einen ganz besonderen Werth lege. Es geht dieser Wunsch aber dahin, daß die lebende Generation ein dem Merian'schen verwandtes, dasselbe zu ergänzen geeignetes Unternehmen begründen möge. Ich sage abschlich: „die lebende Generation“, da dem Unternehmen, welches mir vorschwebt, ein Einzelmensch wohl schwerlich gewachsen sein dürfte. Im Allgemeinen an die Topographien Merian's sich anreichend, würde es einerseits einen beschränkteren Gesichtskreis haben, andererseits aber weit umfassender sein, als jene. Was ich meine, ist mit Einem Worte eine bildliche Darstellung und Beschreibung aller bedeutenderen Baudenkmäler christlichen Ursprunges auf dem Gebiete des weiland Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation, etwa bis hin zum Beginne des 17. Jahrhunderis. Das topographische und geographische Moment hätte darnach zu Gunsten des Monumentalen zurückzutreten; während bei Merian in kleinem Maßstabe gezeichnete Prospekte die Regel bilden, würden hier vereinzelte Gebäude oder Gebäudegruppen mit Detailzeichnungen, anspruchslos aber correct ausgeführt, zu geben sein. Es hätten die früher angefertigten Abbildungen und das in der Wirklichkeit noch Vorhandene sich wechselseitig zu ergänzen, oder insofern jede Spur eines Bauwerkes verschwunden ist, jene Abbildungen allein einzutreten, natürlich von stylkundiger Hand in einem Maßstabe reproduciirt, der das nähere Verständniß ermöglicht. Zum Glück sind die Merian'schen Darstellungen nicht die einzigen, welche hier als Wegweiser dienen können; es würde in diesem Falle der Conjectur doch ein gar zu großer Spielraum bleiben, zumal das Landschaftliche hier meist das Architektonische in den Hintergrund drängt. In dem mehr oder weniger dunkeln Gefühle, daß eine große Periode abgelaufen sei, daß die monumentale Herrlichkeit der christlichen Länder ihr Zenith längst erreicht habe, daß die stolzen Schlösser, soweit sie noch aufrecht standen, allgemach von ihren Bergeshöhen herabrollen, die Kirchen, Klöster und Abteien in Gassen und Fabriken verwandelt, oder doch wenigstens zugleich mit allen anderen Denkmälern ihres Schmuckes beraubt werden würden — in diesem Gefühle oder Vorgefühle suchte das 17. Jahrhundert das Dahingeckedene wenigstens im Reisere festzuhalten, ähnlich wie früher schon die Steinmezmester, als sie ihre Kunst durch die hereinbrechende Renaissance bedroht sahen, die bis dahin von

Mund zu Mund, oder von Hand zu Hand gegangenen Regeln derselben zu ewigem Gedächtniß niedergeschrieben hatten. Um einen Begriff von dem Reichthum der solchergeftalt erwachsenen topographischen Literatur zu geben, sei hier noch auf einige Werke hingewiesen, welche dem Merian'schen sich anschließen und zum Theil dasselbe weit übertreffen. Letzteres gilt u. A. von der Flandria illustrata des Anton Sander, welche 1641 in zwei großen Folioböänden zu Köln bei Cornel. von Egmont erstanden ist. Es zeichnet sich besonders durch seine Kupferstafeln aus, worauf Darstellungen berühmter Personen und namhafter Gebäude zu sehen sind, letztere in so gewissenhafter Ausführung, daß man ganz füglich Restaurationsarbeiten darnach vornehmen, z. B. die so herabgewürdigte Geburtsstätte Carl's V., het Graven Casteel zu Gent, wieder herrichten könnte. Seitenstücke zu diesem Werke bilden die, vierzig Jahre später von Blaeu in Amsterdam herausgegebenen Topographien, das Novum et magnum theatrum urbium Belgicae und das theatrum statuum Sabaudiae ducis, deren Stiche an die besten Meister des 17. Jahrhunderis (die Hollar, Breughel, Gallot u. s. w.) erinnern. Auf erstgenanntem „Theater“ könnten die Belgier, durch Vergleichung des Sonst mit dem Jetzt, sich manche nützliche Lehre nehmen; auch sie sind Ersterem gegenüber mit mancher schweren Schuld beladen. Noch ein Jahrzehent später erschienen in Amsterdam bei H. Allard des Freiherrn J. Leroy Topographien, die Notitia marchionatus Sacri Romani imperii und die topographia historica Gallo-Brabantiae, letztere weniger reich und elegant ausgestattet, als erstere. Da wir uns einmal in Belgien befinden, so mögen auch noch „les délices du pays de Liège“ hier Erwähnung finden, welche Kincz in Lüttich um das Jahr 1740 in 5 Folioböänden herausgab. Es wird dem Verfasser dieses Werkes nachgesagt, daß er nur von solchen Klöstern, Schlössern u. s. w. Abbildungen habe stechen lassen, welche ihn besonders dafür honorirt hätten, und daß er diejenigen Bauten, in welchen er eine gästliche Aufnahme gefunden, durch einen rauchenden Schornstein ausgezeichnet habe. In der That sieht man auf einer ziemlichen Anzahl von Bildern den Rauchfang in auffallender Thätigkeit. Auch im Uebrigen bekundet die Ausführung der Bilder schon das Wehen des „modernen Geistes“; dieselbe entbehrt nämlich alles tieferen künstlerischen Gehaltes.

Dem Merian'schen Unternehmen weit näher stehen die im J. 1672 von G. M. Vischer besorgten Topographien von Niederösterreich und Steyermark, so wie ferner des Frhn. J. R. Valvasor „Ehre des Herzogthums Grain“ (Laybach 1689) in vier starken Folioböänden, und „die Ehre des Herzogthums Kärnthen“ mit vielen Kupfern, welche Valvasor, in einer von ihm gegründeten Kupferdruckerei, unter Leitung des Stechers Andreas Trost, anfertigen ließ. Zum Schlusse endlich nur noch, um den Leser durch solche

abgerissene literarische Notizen nicht allzusehr zu ermüden, eine Hinweisung auf M. Wening's Historico-topographica descriptio, das ist: Beschreibung des Churfürsten- und Herzogthums Ober- und Nieder-Bayern (München 1701), dessen vier Querfolio-Bände eine Menge von bildlichen Darstellungen enthalten, welche indeß, eben so wie die in dem Bischöflichen Werke befindlichen, steif und geistlos sind. Durch den verhältnismäßig großen Maßstab in Darstellung der Gebäude hat dies Werk indeß doch immer in kunsthistorischer Beziehung eine ziemliche Bedeutung.

Bedenkt man, unter welchen Zeitverhältnissen alle diese Arbeiten und noch so manche ähnliche zu Stande gebracht worden sind, so werden wir gewiß der ausdauernden Energie der Männer, welche so zu sagen ihr Leben daran gesetzt haben, unsre Bewunderung nicht versagen können. Die Reihe von Folianten ist aber zugleich eine Mahnung, auch unsererseits die Hände nicht in den Schoß zu legen, sondern auf dem Boden, den die Vorfahren für uns geebnet, und mit dem Materiale, was sie gesammelt haben, weiter zu bauen. Unsere Zeit nimmt vorzugsweise den Ruhm der Vielseitigkeit in Anspruch; hier gilt es, den Beweis zu liefern, daß neben der abstractesten Doctrin, neben der durresten Wissenschaftlichkeit und der berechnendsten Speculation auch noch der Sinn für das Concrete, für die plastischen Gestaltungen der Geschichte, für die Hervorbringungen des Gemüthes und der Einbildungskraft der Völker fortleben und Früchte tragen kann! — Der Punkt aber, wo der Hebel zu dem oben von mir in groben Umrissen skizzierten Unternehmen anzusehen wäre, ist wie von selbst gewiesen. Und zwar ist es der an das germanische Nationalmuseum sich anlehnende Verein, auf welchen die in Betracht kommenden Verhältnisse mir insgesamt hinzudeuten scheinen. Nicht das Sammeln und Concentriren, dessen bedenkliche Seiten schon anderwärts von mir zur Sprache gebracht worden sind*), sondern das Erhalten der Kunstgegenstände an Ort und Stelle sollte der Hauptzweck eines solchen Vereins sein; für letzteren Zweck aber ist gewiß nichts förderlicher, als die Belebung des historischen Sinnes und des Interesses für die Schöpfungen der Vergangenheit. Hieraus ergibt sich, beiläufig bemerkt, zugleich das Unterscheidungsmerkmal für den ächten Conservatismus im Allgemeinen, im Gegensatz zu dem falschen, der sich zur Zeit in Phrasen so breit macht, mit welchen er, eben so wie der falsche Liberalismus, seinen eigentlichen Angelpunkt, die Eigensucht nämlich, zu verdecken sucht.

Wie umfassend und schwierig die in Rede stehende Aufgabe auch erscheint, unlösbar ist sie gewiß nicht, am wenigsten für eine Association,

*) S. m. Fingerzeige auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst, bes. Ausg., S. 16, 116 u. sgg., sowie m. Vermischten Schriften, S. 573.

welche schon jetzt über so bedeutende Mittel zu verfügen hat und, was eine Hauptſache ist, nach allen Richtungen hin mit Leichtigkeit Beziehungen anknüpfen, künstlerische Kräfte gewinnen, Thatsächliches constatiren und Duellen aller Art, wie sehr sie auch verschüttet sein mögen, wieder eröffnen lassen kann. Was, wie schon gesagt, früher Einzelne zu leisten im Stande waren, davor wird hoffentlich ein Nationalverein nicht zurückſchrecken! Allerdings aber muß mit viel Bedacht und Umsicht ans Werk gegangen werden; das auszuspannende Netz muß fertig gewoben sein, bevor man an die Ausführung schreitet; im Architekturfach bewährte Zeichner, die nicht, wie es leider so häufig geschieht, durch allerhand Effectmacherei ihre Unkenntniß zu verdecken suchen, müssen in verschiedenen Gegenenden gewonnen werden; es ist, mit einem Worte, unerlässlich, ein alles Einzelne umfassendes Programm festzustellen und, im Wesentlichsten wenigstens, der Mittel zur Durchführung derselben im voraus sich zu versichern. Bei der Ungewißheit darüber, ob überhaupt der Gedanke, solcher gestalt dem 19. Jahrhundert ein würdiges Gegenstück zu dem Merian des 17. Jahrhunderts zu gewähren und den vormals so hell strahlenden Ruhm der deutschen Architektur durch ein bleibendes Denkmal uns und unseren Nachkommen zu vergegenwärtigen, irgend Anflang findet, enthalte ich mich einſtweilen des näheren Eingehens in die Details der Ausführung und nehme hiermit Abschied von dem Leser, indem ich die anspruchslosen Bilderbogen, welche nun folgen sollen, zu geneigter Aufnahme empfehle.

A. Reichensperger.

Die Baukunst

des

Deutschen Mittelalters

chronologisch dargestellt,

mit

besonderer Rücksicht auf die Entwicklung des Spitzbogenstils

*

nebst

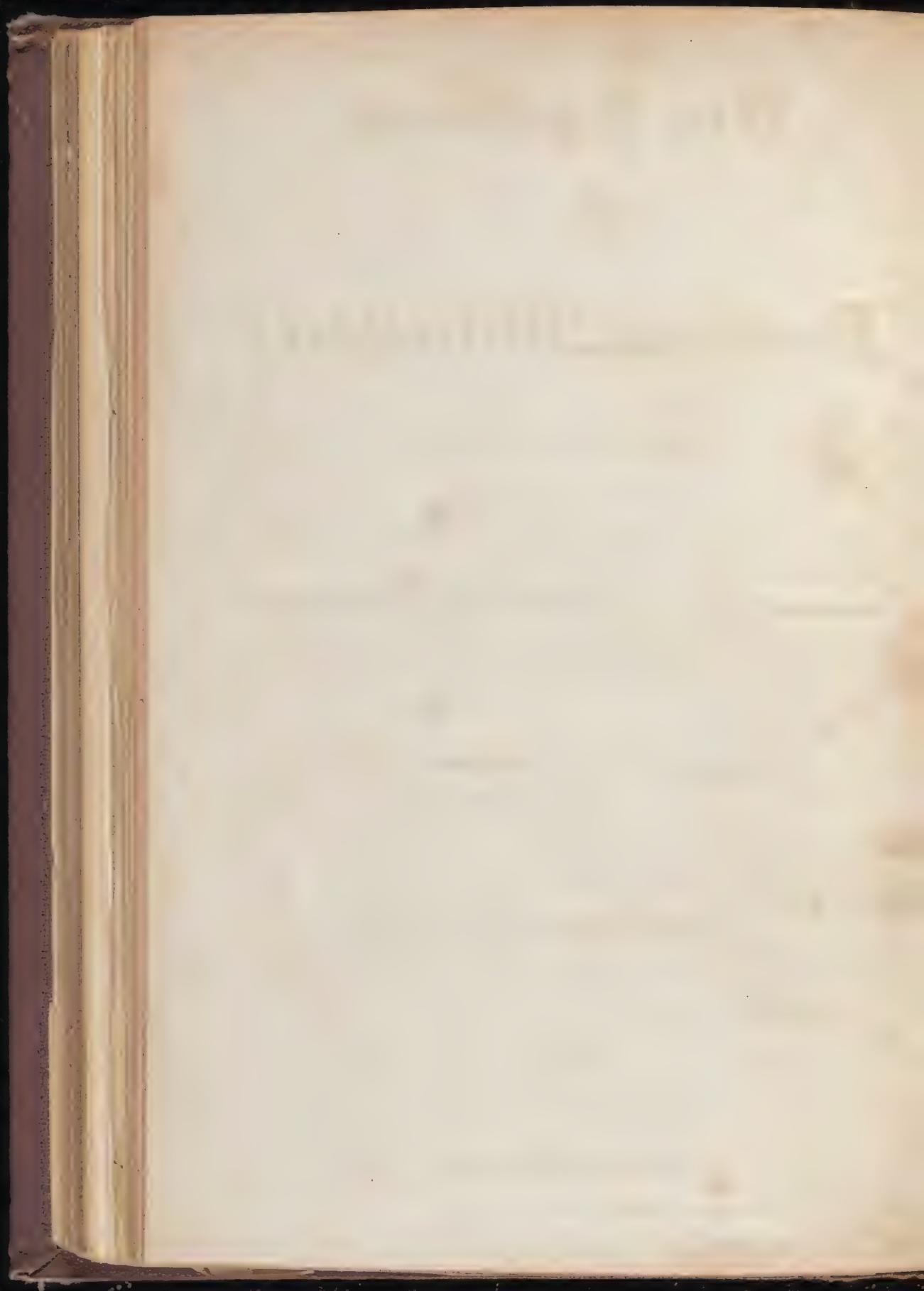
einem Atlas auf 86 groß Folio-Tafeln

von

Georg Gottfried Kallenbach.

München, 1847.

Verlag des lithographischen Instituts von Bach.



Vorwort.

Wenn gleich der mittelalterlich-deutschen Baukunst bisher vielerlei kunstwissenschaftliche Arbeiten gewidmet wurden, so hat man dennoch vergeblich nach Werken gefragt, welche einerseits eine allgemeine Uebersicht der beachtenswertesten Alterthümer, andererseits wieder die historische Behandlung der altdutschen Architektur in ihrer Gesamtheit, wie in allen einzelnen Formen, und somit ein Lehrbuch darbieten, wie das Zeitbedürfniß solches verlangt.

Das vorliegende Werk soll diesen Ansprüchen nachkommen, soweit sein Umfang es erlaubt. Es weiset in kurzen Zügen zunächst nach die Anknüpfung der ersten Bauweise unserer Vorfahren an den altrömischen Basiliken; sucht dann weiter den Charakter der eigenthümlichen romanischen Kunst Deutschlands darzustellen, ganz besonders aber die bisher fast gänzlich unbekannte allmählige Entstehungsweise des sogenannten gothischen Styles zu entwickeln. Der Verfogt behandelt zuletzt die Formen dieses Styles und deren Umwandlung im fünfzehnten Jahrhundert.

Die beigegebenen Zeichnungen sind in der Art ausgestattet, daß sie nicht nur die verschiedenartigsten Grundrisse und Aufrisse sowie die gebräuchlichsten Ornamente aller Zeiten, ihrer Entstehung und weiteren Umwandlung nach darbieten, sondern auch die Aufrisse der angesehensten alten Kirchen und Thürme anschaulich machen. Wurden viele Alterthümer auf

diese Art mitgetheilt, welche in anderweiten Werken bereits Publikation fanden, so wird der Kunstfreund dennoch diese Zeichnungen nicht ohne Befriedigung durchmustern, weil eine Anzahl Werke, z. B. der Chor des Domes zu Köln, von einer Seite aufgefaßt sind, welche anderwärts nicht geboten wird; wieder andere, wie z. B. die Nürnberger Gegenstände, vorher meist nur sehr dürftig gegeben wurden, und zuletzt dennoch mehr als sechzig Blätter bisher noch unbekannte Gegenstände enthalten.

Außer der Abhandlung in dieser Schrift, welche alle Formen nach systematischer Ordnung bespricht, ist ein kurzer Text jedem Blatte der Zeichnungen beigefügt, wodurch das Studium des Werks bedeutend erleichtert werden dürfte.

Zuletzt ist noch zu bemerken, wie bei Bearbeitung des Ganzen auf den Gebrauch des Technikers sowohl wie des Gelehrten und Laien und namentlich auch darauf Rücksicht genommen ist, daß dasselbe zur Einführung bei der Geistlichkeit und in höheren Unterrichtsanstalten überhaupt geeignet befunden werden möchte.

Inhalts-Verzeichniß.

Die römischi-heidnische Basilika	Seite	1
Die römischi-christliche Basilika	"	2
Die deutsche Kirchen-Baukunst bis zum Beginn des jetzigen Jahrtausends	"	2
Die romanische Periode vom Anfang des ersten Jahrhunderts bis zur Einführung der Strebepfeiler:		
Das erste Jahrhundert	"	3
Das zwölfe Jahrhundert:		
Grundform, Aufriß und Wölbung	"	4
Ornamente	"	4
Halbkreisbogenfries	"	5
Säulen	"	6
Gliederung	"	7
Gemischte Ornamente	"	8
Uebersichtlicher Rückblick	"	10
Der Uebergangsstyl:		
Gewölbe	"	11
Strebepfeiler	"	12
Chorschluß	"	12
Spitzbogen	"	13
Kreistheile	"	13
Zinnenform	"	14
Laubwerk	"	14
Profile	"	14
Säulenschafts	"	15
Fenster	"	15
Uebersichtlicher Rückblick	"	16

Der frühgotische Styl:

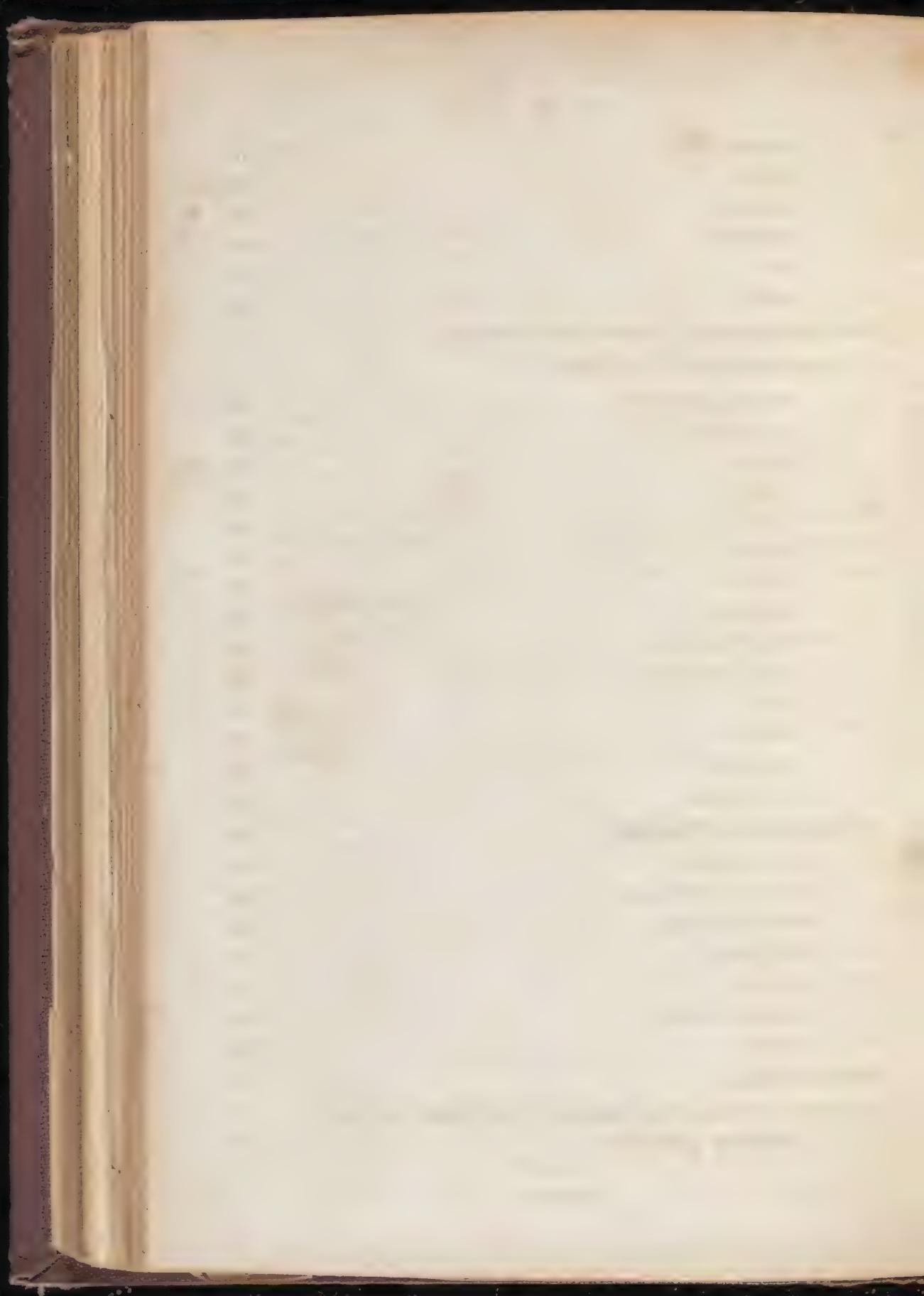
Grundform	Seite 17
Aufriß	" 18
Fenstermaßwerk	" 19
Wandmaßwerk	" 23
Gallerien	" 23
Bergitterungen	" 24
Fialen	" 24
Laubwerk	" 25
Profile :	" 27
Sockel	" 29
Gesimse	" 29
Strebe- und Tragepfeiler	" 30
Fenstergliederung	" 32
Portale	" 33
Gurtungen	" 33
Cylindersockel	" 34
Verwendung der Päfform	" 36
Giebelwerk	" 36
Bedachung	" 36

Die Spitzbogenbaukunst in ihrer Vollendung und Blüthe:

Grundriß	" 37
Innerer Aufriß	" 39
Äußerer Aufriß	" 40
Construktion	" 41
Tragepfeiler	" 43
Gurtungen	" 45
Fenstereinrahmung	" 45
Fenstermaßwerk	" 46
Innere Mauerflächen	" 47
Verhältniß des Innern zum Äußern	" 47
Strebepfeiler	" 48
Basament	" 48
Aufzug der niedern Schiff- und Chorthälfte	" 49
Aufzug der hohen Theile	" 50
Fenstergiebel	" 51

Maaßwerksgestalt	Seite	51
Gallerien	"	52
Thurmwerk	"	53
Glockenthürme	"	53
Portale	"	55
Rückblick	"	56
Die Spitzbogenbaukunst diesseits ihrer Blüthezeit	"	57
Die Spitzbogenbaukunst nach 1400:		
Allgemeine Entwicklung	"	59
Uebereckstellung	"	60
Windungen	"	61
Eselsrücken	"	61
Einbiegung der Ebenen	"	62
Kreuzstäbe	"	62
Zweigwerk	"	63
Netzgewölbe	"	63
Innere Tragepfeller	"	64
Neuherrere Strebepfeiler	"	65
Fenster	"	65
Blattwerk	"	66
Thurmwerk	"	66
Inneres Beiwerk	"	71
Die nicht kirchliche Baukunst	"	71
Der Burgenbau	"	72
Wohn- und Rathhäuser	"	73
Portale und Fenster	"	74
Dachkrönung	"	75
Chorerker	"	75
Wirthschaftsgebäude	"	76
Holzbau	"	76
Der Backsteinbau	"	76
Verhältniß der altdutschen Baukunst zu den Seiten nach abgelaufenem Mittelalter	"	79





Wie jede Entwicklung nach einem ersten Ausgangspunkte fragt, so auch die unserer mittelalterlichen Baukunst, und wir sind so glücklich, daß Geschichte und Monamente uns nicht nur bis in die frühchristliche Zeit, sondern selbst über diese hinaus im altheidnischen Römerthume die Anknüpfungspunkte für unsere Kirchen-Baukunst finden lassen.

Das heidnische Rom, ebenso das frühchristliche Zeitalter und alle späteren Jahrhunderte bauten Basiliken, so daß wir nur festzustellen haben wie diese verschiedenen Basiliken beschaffen, mit einander verwandt, und wieder unter einander verschieden sind.

Die römisch-heidnische Basilika. Tafel I.

Waren die christlichen Basiliken dem kirchlichen Gottesdienste gewidmet, so verhält es sich mit den heidnischen in entgegengesetzter Weise, denn öffentliches Gerichtsverfahren und merkantilischer Verkehr war ihr Zweck. Die auf unserer Tafel im Grundriss gegebenen Basiliken bestehen zunächst aus einem Porticus *a b* und *c*, dem großen Mittelraum *d e f* nebst Umgängen, und der Tribune *g h* und *i*. Die Tribune, bei *g* halbkreisrund und zweifach, bei *h* und *i* rechtwinklig, enthielt die Richterstühle. Der Mittelraum dagegen war dem Marktverkehre gewidmet. Eine oder auch zwei Säulenreihen bildeten niedere Umgänge, welche mit Bedachung versehen waren, während auf dem Architrav der innersten Säulen eine zweite Säulenreihe lagerte, und gleich der untern die offenen Höfe *d e f* von allen 4 Seiten umzog. Diese Gebäude nun sind als die Wurzel unserer Kirchenbaukunst zu betrachten, wie wir sogleich unten sehen werden.

Die römisch-christliche Basilika. Tafel II.

1. Die ehemalige Peterskirche, erbaut um 330. 2. Die Basilika St. Paul, erbaut um 386. 3. deren Querdurchschnitt. 4. Santa maria maggiore, um 432. 5. St. Stefano rotondo um 800.

An diesen drei Basiliken finden wir zunächst die Vorhalle wieder wie an den heidnischen; desgleichen den großen Mittelraum, nur ist dieser jetzt Kirchenschiff der Gemeinde und mit flacher Decke und Bedachung, gleich den niedrigeren Nebengängen, versehen. Zuletzt wiederholt sich auch die Tribune, jetzt Bischof- und Priestersitze aufnehmend, und der Raum *e* zwischen Tribune und den Schiffen, zur Bildung eines Chors und Aufnahme des Altars *a*. Bei näherem Vergleiche mit den heidnischen Basiliken ergaben sich jedoch als bauliche Erweiterungen: Entschiedneres Hervortreten der Kreuzschiffe *e*, deren freiere Verbindung mit den Mittelschiffen mittelst der Porta triumphalis; zuletzt in der über den Säulen des Mittelschiffes lagernden Mauer eine Fensteranordnung, weil ohne diese das jetzt mit Bedachung versehene Mittelschiff des Lichtes entbehren würde. Weiter finden wir bei *h* einen Vorhof mit Säulengängen. Die Rotunde *g* hat entfernte Ähnlichkeit mit dem heidnisch-römischen Pantheon.

Die deutsche Kirchenbaukunst bis zum Beginne des jetzigen Jahrtausends. Tafel III.

Während Italien fortwährend Kirchen baute, welche den vorigen glichen, läßt sich von deutschen Kirchen aus diesen sieben Jahrhunderten wenig wissen. Mit geringer Ausnahme deuten fast nur Fragmente auf diese Zeit hin, und dabei ist bei vielen derselben nicht einmal zu entscheiden, ob sie dieser Zeit oder erst dem elften Jahrhundert angehören. So viel ist sicher, daß dieser Zeitraum über rohe Massen sich nicht erhob, und oft nur in eben so roher Weise antike Ornamentsteine als Schmuck zu verwenden wußte. Doch scheint es daß die Gesamt-Anordnung der deutschen Basiliken bereits auf die Form einging, in welcher wir im folgenden Abschnitte solche von den römischen Basiliken unterschieden finden; zuletzt haben sich noch einige kleinere Werke erhalten, welche sicher etwa dem achten Jahrhunderte angehören und von der Basilikenform abweichen. So der alte Dom von Regensburg, einschiffig, rundumher mit eisf Halbkreis-Ausbauten und in der Decke mit zwei Kreuzgewölben geschlossen. Ferner die Kapelle zu Altenfurt, ein Doppelrundbau mit Kuppelgewölben nach dem Vorbilde des Pantheons; zuletzt das Gewölbe des heiligen Erhardts, mit einer doppelten Pfeilerreihe.

Die romanische Periode vom Anfange des eilften Jahrhunderts bis zur Einführung der Strebepfeiler.

Es umschließt dieser Zeitraum zwei Jahrhunderte, von welchen das erstere um geregeltere Beherrschung der Gesamt-Anlagen, das andere um Entwicklung des Ornamentes und des Gewölbebaues sich besleßigten.

Das eilste Jahrhundert.

Vorbereitet hatte die deutsche Baukunst des verwichenen Jahrtausends die Form der Basiliken, wie uns solche in der Frauenkirche zu Halberstadt, Tafel IV., vorliegt. Mit den römischen Basiliken verglichen finden wir die Vorhalle in einen Doppelthurmgebau verwandelt; in den Schiffen Pfeiler statt der römischen Säulen, eine freiere Raumverbindung der Schiffe unter einander mittelst weitläufigerer Stellung dieser Pfeiler; das Kreuzschiff noch entschiedener ausgeprägt, und zuletzt zwischen dieses und den Halbkreisschluß einen Chorraum eingeschoben. Dieser Chorraum ist im Grundriss auf der Form eines Quadrates erbaut, drei Quadrate sind dem Flächenraume des Kreuzschiffes, vier dem des Mittelschiffes, und die halbe Breite des Mittelschiffes jedem Seitenschiffe zugetheilt.

Eigenthümlich dem eilsten Jahrhundert ist die durchdachte Anordnung im Aufriß der Basilika Paulinzelle Tafel VII. wo die Fenster im hohen Schiffe und Kreuzschiffe von gleicher Lage und Größe sind, und das Stabwerk *a* im Mittelschiffe mit den Nebenschiffen gleiche Höhe hat.

Gewisse Abwechselungen in den Hauptformen dagegen kannte das verwichene Jahrtausend bereits, also auch das eilste Jahrhundert, obgleich unser Atlas solche meist erst an Bauten des zwölften Jahrhunderts zur Anschauung bringt.

Hierhin sind zu rechnen: in den Schiffen von Paulinzelle die Säulen anstatt der Pfeiler; bei der Nikolaikirche von Eisenach Tafel X. die Abwechselung zwischen je einem Pfeiler und einer Säule; bei der Kirche von Melverode Blatt IV. die vereinfachte Form ohne Nebenschiffe; bei St. Ursula Tafel VI. die Ueberwölbung der Nebenschiffe und Vorhalle neben flacher Zudeckung des Mittelschiffes; zuletzt bei derselben Kirche die Emporen *i* über den Nebenschiffen.

Das Ornament des eilsten Jahrhunderts beschränkte sich auf die Verzierung der Säulen und einen einfachen Halbkreisbogenfries, welcher die Gesimse

begleitete. Die Säulenschafte verjüngen sich stark ohne Ausbauchung Tafel IV. 2; die Sockel copiren den attischen Fuß, doch meist in steil ansteigender Gliederung; die Form des Capitols kommt einem unterwärts verschrägten Würfel gleich, und vermittelt so in einfachster Art das obere Quadrat des Gestus mit der untern Rundung des Schaftes. Meist begnügt sich dieser Würfel-Capital mit einfachen Halbkreisverzierungen Tafel VI. 5, mitunter kommen aber auch Versuche vor, antikes Blätterwerk nachzuahmen; doch fallen diese meist in steife Formen und flache, wie rohe Schraffirungen aus Tafel V. f. Tafel VI. 3 und 4.

Das zwölfe Jahrhundert.

Läßt sich vorgängig das eilste Jahrhundert nur mehr fragmentarisch andeuten, so ist hingegen das zwölfe so reich an Entwicklung und erhaltenen Bauwerken, daß wir diese in geordneterem Verbande zu betrachten im Stande sind. Obgleich die Ornamentik dieser Zeit zunächst günstige Erfolge gewinnt, die Umwandlung der Hauptformen erst mit 1150, so müssen wir die letztere ihrer höheren Bedeutsamkeit halber dennoch voranstellen; in den Formenkreis dieses Jahrhunderts aber auch alle diejenigen Formen einflechten, welche ihm eigenthümlich sind, obgleich in unserm Atlas solche erst an Werken des folgenden Abschnitts anschaulich werden.

Hauptform. Im Grundriss wie im Aufriss finden wir seit 1150 mannigfache Veränderungen. Bei St. Martin Bl. XI. wird das Kreuzschiff durch Anlage zweier Halbkreisausbauten gebildet, so daß diese mit dem Halbkreisausbau für den Altar und den inzwischen liegenden quadratischen Raum den Chorraum darstellen. Am Dome von Worms Tafel XIV. a ist der Chorschluß im Innern halbkreisrund, außen geradlinig. Bei der Heisterbacher Kirche Tafel XX. 3, umzieht ein milder hoher Gang den Chor und vereinigt sich mit einem Kranz von Halbkreis-Capellen. Zuletzt sind Chorerkerchen bereits an Capellen angewendet; Tafel XII. 3, Tafel XXVIII. 11.

Die Kirchenschiffe, wenn mehrschiffig, halten zuweilen gleiche Höhe, wie in der Martinskirche zu Braunschweig Taf. XV. a und e. Thürme kommen nicht bloß reichlicher, bei größeren Kirchen zu vieren zur Anlage, sondern oft auch Kuppeln. Tauf-Kapellen hatten meist die Anordnung einer höhern Mitte, und vor 1150 kreisrunde Form. Am Baptisterium von Regensburg Tafel XV. 2 h und g liegt ein Quadrat zum Grunde mit drei Halbkreisausbauten, die aufgesetzte Kuppel

aber hat achtseitige Form, und so kommen achtseitige Kuppeln nun auch auf Kirchen in Anwendung, zu zweien am Dome zu Worms Tafel XIII., es wachsen diese zuweilen auch zu mächtigen Thürmen an, wie auf Tafel XI. Die übrigen Glockentürme, bisher vierseitig, Tafel IV. und X., oder rund Taf. XIII. gehen seit 1150 zuweilen in gewisser Höhe gleichfalls in's Achteck über, meist auf vierseitigem, zuweilen auf rundem Unterbau, wie auf Tafel XXII.

Die Wölbung. Ein wesentlicher Fortschritt wuchs in dieser Zeit den Kirchen durch die Wölbung zu. Bis 1150 begnügten sich die Basiliken meist mit wagerechten Holzdecken, zuweilen nur wurden kleine Räume, wie die Vorhalle und die Nebenschiffe in St. Ursula zu Köln gewölbt. Betrachtet man indessen die Halbkreisbewegung im Portal- und Fensterschluß, in den Arkadenbögen zwischen Pfeilern und Säulen, im Triumphbogen- und Chorschluß, so konnte der Widerspruch der wagerechten Decke, nur durch ein Halbkreisgewölbe beseitigt werden, und auf diese Art die romanische Kirchenbaukunst in allen ihren Theilen einen harmonischen Abschluß gewinnen. Siehe den Durchschnitt vom Dome zu Speier Tafel XII. 3, wogegen auf Tafel XV. 1. bereits das minder schiebende Spitzbogengewölbe vorkommt, welches für die nachfolgende Periode einflußreich wird.

Die Ornamente. Begeben wir uns in das erste Dritttheil des dreizehnten Jahrhunderts zur Betrachtung des damals vorkommenden Ornamentes, so finden wir daß sich solches in drei Familien sondern läßt, deren einzelne Glieder freilich öfters mehr oder minder unter einander verschwistert sind. Wenn die romanische Baukunst ihre consequente Durchbildung im Halbkreisbogen suchen mußte, so wird das ihr natürliche Ornament sich ebenfalls in gerundeten Formen zu bewegen haben, und dieses würde die erste der oben erwähnten Familien bilden. Ornamentiformen, welche die spätere Spitzbogenkunst vorbereiteten, würden zur dritten Familie zu rechnen seyn, während zur zweiten alle diejenigen Motive gehören, welche der zwischen der romanischen und gotischen Kunst liegenden Übergangsperiode ausschließlich eigenhümlich sind. In unserm Abschnitt haben wir uns nur mit der ersten Familie zu befassen, müssen aber deren Glieder, in so weit solche der Grund-Bedingung der romanischen Kunst entsprechen, selbst bis zu den Werken der Übergangsperiode hin verfolgen.

Der Halbkreisbogenfries. Bereits das verwichene Jahrtausend brachte ihn in Anwendung und er rechtfertigt sich als eine das Gesims vorbereitende und unterstützende Ausladung.

In der einfachsten Art kommt er auf Tafel V. vor; auf Tafel VII. bei *b* mit Consolchen verbunden, bei *c* mittelst Hohlkehle gegliedert und unterwärts zu gespitzt; wieder mit eigenthümlicher consolenartiger Zuschrägung auf Tafel IX. bei 3; mittelst Wulst- und Hohlkehle sehr reich gegliedert auf Tafel VIII. bei *r*; in Begleitung eines Brillant-Stäbchens auf Tafel XXIV. bei 7; mit eingefügten kleinen Bögen bei *b*; in Verbindung mit reichem Blätterwerk auf Tafel XXI. bei 2; zuletzt mit reichen herunterhängenden Pflanzen-Consolen auf Tafel XVI. bei 1; und mit Einsatz eines Ornamentes in die Bögen ebendaselbst.

Begleitete dieser Fries anfangs stets nur Gesimse, so wird später seine Anwendung vielfältiger. Auf Tafel XIX. umzieht er die Portalöffnung, ebenso das Rundfenster und bildet noch eine Krönung über demselben; auf Tafel XXIX. bei 2. *c* ist er anstatt des einfachen Halbkreisbogen, und auf Tafel XXVIII. bei 10. zur Verzierung des Gewölbebogens benutzt.

Zuletzt krönt er, in Verbindung mit untergesetzten Säulchen, arkadenartig die obern Theile an der Martinskirche auf Tafel XI., und kommt wieder in Annäherung an der Fenstergruppierung am Dome von Mainz Tafel XXVI. in gleicher Verwendung vor. Auf Tafel XII. über dem Portale sind statt der Säulen Pfeiler-Arkaden.

Die Säulen. Die Säulenschäfte dieser Zeit, wenn sie das Längenverhältniß der griechischen Säulen nicht überschreiten, verjüngen sich nach oben hin, wie in den Arkaden von Paulinzelle und im Portale von Heilsbronn, bei stärkerer Streitung dagegen behalten sie die Form eines gleichmäßigen Cylinders. Cylinder dieser Art sind dann entweder vollrund wie im Innern der Gelnhäuser Kirche, oder in früherer Zeit halbvorspringend, wie bei *m* im Innern des Wormser Domes oder zuletzt in eine rechtwinklige oder ausgekehlt Ecke eingelassen wie auf Tafel XV. bei *d*.

Die Capitale kommen zuweilen durch die ganze Periode als einfache Würfel-Capitale vor, Tafel XV. *d*. meist aber sind sie in die gefälligere Form des Kelches verwandelt, und erfreuen sich alsdann eines reicher gearbeiteten und immer freier liegenden Schmuckes. Dieser Schmuck besteht theils in gerundetem dickblätterigem Laubwerke nach Anordnung des corinthischen Capitols, Tafel XVII. 1, Tafel XXIX. *d* und *e*, in eigenthümlich phantastischem Laub- und Thierwerk, Tafel XXI. 14 *c d*, Tafel XXVII. *b, c, f* und *g*; ferner in sehr willkürlichen

Formen-Schmuck Tafel XVII. 3, zuletzt theils in natürlichem Blätterschmuck, Tafel XXI. 14 a, theils in Blattknospen, an abgeneigten Stengeln 14. b. Die beiden letztern Arten boten Anknüpfungspunkte für die Behandlung des Capital-Werkes fast für das ganze nachfolgende Jahrhundert. Noch sind die ganz eigenthümlichen Capitale auf Tafel X. und auf Tafel XXX. 3 zu beachten.

Der Sockel blieb der attische aus einem oder zwei Wulsten mit mehreren Zwischen-Plättchen zusammengesetzt. Wo er auf dem vierseitigen Untersatz ruht, wurde er mit diesem mittelst Knollen verbunden, Tafel VIII. p; während diese später sich zu Larven, Thierköpfen und manchfachen Blattformen ausbildeten, Tafel XXIV. 1. Die Verwendung der Säulen und Säulen-Cylinder ist sehr mannigfach. Bei Paulinzelte dienen sie zur Tragung des Mittelschiffes; weiter werden sie in die Ecken der Portale und Fenster, auch zur Trennung der Fenstergruppen bestimmt; an der Martinskirche von Köln und andern Werken bilden sie arkadenförmige Säulen-Umgänge; auf Tafel IX. bei 1. trennen sie die Wand-Felder, ebenso die Mischen an der Martinskirche zu Köln; im Innern der Dome von Worms und Speier sind sie den gewölbeträgenden Pfeilern zugesellt.

Statt den Säulen zur Sonderung der Mauerflächen dienen zuweilen einfache Plattypfeiler, wie an dem internen Stockwerke der Kölner Martinskirche, welche dem Bauwerke ein höchst zierliches Ansehen geben, wenn sie sich mit dem reichen Profil des Halbkreisbogenfrieses verbinden, wie auf Tafel VIII. bei a und Tafel XIII. am niedrigen Kirchenschiff.

Die Gliederung. Die Mauer-Sockel bewegen sich meist in ähnlichem Profil wie die Säulenfüße, also nach der attischen Form Taf. VIII. t und Tafel IX. b. Zuweilen begnügt sich die Sockelgliederung mit einer einzigen Wasserschräge wie bei Paulinzelte.

Die Gestüze haben entweder das Profil des umgekehrten attischen Fußes Tafel XV. d; Plättchen und Höhlung Tafel VII. s; Plättchen, Höhlung und Schräzung Taf. VIII. e; zwei Plättchen und Wulst Taf. XI.; zwei Wulste mit Plättchen Taf. XIV. f.; zuletzt Wulste, Höhlung und Plättchen in mannigfacher Zusammensetzung.

Die Gliederung der Fenster, es mögen diese längliche oder Rundfenster seyn, besteht entweder in einfacher Einschrägung wie bei Paulinzelle, oder es ist diese Einschrägung an der Kante mit einem oder mehreren Stäbchen eingefaßt, Tafel XVII. 2; oder es wechseln Stäbchen, Höhlungen und Plättchen in mancher Weise wie auf Tafel XIV. a, c, d, e und Tafel XXI. 3; oder es wechselt auch eine Höhlung mit einem Wulst ohne Unterbrechung durch Kante oder Plättchen wie in St. Martin zu Köln.

Den Fenstern ähnlich werden zuweilen die Kanten der Mauern und Pfeiler gliedert, wie auf Tafel VIII. bei 3; zuweilen auch die Arkadenbögen durchgängig wie bei Bürglin auf Tafel IX. In diesen Fällen sind jedoch die Stäbchen meist mit Capitälchen versehen. Die Wandnischen erliegen zuweilen einer ähnlichen Gliederung, wie am niedrigen Schiffe des Wormser-Domes. Bestimmung der Wandnischen ist Vertheilung und Belebung der Mauerflächen, Verringerung der Mauermassen an den minder tragenden Stellen, und Vorbereitung der Fensterdurchbrüche. Siehe den Wormser Dom und die Kirchen St. Martin und St. Gereon von Köln.

Die Portale, um welche meist das Sockel-Profil sich bewegt, tiefen sich anfangs so einfach ein, wie bei Paulinzelle Tafel VIII.; später um zwei bis drei Stufen, Tafel XVI., zuletzt bei reichen Portalen um vier Stufen, Tafel XII. Die Stufen bilden rechtwinklige Ecken, in deren jede dann eine Säule gestellt wird. Der Portalgogen hat entweder kräftige Wulste, zum Theil in Hohlkehlen Tafel XII. a, oder einen Wechsel von Stäben und Hohlkehlen in zarterer Gliederung, Tafel XXI. 13. Zuweilen sind diese Gliederungen glatt, zuweilen mit Ornamenten überzogen, Tafel XVII. 1, Tafel XVIII. f; immer aber bilden sie Gruppen, welche mit den untergestellten Säulen correspondiren. Die Öffnung des Portales ist entweder geradlinigt, Tafel XVII. 1, oder rund, Tafel XIX. Das Thürfeld bleibt entweder schmucklos, oder es nimmt Figuren auf, oder es wird verschiedentlich ausgestattet wie Tafel XXXI. b mit Rosetten, c mit einem Kreuz, d mit Laubwerk-Verschlingungen; mit einer Säulenstellung wieder auf Tafel XIX.

Gemischte Ornamente. Der Würfelfries Tafel VII. d kommt verschiedentlich in Anwendung, hier zunächst zur Verzierung der Mauermaße über den Säulen, auf Tafel IX. bei c längs dem äußern Sims hinlaufend.

Trichterförmig vorspringende Sternchen bilden Friesen, Tafel **XVII.** bei 1, Tafel **XVIII.** unterm Giebel-Gesims, Tafel **XXVII.** s in der Fenster-Umrörahmung.

Die Würfel-Brillant-Schnur Tafel **XXIV.** c, und 7. begleitet Wulst und Hohlkehlsleisten im Portal auf Tafel **XIX.**, flechtet sich ferner in's Capitäl-Laubwerk bei Tafel **XXVII.** a.

Die Kugel- und Perlen-Schnur siehe am Gesims Tafel **VIII.** 5, und Tafel **XXVII.** t; am Portal, Tafel **XXVIII.** 7. e; am Capitäl Tafel **XXX.** 3, und in Scheibenform Tafel **XVI.** 2.

Gewundene Stäbchen und Säulen kommen am Portal auf Tafel **XVIII.** und am Fenster 2 auf Tafel **XVII.** vor.

Der Zickzackfries umzieht die Portale 1 auf Tafel **XVII.** und 7 auf Tafel **XXVIII.**

Berschlingungen aus geraden, krummen und kreisrunden Stäben siehe an den Capitäl-Gesimsen Tafel **XVII.**, am Schlussstein 11 auf Tafel **XXI.**, am Portalbogen auf Tafel **XXVII.** bei m.

Stengel-Berschlingungen mit Blättern durch geometrische Formen den vorigen theils verwandt, theils wieder freier behandelt, siehe auf Tafel **XVI.** in den Friesen e und g; an den Capitälern o und m auf Tafel **XXIII.**; am Thürfelde d auf Tafel **XXXI.**

Der Zahnfries begleitet meist die Gesimse z. B. am Dome zu Worms.

Schuppen-Muster kommen an den Capitälern auf Tafel **XVII.** vor, ferner Taf. **XXVII.** 2. r; zuletzt bei dem Portalbogen **XXVIII.** 5, welcher nach der andern Seite hin wieder Verwandtschaft hat mit dem Capitäl Tafel **XXI.** 14 b.

Berschnittenes Zweigwerk siehe Tafel **XXVII.** 2 p und im Kreuz auf Tafel **XXXI.** c.

Das Rollenmuster siehe **XXVIII.** 4 und

den bandirten Blätterfries eben daselbst bei 3.

Zuletzt ist noch der Kreuze und Kreuzkugeln zu gedenken, welche zur Verzierung der Thurm- und Giebel-Spitzen verwendet wurden. Siehe den Dom von Worms.

Die profane Architectur entlehnt die ihr nöthigen Formen von der kirchlichen, und ist nur zu bemerken, daß sie Fenstergruppen anwendete, wie solche an Kirchtürmen vorkommen. Siehe das Landgrafenhaus von der Warburg, den Palast von Seeligenstadt und das Kölner Patrizierhaus.

Haben wir sonach alle einzelnen Formen möglichst zur Anschauung zu bringen gesucht, so läßt sich eine allgemeine Uebersichtlichkeit der Entwicklung unserer romanischen Baukunst, gegenüber den constantinischen Basiliken, in folgender Art gewinnen.

Die constantinischen Basiliken waren Werke, welche man für den augenblicklichen Bedarf zu gewinnen suchte, durch theilweise Umformung der Seitens der heidnischen Basiliken gebotenen Raumverhältnisse. Bereitete die vorchristliche Zeit unfehlbar das Christenthum vor, so dürfte eine solche Vorbereitung für die christliche Kirchenbaukunst doch nur um so entfernter in der heidnischen Basilika zu suchen seyn, als es einerseits auch wieder römische Gebäude gab, welche mit der Basilika viel verwandtschaftliche Anlagen besaßen; andererseits aber ihr architectonischer Schmuck vor dem anderer profaner Werke nichts voraus hatte. Die Entwicklung einer eigenthümlichen Kirchenbaukunst war also einer späteren Zeit vorbehalten. Großartig, sinnig und harmonisch in allen ihren Theilen tritt uns dieselbe nun zuerst in der Blüthe unserer romanischen Kunst entgegen.

Zwei Glockenthürme, oder mehrere, zeichnen das Gotteshaus von der profanen Umgebung aus, eine Kuppel oder ein Kuppelthurm erheben sich über des Kreuzes Mitte. Der Chor erstreckt sich über das Kreuzschiff hinaus, und zuweilen befindet sich noch ein zweiter Chor dem ersten gegenüber. In geschmackvoller Anordnung entspricht das Neuhäuse dem Innern. Glückliche Verhältnisse sondern die Massen in Mittel-, Neben-, Kreuz-Schiffe und Chor, sowie die Manern dieser wieder mittelst Pilaster, Lisenen oder Rundstäbe in Felderabtheilungen. Die Fenster und Portale von mehr oder minderer Größe, sind von entsprechendem Verhältnisse, die letztern oft mit großem Reichthume gepaart. Reich gegliederte Sockel bilden ein schönes Basament, Gesimse, Frieze mannigfacher Art, besonders der aus Halbkreisbögen bestehende, zuweilen auch kleine Arkaden-Gallerien bilden eine geschmackvolle Krönung.

Im Innern sind die Schiffe durch weit geöffnete Bögen räumlich verbunden, Theile der das Mittelschiff tragenden Pfeiler laufen an des letztern Wänden empor zur Verbindung mit den Gewölben, und sondern im Mittelschiffe die ohnedies starre Mauer in wohlthuende Felder.

Wenn man alle diese Gewinne auch im durchaus altrömischen Baustyle zur Gestaltung bringen könnte, so hat dagegen unsere romanische Kunst für ihre Eigenthümlichkeit ein Prinzip durchgebildet, welches die römische in seiner Consequenz nicht kannte, nämlich das Prinzip einer alle Theile beherrschenden Rundung. Der Halbkreis in allen Zudeckungen, zuletzt auch in den Gewölben, also in den mehr constructiven Formen, wurde selbst auf das Ornament übertragen, und je mehr diese Uebertragung gelang, desto consequenter die Durchbildung, desto mehr das Ganze aus einem Guss. Der Rundung begegnen wir in Portalen, Fenstern, Arkaden, Gewölben, Altar-Absis, im Bogenfries, in Säulen, in Cylindern, in Hohlkehlen, und durch Zusammenfügung der Leibern in Gesimsen und Sockeln, so wie wieder in Brechung der sonst unvermeidlich rechtwinklischen Ecken, an den Kanten der Schiffe, des Chores, der Pfeiler, der Bögen, der Portale, Fenster u. s. w. Bemühte sich auf diese Art Alles dem Geseze der Rundung zu folgen, so mußte natürlich auch der mehr zufällige Schmuck sich ihm fügen, selbst das Blattwerk bewegte sich in gerundeten fleischigen Massen.

Einzelne unharmonische und unbeugsame Formen wurden nach kurz dauernder Anwendung immer wieder aufgegeben, bis zuletzt mit Eintritt des Nebergangsstyles widersprechende Formen in Masse sich einbürgerten, und das romanische Prinzip alsbald vollends aufzehrten.

Der Nebergangstyl.

1200 — 1230.

Die Bewegungen unserer Baukunst, in so weit solche in diesem Abschnitte vom vorigen abweichen, sind theils selbständige Entwicklung, theils eine Anwendung und Umbildung solcher Formen, deren auch die muhammedanische Kunst sich bediente. Die ersten, als die constructiven und daher wichtigeren, wollen wir zunächst in Betracht ziehen.

Die Gewölbe. Am Dome von Speier, Tafel XII., ist das Gewölbe durch einfache Bögen in meist quadratische Räume gesondert, und dann jeder dieser Räume durch ein einfaches Kreuzgewölbe ausgefüllt. An der Martinskirche zu Braunschweig ist diese Anordnung im Kreuzschiffe beibehalten, wogegen das Gewölbe im Mittelschiffe eine ununterbrochene Masse bildet, durch welche vier Querkappen durchgeschoben sind. Hat das Gewölbe von Speyer für unsere Entwicklung die durchgängige Sonderung in kleinere Räume voraus, so das Braunschweiger vor jenem wieder die Einführung der minder schiebenden Spitzbogen-Form.

Neben der Verminderung des Gewölbe-Schubs war man indeß auch bald auf die Erleichterung seiner Schwere bedacht, und so sehen wir am Wormser Dome und der Nürnberger Sebaldus-Kirche, Tafel XXI. 1., jedes Bieereck des Gewölbes noch durch Kreuzgurte in vier Dreiecke getheilt, und deren leichtere Ausfüllung, neben stärkeren Rippen, ermöglicht.

Diese letztere Gestaltung, nämlich das durch Kreuzgurte gesonderte Gewölbe, mit Spitz- oder Rundbögen kommt dabei weniger in Betracht, ist als die Hauptquelle für den spätern gothischen Styl zu betrachten, wie wir im Verfolg sehen werden.

Die Strebepfeiler. Zunächst machte man bei Anlage dieser neuen Kreuzgewölbeart die Wahrnehmung, daß durch sie die ganze Gewölbe-Last, Druck und Seiten-schub auf einzelne Punkte, nämlich dahin wo die untern Enden der Gurte auslagerten, concentrirt wurde; es also hier nur auf hinlängliche Begegnung des Drucks und Schubs abgesehen werden durfte, um mit Ersparung großen Aufwandes die Mauern zwischen den Last-Punkten als bloße Ausfüllung behandeln zu können. Pfeiler zur Stützung des Gewölbes traten demnach in die Umfassungs-Mauern ein, weil aber diese Idee erst allmählig sich erweiterte, so auch die Bedeutsamkeit der Pfeiler mit ihrer Wirkung. Die ersten und noch wenig bedeutenden Pfeiler sehen wir Tafel XVIII. bei 1; bedeutsamer von derselben Form Tafel XXXI. bei 2; wieder von erweiterter Form auf Tafel XXII.; zuletzt vollkommen kräftige Pfeiler auf Tafel XXVI. und Tafel XXX. bei 1, woneben dann auch ein kräftiger Vorsprung des Pfeilers im Innern sich gestaltete.

Der polygonische Chorschluß. Wieder nahe Folge des gerippten Kreuzgewölbes war die Umformung des Chorschlusses. Neben diesem Gewölbe erschien nämlich die mit einer Rundkappe überwölbte Halbkreis-Absis zu sehr als angehänger Theil, die achtseitigen Kuppeln boten in ihrem Vorbilde die passendere Form des vieleckigen Chorschlusses, und wir sehen sonach auf Tafel XX. bei 1 und 2 den Chor durch drei Seiten des Achtecks geschlossen, wobei dem Gewölbe mit seinen Rippen die Möglichkeit wurde, mit dem Chorschluß organische Verbindung einzugehen. Tafel XX. 1. Vergleichen wir den Grundriß Tafel XX. 3. mit dem Tafel XXIV. 10., so haben wir durch die polygone Gestaltung aller Halbkreise des erstern die Grundform gefunden, welche alle spätern großen Dome, wenn auch in etwas veränderter Gestalt, beibehielten. Vergleiche weiter den Grundriß vom Chor des Magdeburger Domes mit dem vom Dome zu Köln Tafel XXXVI.

Daß auch der polygonische Chorschluß nicht gleich allgemein Platz griff, vielmehr allmählig sich feststellte, beweist die im Innern noch runde, im Außen bereits vielseitige Form der Namersdorfer Capelle auf Tafel XXV.; und wieder auf derselben Tafel bezeugt der Grundriß des Chores vom Mainzer Dome, daß man selbst bei dem gefundenen einfachen polyg. Schluß nicht stehen bleiben wollte, vielmehr weitere Versuche wagte. Der Chor wird hier durch ein über Eck gestelltes Quadrat, mit abgeschnittenen Ecken, gebildet. Wie man selbst auf die Kirchenschiffe diese Umwandlungen anzuwenden suchte, ist aus dem Zehneck der Gereonskirche zu ersehen.

Haben wir hiemit dargestellt wie die Gewölbe die Gurte, und diese wieder die Strebepfeiler und den vielseitigen Chorschluß erzeugten, so sind wir genöthiget, vor dem weiteren Verfolg dieses Entwicklungsganges uns zuerst den mehr decorativen Formen zuzuwenden, weil einzelne von ihnen später mehr constructive Bedeutung erhielten.

Es gehören hierher:

Der Spitzbogen. Wenn und wo er zuerst vorkommt, kann uns hier gleichgültig seyn, da es sicher ist, daß Baumeister, welche den Rundbogen kannten, nicht erst lange nach der Erfindung des Spitzbogens umhersuchen durften; weil er ferner in die auf Rundung gewiesene romanische Kunst nur Diskordanz bringen, für unsere Periode aber durch seine allmählige consequente Durchführung erst Bedeutung gewinnen konnte. An der Basilika Bürglin Tafel IX. nahm man ihn in die Fensterreihe der Hinterseite auf. Tafel XV. und XXI. sehen wir ihn in die Gewölbe- und Arkadenbögen tretend, in die erstern structiver Vortheile halber, in die letztern weil deren Linien mit den Linien der Gewölbe im Nebenschiffe correspondiren sollten. An den Thürmen des Wormser Domes, am Dome von Cammin Tafel XX. 4, an der Kirche Tafel XXII. tritt er in den Fenster-Schlüß, doch war er vor Ablauf unserer Periode nicht im Stande bei kirchlichen Bauten den Rundbogen sofort zu verdrängen. Ein neu aufgehendes Prinzip für die Kirchenbaukunst vermochte dies erst mit dem Beginne der nächsten Periode, während der Rundbögen an bürgerlichen Werken neben andern Formen durch das ganze Mittelalter sich behauptete.

Die Kreistheile. Kreistheile zu verschiedenen Formenbildungen zu benützen, scheint zuerst, und bereits schon gegen Ende des zwölften Jahrhunderts, an den

Radfenstern sich entwickelt zu haben. Siehe die Rundfenster und Nischen Tafel XXVI. Weiter wurde es eine beliebte Form für Thüren und Fenster, den gewöhnlichen Halbkreis, oder kleinere Kreistheile mit einem außtixenden Halbkreise zu verbinden. Tafel XVIII. in der Portal-Thüre, Tafel XIX. und XXII. bei Fenstern und Nischen; ebenso für den Halbkreisbogenfries, Taf. XXX. 2 e bereits mit Spitzbögen. Neben den Nischen auf Tafel XXIII. ist der Dreiwiertheil-Kreis an Kreisbögen gefügt. Weiter kommen auf Tafel XXIII. und Tafel XXX. bei 1. vier und drei Kreistheile vor, welche zu Bierblättern und Dreiblättern verbunden sind; auf derselben Tafel bei g sieben Kreistheile mit einer geraden Linie, und Tafel XXVIII. 2. acht Kreistheile, welche Fenster bilden. Wie die Zusammensetzung dieser Kreistheile mit dem romanischen Halbkreisbogenfries Verwandtschaft hält, sieht man durch Vergleich mit Tafel XXVIII. 10 und Tafel XXIX. 2. Drei-, Bier- und Mehrblätter als selbstständige Fenster zu verwenden, ist nur dieser Übergangsperiode eigenthümlich, wie solche in der gothischen Kunst Verwendung fanden, wird deren Abhandlung lehren.

Die Zinnenform. Das Zinnenwerk kommt um diese Zeit in Anwendung, theils zur Mauerkrönung wagerecht oder staffelförmig, Tafel XXVIII. 1; theils zur Abwechselung für den früheren einfachen Halbkreis. Tafel XX. bei a, und Tafel XXX. bei d sind die Frieze daraus gebildet; Tafel XIX. bildet es eine Gesimskrönung über dem Rundfenster. Weiter wird die Idee dieses Zinnenwerkes mit Kreistheilen verbunden für Thürschlüsse Tafel XXI. bei 2. l.; für Frieze Tafel XXIV. bei 4 und 5.

Das Laubwerk für Capitale, Frieze und Consolen bildet sich inzwischen nur manigfacher und so frei hervortretend aus, daß es sich bald zur selbstständigen Freistellung empfehlen mußte. Tafel XXIV. bei 8 finden wir es nach Zinnen-Art zur Mauerkrönung, Tafel XXIX. bei f nach Lilien-Art statt des Kreuzes zur Giebelkrönung angewendet, eine Anwendung, bedeutsam für die nächst folgende Periode.

Die Profile. Sie werden beliebter in der Wellenlinie, in welchen sich Wulst und Hohlkehle ohne Unterbrechung verbinden. Zuweilen stoßen Wulst und Hohlkehle in schroffer Kante zusammen, während die letztere tiefe Unterschneidung bildet.

Gesimse nach der einfachen ersten Art siehe an den Capitälern auf Tafel XXVII. Gesimse letzterer Art Tafel XXVIII. d; Tafel XXI.; Tafel XXIV. bei 8. Ähnliche Profile gehen auch bald die Fenster und andere Gebilde ein, Tafel XXIV. a und b; Tafel XXIX. g und h; Tafel XXXI. i, und Tafel XXI. 3, 4, 12 und 13. Verwandt sind die Profile der Gewölbe-Gurtungen.

Die Säulenschafte. Noch ist einer eigenhümlichen Behandlung der Säulen dieser Periode zu erwähnen. Die Säulenschafte nämlich steigen jetzt stets als gleichmäßige Cylinder ohne Verjüngung empor, und sind bei ungewöhnlicher Länge ein oder mehrere Male durch Knäufe getrennt, Tafel XXIII. bei f. An den Sockeln verschwinden die Eckblättchen allmählig, sobald die Rundscheibe des Sockels sich so weit ausbreitet, daß sie die Seiten des untergestellten Quadrates überragt, Tafel XXVII. h. Diese Sockel-Behandlung sowie die Theilungsknäufe der Schafte verschwinden in der nachfolgenden Periode.

Die Fenster. Haben wir nun die von der Bauweise des vorigen Jahrhunderts abweichenden mehr ornamentalen Formen dieser Periode betrachtet, Formen, welche später theils verschwinden, theils anderwärts umgebildet werden, so sind wir im Stande, unsern Leitsfaden wieder an der Stelle aufzunehmen, wo gerippte Gewölbe die Strebepfeiler und vielseitigen Chorschlüsse hervor gerufen hatten, und dann diese Periode zu beschließen. Die nächste Folge der immer bedeutsamer anwachsenden Strebepfeiler war der günstige Umstand, daß diese nicht nur als alleinige Gewölbe-Träger, sondern auch als der eigentliche feste Kern der Kirchengebäude sich herausstellten, und zur Schließung der Räume zwischen ihrer Stellung nur leichter Füllungs-Mauern bedurften.

Nächste Aufgabe dagegen wurde die Beseitigung des Mißverhältnisses, in welches die bisherigen kleinen Kirchenfenster mit den immer höher und breiter wachsenden Mauermaßen nothwendig gerathen mußten. Vorerst behalf man sich damit, daß man mehrere Fenster über einander oder auch dicht neben einander stellte. Tafel XVIII. bei 1. sind über die gewöhnlichen Fenster noch runde Fenster zugegeben; Tafel XX. bei 2 im Chore drei Fenster-Reihen über einander gestellt; bei 4 und wieder auf Tafel XXI. bei 1. stellte man drei Fenster nebeneinander; wieder gab man den Fenstern eine bisher nicht gebräuchliche Höhe auf Tafel XXVI.; noch weiter gruppirt man mehrere Fensteröffnungen in eine

gemeinsame Nische und füllte die übrigbleibenden Steinsäulen durch Deffnungen in Kreisform oder mit drei, vier und mehr Blattformen aus, Tafel XXX. bei a, Tafel XXXIII. bei 2; zuletzt öffnete man die unsymmetrischen Steinsäulen, welche zwischen den bisherigen Fenstergruppen noch erübrigten; Tafel XXIX. bei 2 in der Kuppel, Tafel XXX. bei 3, Tafel XXXIII. bei 3; und ein geringer Schritt nur blieb übrig um die Idee eines Sprossenwerkes zu gewinnen, wie wir solches Tafel XXX., bei b b, sehen; eine Erfindung, welche als die Quelle des später so bedeutsam gewordenen gothischen Gitterwerkes zu betrachten ist.

Widmen wir dieser Uebergangsperiode einen allgemeinen Ueberblick, so stellt sich folgendes Ergebniß heraus:

Der zur schönsten Harmonie aller seiner Theile durchgebildete Rundbogen-Styl, wird zuerst beunruhigt durch Einführung des minder schiebenden Spitzbogens in die früher rundbogigen Gewölbe. Darauf tritt die Erfindung des gegurteten Kreuzgewölbes ein, mit ihren ungemeinen Vortheilen für Sonderung und Erleichterung der Gewölbelast, und zieht den polygonischen Schluß des Chores nach sich. Der neue Chorschluß hätte mit dem romanischen Style sich gewissermaßen vertragen, als seit einem halben Jahrhunderte denselben bereits achtseitige Kuppeln und dergleichen Thürme begleiteten; ebenso das gegurtete Kreuzgewölbe, wenn man für dasselbe den Rundbogen beibehalten, und Widerlager allein in Verstärkung der tragenden Mauern, sowie wieder deren Erleichterung an den nicht tragenden Theilen durch tiefes Nischenwerk hätten suchen wollen. Die gegurteten Gewölbe riesen indeß zur Unterstützung der Mauertheile, nach welchen hin sie ihre Last concentrirten, die äußernen Strebepfeiler zu Hülfe, man benutzte die Vortheile, welche diese Pfeiler boten zur ungewöhnlichen Streckung und Erleichterung der Massen, und kündigte durch die allgemeine Einführung dieser eckigen Pfeiler der romanischen Consequenz ihr weiteres Bestehen auf. Zusammengesetzten Kreisbögen, dem maurischen Zinnenwerke und scharfkantigen Profilen wurde nun auf der einen Seite der Eingang um so leichter auf Kosten der früheren Harmonie, während durch Aufnahme des Spitzbogens in Fenster, Thüren u. s. w. nach der andern Seite hin eine neue Harmonie sich vorbereitete. Das frühere romanische Ornament hatte sich also mannigfach umgewandelt, einen Zuwachs von neuen Elementen erhalten, dabei der Begriff des Pfeiler- und Kreuzgewölbebaues, in dessen Gefolge der polygonale Chorschluß, und eine complicirtere Fensterweise, sich entwickelt; zusammengehörige und wieder

disharmonische Elemente, hatten sich wenn gleich fast immer mit gewissem Kunst-Geschmack nebeneinander gestellt, als plötzlich aus diesem Knäul scheinbarer Verwirrung der Keim für eine neue, vorher nie geahnte Kunst hervor brach, wie uns die folgende Periode solche darstellen wird.

Der frühgotische Styl. 1230 — 1300.

Die schlichte Haltung der Bettelmönchs-Orden, welche um 1230 sich verbreiteten, mußte vorschriftsmäßig sich auch auf deren Kirchen in Entfernung alles unnützen Schmuckes erstrecken. Wenn nun mit Einführung des gerippten Kreuzgewölbes der erste Keim für den gotischen Styl gegeben war, welcher in romanischer Umhüllung sich fortentwickelte, so wurde durch Gelegenheit dieser Ordenskirchen das bisher gewonnene Ergebniß aus dieser Verpuppung gleichsam hervorgezogen, zur Erkenntniß gebracht, und von hier ab für eine durchaus neue Ausbildung befähigt.

Wenden wir uns zunächst der Grund- und Hauptform der Kirchen zu, so finden wir zwar noch Versuche für Veränderungen, namentlich des Chorraums, im allgemeinen aber ein Verbleiben bei der Basiliken-Form. Der Chor der Niddagshäuser Kloster-Kirche Taf. XXXI. ist geradlinig geschlossen, in eben der Art mit einem Nebenchore mittlerer Höhe und zuletzt mit noch einem ganz niedrigen Umgange umzogen, so daß die Gesamtform aus drei Terrassen besteht. Ebenso ist der einfache Chor der Erfurter Augustiner-Kirche Taf. XXXIV. von flachem Schluß. Der dreitheilige Chor Taf. XXXII. schließt in drei Polygonen. Die in der Zeichnung nicht gegebenen Schiffe dieser Kirche correspondiren in Höhe und Anlage mit den Chorthälsen und entbehren des Querschiffes, welches an den Kirchen der Bettelorden überhaupt nicht vorzukommen scheint. Der Grundriß des Kölner Doms verfolgt im Chore die Formen des Chores am Magdeburger Dom, in den Schiffen die der romanischen Basiliken, nur mit der Maßgabe daß die Langschiffe fünftheilig, und das Kreuzschiff dreitheilig bestimmt wurden. Betrachten wir die weitern Grundrißformen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, so ist es wiederum allein der Chor, an welchem man Abwechslungen versucht hat. So springen anstatt der dreiseitig geschlossenen Capellen des Magdeburger und Kölner Domchores nur zwei Capellen-Seiten am Chore des Freiburger Münsters vor, Taf. LXIX. Wieder auf Taf. LIX. ist bei 2 der Chor durch sieben Seiten des Zehncks geschlossen, bei 3 tritt in den Nebenschiffen der

Schlus über die gewöhnliche Kirchenbreite vor, und bei 1 sind alle drei Schiffe im Innern vielseitig, am Neuzern geradlinigt geschlossen. Die beiden letzteren Grundrisse gehören Pfarrkirchen an, welchen ein eigentlicher Chor mangelt, weshalb der chorartige Schlus sich an die Enden der Schiffe anreihen mußte. Aus dieser Musterung der Hauptformen der Grundrisse ergiebt sich, daß solche an unserm Zeitausschnitt einer wesentlichen Veränderung nicht unterlagen, indem es theils bei den Formen verblieb, welche die vorige Periode gestaltet hatte, theils Veränderungen der Choranlage meist in viel spätere Zeiten fallen, vereinzelte Ausnahmen aber, wie die der Riddagshäuser Kirche, ohne Nachwirkung blieben.

Eine gänzliche Umwandlung nehmen wir dagegen sehr bald am Aufriß der Kirchen wahr. Begeben wir uns zu den späteren Werken des vorigen Abschnittes zurück, so finden wir am Schiffe der St. Gereons-Kirche bereits mächtige Strebepfeiler, sogar schon mit Schwebbögen verbunden, das innere Gewölbe von außenher unterstützend, und zwischen diesen Pfeilern in den obersten Theilen der Füllmauer Fenstergruppen, welche dem Begriff des germanischen Fensters so nahe stehen, daß sie mit den früheren romanischen Fenstern nichts mehr gemein haben. Aehnlich nur mehr vereinfacht erscheinen die Fenster der Riddagshäuser Kirche. Dagegen verbindet die Gereonskirche mit diesen germanischen oder gothischen Elementen noch alle früheren Formen des Übergangsstylos, den romanischen Halbkreisbogenfries, Säulen-Arkaden unter dem Gesims, zuletzt in den untern Mauern auch noch völlig romanische Fenster, während von der Riddagshäuser Kirche durchaus alle früheren romanischen Formen verschwunden sind, die Profile von Sims und Sockel allein ausgenommen. Sollten die Bettelordenskirchen sich nun alles Schnickes enthalten, so müßten ihnen nothwendig nur die structiven Theile übrig bleiben, Strebepfeiler, Kreuzgewölbe, und dazwischen die bisher neben den Pfeilern entwickelte Fensterform. Die Regensburger Dominikaner-Kirche tritt uns hierauf mit dem Resultat dieser Aufgabe bedenklich entgegen. Vorbermerkt muß noch werden, daß der gleichfalls verbotene Glockenthurm Veranlassung wurde diesen Kirchen durch möglichst gestreckte Höhe gewissermaßen Ersatz für den fehlenden Thurm zuzuwenden. Im Innern der Regensburger Kirche ist nur das Kreuzgewölbe zu beachten, welches höchst einfach aus einem einzelnen Zylinder sich entwickelt. Am Neuzern strecken sich die Strebepfeiler zu bisher ungewöhnlicher Höhe empor, während ihre nothwendige Verjüngung eine Anzahl willkürlicher Absätze herbeiführte. Die fünf großen Hauptfenster des Chores sind mit einem Maßwerk versehen, welches

die vorige Periode schon bei b, Taf. XXX. entwickelt hatte, alle übrigen Fenster gleichen noch den obern im Schiffe der Gereonskirche. Während aller frühere Schmuck der romanischen und Übergangs-Weise verlassen ist, finden sich anderer Seit's bereits Keime für die spätere Ornamentik wie wir später wahrnehmen werden. So einfach und roh diese originellen Massen noch erscheinen, waren sie doch in ihrer Wirkung so großartig, und dem Anspruche des christlichen Gemüths zusagend, daß sie die frühere Kunstweise verdrängen, und einer eigen-thümlichen Ausbildung entgegen gehen durften. *)

Im Übergangsstyl als Embryo entwickelt beim Beginn unsers Abschnitts zur Geburt gelangt, haben wir nun die weitere Entwicklung unserer neuen Kunst zu verfolgen, doch gehört diese Entwicklung, weil der constructive Theil bereits existirt, und dem Wesen nach nicht verändert wird, vorzugsweise der Ornamentik an, welche während ihres Wachstums auch zunehmend durch symbolische Begriffe sich leiten und ordnen ließ. Was diese Symbolik betrifft wird mancher den Einwurf machen, daß man dem Mittelalter unterzuwerfen suche woran es selbst nie gedacht. Beachtet man aber daß das Mittelalter gewisse Wahrheiten im Gefühl besaß, welche wissenschaftlich zu entwickeln mithin zum klarern Bewußtseyn zu bringen unserer Zeit erst vorbehalten sind, so wird jener Einwurf grundlos, weil die Sache selbst dieselbe bleibt, während nur die Form der Anschauungsart sich geändert. Das Ornament, mit welchem wir es jetzt zu thun erhalten, wird in der vorigen Periode entweder selbst dem Begriffe nach nicht existirt haben als z. B. die Pfeiler-Fialen und Dachgallerien, oder es war bereits vorhanden und bedurfte in unserer Periode nur einer Umgestaltung wie z. B. die Gesimse. Bei der Behandlung jeder einzelnen Form soll auf ihre Entstehung hin gedeutet werden.

Das Fenster-Maaßwerk. Durchaus das wichtigste Ornament unserer gothischen Kunst ist dieses Maaßwerk. Bevor wir uns weiter begeben müssen wir daher die Entwicklung des Fenstermaaßwerkes verfolgen,

*) Verfolgen wir weiter die Entwicklung der gotischen Kunst, so wird sich die irrite Meinung, daß solche mit dem Altarsakrament der katholischen Kirche zusammenhängt, von selbst widerlegen. Mit diesem Sakrament wird dieselbe vielmehr erst durch das Aufkommen der späteren Sakramentshäuschen in Verbindung gebracht.

so wie dessen Einfluß nicht nur auf alles übrige Ornament, z. B. Gallerien, Wandflächen, Durchbrechung der Giebel, Thurmhelme u. s. w., sondern auf die Natur der Gesamtheit unsers Styls, denn erst mit dem Maßwerk entstand der Begriff der Fase.

Neben der romanischen Fensterform lassen die ersten Keime für dieses Maßwerk sich bis zum romanischen Rundfenster mit Speichen, Tafel **XXVI.**, und der Drei- oder Vier-Paßform des Nebergangs-Styles, wie bei St. Gereon, Tafel **XXX.** verfolgen. Als Fenstergruppen in Aufnahme kamen, wie an letzterer Kirche, wurde der Kreis oder ein drei- oder Mehr-Paß ihnen zur besseren Abrundung der Gruppe beigegeben, Tafel **XXXIII.** 1, 2 und 3. Auf solche Art erhielt man mehrere Fenster-Öffnungen neben einander, welche, wo sie mit ihren Rändern parallelsirten, durch Säulen-Cylinder oder Stäbe getrennt wurden. Wo indes diese Ränder nicht in Parallele zu bringen waren, wie z. B. bei 2 Tafel **XXXIII.** zwischen den Vierpässen und Spitzbögen, blieben unbestimmt gesormte Steinflächen übrig, welche dem Fenster namentlich in seinen oberen Theilen einen schweren und nicht vollkommen durchsichtigen Charakter gaben.

Wurden die untern spitzbogigen Öffnungen durch Cylinder eingefasst oder gar gebildet, so lag es nahe, die letztere auch zur Bildung von Pässen für die obern Theile zu verwenden, wobei denn sehr bald ein vollkommenes, also überall durchbrochenes Fenstergitter sich bilden mußte. Tafel **XXXIII.** bei 3, verbindet sich mit einer sonst sehr primitiven Fenstergruppe bereits ein Dreipaß durch Stabwerk, und zwar dadurch daß man neben dem Paß die unnütz erübrigten Steinflächen öffnete mit Verschrägung der Kanten. Bei 1 ist der kleinere innere Cylinder zugleich zur Formirung eines Vierpasses benutzt, die Steinplatte in diesem großen Vierpaß verstand man jedoch noch nicht weiter zu behandeln als daß man sie mit kleinen Durchbruch-Vierpässen besetzte. Vollständig durchgeföhrtes Gitterwerk tritt uns darauf zuerst Tafel **XXX.** bei b entgegen und wieder in den großen Fenstern der Regensburger Dominikanerkirche. Diese ersten Fenstergitter werden durch Stäbe mit abgesägten Kanten gebildet, während bei reichern Durchführungen für die Hauptformen des Gitters das effektvollere Cylinder-Werk in Anwendung bleibt, und selbst über unsere Periode hinaus mit Sockeln und Capitälchen versehen wird, analog den großen Pfeiler-Cylindern und den diesen vorhergehängten Säulen. Capitälchen und Sockel dieser Art finden wir an den Fenstern des Naumburger Domchores.

Rücksichts der Sockel wollte indes die letzte Sockelform des Uebergangs-Styls, mit weit übertretender Scheibe, Tafel XXVII. h nicht mehr befriedigen, weshalb der Sockel, nach dem Vorbilde des Chorschlusses von jetzt ab meist achtseitige Form annahm; so an den Fenster-Cylindern, wie am Dienste im Innern der Dominikaner-Kirche. Auf Blatt XXXIV. sehen wir an einfachen Werken das Bemühen zur Gewinnung abwechselnder Muster für die Fenster-Gitter. Bei b befindet sich ein Sechspass in Stabwerk über den beiden Spitzbögen; bei 2 am Mittelfenster ein Sechspass im Kreise, und daneben zwei Dreipässe; bei c der Doppel-Bierpass, in der Mitte durch einen eisernen Ring gehalten, und bei a statt dieses Ringes eine noch romanische Schuppen-Rosette. Während bei b die untern langen Deffnungen oben durch einen einfachen Spitzbogen geschlossen werden, ist bei den meisten übrigen Fenstern dieser einfache Spitzbogen verlassen, und ein zusammengezogter Bogen an seine Stelle getreten. Wie der letztere an Formen des Uebergangsstyls sich anlehnt sieht man beim Vergleich mit dem Fries e auf Tafel XXX. Die Fenster des Halberstädter Doms Tafel XXXV. zeichnen vor den vorherigen sich nur durch reichere Zusammensetzung und Anwendung des Cylinder-Werks aus. Stärkere Cylinder umziehen die Hauptformen, schwächere die tiefer eingelagten Nebenformen des Gitterwerks.

Das Fenster Taf. XXXVII. bei 1 ist wieder sehr einfach, abweichender von den früheren dagegen das Fenster bei 2. Alle Formen, selbst die der Pässe, sind hier in reicher wirkender Weise durch den kleinen Cylinder gebildet, und daneben ein wichtiger Schritt für die Nasen-Entwicklung begonnen. Bei a erkennt man nämlich wie in den Spitzbögen ein Plättchen zur Nasenbildung sich einsetzt, und durch diese Nase erst die Form der inneren Fase bestimmt wird. So geringfügig diese Nasen-Einfügung auf den ersten Blick erscheinen mag, so wichtig ist dieselbe, weil durch ihren Begriff erst es möglich wurde dem Fenstergitter einen in allen seinen Theilen zusammenhängenden Organismus zu geben, welcher darauf sich nicht allein auf das Fenster beschränkte, sondern über die gesamme Architectur verbreitete. Es sollte nämlich das Ganze eines Werks nicht den Charakter des aus vielen einzelnen Theilen äußerlich zusammengesetzten behalten, sondern den Charakter eines Ganzen aus einem Guss, und mehr noch als dieses gewinnen, es sollte das größte Ganze sich als ein einziges Gewächs bezeugen, und ohne den Begriff äußerer Anwuchs, sich von innen nach außen hin gestalten, einen Organismus also gewinnen, welcher das größte wie das kleinste nach ein und denselben Regeln beherrscht. Nehmen wir wieder zu unserm Fenster-Maßwerk zurück, so ist es

klar, daß die Vierpässe bei 2 Tafel XXXVII. für sich besonders geformt und dann eingesfügt, als eine äußere Zugabe betrachtet werden müssen. Stellen wir dagegen solche für einen Augenblick mit den außerhalb unserer Periode liegenden vollkommen entwickelten Fenstern in Vergleich, so finden wir letztere der oben ausgesprochenen Aufgabe entsprechend, und durch Vergleich beider die Bahn welche die Maßwerk-Entwicklung noch zu verfolgen hatte. Die Fenstergitter auf Tafel LIV. werden nämlich in ihren Hauptformen durch einen kleinen Cylinder bestimmt, in ihren Nebenformen durch ein Plättstäbchen, welches, in soweit es diesen Cylinder begleitet, als dessen Gliederung wo es dagegen selbstständig Formen schafft als Verzweigung aus dieser Gliederung, erscheint. Wieder als Zweige dieses Zweigwerks wachsen aus diesem die Nasen hervor, siehe bei e, und die innerste Fase oder Einschrägung welche die Hauptplättchen und Plättchen der Nasen als gemeinsam letzte Gliederung umzieht, ergiebt zuletzt im Durchbruch die Form der ehemaligen Pässe. An Selbstständigkeit dieser Pässe, und an deren Einfügung von außen her, ist somit nicht mehr zu denken, es wächst jetzt vielmehr nach einem bestimmten Gesetz für eine gedachte innere organische Kraft alles von innen nach außen zur Gestaltung. Unser Uebergriff in das Ergebniß einer späteren Zeit wird nun deutlich machen, in wie weit die folgende Maßwerk-Entwicklung ihrem Ziele noch ferne steht oder näher rückt. Tafel XXXVIII. zeigt uns Beispiele mannichfacher und zum Theil höchst frappanter Anstrengungen. In den Fenstern 4 und 5 finden sich Nasen in Steinplattenform; in 3 bei den Spitzbögen und in 6 im oberen Quadrat Nasen durch dünnes Sprossenwerk gebildet; beide letztere nur minder fernig mit dem Hauptkörper verwachsen. In den prächtigen Glockenhaus-Fenstern der Braunschweiger Catharinenkirche 1 und 2 sehen wir unsere Aufgabe in so weit gelöst als stärkeres Cylinder-Werk die Hauptformen, schwächeres die Nebenformen bildet, und an einzelnen Stellen wie bei f Nasen vorspringen; ungelöst noch in allen für sich bestehenden der organischen Nasen entbehrenden Vielpässen; zuletzt noch ganz verkannt in den Lücken ausfüllenden Formationen bei 1. a, 2. a und a. Die untern Fenster des Kölner Doms Tafel XLI. enthalten in den Spitzbögen bereits Nasen, während die Dreipässe noch selbstständig erscheinen; die obern Fenster Tafel XL. 2 sind dagegen vollständig mit Nasen bedacht, und unterscheiden sich als ältere von den späteren anderweit durchgebildeten Maßwerken nur in so weit, als im Innern ihrer Nasen ein förmlicher Durchbruch für Verglasung Platz greift. Dieser Durchbruch als Begleiter eines mehr lustigen Maßwerks dürfte so gut für gesetzmäßig gelten als die späteren hinterwärts nur eingeschrägten Nasen in den mehr massenhaften Gittern,

nur an ein und demselben Gebäude würde das Vorkommen beider Arten sich nicht vertragen.

Das undurchbrochene Wandmaßwerk. Gleichmäßig mit der Entwicklung des Fenstergitters, hielt dessen Verwendung zur anderweitigen Dekoration Schritt. Zu Belebung der sonst starren Massen der Mauern und Strebepfeiler, zu Gallerien, zu gänzlich durchbrochenen Mauern vor hinteren mäßigen, und zuletzt zu durchbrochenen Thurmhelmen fand es nach und nach Anwendung. Der Entwicklungsgrad dieses weiter verwendeten Maßwerks steht jedesmal mit dem gleichzeitigen Fenstergitter auf gleicher Stufe.

Der erste Anklang für Vergitterung und dadurch erreichte Belebung und Erleichterung der starren Mauern, ist bereits in der romanischen Kunst zu suchen, und sind dem gothischen Nischenwerk jedenfalls die Vertheilung der romanischen Mauern durch Pilaster und Lisenen, z. B. die Nischen welche am Wormser Dome die Fenster vorbereiten, analog. Weit näher noch stehen ihm das Nischenwerk im Portalselde der Halberstädter Domthürme, so wie die scheinbar durchbrochenen Radfenster an St. Martin zu Köln und am Dome zu Mainz. Darauf finden wir in unserer Periode früh versuchtes Wandmaßwerk am Pfeiler der Regensburger Dominikaner-Kirche, Tafel XXXII. bei b; und eine einfache Cylinder-Bewegung am Thurm der Frankfurter Nikolai-Kirche über den Fenstern. In weiterer Entwicklung nur noch ohne Nasen sind die Nischen b. b. Tafel XXXVII.; einfacher wieder die Mauergitter im untern Theile am Durchschnitte des Kölner Domes, Tafel XXXIX. Auf Tafel XL. bei 2 im Fenstergiebel finden sich wieder vereinfachte Pässe, und theilweise solche zuletzt noch, an den sonst in allen ihren Theilen vollständigst durchgebildeten Kirchschiffen von St. Katharina zu Oppenheim, wobei bemerkt werden muß daß einzelne Dreipässe, wiewohl im Plättchen mit der Umgebung verwachsen, sich durchs ganze Mittelalter an Stellen sehen lassen, wo der Raum es nicht erlaubte, der inneren Dreipass-Deffnung zuerst einen Kreis oder ein Dreieck zum Grunde zu legen.

Die Gallerien. In der romanischen Kunst ist die erste Idee für solche in den Säulenumgängen welche unter den Dachgesimsen hinlaufen, ausgesprochen. In die gotische Kunst konnten sie erst Platz greifen, als über den Strebepfeilern sich Thürmchen entwickelt hatten welche das Dachgesims überragten, und somit zur Anlage offener Dachumgänge einluden. Tafel XXXVII.

bei 1. finden wir ein frühes Vorkommen dieser Gallerien, im Durchbruch noch primitiv, mit einzeln stehenden Dreipass-Deffnungen. In den Gallerien auf den fliegenden Streben des Kölner Domes Tafel XL. bei 1. sind die Bierpässe bereits durch luftiges Nasenwerk gebildet, die Dreipässe dagegen selbstständig. Die Dachgallerien am Kölner Dome sind später erneuert, und deshalb für unsern Zweck nicht documentirend.

Durchbrochene Wände vor massiven, hängen in der ersten Idee gleichfalls mit den verdeckten Säulengängen der romanischen Zeit zusammen. Namentlich enthält die obere Krönung am Chore der Gelnhäuser Kirche viel Vorbildliches für die frühgotische Vergitterung des Giebels am Magdeburger Dome. Die letztere steht im Vergleich zur gleichzeitigen Fenster-Vergitterung auf gleicher Entwicklungsstufe, weil die noch übrig gebliebenen Steinplatten zwischen den Dreipässen und den langen Deffnungen unfehlbar von einer unvollendeten Ausführung herrühren. Durchbrochene Helme sind in unserer Periode uns noch nicht vorgekommen, weil die Pyramide des Freiburger Münsters bereits dem folgenden Zeit-Abschnitt angehört.

Die Fialen oder Strebepfeiler = Thürmchen. An den Glockenthurm knüpft sich der erste Begriff für die Fiale. In der vorigen Periode kommt solche nicht vor, erst als in der jetzigen die Massen der Strebepfeiler wachsen, und solche wie auf Tafel XXXII. einer bedeutenden Verjüngung bedurften, lag es nahe diese zuletzt in ein Spitzthürmchen auslaufen zu lassen. Die erste achseseitige Form dieser Thürmchen richtete sich unstreitig nach den aus dem Biereck ins Achteck übergehenden Glockenthürmen, siehe Tafel XXXIV. 1. Endigen diese Thürmchen mit ihrer Spitze noch unterhalb des Dachgesimses, so überragen die auf Tafel XXXIII. bei 1 bereits dasselbe. Daneben sieht man das Bemühen weil sie hier vierseitig sind, theils noch kleinere Thürmchen, theils bloße Spitzchen, der mittleren Hauptspitze zuzugesellen. Tafel XXXVII. ist g eine verwandte Fiale, f mit vier Giebeln versehen, h und i sind von noch zusammengeschlossener Form. Erst mit weiterer Vorentwicklung des Pfosten- und Maßwerktes konnten die Fialen von 2 auf Tafel XL. erscheinen. Am Schiff der Halberstädter Cathedrale Tafel XXXV. kommt bereits ein früher Versuch vor, die Pfeilerthürmchen durch innere Aushöhlung zur Einstellung von Heiligen-Standbildern herzurichten. Denkt man sich zuletzt diese die Heiligenhäuschen unterstützenden Säulen fort, so ist der schwebende Bal-

dachin erfunden wie solcher am untern Theile des Freiburger Münster-Thurmtes in etwas weiterer als primitiver Weise erscheint. Mehrere von diesen zusammen gebündelten Fialen und Thürmchen enthalten bereits den Keim nicht nur zu den Thurm-bündeln über den Strebepfeilern am Kölner Dome, sondern auch zur Behandlung des ins Achteck übergehenden Freiburger Thurmtes mittelst der Eckpyramiden. Ihre erste Form entbehrt noch der Streckung, und vereinigt meist kleine aneinander geschobene Architecturen wie Tafel XXXIII. bei 1 am mittlern Pfeiler. Ahnlich diesen Thürmchen gestalteten sich die ersten Baldachine.

Das Laubwerk. Es kommt dieses als Schmuck für Capitale, Friese und zuletzt für Giebel- und Thurm-Schrägen nach und nach in reichste Anwendung. Capital- und Fries-Schmuck begleitete oft als alleiniges, mindestens als Haupt-Ornament den romanischen und Uebergangs-Styl. Der so mannigfache Capital-Schmuck jener Zeit bot jedoch nur einzelne Motive für unsere neue Kunstweise, zu welcher wir neben der Kelchform die Doppelumreihung mit abgeneigten Knospen-Stengeln, Tafel XXIII. p rechnen. Gleichsam entfalteten sich in unserer neuen Kunst diese früher noch ungeöffneten Knospen zu schönen Blätter-Büschen natürlichen Laubwerks, mit einer Zartheit behandelt gleichwie in Metall getrieben, Tafel XXXV. 2. Hat Friedrich Hoffstatt recht, in seinem gothischen *A B C*, daß in jeder Gegend nur heimisches Laubwerk zur Anwendung kam, so ist dieses Laubwerk sehr sinnig bezeichnend für die schöne und großartige heimische Kunst-Entwicklung unserer germanischen Vorfahren.

So erfreulich und effectvoll dieser Blätterschmuck sich indeß gestaltete, fand man gegen das Ende unserer Entwicklung solchen doch im Widerspruch mit dem allgemeinen Gesetze welches nach und nach jeden übrigen Architecturtheil zu beherrschen wußte. Dieses Laubwerk mittelst Stengeln an die Hauptmassen gehaftet, machte zu sehr den Eindruck des von Außenher angefügten. Wenn nun Maßwerk und alle übrigen Formen, durch einen vom Innern der Kernmassen nach außen hin getriebenen Organismus gedacht wurden, durfte diese Kraft dem Blattschmuck gegenüber ohne Aufgabe ihrer Consequenz nicht leicht eine Ausnahme machen. Die freien Naturformen wurden daher zuletzt aufgegeben, und durch Kugel- und Wellenform fürs Blattwerk der Charakter gewonnen, als hätte es sich aus der Steinmasse hervorgewunden, als hätte es eine Mittel-Natur

zwischen Stein- und Pflanzen-Werk angenommen. Das Blattwerk vom Kölner Dome zeigt zum Theil noch die strenge naturgetreue Nachbildung, nach und nach aber herrscht die idealisirte Form vor, besonders wo solche durch die Rücksicht für den Wasserablauf begünstigt wurde. Siehe Tafel XL. 14. 15. 16. 17, die Krabben 20 und d, so wie die Kreuzblumenflügel 18 und 19. In der späteren Periode wachsen die Knollen des Laubwerks stärker an, um für die Formen mehr Fernwirkung zu erreichen, jedenfalls bleibt aber die befriedigendste Gestaltung diejenige, welcher wir am Kölner Domthurme begegnen, Tafel XI.III.

In derselben Art wie unser Laubwerk sich als Capitäl-Schmuck und Blätterkranz um die Pfeiler bewegte, wurde es auch zu längs laufenden Friesen verwendet, Tafel XXXVII. 5; und zuletzt zum Thurm- und Giebel-Schmuck.

An romanischen Werken sind Giebel und steinerne Thurm spitzen durch Kreuze und Kugeln manigfacher Art geschlossen. Darauf findet sich eine Kreuzlilie, verwandt den Formen Tafel XXIV. e, jedoch eigenthümlicher Art, Tafel XXIX. f., welche durch ihre Knollenform so sehr den Ansprüchen der gothischen Kunst entgegen kam, daß ihr nicht nur eine gleichmäßige Weiterverwendung zugewiesen wurde, Tafel XXXIV. bei 3 über den Strebepfeilern, sondern diese Anwendung sich auch erweiterte. So bediente man sich ihrer auf Tafel XXXVIII. bei f zum innern Schluß der Doppel-Bierpaß-Enden, und wir begegnen ihr wieder in den obern Fenstern des Kölner Domes, wie durchs ganze Mittelalter. Diese Lilie mit vier Seitenblättern versehen, Tafel XXXVII. u, bildet zuletzt den Beginn zu den späteren Giebel- und Thurm-Kreuz-Blumen. Wenn die früheren romanischen Dächer meist im rechten Winkel abschlossen, so waren die gothischen, in Harmonie mit der Streckung aller übrigen Architectur-Theile auch genöthigt auf eine spitzigere Form einzugehen, mit welcher dann die Giebel correspondirten. Entwickelte sich zugleich über die gesammte Architectur ein früher nicht gekannter Reichthum, so mußten die jetzt bedeutenderen Giebelschrägen, und ebenso die sonst zu schlichten Thurm spitzen gleichfalls in einen neuen Bereich der Dekoration gezogen werden. Nahe lag es, etwas der Giebel- und Thurm spitzen-Könung Verwandtes, längs der Schrägung stufenweis aufsteigen zu lassen, und hierzu boten sich wieder am paßlichsten die Knospenstengel an, in der romanischen Zeit Tafel XXIII. bei p und Tafel XXVIII. bei 5, verwendet, in unserer Periode an den Thürmen bei Tafel XXXV. 1; am Giebel Tafel XXXVII. bei p, und am Kölner Dome, mehr entfaltet Tafel XL. am Fenster-Giebel, den

Fialen und über dem Schwebebogen. Noch am Kölner Dome gingen diese Stengelknospen in die Form der Krabben über Taf. XL. 20. Consolen dekorirte man den Capitälern gleich, und wo ein solcher Schmuck in Ordenskirchen nicht statthaft war, ließ man die Kelchform ohne Blätter. Auf Tafel XXXII. findet sich eine Console in Form eines Hornes, welche auch in der romanischen Zeit zuweilen vorkommt, Tafel XXI., 7.

Die Profilirungen. Es bewegen diese Anfangs sich noch in sehr schwankenden Formen. Das erste Vorbild für romanische horizontal Profile, der attische Fuß, und in senkrechten Profilirungen die Verbindung vierseitiger Massen mit Cylindern, bilden auch in unserer Periode die erste Grundlage. Der Entwicklung lag jedoch die Aufgabe zur Erreichung von Formen vor, welche mittelst eines in den Kernmassen gedachten thätigen Organismus nach außen hin von selbst sich bestimmen. Das Laufen dieser Massen in die Länge und wieder in die Höhe, ein theilweises Hervorpressen durch Druck und Seitenschub, und diesem entgegengesetzt wieder die zusammenhaltende oder anziehende Kraft hatte in den Formen aller Theile je nach deren Bestimmung sich auszusprechen. Theilweise vortretende, später oft hirschförmige Cylinder eigneten sich am füglichsten zur Darstellung nach außen drängender Hohlkehlen für Bezeichnung der nach innen einziehenden und zusammenhaltenden Kraft, und beide im Wechselverbande müssten zugleich die Streckung in die Länge oder Höhe anschaulicher ausdrücken als einfache ungegliederte Massen. Dem Umstände, daß sämmtliche horizontal laufende Gliederungen vielfach durch Bewegungen um Vorsprünge unterbrochen werden, die aufsteigenden dagegen im Innern der Kirchen von jeder Unterbrechung verschont bleiben, ist die aufstrebende Wirkung der gothischen Kirchen allein zuschreiben. Cylinder und Hohlkehlen also, an ihren Berührungslien oft durch schmale Plättchen getrennt, sind bezeichnend für das Ziel der Profilentwicklung, welche wir jetzt näher zu betrachten haben, daneben ist es aber auch die Art in welcher sich diese Profile je nach der besondern Bestimmung jedes einzelnen Architectur-Theiles am zweckmäfigsten zu gestalten wissen.

Um für die Natur aller einzelnen Architectur-Theile, und die Ansprüche an ihre vollkommenste Durchbildung die nöthige Perspective zu finden, müssen wir, wenn auch nur im allgemeinen, zuförderst noch am großen Ganzen Umschau halten. Es besteht dieses an einer gotischen Kirche, vorbereitet auch bereits in den gewölbten romanischer Basiliken, in seiner Gesamtheit aus einem Innern, einem Außen und

Obern, so wie dieses Obere wieder für sich in ein Inneres nach unten, und ein Aeußeres nach oben gelehrt, zerfällt, oder in Gewölbe und Bedachung. *) Weiter besteht dasselbe in seinen Gliedern, groß und klein bis zum kleinsten in lauter Architecturen, von welchen jede wieder ein Ganzes im Kleinen vorstellt. Diese kleinsten Glieder werden zuweilen des Innern entbehren, wie die Fialen; wogegen Thürme, Thürmchen, Heiligen-Häuschen meist noch ein Inneres mit Wölbung enthalten, jedenfalls aber alle diese Architecturen, insoweit sie aus der Hauptmasse sich absondern, mit einem Aeußern und Obern versehen seyn. Alle diese Glieder stehen nun zum großen Ganzen in dienenden Verhältnissen, als da sind tragende, stützende, strebende, belastende, umhüllende, deckende, Wasserableitende, Raumbietende, Lichtzuführende, u. s. w. Kehren wir wieder zu den Hauptbestandtheilen des großen Ganzen zurück, so sprechen sich in diesem vor Allem der Raum gebende innere, der umhüllende äußere und deckende wie Wasserableitende Charakter aus, Charactere welche dann auch nach Maafgabe an den kleinen Architecturen als Gliedern sich wiederholen, und immer ein und demselben Formengesetz unterworfen sind. Dieses Gesetz ist für Aeußeres, Inneres und Oberes nothwendig verschieden. An der äußern Hülle, welche sich zugleich mit der tragenden Stärke für das Ganze verbindet, herrschen die glatten Flächen vor, z. B. an den Strebepfeilern. Im Innern ist wieder Cylinder-Werk mit Hohlkehlen dominirend, um zunächst den aufstrebenden Charakter, dann wieder den aus dem Centrum jedes Einzeltheiles gedachten Seitendruck, verbunden mit der nöthigen einziehenden also zusammenhaltenden Kraft anzudeuten. Bei den deckenden und zugleich Regen ableitenden Theilen, müsten ebene und dabei geneigte Flächen nothwendig sich empfehlen, wie bei der Bedachung und dem obern Schluss aller Einzeltheile durch Wasserschrägen und Thurmspitzen. Also diese drei Gesetze für die tragende Kraft, für die innere Einziehung, und für die Ableitung des Regenwassers, verbunden mit dem dienenden Verhältniß zum großen Ganzen, werden die zweckmäßigste Formendurchbildung jedes einzelnen Architecturtheiles zu bezeichnen haben, und somit die Ansprüche für die paßlichste Gliederung uns erkennen lassen.

*) Es ist hierbei zu bemerken, daß der griechische Tempel nur eine äußere Architectur kennt. Säulen mit Mühe aufgerichtet, Architrav-Steine, mit noch größerer Mühe gefunden und darüber gelegt, und wozu dieser Aufwand? Um ein leichtes hölzernes Dach zu tragen.

Die Sockel. Es sind diese die Träger der Gesammtlast, und haben für ihre Aufgabe durch Verstärkung, also durch einen Vorsprung zu sprechen. An reichern Werken drückt ihre obere Zuschrägung durch Gliederung den Begriff der gepreßten und wieder eingezogenen Masse aus. Es gilt dies von den Sockeln des ganzen Werks, wie der einzelnen Theile, z. B. der innern frei stehenden Tragepfeiler. Die einfachste romanische Form mit bloßer Wasserschräge, wurde für einfache gotische Werke, wie an der Dominikaner-Kirche von Regensburg, häufig gefunden, und auch im späteren Mittelalter beibehalten. Zuweilen wiederholt diese einfache Form sich in Absätzen, ja zuweilen fehlt, besonders im späteren Mittelalter der Sockel an den Umfassungs-Mauern gänzlich, welches dafür spricht, daß durchaus bestimmte und unerlässliche Gesetze für die Sockel dieser Mauern, den mittelalterlichen Baumeistern nicht vorgelegen haben müssen. Für die nach dem allgemeinen Gesetz der Pressung und Wiedereinziehung zu gliedernden Sockelschrägung spricht am anschaulichsten der Sockel 6 Tafel LIV. der folgenden Periode, mit Ausnahme einer Hohlkehle welche geeignet ist, das Regenwasser aufzufangen und einzusaugen. Am Kölner Domchor, Tafel XLI. folgen Stäbchen, Hohlkehle und Wasserschräge, wie überhaupt die letztere stets den untersten Vorsprung deckt, und dies ganz mit Recht durch ihre Analogie mit der Fase. Die Gliederung des innern Pfeiler-Sockels 4 Tafel XXXV. am untern Absatz mit Wasserschräge, am obern aus Wulst und Kehlen zusammengesetzt, entspricht vollkommen der späteren Ansforderung. Noch muß hingedeutet werden auf das Sockel-Profil bei 2 Tafel XXXI. welches durch seinen vortretenden Wulst, die Pressung der Masse andeutet, und obgleich in der vorigen Periode entstanden, den Erfordernissen selbst der späteren Perioden nicht widersprechen würde. Zuletzt sey zugestanden, daß die gotischen Sockel nie so effectreich erscheinen, als das attische Profil an romanischen Kirchen, und erklären wir diese scheinbare Vernachlässigung mit der Absicht, den Beschauer nicht am Boden fesseln zu wollen.

Die Gesimse. Es schließen diese die aufwärtsstrebende Masse gänzlich oder absatzweise. Ihre durchgebildete Form spricht sich aus durch geneigte Wasserschräge, ein unterwärtslaufendes Plättchen, welches zu der Wasserschräge im rechten Winkel steht, einer tief unterschnittenen, Schatten wirkenden und Wasser abweisenden Hohlkehle, und einem Wulst. Tafel XXXVII. a. Bei reicherer Gestaltung folgen dann unterhalb des Wulstes noch mehrmals kleinere Kehlungen und Wulste auch zuweilen schräg liegende Plättchen, Tafel XXXIX. bei Z. Wie in der Nebergangs-Periode Cylinderwerk mit Hohlkehlen sich als

Effect wirkend empfahl, äußerte solches seine Wirkung auch sehr früh auf die Form der Gesimse. Wulste und Unterschneidung siehe Tafel XVIII. bei d. Tafel XXI. bei 15 ist ein eigenthümliches Gesims mit gewölbter Wasserschräge und Hohlkehle, sowie Tafel XXXVII. bei p und q finden wir Wulste und Kehlungen wechselnd, doch vergestalt daß der Hauptwulst sich in eine scharfe Kante vorstreckt. So wie man zur Erfahrung gelangte, daß diese Form das Unterlaufen des Wassers nicht verhindern konnte, lag die Erfindung der Form bei O nahe, welche als durchgebildet zu betrachten ist. Das vollkommen germanische Gesims enthält also mittelst Wasserschräge und Hohlkehle die Fähigkeit das Unterlaufen des Wassers zu verhindern, und spricht mittelst seiner Wulste und Hohlkehlen das letzte Auswollen der aufstrebenden Gesamtmassen aus. Laubwerk welches längs der Gesimse hinläuft ist mit diesen nicht so verbunden, als es vielmehr einen für sich bestehenden Fries bildet. Nur zuweilen in früher Zeit noch greift diese Verbindung nach romanischer Weise Platz, wie am Dome von Halberstadt.

Die Streb- und Tragepfeiler. Die Strebepfeiler bleiben vierseitig und vollkantig, weil sie die Hauptbestandtheile der ganzen Construction, gleichsam das Beinwerk der Kirchen bilden, und sind auch an den Ecken nicht abgesagt, weil dies ihre Stärke verminderen würde. Dagegen verjüngen sie sich aufwärtssteigend in Absäzen, einmal weil sie je weiter nach obenhin minderer Stärke bedürfen, dann wieder weil diese pyramidale nach dem Innern der Kirche hin stärker belastete Form ihnen mehr Neigung giebt, dem von innen seitwärts schiebenden Gewölbedruck zu begegnen. Wo sie sich in Absäze sondern, werden Wasserschrägen von Gesimsen begleitet. Schr willkürlich sind noch die Absäze auf Tafel XXXII, wie überhaupt eine dieserartige Gliederung der Pfeiler im Einklang mit der Höhen-Gliederung des Gesamt-Werkes nur bei Kirchen mit überhöhtem Mittelschiff möglich ist, weil hier zu hoch gestreckte, der mehrmaligen Absatzung bedürftige Pfeiler nicht vorkommen, wie z. B. an der Catharinen-Kirche zu Oppenheim. Es besteht diese letztere Anordnung aus zwei durchaus getrennten Strebepfeilern und einem Schwebebogen. Der innere senkrechte Strebepfeiler ist im innern der Kirchen, wie am Durchschnitt der Dome von Köln und Halberstadt, bis zur Höhe der Nebenschiffe, Tragepfeiler der Mauern des Mittelschiffs, und eben nur stark genug für die senkrechte Last derselben. Die Gewölbe des Mittelschiffs werden dann durch sehr schlanke äußere Pfeiler, zuweilen auch nur durch die bloße Mauer zwischen den Fenstern getragen, während der Seitenschub derselben mittelst des Schwebebogens nach den niedrigen Pfeilern der Nebenschiffe

seine Ableitung erhält. Diese Nebenschiff-Pfeiler haben dann die Aufgabe den Gewölbe-Schub von sämlichen Schiffen aufzunehmen, und sind deshalb auf ihrem dem Inneren der Kirche zugewandten Ende verhältnismäßig stark mit Thürmen und Thurmbündeln belastet, welche zugleich dazu dienen ihrer Masse eine ausgespizte selbstständige Aufstrebung und Auswallung zu bieten. Anstatt der äußern senkrechten Streben sind am hohen Chore des Kölner Domes zweimal Rundsäulen übereinander gestellt, eine Anwendung von Säulen, welche mit rundem Schaft nach den Prinzipien vollständig entwickelter Kunst nicht mehr vorkommen darf. Für die Schwebbögen dürfte es in der romanischen Kunst nicht leicht etwas analoges geben, wie z. B. für die senkrechten Pfeiler die Pilaster vorangehen, doch bietet das Schiff der Gereonkirche, mithin der spätere Übergangsstil bereits ein frühes Vorkommen derselben. Bisher haben wir uns nur mit dem Neuzern dieser Pfeiler befaßt, und müssen nun sehen, wie sie sich zum Organismus des Innern der Kirchen verhalten. Hier treten sie theils mit ihrer Kehrseite über die Wandfläche vor, theils laufen sie, bei überhöhtem Mittelschiff, von allen Seiten frei bis zum Fußboden der Kirche herab, theils geben sie, diesem herablaufenden Theile gleich bedeutend, den Begriff eines Strebepfeilers gänzlich auf, und erscheinen in Kirchen mit mehreren und gleichhohen Schiffen als bloße Stützen des Gewölbes. Ist das Neuzere der Pfeiler als äußere zugleich tragende Hülle mit glatten Flächen behandelt, so greift am Innern dieser Pfeiler ein anderes Gesetz für ihre Formenbildung Platz, eben das mehr erwähnte der innern Einziehung, ausgedrückt durch einen Wechsel von Cylindern, Hohlkehlen und Plättchen. Im Innern der Gelnhäuser-Kirche treten die Strebepfeiler, welche übrigens am Neuzern noch wenig Gewicht haben, mittelst voreinander gesetzter Pilaster kräftig vor, und starke Cylinder sind ihnen dann noch theils vor der Stirn theils in den Ecken beigegeben. Druck und Seitenschub des Gewölbes sind dadurch hier meist im Innern allein schon befriedigt. Am Magdeburger Dome sind zur Tragung des hohen Chores und seiner Scheidung vom niedrigen vierseitige Pfeiler angewendet, und diese wieder mit Pilastern verbunden, vor welchen Säulen-Cylinder stehen. Tafel XXIV. bei 10. Im Schiff der Gereonkirche wird die innere Pfeilerseite mit einem starken und je zwei schwachen Cylindern verbunden. So weit der vorige Zeitabschnitt. In dem jetzigen tritt an der einfachen Dominikanerkirche zu Regensburg der Pfeiler mittelst eines einzigen Cylinders vor. Am Dome zu Halberstadt, Tafel XXXV. bei 3, tritt uns dagegen eine bedeutsame Cylinder-Bewegung als Träger des Mittelschiffes entgegen. An einen starken Kern-Cylinder lehnen sich nämlich zehn kleinere von

dreimal verschiedener Stärke. Die vier stärksten derselben sind mit dem Kern-Cylinder verwachsen, die schwächeren für sich vollrund gearbeitet und angefügt, gleichwie in der Gelnhäuser Kirche. Diesem Pfeiler verwandt behandelt sind auch noch die Pfeiler des Kölner Doms Tafel XXXVI. d e. Die innere Seite der kleinen Strebepfeiler bei c ist hingegen bereits mittelst Stäben und Hohlkehlen belebt, eine Formation welche die Haupt-Pfeiler später gleichfalls eingingen, wie wir sehen Tafel XLVII. bei 3. Erst mittelst dieser letztern Gliederung von Cylinder, Hohlkehlen und Plättchen, deren Radien im Mittelpunkt der Hauptmasse zusammenstoßen müssen, so wie durch eine Anordnung der Cylinder in der Weise, daß sie nach Maßgabe ihrer Lage und Stärke mit den Gurten der Scheidebögen und Gewölbe correspondiren, hat die Pfeiler-Form ihre Aufgabe erreicht, und gilt dies sowohl bei freistehenden Pfeilern, als solchen welche nur theilweis aus den Mauerflächen hervor treten.

Die Fenstergliederung. In der romanischen Kunstperiode gestaltete sich bereits die älteste Fensteröffnung in der Art, daß sie am innern und äußern Rande die meiste Weite hatte, und nach der Mitte der Mauerdicke hin sich verengte. Es hat diese Erweiterung der Deffnung nach außen und wieder nach innen hin den Vortheil, daß das eigentliche verglaste Fenster in weiterer schräger Richtung noch geschen zu werden, und ebenso auch das Licht aufzunehmen vermag. Diese sich selbst empfehlende Einschrägung der Kirchenfenster behielt das ganze spätere Mittelalter bei. In der späteren romanischen Zeit finden wir, wie z. B. am Dome zu Worms, diese Fenstereinschrägung gegliedert, Cylinder stehen in rechtwinkligen Einstufungen, Hohlkehlen sind auf den Ecken dieser Stufen eingelassen, auch wechseln wie auf XXI. bei 4 Cylinder bereits mit tief unterschnittenen Kehlungen. In unserer Entwickelungs-Periode bleibt an einfachen Werken oft die glatte Einschrägung wie sie in der romanischen Zeit vorherrschte, und wir folche an der Regensburger Dominikanerkirche sehen. Bei reichern Werken entwickelt sich dagegen eine Gliederung, anfangs noch willkürlich, wie auf Tafel XXXVII. bei d, später dagegen aus einem Wechselspiel von Cylinder und Hohlkehlen, Plättchen und Einschrägungen bestehend, meist mit der Maßgabe, daß das erste Glied mit einer abgeschrägten Ecke oder Fase beginnt, Tafel XL. bei a. Gleichwie an Tragepfeilern die Gliederung eine Richtung nach dem Centrum enthält, so ist es auch in der Fenstergewandung der Fall nach dem Mittelpunkte eines über Eck gestellten Quadrates; zuletzt bezeichnet das Stab- und Hohlkehlenwerk um die Fenster gleichfalls das Hervordrängen und Wiedereinziehen der

hier getrennten und begränzten Hauptmasse, welche über dem Fensterbogen wieder zusammen wächst, und die in Mitte ihrer Masse entstandene Fensteröffnung mit einem aus ihr gleichsam hervorgetriebenen Zweigwerk, dem Maßwerk, nebstig überspannt. Wie dieses Maßwerk nach und nach mit der Fenstergewandung organische Verbindung eingeht, siehe bei seiner oben ihm gewordenen besonderen Abhandlung.

Die Portale. Es stehen diese rücksichts ihrer Gliederung mit den Fenstern auf gleicher Stufe, sobald sie ihre Entwicklung vollständig erreicht haben. Es scheint indessen daß das dreizehnte Jahrhundert bis zu seinem Ende auf diese den Fenstern gleichmäßige Weise einzugehen sich nicht entschließen möchte, wahrscheinlich in der Hoffnung etwas Entsprechenderes zu erfinden. So sind zum Beispiel noch kurz vor 1300 im Portal des Freiburger Münster-Thurmes freistehende Säulchen angebracht, obgleich um 1200 zuweilen statt freistehender Säulen bereits starke Cylinder beliebt wurden, welche sogar auch, obgleich durch Capitäl und Kämpfer unterbrochen, durch den Thürbogen fortslaufen, Taf. XXXI. bei i. Für die großen Hohlkehlen in der Portal-Gewandung zur Aufnahme allegorischer Bildhauer-Arbeit, und eine ähnliche Ausstattung im Felde über dem Portalfürz, finden sich Vorbilder auch bereits in der romanischen Zeit.

Die Gurtungen. Es theilen sich diese in die Arkadengurte, welche zur Tragung des überhöhten Mittelschiffes dienen, und in Gewölbe-Gurte, zu welchen Stirn-, Scheide- und Kreuz-Bögen gehören. Die Arkadenbögen haben die Stärke der über ihnen lastenden Mauer, während die Gewölbe-Gurte weit schwächer und unter ihnen wieder die Kreuzgurte als die schwächsten gehalten sind. Tafel XXXV, i k. Durchgebildet unterliegen alle dieselben dem Gliederungs-Gesetz der Fenstergewandung, nur mit der Maßgabe, daß die dünneren Gurte mehr zarter und einfacher Gliederung bedurften als die stärkeren. Die Richtung aller dieser Gurtglieder ist nach dem Einziehungsgesetz meist wieder die eines über Eck gestellten Quadrates. Auf Tafel XXIII. bei g h finden wir das Bemühen der vorigen Periode zur Gliederung der Scheidebögen, und bei i k der Kreuzgurte. Auf Tafel XXXII. sind an den Gurtungen nur die Ecken mittelst Hohlkehle gebrochen, Tafel XXXVII. bei r ein noch sehr willkührlich gegliederter Scheidegurt, wogegen der Kreuzgurt s ein meist durchgebildetes Profil besitzt, an welchem sich zugleich die Hinneigung zu birnförmigem Stabwerk ausspricht. Vollständig entwickelt erscheint uns ein solches Profil Tafel XL. bei b an der Gur-

tung unter dem Schwebebogen. Ein früher Anfang für die birnförmigen Stäbe ist im Portal Tafel XXXI. bei *i* zu finden, worauf selbige zunächst auf die Gurtungen der Gewölbe, und mit 1300 auf das Cylinder- und Stabwerk aller Profilirungen, Portale, Fenster, Gesimse und Pfeiler Anwendung finden, dabei aber meist mit runden Stäben wechseln. Wie die Stellung und Gliederung der Arkaden- und Gewölbe-Gurte zu den Pfeilern sich verhält, auf welchen sie lasten, und deren Gliedern, aus welchen sie hervorwachsen, wird im nachfolgenden Zeit-Abschnitt berührt werden.

Sockel, Capital und Kämpfer an Cylinder und Pfeilern.

Während die Profile der Sockel und Gesimse bereits oben besprochen sind, bleibt uns noch deren Gesamt-Gestaltung zu betrachten übrig. Die Säulen-Sockel der romanischen Kunst kennen als Verbindung der Rundung mit dem unterliegenden Quadrat nur die Eckblättchen, Tafel XXIV. 1. In der Baukunst des Übergangs, nach allmäligem Verschwinden dieser Blättchen, nimmt die unterste Rundung an Umfang dergestalt zu, daß sie die Seiten des unterstehenden Würfels überragt, Tafel XXVII. bei *h*. Um dieselbe Zeit wurde dadurch ein weiterer Begriff angebahnt, daß die Rundung des Schaftes wie des Sockels sich mit dem Achtseit vertauschte, wie bei *i*, für welchen Wechsel das Polygon des Thores, und der Thürme vorbildlich werden mußte. In unserer Periode auf Tafel XXXII. sind die Dienste runde Cylinder geblieben, wogegen der Sockel aufs Achteck eingeht, eine Gestaltung welcher wir am Cylinder-Werk der Folgezeit meist wieder begegnen, doch nicht ganz ausschließlich, weil Tafel XL. bei *a* wieder runde Cylinderfüße vorkommen, ein Vorkommen, welches nach 1300 nur für vernachlässigte Architectur zeugen kann. So leicht dieser polygonische Untersatz für einzelne Rundstäbe sich finden ließ, war es um so schwieriger ihn in passlichster Weise auf die complicirtere Cylinder-Verbindung der Tragepfeiler zu übertragen. Tafel XXXV. bei 3 und 4 ist jedem Cylinder in zwei Absätzen übereinander ein polygoner Untersatz zugethest, es haben sich diese verschiedenen Polygone aber noch nicht in eine gemeinsame abgeschlossene Basis vereinigen lassen, sondern springen seitwärts beliebig vor, stehen auch nach der Richtung ihrer Seiten noch nicht in durchgängiger Ordnung. Tafel XLVII. bei 3 ist mindestens so viel erzielt, daß fast sämmtliche Polygone einem gemeinschaftlichen großen, oder vielmehr einem über Eck gestellten Quadrat mit verschnittenen Ecken, entwachsen. Mehr ließ hier sich nicht thun, weil die Behandlung des Pfeilers an die Hauptform von Tafel XXXV, 3 und 4 gebunden war, und die späteren Pfeiler im

Nebenschiff nicht mehr Stabwerk erhalten sollten als die älteren. Ohne diesen Umstand hätten zur Gewinnung einer regelmäßigen Form, statt der Cylinder *i i*, nur die *m m* für Stirnbögen, und die *l l* für die Kreuzgurte sich wiederholen dürfen. Ein zweiter Fehler bei 3 und 5 Tafel XLVII., nämlich der, daß die Polygone nicht in ebenmäßiger Parallele mit dem untersten Polygon stehen, wäre durch weitere Einziehung der kleinern Cylinder, mittelst Hohlkehlen nach dem Centrum des Pfeilers, leicht zu beseitigen, und dadurch für die Pfeiler mehr quadratische als runde Form zu gewinnen gewesen. Sicher ist diese quadratische Form die richtigere, weil sie allein mit dem untersten polygonischen Basement correspondirt, wenn auch eingestanden werden muß, daß sie nur selten vorkommen mag. Werfen wir noch einen Rückblick auf die polygonen Pfeilerfüße, so liegt die Idee sehr nahe, auch für jeden einzelnen Cylinder polygonale Form zu wählen. Consequenter Durchführung müßte hierauf führen, es ist uns aber im Mittelalter ein dieserhalbiger Versuch nicht vorgekommen, wahrscheinlich weil die angenehme Wirkung der Reflexe unfehlbar dabei aufgegeben worden wäre.

Das Blattwerk als für sich bestehend hat oben seinen eigenen Abschnitt gefunden, während wir hier sein Verbindungs-Verhältniß zum Pfeiler zu betrachten haben. In der Übergangszeit, bei gleich starken Cylinderndern wie Tafel XXIII., ergaben die aneinander gereihten Capitale leicht die Wirkung einer dem ganzen Pfeiler gemeinsamen Umlkrönung. Später als die bessere Durchbildung der Gewölbe-Gurtung, Pfeilerstäbe von verschiedener Stärke verlangte, erhielt dann jeder Stab, ein seinem Durchmesser entsprechend großes Capital, welchem nach größere und kleinere Capitale unter dem, in gleicher Höhe angelegten Kämpfergesims sich umeinander reihten. Um diese Ungleichförmigkeit zu beseitigen wurde der Begriff des Capitals aufgegeben, und eine gemeinsame Blätterkrone, um alle Bewegungen des Pfeilers anschließend, oberwärts etwas vorgeneigt, umhergezogen. Hierdurch besonders unterscheidet sich der gothische Pfeiler von der romanischen Säule mit ihrem Capital, und es war nun kein Hinderniß weiter, die in der Pfeilergliederung aufstrebende Bewegung in den Gurtungen sich fortgesetzt zu denken, weil Blätterkrone und Kämpfer nur den Ort des Umschwungs der Massen ins Gewölbe bezeichnen, und sie gleichsam umziehen, ohne formliche Trennung. Für das Kämpfergesims kannte man in der vorigen Periode nur die quadratische Grundform, und erst mit Eintritt der polygonischen Basis nimmt es eine gleiche Gestalt an. Bei complicirten Cylinderverbindungen gilt für seine Stellung dieselbe Regel welche nach und nach die Basis beherrscht.

Die Verwendung der Pässe. Wie diese sich darboten zur Verwendung ins Maßwerk haben wir früher in dem dieses Maßwerk betreffenden Artikel gefunden. Ghe die Entwicklung indeß so weit gereift war, daß Prinzipien feststanden, welche nur hierin die Anwendung gestatteten, mußten Versuche kommen zur Verwendung der Passform und ihrer Theile für anderweitige Gestaltungen. Zu denen, welche uns aufzufinden es gelang, gehören: das Giebelkreuz Tafel XXXVIII. bei d; der Wasserabguß Tafel XXXIV. bei h und der Fries Tafel XXXVIII. bei e. Dieser Fries bildete sich nach dem Muster des romanischen, kommt unmittelbar nach 1300 nicht mehr vor, und wird unter manigfachen Modificationen im fünfzehnten Jahrhunderte wieder beliebt, von da ab aber stets im Spitz- oder Rundbogen mit einem Nasenwerk verbunden.

Das Giebelwerk. In der früheren romanischen Zeit kommt Giebelwerk nur als Schluß der Dachböden vor, darauf zeigt es sich weiter verwendet an Glockenthürmen wie z. B. an der Frauen-Kirche zu Halberstadt, und an der Kirche von Gelhausen. Auch Dachfenster sind mit Giebeln versehen, wie an den Thurm spitzen des Domes zu Worms. Im Übergangsstyl wurde es beliebt in Giebelform die Strebepfeiler zu schließen. Als später reich durchbrochene Dachgiebel vorkamen, wie am Magdeburger Dome, lag deren Verwendung theils zur Vermehrung des Schmucks, theils für den Ausdruck der aufstrebenden Bewegung und Unterbrechung des horizontalen Abschlusses nahe. So sehen wir denn am Kölner Dome die verschiedenen Stufen der obren Strebepyramiden, und eben so die obere Fensterarchitectur, am Thurm Bau der folgenden Periode sogar Portale und sämtliche Fenster von unten auf mit Giebelwerk verbunden. Meist ist dasselbe, besonders bei angemessener Größe mit einem reichen Maßwerk ausgestattet.

Die Bedachung. Ob ein gotisches Bauwerk Bedachung verlangt oder sich mit einer Plattform begnügen kann, hängt von Umständen ab. Zu diesen gehören das Ortsklima, der nothwendige Gebrauch einer Plattform und zuletzt der Styl des ganzen Gebäudes. Steigt ein Bauwerk in schlanken Verhältnissen aufwärts, wie z. B. der Dom zu Köln, so würde ohne spitze Bedachung ihm nothwendig der oberste passende Schluß entgehen. An englischen Kirchen dagegen ist eine spitze Bedachung minder anwendbar, weil an solchen alle Theile in mehr breiten und massigen Verhältnissen sich bewegen. Ganz schwer gehaltene Werke, wie z. B. die der Befestigung gewidmeten können der sichtbaren

Bedachung gänzlich entbehren, und dies um so mehr, als bei den mittelalterlichen die Plattform zur Mitvertheidigung bestimmt war, und diese Bestimmung auszusprechen hatte. Bei Glockentürmen gilt dasselbe Gesetz wie bei Kirchen, und kann nicht geleugnet werden, daß ein schlanker hoher Thurm ohne Spize der Vollendung zu entbehren scheint. Bei unserer deutschen Architectur galt die Regel, daß das Verhältniß der Thurmstreckung auch für die Spize maßgebend seyn müste. Was die Bedachung der Kirchenräume anbelangt, ist es nothwendig, daß jeder Theil welcher in der Bedeutung einer speciellen Architectur erscheinen soll, wie z. B. die Capellen um den Chor des Kölner Domes, auch eine besondere Bedachung erfordert, weil das aus der Gesamtmasse herausragende Dach für den unter ihm befindlichen abgesonderten Raum Zeugniß giebt.

Haben wir in diesem Zeitabschnitt darzustellen gesucht, wie die sogenannte gothische oder Spitzbogen-Baukunst aus dem Entwickelungs-Ergebniß des Nebergangsstyls heraustretend, sich selbst bewußt, einer eigenthümlichen Ausbildung nach und nach alle ihre Einzeltheile unterwarf, so sind wir jetzt im Stande im folgenden Zeitabschnitt mit der Darstellung des durchgebildeten Gesamt-Werks, und dem Wechselverhältniß aller seiner Theile uns zu beschäftigen.

Die Spitzbogen-Baukunst in ihrer Vollendung und Blüthe 1300 - 1350.

Der Grundriß. Wie ein Gebäude mit den Grundformen beginnt, und wieder jede mittelalterliche Kirche mit dem östlichen oder Chorende zuerst in Bauangriff genommen wurde, an die westlichen Thürme die Reihe zuletzt kam, endlich auch die Entwicklung unserer Architectur stets am Chorende zuerst formte, so müssen auch wir unsere Darstellung mit den Grundrissen, und diese wieder mit den Chorenden beginnen.

Bereits mit dem Eintritt des dreizehnten Jahrhunderts wurden die Chorschlüsse vielseitig, und es begegnen sich in deren Anlage nun zweierlei Verschiedenheiten, nemlich die Natur des angewendeten Biecks, ob Sechs-, Acht- oder Mehreck; und wieder der Umstand, ob der Chor einfach, oder zusammengesetzt erscheint, aus einem niederen Chor neben dem hohen, auch wohl mit Zugabe von Kapellen. Wenn ein niederer Chor den hohen umzieht, kommt es oft vor, daß

beide von verschiedenen Bieglecken beherrscht werden, der innere z. B. von einem Achteck, der äußere von einem Sechszeck. Ging die Entwicklung unserer Baukunst zuerst mit Umbildung des Chorandes an, so müssen wir dennoch eine Wechselwirkung aller Theile nicht verkennen, deren Ergebniß der complicirte Chor ist, weil die drei- und mehrtheiligen Kirchenschiffe längst vorhanden waren, als sie den mehrtheiligen Chorbau nach sich zogen. Eigentliche Bedeutung des Chores behielt dabei stets nur der hohe Chor. Wir wollen unserer weiteren Betrachtung ein mehr einfaches und dann wieder das reichste vorhandene Werk, nemlich die Grundrisse Tafel XLVII. und Tafel XXXVI. zum Grunde legen.

Der hohe Chor des Kölner Domes wird durch fünf Seiten eines Sieben-Ecks und zwei Zuschrägungen in größern Winkeln geschlossen, eine Anordnung, welche durch das halbe Siebenecck des niedern Chores oder Chorumganges bestimmt wurde. An die sieben Seiten des Chorumganges lehnen sich dann sieben Kapellen, von welchen fünf regelmäßig, zwei um etwas verschoben durch fünf Seiten des Achtecks gebildet werden. Dieser Kapellenkranz umzieht die innere Anlage nur in so weit, als sich solche rundet, während der übrige Theil des Chorumganges gedoppelt und diese Verdoppelung durch frei stehende Pfeiler gesondert wird. Mit dieser zweiten westlichen Chorhälfte nun correspondirt das Langhaus der Schiffe, in Höhen- und Breiten-Vertheilung, so daß das mittlere, dem hohen Chor gleich hohe Schiff zu beiden Seiten von doppelten niedrigeren Nebenschiffen eingefasst wird. Das Kreuzschiff gleicht der übrigen Anlage, begnügt sich indeß neben dem hohen mittleren Theile auf jeder Seite mit einem einzelnen Nebenschiffe. Der Kreuzes-Mitte liegen Ein Quadrat, dem Chore zwei, dem Langschiffe deren drei zum Grunde, während in den Nebenschiffen, weil solche von ungleicher Breite sind, regelmäßige Quadrate sich nicht finden lassen. Der Thurmab ist dreitheilig, und so gegeben, daß er einerseits als selbstständig, andererseits wieder mit den Schiffen verwachsen erscheint, indem der mittlere Theil als Verlängerung des hohen Schiffes, und die unteren Räume der beiden Seitenthürme als Fortsetzung der Nebenschiffe zu betrachten sind. Dieses Verbindungs-Verhältniß der Thürme zur Kirche wiederholt sich nach Erforderniß an allen übrigen Theilen der letzten, zwischen Mittel- und Nebenschiffen, Lang- und Kreuzschiff, Schiffen und Chor, Chorumgang und Kapellen. Je nach dem ihr Wechselbezug sich trennt, spricht Vereinigung oder ein gewisses Maß von Trennung auch die architektonische Anordnung aus. Am meisten für Selbstständigkeit gesondert erscheinen diesem nach die Thürme und Chorkapellen; nicht getrennt, sondern mehr nur angedeutet in den

Grenzen Schiff und Chor. Die Thurmhallen werden von den stärksten Mauermassen gebildet der oberen Thurmlast halber, und selbst der Raum zwischen den Thürmen, welcher seiner Natur nach als Fortsetzung des hohen Schiffes einer Formveränderung nicht bedurfte, nimmt durch die Thürme an dieser Verengung Theil, weil ihn zugleich die Bestimmung zur Haupt-Vorhalle trifft. Das hohe Schiff bewegt sich darauf in gleichmäßigen Raumverhältniß bis zur Chorrundung. Nur wo es das Kreuzschiff durchschneidet und die Bedeutung des Chores beginnt, sind um etwas verstärkte Pfeiler bezeichnend. Weiter werden die Nebenschiffe vom hohen Schiffe durch stärkere Pfeiler, unter sich aber, weil sie gleich bedeutend, durch weit geringere leicht getrennt. Weil der Chorumgang mehr zur Fortsetzung der Nebenschiffe als zur Bedeutung des hohen Chores gehört, bildet er ein Ganzes mit den Nebenschiffen und muß sich nur eine leichte Trennung gefallen lassen, wo ihn das hohe Kreuzschiff mit seiner bedeutenderen Last, also auch um etwas verstärkteren Pfeilern durchschneidet.*). So treten im Grundriß bereits alle Theile des Innern als ein gemeinsames Ganzes uns entgegen, nur durch Pfeiler getrennt, und diese von verschiedener Stärke, je nach der Bedeutung und Sonderung der einzelnen Raumtheile, sowie der über ihnen ruhenden Last.

Am Grundriß des Halberstädter Domes fehlen uns Thürme, welche zum Organismus der Kirche passen, sonst gilt auf ihn alles vom Kölner Dome Ge-sagte, mit der Maßgabe, daß die Nebenschiffe nicht doppelt sind, das Kreuzschiff einfach steht und dem Chorumgange, welcher nebst dem hohen Chore durch drei Seiten des Achtecks geschlossen wird, ein Kapellenkranz mangelt, während die einzelne östliche Kapelle mehr als ein Anhänger zu betrachten ist.

Der Aufriß. Inneres. Wenden wir uns jetzt dem Aufriß zu, so macht die Totalität des Innern in jedem einzelnen Schiffe den Eindruck einer

*) Das größte Deckengewölbe trifft in die quadratische Mitte des Kreuzschiffes, und rieß somit in Gesellschaft des Seitenschuhs und Drucks der sich vereinigenden Mauern von den hohen Schiffen und dem Chore hier nothwendig stärkere Pfeiler zu Hilfe. Daß Sulp. Boissiere aus dieser Pfeilerstärke eine Kuppel folgert, beruht deshalb auf einem Irrthume. Außerdem würde ein Kuppelthurm, wo er nicht als Hauptthurm wie in England erscheint, nur die Wirkung der westlichen Thürme und die imposante Länge der Kirche unangenehm berühren, und ist deshalb in deutsch-gotischer Kunst nirgends zu finden, wo es sich um ein Werk aus Eisen Guß handelt.

Perspektive, bei welcher die Länge über die Höhe und wieder die Höhe über die Breite herrscht. Während den Beschauer die Länge einnimmt, wird zugleich die Länge zur Höhe, weil alle Formen, welche er gewahrt, in verhältnismäßig schmalen Durchmesser hoch empor laufen, und im hochgestreckten Spitzbogen-Gewölbe endigen. Den endlichen Schluß der Hauptperspektive vermittelt ein Polygon in scheinbar halbkreisförmiger Bewegung, wobei die Längen-Architektur am Oftende nicht wie beim geraden Abschluß plötzlich abgeschnitten wird. Ähnlich wie das Mittelschiff gestaltet sich jedes Nebenschiff, nur daß hier bei halber Höhe und Breite natürlich die Länge vorherrschen muß. Bildet jegliches Schiff für sich in seiner Perspektive eine strenge Symmetrie, so bietet der Blick durch mehrere Schiffe zugleich in schräger Richtung ein eigenthümlich erhabenes und malerisches Wechselspiel verschiedenartig hoher und weiter Räume, welche dennoch, weil nach ein und demselben Gesetze behandelt, durchaus den Eindruck der Ganzheit gewähren. Sowie das Ganze des innern Raums nur durch Pfeiler gesondert wird, sind es auch wiederum nur Pfeiler, welche in der Peripherie des Innern dieses nach außen hin begrenzen. Die Fensterbrüstungsmauer erscheint nur als Schranke, und die Fenster, in welchen man der Glasmalerei nicht entbehren darf, schließen zwar das Äußere und Innere von einander ab, bilden aber zugleich durch das Farbenspiel des Glases und die bildlichen Darstellungen eine christlich ideale Welt, welche scheinbar ein Äußeres den inneren Raum umhüllt.

Der äußere Aufriß. Am Äußern bezeichnet das Gesamtprofil schon den näheren Charakter des Gotteshauses, und die Cathedrale verkündet ihren Vorrang in weite Ferne durch zwei colossale Felspyramiden, während Pfarrkirchen in unserer deutschen Spitzbogenbaukunst*) nur ein einzelner Thurm, Klosterkirchen ein kleines Glockenthürmchen zugethieilt wurde. Der Masse näher gerückt, sieht

*) Um die richtigere Benennung der sogenannten gothischen Baukunst hat sich seit Jahrzehnten ein vielfältiger, aber noch nicht mit Befriedigung beendigter Streit entsponnen. Germanisch könnte man sie heißen, wenn unsere eigenthümlich entwickelte romanische Baukunst, im Gegensatz zu der mehr römisch verbliebenen italienischen Weise, nicht auch Ansprüche machen dürfte, sich germanisch zu nennen. Und wollen wir von diesem Anstand absehen, so ist der Spitzbogenstil Englands, wie wieder der des nördlichen Frankreichs, obgleich auch germanisch, doch vom deutschen in so weit verschieden und volksthümlich ausgebildet, daß hier wiederum jegliche Weise einer bezeichnenden Benennung bedarf.

man den Fels der Thürme in Nebenzweige sich sondern, Nebenpyramiden von geringeren Dimensionen, spühen an jeder Ecke des Thurmtes in geringerer Höhe sich aus als die hohe Mitte, und dieses Ganze erwächst aus einem meist bis zur halben Höhe emporreichenden vierseitigen Unterbau. Aber auch dieser Unterbau sondert sich wieder in Theile, indem unten mächtige, in Abstufungen sich aufwärts verjüngende Strebepfeiler aus der Hauptmasse vorspringen und das Gerippe des unteren Thurmhaues bilden, ihre mit den oberen Pyramiden gleiche Natur aber dadurch bekunden, daß sie nicht nur in Pyramiden endigen, sondern auch jede Abstufung in kleine Pyramiden auslaufen lassen. Portale zu unterst, mächtige Fenster nach oben hin, setzen die Pfeiler untereinander in Verbindung. Wie das große Ganze des Thurmtes auf diese Weise aus Fenstern, Pfeilern und unzähligen großen, kleinen und kleinsten Thürmchen zu einer einzigen Hauptmasse pyramidalisch emporrichtet, bei vorherrschender Höhe so der Körper der Kirche aus denselben Bestandtheilen und nach denselben Gesetzen, nur nach vorherrschender Längenrichtung. Wo die Nebenschiffe und der Chor umgang ihre Höhenaufgabe erreicht haben, wächst das hohe Schiff nebst dem hohen Chor aufs neue empor, und übertrifft das untere noch an pyramidalen, luftigen und reichen Verhältnissen. Das Kreuzschiff lagert einer zweiten Kirche gleich welche die erstere durchschneidet, vermeidet aber den Schein der Zweierleitheit und des Unvermittelten.

Die Konstruktion. Nach dieser allgemeinen Übersicht erst des Innern, weil unsre Kunst von Innen nach Außen sich entwickelte, und dann des Neuzern in gewisser Fernsicht, wollen wir jetzt zu Betrachtungen in der Nähe übergehen. Die wesentlichen Bestandtheile unserer Kirchen-Architektur sind die Trage- und Strebepfeiler, die Umfassung der Fenster und die Gewölbe und Arkaden-Gurte. Diese zusammen bilden ein Steingerüst, den eigentlichen festen Kern, während die Fensterbrüstung, der Raum über dem Fensterbogen, das Triforium (Raum über den Arkadenbögen im hohen Schiff) und die Gewölbekappen minder wesentlich für die Festigkeit des Ganzen, zuweilen wie die Kappen nur selbstständig eingefügt, als bloße leichte Füllungen zu betrachten sind. Das erwähnte Steingerüst geht nun wechselseitige Verbindung seiner Theile in drei verschiedenen Richtungen ein, nach nord-südlicher*) Breite, nach ost-westlicher Länge und über Eck

*) Es ist hier die ost-westliche Richtung der mittelalterlichen Kirche angenommen, mit dem Altar oder Chorende nach Osten hin.

gestellt kreuzweis. Betrachten wir die Verbindung in nord-südlicher Richtung näher, so machen uns solche die Kirchen-Duerdurchschnitte Taf. XXXIX. und XLVII. anschaulich. Am Kölner Dome bilden sechs Pfeiler die senkrechte Hauptstütze, und werden unter einander durch die Breite von fünf Schiffen mittelst Scheidebögen verbunden. Weil die Scheidebögen des Mittelschiffes mit Zuwachs der Last des sie berührenden Gewölbes, die sehr leicht gehaltenen, durch den inneren Umgang *a* und die Säulen *b* ohnehin geschwächten Pfeiler leicht wegziehen würden, mußte ihr gesampter Seitenschub anderweit abgeleitet werden. Es sind nemlich schräg ablaufende Schwebbögen von den Pfeilern des Mittelschiffes nach den beiden äußersten Pfeilern herabgeleitet, diese Pfeiler, ohnehin stark, mittelst aufgesetzter Thurmündel belastet, und zu noch größerer Sicherheit diese Last in so weit nach dem Innern gezogen, als die Thurmündel theilweise selbst auf die Scheidebögen lagern, wodurch ein Auseinanderweichen dieser äußern Pfeiler nach außen hin unmöglich wird. Weil die Schwebbögen bei einer einzigen Spannung von den mittleren nach den äußersten Pfeilern unfehlbar zu schwach ausfallen müßten, oder wieder einer so bedeutenden Stärke bedurft hätten, daß dieser die senkrechten Pfeiler in jexiger Gestalt nicht gewachsen seyn würden, wurden über den Pfeilern, welche die Nebenschiffe trennen, gleichfalls Thurmündel aufgeführt, welche in Kreuzform wieder theilweise über den Scheidebögen des Gleichgewichtes halber lagern, und nun der Schwebbogen nicht nur zweittheilig angelegt von leichter Formation, sondern auch doppelt übereinander der besseren Verspreitung halber. Am Durchschnitte vom Halberstädter Dome finden wir in der Hauptsache gleiche Bewandtniß, nur vereinfacht sich hier das Pfeilerstrebewerk, weil die einfachen Nebenschiffe ein Mehreres nicht bedurften.

Dieses in nord-südlicher Richtung mittelst der Scheidebögen und Schweben verbundene Pfeilerwerk erhält nun in ost-westlicher Lage unter sich wesentliche Verbindung durch die Fensterbewandlung (siehe Taf. XLVI.), sowie im Mittelschiff auch durch die Arkadenbögen, minder wesentliche durch die Ausfüllung der Fensterbrüstungen und der Räume über dem Spitzbogen der Fensterumfassung, worauf zuletzt zu diesem rechtwinklischen noch ein Kreuzverband in den Gewölbe-Kreuzgurten sich gesellt. Die Stärke aller Theile dieses Gerüstes, mit Rücksicht auf seinen senkrechten Druck und wieder seinen Schub nach den verschiedenen Seiten hin, ist so glücklich berechnet und vertheilt, daß selbst bei geringem Nachgeben des Fundaments ein Auseinanderweichen der Substruktion unmöglich ist, weshalb sich

eine Dauerhaftigkeit ergiebt, welche man bei andern Baustilen vergebens suchen würde. *)

Die Ornamente. Von diesen konstruktiven Formen wollen wir jetzt zu den ornamentalen übergehen, wieder mit dem Innern der Kirchen beginnen, und nacheinander die Tragepfeiler, Arkadenbögen, Gewölbegurte, Fensterumfassung, das Maßwerk und zuletzt die übrig bleibenden Flächen folgen lassen.

Tragepfeiler. Die Tragepfeiler ruhen auf einem Basament dessen Grundform ein über Eck gestelltes Quadrat mit verschrägten Ecken bildet, eine Art Polygon, also Verwandtschaft mit dem polygonen Chorschluß. Die Gesamtmasse der Pfeiler selbst, indem sie dieser Ueberdeckstellung folgt, vermeidet den Eindruck der Mauerfläche, welcher ungeachtet einer reichen Gliederung nicht ganz zu beseitigen wäre, wenn die Pfeiler je eine ihrer Flächen mit den Schiffen parallel laufen ließen. Weiter verbinden sich mittelst dieser Ueberdeckstellung die Schiffe untereinander inniger, auch selbst Rücksichts des bessern Durchblicks nach der Art, welche die Ein- und Ausschrägung der Fenster bietet. Wie wichtig die Ueberdeckstellung zuletzt für den Organismus werden muß, welchen diese Pfeiler nach den Gurten hinüber zu leiten haben, werden wir bei deren näheren Betrachtung finden.

Der Aufzug des Pfeilerbasaments zerfällt in drei um ein wenigstes mittelst Gliederung oder wenigstens Anschrägung sich verjüngende Abstufungen. Die unterste dieser Stufen behält die Form eines einzigen Polygons, und die oberste zerfällt, nach Maßgabe der Zahl und der verschiedenen Stärke der Pfeilercylinder, in verschieden große, doch egal hohe Halbpolysgone, auf deren jedem ein Cylinder ruht. Die mittlere Stufe steht zwischen den oben kleinen Polygonen und dem untern großen vermittelnd, indem sie die kleinen weniger als oben vorspringen läßt, also mehr schon zu einem gemeinsamen Körper verbindet. Der Pfeiler selbst gliedert sich in seinem Schaft nach dem Geize der innern Einziehung mittelst Cylindern, zum Theil birnförmigen, und Hohlkehlen. Zuweilen sind an den Stellen, wo die Hohlkehle beginnt, Plättchen eingelassen, zuweilen wieder endigt die Hohlkehle vorn an ihrer Grenze mittelst eines zarten Wulstes, an welchen sich dann

*) Die in allen ihren Theilen eines sumpfigen Grundes halber oft um mehrere Fuß aus dem Boden gewichenen St. Johannis-Kirchen zu Stettin und Danzig, wie auch mehrere Kirchen Stralsunds geben hier von Beispiel.

der Cylinder im spitzen Winkel anlehnt, oft aber auch gehen die Cylinder ohne Unterbrechung in die Hohlkehlen über. Diese drei Arten von Verbindung wechseln auch an andern Theilen, an den Arkaden- und Gurt-Bögen und an der Fenster- und Portal-Gewandung. Die Zahl und Stärke der Pfeiler-Cylinder wird bestimmt durch die Gurtungen, welche auf ihnen zu ruhen kommen, und es wird meist mehr als ein Viertel ihrer Masse und Zahl zur Unterstützung jedes Arkadenbogens verwendet, weniger als ein Viertheil für die Gurtungen des Mittelschiffes, und wohl eben so viel für die Gurtungen der Seitenschiffe, obgleich hier, nach Maßgabe der kleinen dem Betrachter um die halbe Höhe näher liegenden Gewölbe, auch zartere Gurtungen nothwendig werden. Für die Gewölbe des Mittelschiffes sind jedesmal fünf anschaulich vorspringende Cylinder gebräuchlich, der mittelste von der bedeutendsten Stärke. Es dienen sodann dieser letztere dem Gewölbescheidebogen, die ihm zunächst folgenden beiden den Kreuzgurten, die beiden letzten den Stirngurten, welche letztere mit der Richtung des Schiffes laufen, und mit der Fenstergewandung parallelstren. Ganz gleich ist die Anordnung für die Gurte der Nebenschiffe, und wenn diese mit denen im Hauptschiff nicht gleiche Stärke theilen, so treten die Pfeiler-Cylinder zwar so weit vor als nach dem Hauptschiff hin, sind aber zarter gehalten, während eine mannigfachere Zwischengliederung sie verbindet. Die Cylinder für die Arkadenbögen, zur Tragung des Triforiums und der Brüstung unter den obern Fenstern, gleichen an Zahl und Stärke den Cylinder für die Schiffe und es wird bei größerer Arkadenbreite noch ein Mittel-Cylinder an jeder Seite des Pfeilers eingeschaltet und den Arkadenbögen zugetheilt. Während die fünf Cylinder, welche für die Gewölbe des Mittelschiffes bestimmt sind, unbehindert nach diesem emporlaufen, endigen die Cylinder der Arkaden und Nebenschiffe ein wenig unter der Stelle, wo der Umschwung ins Gewölbe Platz greifen soll mittelst Blattkrone und Kämpfer, welche sich rundumher ziehen, die Cylinder des Mittelschiffes aber nicht berühren, weil diesen letztern ein gleicher Schmuck erst oben unter ihren eigenen Gurten zugetheilt wird. Die Blätterkrönung umzieht die gesamme Gliederung als ein gemeinsamer Kranz, welcher aus zwei Blattreihen über einander besteht, und so angeordnet ist, daß die obere Büschelreihe stärker, also mehr vortretend als die untere, und die einzelnen oberen Büschel über den Lücken zwischen den untern gesehen werden. Die Kämpfergestimse correspondiren ihrer horizontalen Bewegung nach mit den obersten Sockel-Polygonen, während ihre senkrechte Gliederung die Regel anderer Gestimse befolgt.

Die Gurtungen. Die Gurtbögen der Arkaden und Gewölbe stehen untereinander ihrer Gliederung nach auf gleichem Fuß, mit Ausnahme der Zahl und Stärke der Glieder. Die Hauptform bilden schräge Seitenflächen, welche sich nach einer Spize zu neigen, Taf. XL. b, und auf diese Art sich eignen, die Spannung der Verbindungssteine zu vermehren, und den Druck der anlagernden Gewölbekappen zu bezeichnen. Die Gliederung besteht aus Hohlkehlen und Wulsten, von welchen der unterste die Spize bildende jedesmal birnförmig sich bewegt. Die einfachste Gliederung bei geringstem Durchmesser begleitet die Kreuzgurte, eine reichere die Stirn- und Scheidebögen, die reichste die Arkadenbögen. Weil alle diese Gurtungen als fortgesetzte Bewegung der Pfeiler-Cylinder gedacht sind und die in jedem Cylinder enthaltene Masse in den Gurten eine Vertheilung zu suchen hat, so darf der Gesamtdurchmesser aller Glieder eines Gurtes den Durchmesser des einzelnen Cylinders, aus welchem er erwächst, nicht an Stärke übertreffen. An der Stelle, wo die Kreuzgurte im Gewölbe sich scheiden, ist jedesmal entweder ein runder Gesimskranz mit einer innern Deffnung, oder wie vorherrschend ein runder, mit einer Blätterrose geschmückter Schlussstein eingesetzt, welchen die Kreuzgurte an ihn anstoßend umklammern. Diese Schlusssteine kamen um 1200 in Anwendung, fehlten jedoch den ersten Gurtgewölben, während in der Mitte noch älterer romanischer Gewölbe ohne Gurte zuweilen herabhängende Früchte und andere Gestaltungen beliebt waren.

Die Fenstereinrahmung. Die Fensterumfassung steht in verwandtschaftlichen Verhältnissen dem Arkadenbogen am nächsten, sowohl hinsichts ihrer Lage als ihrer Gliederung. Wie das Nebenschiff einerseits durch die Arkaden mit dem Mittelschiff sich verbindet, so andererseits nach außen hin durch die Fenster. Im Mittelschiff wiederum ist das Fensterwerk gleichsam eine Wiederholung der Arkaden. Während so die Gliederung des Arkadenpfeilers rundumher ohne Unterbrechung durch Mauerflächen sich zu bewegen hat, der Arkadenbogen dagegen zunächst die Zwischen des hohen Schiffes als Flächen über sich lagert, hat man für die Fenstergewandung und ihre Verbindung mit den zwischen ihnen nach den Gewölben emporlaufenden Pfeilertheilen einen Mittelweg einzuschlagen gewußt, um für ihren Begriff mehr Selbstständigkeit zu gewinnen. Neben den Wandpfeilern nemlich, welche um etwas milder als Viertelpfeiler aus der Mauer hervortreten, läuft ein schmaler Streifen Mauerfläche um den Beginn der Fenstergliederung her, bezeichnet die gedachte, sonst durch Gliederungen ganz verdeckte Mauerrichtung, zum andern eine Fortsetzung der Fläche, welche nothwendig die

Fensterbrüstung ergibt, und gleicht zuletz das Maßverhältniß der schmäleren Wandpfeiler aus. Dieser Mauerstreif darf nur eben so viel Breite enthalten, um nicht übersehen zu werden, wogegen eine zu bedeutende Breite den Begriff einer alle Theile beherrschenden Gliederung zu sehr beeinträchtigen würde.

Die Gliederung der Fenstergewände schrägt sich nach einer Spize zu, welche sich zur Aufnahme der Verglasung passend gestaltet, mit einem birnförmigen Stab wie an den Gurten sich also nicht verbinden darf. Stäbchen, Hohlkehlen und Plättchen wechseln auch hier mit einander ab, und dieß in der Art, daß starke Rundstäbe nebst breiten und tiefen Höhlungen den Licht- und Schatteneffekt für die Ferne sichern, neben zarten Gliedern, welche jene stärkeren einfassen und für Gefälligkeit in der Nähe sorgen, Tafel XL. a und LIV. a. An ihrem äußern Ende beginnt die Fenstergliederung entweder mit einer feinen Fase oder verschrägten Ecke, Tafel LXII. a, oder mit einer schmalen Hohlkehle nebst zartem Stäbchen in der Flucht der Mauerrichtung, worauf hinter dem Stäbchen erst die Eintiefung beginnt, Tafel LIV. a, zuletzt auch anstatt dieser Hohlkehle mit einer Eintiefung in Form eines über Eck gestellten Quadrats, woneben dann statt des Wulstes wieder ein quadratförmiges Stäbchen über Eck vorliegt, Taf. XL. a.

Das Fenstermaßwerk. Das Fenstermaßwerk und seine gesetzmäßige Verbindung mit der Gewandung haben wir im vorigen Zeitabschnitt umständlich behandelt, weshalb hier nur noch über die Muster, deren sich dieses Maßwerk bedient, einiges nachzuholen verbleibt. Für den höchsten Effekt wurde die schöne Form des Doppelvierpasses gewählt, Taf. XL. bei 2 und Taf. XLVI., und diese dann mittelst kleinerer Bildungen, meist des Vierpasses im Kreise, zuletzt mit der untersten Spitzbogenöffnung verbunden. Außer dem Doppelvierpass, und den einfachen drei-, vier- und mehrflügeligen Pässen kommt um diese Zeit nur noch eine weitere Verwendung der unteren Spitzbogenöffnungen in Anwendung. Theils neigen bei deren weiterem Verbrauch die Schenkel am untern Ende sich nach einer Spize hin wie in der Fensterrose rechts an der Katharinen-Kirche zu Oppenheim, theils bleiben sie parallel. Zuweilen geht auch diese Spize eine Biegung ein, wodurch die Form der Fischblase entsteht, wie an dem nemlichen Fenster unmittelbar über der Rose. Ohne daß diese Biegung Platz greift, wird die Spize abgeschnitten im Fenstergiebel auf Taf. XL. Mit Beibehaltung paralleler Schenkel kommt diese Form in Anwendung an den untersten Fenstern der Oppenheimer, auch in der Fensterrose der Nürnberger St. Lorenz-Kirche, und zu-

lebt so weit verkürzt, daß nur der Spitzbogen verbleibt, wieder unter den Fensterrädern der Oppenheimer Kirche. Weitere dieserartige verwandte Modifikationen wird der Augenschein lehren. Die Hauptform der Fenster ist dabei die spitzbogige, Fensterrosen kommen selten vor als Brachfenster über dem Hauptportal, noch seltener in das Maßwerk der Spitzbogenfenster eingeschlossen, wie an der Oppenheimer Kirche. Wie in den Fenstern bewegt auch alles übrige Maßwerk sich allein in den Grenzen dieser Muster. Als Regel bei der Anwendung galten gleichgestaltete Muster für Fenster von gleicher Bedeutung, um egale Wirkung zu sichern. Im Innern der Kirchen kommt Maßwerk nicht weiter in Hauptanwendung, als daß das Fenstergitter im hohen Schiff an der Stelle, welche außerhalb die Bedachung des Nebenschiffes verdeckt, theils als scheinbarer Durchbruch, theils als wirklich durchbrochener für einen dahinter liegenden Gang sich fast bis zur Spitze der Arkadenbögen herab erstreckt. Eine ähnliche Behandlung in blos scheinbarem Durchbruch gehen zuweilen die Fenster der Nebenschiffe auf die innere Seite ihrer Brüstung ein. Nebenanwendung im Innern findet das Maßwerk, wo Gallerien, Baldachine und anderes Beiwerk vorkommen.

Die inneren Mauerflächen. Zuletzt bleiben uns als glatte Wandflächen im Innern nur die Zwickel über den Arkadenbögen, so wie die Gewölbecken übrig. Um solche der gemalten Fensterverglasung anzunähern, ging man darauf ein, sie mit Malereien zu versehen. Im Verfolg einer weitern Entwicklung, wie sie das Mittelalter nicht kannte, könnten Zwickel und Kappen gleichfalls mit Maßwerk versehen werden, es müßte dieses aber an den Gewölkekappen so zart gehalten werden, daß es die Aufgabe der Hauptgurte nicht beeinträchtigt, könnte sich auch, den Fenstern um so viel verwandter, in seinen letzten Feldern mit Malereien, in den Gewölben sogar mit Glasmalereien verbinden. Diese Glasmalereien würden dann Oberlicht vom Dachboden bedürfen, und mit Weglassung der Seitenfenster, namentlich für Grufkapellen, Fest-Säle u. s. w. sich eignen.

Verhältniß der inneren zur äußeren Haltung. Haben wir hiernach im Innern vorzugsweise der Cylindergliederung, dem Maßwerk fast nur an den Fenstern begegnet, und wenig Flächen übrig gefunden, so verhält es sich am Äußern in entgegengesetzter Weise. Flächen herrschen hier an den tragenden und füllenden Theilen vor und werden nur zuweilen durch Maßwerk vermindert, während Cylinderwerk nur da Platz greift, wo das Innere sich gleichsam nach außen hin

kehrt, nemlich an der Fenster- und Portalgewandung, so wie an einzelnen Formen, welche mit verwandtem Innern gleiche Aufgabe haben, wie z. B. der Bogen unter den fliegenden Schweben mit den innern Gurtungen sie theilt.

Ergibt sich im Innern die Länge von selbst, während alle Theile mehr für die Höhe berechnet sind, so greift von Außen mehr ein Doppelbezug Platz, für Länge und Höhe, jedoch in der Art, daß aufsteigend die letztere an Uebergewicht zunimmt, und besonders die Thürme dem Höhengesetze anheimfallen, woneben das große Ganze der pyramidalen Form sich fügt, welche demnach alle einzelnen Theile entweder in eigenster Form, wie Thurm spitzen, Giebel und Dächer, oder in der Zusammensetzung mit höher gestellten, wie die Höhenabsätze der Pfeiler und Thürme, zu befolgen suchen.

Strebepfeiler. Als die Hauptstützen des ganzen Werks springen am Außen rundumher Strebepfeiler vor. Allen rechtwinklichen Raumtheilen, also dem untern vierseitigen Thurm, den Schiffen, den Parallelinen des Chores fügen sie sich im rechten Winkel an, und an rechtwinklischen Ecken begegnen sich deren zwei von beiden Seiten her in der Art, daß die Ecke des Kernbaues sichtbar bleibt und dies entweder in einfacher Gestalt, wie unten am Thurmbau des Freiburger Münsters, oder aus mehreren Ecken in Stufen zusammengesetzt, wie am Thurm des Kölner Domes. An rechtwinklischen Ecken statt dieser beiden Pfeiler einen einzelnen über Eck zu finden, kommt zwar vielfältig vor, doch nur an Werken mindern Ranges, wie am Rathhouse zu Braunschweig, dagegen greift eine Uebereckstellung der Pfeiler überall da Platz, wo sie wie am polygonen Chorschluß mit stumpfen Winkeln in Verbindung stehen. Ihre Richtung trifft alsdann in die Radien des Polygons. Die Form dieser Pfeiler ist die vierseitige und ihre Breite geringer als die Tiefe, weil ihre Stärke nach dem Innern der Kirche hin und deren Gewölbeschub sich zu concentriren hat, ein Ueberweichen der einzelnen Pfeiler nach der Seite hin aber deshalb schon unmöglich wird, weil die anschließende Fenstergewandung die Pfeilerbreite nicht nur verstärkt, sondern auch unterstützt.

Das Basament. Weil unterhalb der Fenster der Unterbau des ganzen Werks für die tragende Stärke sich auszuprägen hat, so laufen zu unterst der Sockel im engsten Sinne des Wortes, und über diesem als ein gewissermassen weiteres Basament schmucklose Mauerflächen hin, welche oberen Abschluß durch ein Gesims erhalten. Sockel, gleiche Höhe der glatten Mauer und Ab-

schluß-Gesims, sprechen also hier für eine gemeinsame horizontale Bewegung, enthalten aber zugleich, indem sie sich um die untersten Pfeiler-Absätze begeben, die Anlage für die aufstrebende. Das abschließende Gesims dieses gemeinsamen Unterbaus enthält an den Pfeilern in seinem Wasserschlage um so viel Aufschrägung als der nächste Pfeiler-Absatz sich verjüngt, während sein Wasserschlag da, wo er mit der Wasserschräge des Fenstereinzuges zusammen trifft, mit dieser in eine gemeinsame Schräge zusammen fällt. Selten nur trifft man die Wasserschräge dieses Gesimses von der des Fensters durch einen schmalen Mauerstreifen gesondert, wie an den Chören vom Naumburger Dome und der Nicolai-Kirche zu Frankfurt a. M. der Fall ist, doch dürfte auch diese Anwendung als fehlerhaft nicht zu betrachten seyn.

Der Aufzug und Schluß der niedern Theile. Neben diesem Gesimse sondert sich die Architectur mehr aus einander in aufstrebender Richtung, indem mehr schmale hochgestreckte Fenster mit den Strebepfeilern wechseln. Die beim innern der Fenster ausgesprochene Bestimmung, daß die Fensterwandlung vom Strebepfeiler nur durch einen schmalen Mauerstreifen gesondert seyn darf, gilt auch für das Neuzere. Der jetzt folgende Pfeileraufzug bildet bis dahin, wo seine Hauptstärke endigt, einen einzigen Absatz, indem Verjüngung mittelst Gesims und Wasserschrägung ihm nur an der Stirnseite zugetheilt wird, wie an den Domen zu Köln und Halberstadt im Durchschnitt ersichtlich ist. An der Oppenheimer Kirche vertritt ein Maßwerk diese Verjüngung. Waren inzwischen Pfeiler und Fenster durch ihre Höhen-Richtung gesondert, so bewirkt jetzt wieder ein gemeinsames Gesims, über den Pfeilern und den Spitzbögen der Fenster hilaufend, eine horizontale Verbindung, zu deren Abschluß noch ein Gallerien-Werk sich gesellt. Die aufstrebende Pfeilermasse hingegen, weil hier oben noch von bedeutendem Durchmesser, erhält ihren Abschluß erst in Thürmchen oder Thurm'bündeln, theils der nothwendigen Belastung halber, theils um für diese Pfeilermassen an Stellen wo das große Ganze ihrer nicht mehr bedarf, eine selbstständig verklingende Bewegung auszudrücken. Dieses Thurmwerk ist mit den Pfeilern in verschiedener Weise verbunden. Neben dem ersten Absatz des Kölner Domes beginnt es erst da wo die Pfeiler endigen, und behält deren Richtung bei. Am Dome von Halberstadt dagegen folgen in drei Absätzen Thürmchen nacheinander, welche theils halb theils gänzlich aus der Pfeilermasse hervortreten, und von welchen der unterste unmittelbar über dem ersten Gesims beginnt. Sie stehen

sämmtlich bis auf die kleinen Thürmchen, welche dem mittlern größern beigegeben sind, über Ec.

Die hohen Theile des Chores und Schiffes, die Streben.

Die Anordnung am hohen Schiffe und Chor ist in der Hauptsache die nämliche wie an den niedern Theilen, nur sind die senkrechten Strebepfeiler hier minder bedeutend, weil der gesamme Seitenschub mittelst der Schwebbögen nach den untern Strebepfeilern abgeleitet wird. Am hohen Chor des Kölner Domes sind eigentliche senkrechte Pfeiler gar nicht vorhanden, wenn man nicht die zweimal übereinander freigestellten Säulen als deren Vertreter betrachten will, obgleich diese wohl eigentlich mehr die Bestimmung theilen, den Beginn der Schwebbögen zu unterstützen. Am Halberstädter Dome haben die obern Pfeiler um etwas mehr zu bedeuten, man findet aber auch oft, daß sie gänzlich fehlen, mithin entbeht werden können in Folge der Dienste, welche die Schwebbögen leisten. Der Vortheil, welcher dem Werk durch Beseitigung oder Massen-Berminderung der obern senkrechten Pfeiler mittelst der Schweben zwächst, besteht darin, daß die Arkadenpfeiler solchemnach nur eben so viel Stärke bedürfen, als der senkrechte Druck der obern Last erfordert, weil der Seitenschub an ihnen nicht in Betracht kommt, sie mithin weit schlanker geformt, und mehr Arkadenbreite, also räumliche Verbindungen zwischen den Schiffen gewonnen werden können. Die Schwebbögen zerfallen in drei wesentliche Theile, den gewölbten Bogen, welcher die ganze Schwebeträgt, die Schrägung, welche die eigentliche Strebe abgibt, und die Ausfüllung zwischen beiden. Die Ausfüllung besteht entweder in voller Masse oder in Maßwerk. Am Dome von Halberstadt ist eine einzige Rose durchbrochen, und am Dome zu Köln über den Streben ein Gallerienwerk zu deren Verstärkung zugefügt. Obgleich die Deckplatte der Strebe ohnehin abwärts läuft, sind ihre Kanten dennoch verschrägt, und ihr Rücken mit Pflanzen besetzt. Die Neigung des Strebenrückens am Halberstädter Dome weicht um wenig von der Schrägung der Dachlinie ab; während die Streben am Kölner Dome bedeutend flacher liegen. Wenn bei kleinen Werken eine einzige bestimmte Neigung sich auf alle Dach- und Wasserschrägen durchführen läßt, um in diesem Punkte eine augenfällige Harmonie zu erlangen, so kommen bei sehr großen Bauten verschiedene Neigungen in Anwendung, meist nach der Regel, daß die steilern die an sich schon gestreckten Theile begleiten. Doch tritt für die Unterschiede nicht Willkür ein, sondern es werden zwei, drei und mehr bestimmte Neigungswinkel von vorn herein festgestellt, und unter diesen gewählt, so daß immer gleich bedeutend oder gleich schlank gehaltene

Formationen von eben derselben Schrägung begleitet sind. Am Kölner Dome ist dieß Gesetz nicht zu verfolgen, weil derselbe noch zu sehr der Entwicklung angehört. Wie diese Wasserschrägen über Fenstern, in der Fenster- und Nischeneinfassung, über den Pfeilerabsätzen und hier zwar in einer einzigen oder dachförmig in zwei Flächen vorkommen, lehrt der Augenschein, und es ist nur noch der Aufschrägung von zwei Seiten zu erwähnen, deren Schenkel einen Winkel bilden. Jedesmal kommt diese vor, wo Nebereckstellungen statt finden, z. B. des Achtecks über dem Quadrat. Haben die über Eck gestellten Theile bedeutende Größe, so wird das aufwärts verschräge Dreieck mit einfachen oder zusammengesetzten Thürmchen versehen, welche dann Nebenzweige der Hauptarchitektur bilden.

Die Fenstergiebel. Außer den Schwebebögen sind den hohen Theilen der Schiffe und Chöre noch die Fenstergiebel eigenthümlich. Weil diese oberen Theile durch bei weitem schlankere Verhältnisse bestimmt werden, als die untern, in deren Gesamtmasse noch die Breite vorherrscht, so würde ein wagrechter Abschluß hier oben nicht befriedigen. Wie deshalb die Strebepfeiler in Thürmchen sich ausspißen, hat man für die Fensterjoche eine verwandte Ausspitzung in der Art zu gewinnen gewußt, daß Giebel mit der Fensterarchitektur sich verbinden und mit ihrer Spitze die Dachgallerien theilweise verdecken und überragen. Die Schenkel und Gesimse dieser Giebel stützen sich dabei unterwärts in die Winkel zwischen der Fensterumfassung und den Strebepfeilern. Wie alle Gesimse oben mit Wasserschrägen versehen sind, so begleitet diese Verschrägung auch die schräg anlaufenden Giebelgesimse, und es verbleibt nur ein platter Rücken zur Verbindung mit den Pflanzen. Das der Hauptform nach dreieckige Giebelfeld ist zuletzt, der Fensterarchitektur verwandt, mit einem Maßwerk versehen, dieses aber nicht durchbrochen. Ein solches Fenstergiebelwerk begleitet indessen nur solche Werke, an welchen die vorhandenen Mittel eine reichste Durchführung erlaubten, wie am Dome zu Köln und an der Katharinenkirche zu Oppenheim. An den großen Prachtthürmen kommt es über den oberen Fenstern jedesmal vor, wie am Thurm zu Freiburg, zuweilen auch über allen Fenstern, wie am Domthurm zu Köln. Wie es die Portale fast immer begleitet, werden wir unten sehen. In eigenthümlicher Art wird das Giebelmaßwerk am Rathause zu Braunschweig dadurch umgangen, daß fensterartige Vergitterungen sich möglichst hoch in die Giebel hinein erstrecken.

Die Maßwerks-Gestalt. Das Maßwerk dieser Zeit wird in seinen starken Stöcken durch einen vorliegenden stärken, in den schwächeren durch

einen zarteren Cylinder begonnen, und nur seine innersten Gliederungen beginnen mittelst Plättchen. So am Dome zu Köln und der Oppenheimer Kirche, wo dann jeden Cylinder da, wo er unten beginnt, sein Sockel, und oben, wo seine Beugung anfängt, sein Capitalchen begleitet. Am Dome von Köln ist dieses Cylinderwerk noch so vorherrschend, daß alle Theile der Thürmchen an den Kanten von ihm eingefasst werden. In den Vergitterungen des Braunschweiger-Rathauses ist dagegen dasselbe gänzlich aufgegeben und wird durch Plättchen ersetzt, während es später in viel zarterer Haltung bis um 1350 noch oftmais Anwendung findet.

Die Gallerien-Umgänge. Hatte man an romanischen Kirchen Umgänge mittelst kleiner Säulenarkaden vorgefunden, so mußte es um so wünschenswerther erscheinen die höher gestreckten gotischen Werke durch ähnliche Höhen-Umgänge zugänglich zu machen. An frühgotischen Bauten bedeutenderen Ranges findet man daher, in einer Zeit welche die Dachumgänge noch nicht kannte, äußere Umgänge über der Fensterbrüstung am Fuß der Fenster, und mittelst Öffnungen durch die Strebepfeiler hindurch geleitet, eine Anlage welche indeß sogleich beseitigt ward als die Dachumgänge Platz griffen. An der Regensburger Dominikanerkirche führt ein solcher Umgang auf der Gesimsplatte um dem Chorschluß her. An Einwährung durch Gallerien dachte man erst bei zunehmender Entwicklung und Verwendung des Maßwerks, und es sind dergleichen Anlagen zuerst als Dachumgänge anzutreffen. Bei einem so ausgedehnten Werke als der Kölner Dom lag es nahe durch Umgänge in verschiedenen Theilen Zugang zu gewinnen, und so finden wir deren am Chore einen innern und drei äußere. Der innere Umgang ist, durch Maßwerk in vierseitigen Feldern, nach innen geöffnet und nach außen nur geschlossen durch Verglasung eines verwandten Maßwerks. Neber ihm ruht ein äußerer Umgang mit durchbrochener Gallerie. Tiefer als dieser äußere Umgang umzieht ein zweiter die Peripherie der Capellen-Bewegung, während ein höher gelegener dritter hinter der Dachgallerie des hohen Chores umläuft. An Thürmen könnten Umgänge füglich nur Platz greifen, wo aufeinander folgende Absätze dafür Raum bieten, welchem nach die erste Gallerie des Freiburger Thürmes, indem sie auf Consolen ruht, sich nicht gut rechtfertigen läßt, und dieß um so weniger als sie die aufstrebende Bewegung zu stark beeinträchtigt. Am Kölner Domthurm laufen viermal Umgänge über einander hin, ihre Horizontale ist indeß durch vorliegendes Giebelwerk gemildert. Die untern Umgänge an den Thürmen von Ulm und Frankfurt entbehren zwar dieser

Giebel, beschränken sich aber auf einen Theil der Breite der Thürme ohne ihren ganzen Umkreis zu durchschneiden wie am Münster von Freiburg.

Das Thurmwerk gestaltet sich nach Größe und Zusammensetzung sehr verschieden. Die einfachste Form ist die der gewöhnlichen Pfeilerfialen, wie solche am hohen Schiff des Halberstädter Domes zugleich als Galleriehalter vorkommen. Ein vierseitiger mit Maßwerk und Giebeln verzierter Schaft, läuft in eine gestreckte Spitze aus, und steht entweder in der Richtung des Pfeilers oder über Eck. Am Fuß der Pyramide des Freiburger Thurms werden diese Fialen durch drei kleinere daneben gestellte begleitet. Am hohen Chor des Kölner Domes wachsen aus der Mitte jeder Fiale eine kleinere, und vier ganz kleine aus den vier Ecken der untern. Die Thürmchen über den Capellen-Pfeilern sind im Schafte ausgehöhlt um Heiligen-Standbilder aufzunehmen, und wenn man die Stützen dieser Heiligenhäuschen sich vorläufig entziehen will, so entstehen Baldachine wie solche am Braunschweiger Rathhouse vorkommen. Wieder reicher sind die Thurmwerke, über den Hauptpfeilern des Kölner Chores, der Oppenheimer Kirche und an den Ecken des Frankfurter Thurmtes. Auf vierseitiger Pfeilerbasis ruhen hier kreuzförmige, und Tafel XXXVI. bei g mittelst eingeschobenen Dreieckes noch mit zwei Flügeln versehene Pfeilerfortsätze, welche durch Maßwerk, Giebelchen, Thürmchen an deren Ecken, und zuletzt mittelst vierseitiger oder achteckiger Schlüßthürmchen, eine pyramidale reiche Thurmgestalt erhalten. Die Eckthürmchen am Freiburger Thurm sind von ihnen in soweit verschieden als sie die ihnen dargebotene dreiseitige Basis vollständig einnehmen, und in dreiseitiger Form sich aufwärts erstrecken. Am Kölner Thurm, weil hier die Strebepfeiler stufenweis vorspringen, nehmen die Eckthürme neben dem Octagon die Pfeilerform auf, und bilden im wagrechten Durchschnitt ein aus Stufen zusammengesetztes Kreuz, im zweiten Höhen-Absatz ein Quadrat, dann wieder ein Kreuz, und schließen im vierten Absatz mit einem Thürmchen. Jede Masse dieser Pyramide, welche für den nächsten Absatz nicht mehr gebraucht wird, läuft dann neben diesem in Thürmchen oder Spitze aus.

Die großen Glocken-Thürme. Gehen wir jetzt zu den Haupt- oder Glockenthürmen über, so finden wir alle bisher behandelten Formen gerade an ihnen zur reichsten Entfaltung und vorherrschend für die Höhen-Richtung verwendet. Entweder stehen diese Thürme einzeln, und dann in der Richtung des hohen Schiffes, oder zu zweien, in welchem Falle das Mittelschiff zwischen ihnen mit dem Hauptportal, einem Brachfenster und Ziergiebel endigt. Am Freiburger

Thürme ziehen die Sockel und die untern Absäze der Kirchenschiffe mittelst ihrer Gesimse sich auch am Thürme umher, um die Zueinander-Gehörigkeit zu bezeichnen. Von hierab steigt der Thurm dagegen in immer gestreckteren Geschossen aufwärts, geht in ein an Reichthum und Leichtigkeit zunehmendes Achteck, an dessen vier Ecken in selbstständige Pyramiden, zuletzt in den durchbrochenen Haupthelm über. Die Thürme der Lorenzkirche wiederholen sich aufsteigend in fast gleichmäßigen einfachen Geschossen, und nur deren letztes wird achtseitig, und das vorletzte vor den Fenstern durch ein Gitterwerk bevorzugt. Bei weitem reicher und durchdachter finden wir die Thürme des Kölner Domes. Alles ist hier von unten auf, voller Pfeiler-, Fialen-, Maßwerk- und Giebel-Schmuck, und der Organismus des Aufstrebens beginnt sofort über dem Sockel. Weil jede Mauerfläche beseitigt ist, schließen die Fenstergewände sich an die Strebepfeiler an, und die Bewegung der letztern, obwohl Gesimse die verschiedenen Geschosse bezeichnen, läuft rastlos empor, bis sie neben der Basis des großen Helms in den Thurm spitzen der Eckpyramide endigt. An den Lorenzer-Thürmen ist das Achteck in einfachster Art dem Viereck aufgesetzt, an unsern übrigen Thürmen aber sind höchst sinnig Viereck und Achteck vermittelt. Am Freiburger Thurm zieht sich die vierseitige Masse um so viel zurück, daß die Form des Achtecks und an den vier Ecken die eines gleichseitigen Dreiecks übrig bleiben. Am Frankfurter Thurm werden im letzten vierseitigen Geschoss durch einen ähnlichen Einzug, die Eckpyramiden von der Hauptmasse gesondert, und an dieser Hauptmasse theilweis bereits die achtseitige Form ausgedrückt. An den Kölner Thürmen liegt des Pfeilerstrebewerk von unten bis oben hin, vor den übrigen Füllungstheilen bedeutend vor. Diese Füllungstheile nehmen in den beiden untersten Geschossen zwei Fenster neben einander auf, während im dritten noch vierseitigen Stockwerk nur ein Fenster in der Mitte über den untern zu stehen kommt, und mit dem Fenster im vierten achtseitigen Geschoss correspondirt. Der neben dem Fenster des dritten Stocks an jeder Seite erübrigte Raum wird zunächst durch einen vorliegenden Pfeiler, weiter durch tiefe Nischen ausgefüllt, diese vorliegenden Pfeiler aber sind bereits über Eck gestellt, bilden weiter oben die Eckpfeiler des Octogons, und sind somit für Vermittelung des Vierecks mit dem Achteck sehr bedentsam. Im Verhältniß zu dem hochgestreckten Achteck der Thürme zu Freiburg und Frankfurt, hat das Achteck an den Kölner Thürmen nur eine geringe Höhe. Wenn diese Thurm bauten bei ihrem untern Beginn eine einzige Masse bilden, und aufwärtssteigend ganze Familien von Ast- und Zweig-Thürmchen aus sich entwickeln, so konnte es doch nicht ihre Aufgabe seyn, in diese abzulösenden Theile selbst völlig aufzugehen. Wie

daher der Hauptkörper der Kirche ungeachtet aller abgelösten und ausgespülten Theile, sich zuletzt zu oberst durch das Hauptdach wieder geltend macht, so unsere Thürme durch ihren Helm. Um diese Helme dem obern luftigen Bau des Achtecks anzupassen, werden sie nur durch ein Gerüst gebildet, und dieses mit durchbrochenem Sprossenwerk ausgefüllt. Die Spizzen dieser Helme laufen in einfache oder doppelt über einander gestellte Kreuzblumen aus, und kleinere Kreuzblumen wiederholen sich auf allen übrigen Thürmchen und Giebelspizzen, während Pflanzen an den Schrägen des Haupthelms aller Thürmchen und Giebel aufsteigen und in Gemeinschaft mit diesen und ihren Kreuzblumen, das allmäliche Verklingen der aufwärtsstrebenden Bewegung bezeichnen.

Die Verbindung der Thürme mit der Kirche ist an den unsfern verschieden. Das Verbindungs-Verhältniß am Kölner Dome ist bei dessen Grundriß besprochen, und verwandte Verbindung wird man stets vorfinden, wo das Ganze des Werks einem gleichzeitigen Entwurf angehört. Die Thürme von Frankfurt und Freiburg sind der Kirche vorgesetzt, und enthalten in ihrem Innern Vorhallen, welche sich nur mittelst Portalen nach der Kirche öffnen. Ordnungsmäßig muß auch ein einzelner Thurm, selbst wenn er mit drei Seiten aus dem Körper der Kirche heraustritt, sein unteres mit dem hohen Schiffe verbinden, damit sein Hauptfenster, wie zu Ulm am Münster, diesem Schiffe zum Schmuck und westlichem Schluß gereichen kann.

Die Portale. Sobald die Thürme gesetzmäßig mit der Kirche in Verbindung stehen, sind ihnen auch stets die Hauptportale eingebaut. Am Kölner Dom enthält der Thurmzwischenbau das größte, daneben jeder Thurm ein kleines Portal. Nur ein einzelnes kommt an der Lorenzkirche im Zwischenbau vor, zu Freiburg im Thurm ein offenes Eingangsthor und ein reich ausgestattetes Portal zwischen Thurmhalle und Kirche. Zu unterst tiefen diese Portale sich mittelst glatter Einschrägung ein. Aus dieser Schrägung erwachsen polygone Sockelchen, meist zweistufig, und eines um das andere von bedeutenderer Stärke. Aus den schwächeren Sockeln entwickeln sich dann theils runde, theils birnförmige meist aus reicher Gliederung zusammengefügte Gurte, welche die Portalgewände bis zum Spitzbogen durchlaufen, tiefe Hohlkehlen zwischen sich bilden und auf diese Weise die Einschrägung des ganzen Portals in Stufen sondern. Neben den größeren Polygonen ruhen Pfeiler, meist mit Seiten des Acht- oder Sechsecks aus den Hohlkehlen vortretend, reich mit Maßwerk verziert, und auf ihnen stehende

Heiligenfiguren. Aufwärts folgen dann in Absähen Formationen, welche zu unterst Baldachine und zu oberst zugleich Sockel bilden, auf welchen die weitern Heiligen-Statuen sitzen. Das Spitzbogenfeld bei Hauptportalen nimmt meist ein Maßwerk oder Felder mit Thürmchen oder Giebelchen auf, in welche sich dann gleichfalls Heiligenbilder reihen wie am Kölner Portal, während minder große wie das der Lorenzirche mit kirchlich-bildlichen Darstellungen sich begnügen. Die Giebel über den Portalen werden entweder mit durchbrochenem Maßwerk verziert, oder auch noch reicher mit Thurm- und Bildwerk wie am Kölner Mittelportal. Längs der Giebelschrägung steigen abwechselnd Thürmchen und Statuen aufwärts, in geringer Verzierungsart auch nur die bekannten Pflanzen.

Rückblick. Fassen wir zuletzt die Gesamtarchitektur aller Kirchen und Thürme zusammen, so läßt sich diese stets auf die nemlichen Elemente zurückführen, nur müssen wir die mehr wesentlichen von den mindern unterscheiden. Je einfacher und kleiner ein Werk, desto mehr wird es sich auf die wesentlichsten Formen beschränken, je größer, um so mehr werden diese einfachen Formen sich an Gestalt mannigfaltig zeigen und an Zahl vervielfältigen, so daß eine große Architektur je nach ihrer Größe desto mehr kleinere und kleinste in sich vereinigt. Der Eindruck der Größe wird daher nicht nur durch das Größenmaß, sondern auch durch die mannigfaltige Zusammensetzung gesichert. Zu solch bewunderungswürdiger Durchbildung ihrer Werke hat die mittelalterlichen Meister nicht ein einzelnes Vorbild, sondern eine tiefe Erkenntniß der gesamten Natur geleitet. Stein-, Pflanzen- und Thierreich und der Mensch selbst wurden in diesen Bauwerken aufs sinnigste verwoben. Das Steinreich diente als Vorbild für die vierseitigen mächtigen Träger, für die cylinder- und crystallförmig ausschießenden, verkannten, zugeschrägten, zugespitzten, übereinander und über Eck gefügten Formationen, doch nicht in roher Nachbildung, sondern nach einem eigens erfundenen, dem der Natur nur verwandten Gesetze. Das Pflanzenreich, zuerst roh angehängt, ging später auf eine eigene Bildung ein, durch welche es mit den Steinformationen zu innigerer Verwandtschaft gelangte. Das Thierreich und die menschliche Gestalt dienen der Sinnbildnerei. Ungeheuer wurden zu Ableitern des Regenwassers bestimmt, also der Unbilden der Witterung, und nicht nur das unchristliche und christliche Prinzip wurde durch Bilderwerke vertreten, sondern selbst der Triumph der christlichen Kirche, zu welchem denn zuletzt auch das gesamte Werk in Beziehung gestellt werden könnte.

Die Spitzbogenbaukunst diesseits ihrer Blüthezeit 1350 — 1400.

Ein seltener Ideenreichtum führte im dreizehnten Jahrhundert unsere Baukunst ihrer Durchbildung entgegen, aber kaum auf dem Punkte ihrer Vollendung angelangt, diente das Erworbene nur zur Nutzanwendung, und diese sinkt von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, so weit wir solche aufzufinden Gelegenheit hatten, in zunehmende Erstarrung. Zu Gunsten dieser Periode ließ sich freilich anführen, daß Pfarrkirchen, für den halbigen Gebrauch hergerichtet, selten der Kunstblüthe irgend einer Zeit in dem Maß zugethieilt wurde, wie den Kathedralen, und daß bedeutendere Architekturtheile an letztern, so weit unsere Beobachtungen reichen, aus dieser Zeit uns nicht vorgekommen sind. Doch mußte schon durch äußere Umstände beeinträchtigt, nämlich dadurch daß es in Folge der furchtbaren Verheerungen des schwarzen Tods vom verwichenen gewaltsam losgerissen worden, dieses halbe Jahrhundert wenig geeignet seyn, selbst die Ueberlieferung zu bewahren am wenigsten sie mit Glück fort zu entwickeln.

Die Bildungen dieser Zeit, insoweit solche von den früheren abweichen, bestehen meist in Vereinfachungen, seltner in einem Zuwachs.

Von den Hauptformen können wir nur so viel sagen daß an den jetzt häufig entstandenen Pfarrkirchen alle drei Schiffe gleiche Höhe erhalten, zu deren Sonderung sich denn sehr schlanke Pfeiler empfahlen. Meist fällt dabei ein eigentlicher Chorraum weg, und Polygone schließen unmittelbar die Schiffe. Drei Polygone, für jedes der Schiffe eins, finden wir an den Kirchen von Prenzlau und Anklam, ein einziges aus dem Sechszehneck an der Sebaldskirche zu Nürnberg. An dieser letztern ist das Mittelschiff mittelst Pfeilern aus dem Achteck geschlossen, die Nebenschiffe ziehen sich um den Schluss des Hauptschiffs her, und um das innere Achteck mit dem äußern Sechszehneck zu verbinden, sind zwischen die Quadrate Dreiecke eingeschoben.

Die inneren Tragepfeiler vereinfachen sich verschieden. Tafel LIV. bei 7 hat man sich mit einem einzigen Cylinder begnügt, bei 9 vier kleinere Cylinder, bei 10 deren acht an den Kern-Cylinder gefügt, doch ohne solche durch Hohlschalen zu verbinden. Tafel LVII. bei 1 sind die Tragepfeiler achtseitig, und an

vier Seiten mit Cylindern verbunden. Aus dieser Vereinfachung der Pfeiler mußte dann auch die ihrer Sockel erfolgen. Zuweilen begleiten noch kleine Polygone jeden Cylinder, meist aber werden diese durch Rundung verdrängt, und an eine polygone Basis für die sämtlichen Sockelglieder ist selten mehr zu denken. Blätterkrone und Kämpfergesims werden auch nach und nach aufgegeben, während die Gurten der Gewölbe und Scheidebögen, in ungleicher Höhe unmittelbar aus der Pfeilermasse hervorstehen, Tafel LVII. 2 k. Die Gliederung der Gurte vereinfacht sich, doch meist nur in der Zahl der Glieder.

Die Fenster ziehen sich immer weiter von den Strebepfeilern zurück, wodurch die Mauermaße zwischen beiden ein zu bedeutendes Gewicht erhält, auch verliert die Gliederung der Fenstergewandung an Mannigfaltigkeit, und es schieben sich oft große Hohlkehlen in deren Mitte ein.

Am meisten unterliegt das Fenstermaßwerk einer Umwandlung. Rundstäbe sind in den Fenstern des Erfurter Domes an den Hauptstöcken noch vorhanden, doch nur von höchst geringem Durchmesser, und ohne Sockel und Capitälchen. Nach und nach verschwinden diese Rundstäbe gänzlich und Plättchen, welche früher nur für die innersten Formen in Gebrauch waren, treten an ihre Stelle. Dass hinsicht auch an Sockel und Capitälchen nicht weiter gedacht wurde, versteht sich von selbst. Dagegen spielt nun das Fenstermaßwerk freier mit geometrischen Formen, und es wird allmählig beliebt, für jegliches Fenster andere Verzierungen zu ersinnen. Bei dieser Richtung nach Mannigfaltigkeit wurden denn die früheren Formen nicht zurück gesetzt, und wir finden solche noch sehr schön verwendet, und mit Durchschneidungen theils geraderliniger theils kreisförmiger geometrischer Constructionen verbunden in den Fenstern Tafel LIV. 1. 2. 3, während die übrigen Fenster 4, 5 und 8 noch durchaus den ältern gleichen, wie auch die Fenster auf Tafel LII. Die Fenster der Sebaldskirche dagegen, so wie die des Neumarkter Rathauses entbehren bereits der früheren Anmut, und erreichen neben ihrer Abwechselung zu wenig gleichmäßige Wirkung. Bei einem der letztern wird auch bereits die Fischblasenform mit Bewußtseyn wiederholt und neben-einander gesetzt, während solche an der Oppenheimer Kirche durch den Raum welcher sich ihr bot, von selbst entstand.

Immer noch nach recht großartiger Anordnung dekorirt ist das Neuzere des St. Sebalds-Chors, nur sinkt bereits die Fülle des Reichthums, bedeutsam für die

Schmuck-Benwendung des kommenden Jahrhunderts, von der obersten Höhe nach der mittlern herab. Es galt hier die Behandlung eines Werks welches nicht aus hohen und niedern Theilen zusammen gesetzt, sondern durchweg, also auch in den Umfassungswänden, die sonst nur für die Mitte erforderliche Höhe erreichen sollte. Die hochgestreckten Pfeiler erhielten, ohne die Fialen, vier verschiedene Absätze, von welchen der dritte bedeutend zurück springt. Zwischen Pfeilern und Fenstern hat die Mauermasse zugenommen, welche, weil der Schmuck allein tiefer unten hängt, oben durchaus starr geblieben ist. Fenstergiebel, obgleich wieder ohne Maßwerk, mildern den horizontalen Abschluß der Dachgallerie.

An der Frauen-Capelle beschränkt sich das reichere Ornament auf die vorspringende Mitte und den Dachgiebel. Das Nischenwerk des letztern leidet zu sehr an Wiederholung derselben Formen; auch ist es fehlerhaft, daß die Thürmchen neben den Giebelstaffeln mit ihren Spitzen diese nicht überragen.

Die Spitzbogenbaukunst von 1400 — 1520.

Seit dem Beginn dieses neuen Jahrhunderts finden wir in unserer Baukunst neue Regsamkeit. In wie weit die Prinzipien wieder erkannt wurden, welche einst diese Kunst zur Durchbildung führten, wollen wir nicht entscheiden, so viel aber steht fest, daß die Gesetze der Fase, Einziehung und Uebereckstellung, welche freilich den gothischen Styl charakterisiren und seine Natur vor Beeinträchtigung sichern, von jetzt ab meist zu äußerlich erfaßt und angewendet wurden. Namentlich bot die Uebereckstellung Gelegenheit zu gesuchten Künsteleien, und weil doch das Ganze eines Gebäudes solchen sich nicht fügen konnte, waren es immer einzelne Theile, an welchen man sich versuchte, wobei denn ohne Bedenken neben solchen oft überreichen Gebilden das Uebrige des Werkes nicht selten der größten Starrheit überlassen wurde. Während die Blüthezeit unserer Baukunst durch sinnige Anordnung und die schönsten Verhältnisse für das große Ganze sich ausspricht, so diese Zeit vorherrschend in gesuchten Formlichkeiten für Einzeltheile, wir sagen aber vorherrschend und nicht durchgängig, weil Bauten wie die schönen Thürme von Frankfurt und Ulm in manchen Beziehungen dreist neben die Werke jener ältern Glanzperiode sich stellen dürfen. Durchaus mit Unrecht sind deshalb einzelne Neuerer geneigt, alle Kunstschöpfungen, welche diesem Jahrhundert angehören, mit Mißtrauen oder gar als verkommenne Kunstauswüchse zu bezeichnen. Denn

selbst abgesehen von diesen Prachtthürmen halten wir uns überzeugt, daß eben diese Periode eine große Mannigfaltigkeit von Formen erschuf, welche nach Umständen verwendet, gemäßigt, modifizirt oder weiter ausgebildet, stets zu ihrer Rechtsfertigung gelangen würden, im Mittelalter selbst auch glücklichere Resultate geliefert hätten, wenn seine letzten Zeiten überhaupt zur Durchbildung einer neuen Kunst-Stufe geeignet gewesen wären.

Wenden wir uns jetzt zu den Kirchen dieser Zeit, so finden wir die Gesamtmassen, eben weil man mehr auf einzelne Schmucktheile bedacht war, gerade nicht erfreulich. Die Schwere herrscht vor, weil die Pfeilerstärke entweder durch geringere Masse, oder durch zu häufiges Maßwerk geschränkt, selbst in der Höhenrichtung abgekürzt, und daneben durch bedeutendere Füllmauern zwischen Pfeilern und Fenstern für die fehlende Stärke Ersatz gesucht ist. Noch an Starrheit nehmen dann die Massen über den Fenstern zu, weil die Strebpfeiler meist endigen, bevor sie das Hauptgesims erreichen, Fialen nicht mehr vorkommen, mit ihnen auch die Dachgallerien und Fenstergiebel verschwinden. Auf Taf. LXII. bei 1. überragen die Fialen noch theilsweise das Dachgesims, während an der Kiddericher Capelle, den Kirchen von Schorndorf und St. Ulrich und Afra zu Augsburg nicht nur die Fialen fehlen, sondern auch die Strebpfeiler endigen, ehe sie das Gesims erreichen. Ausnahmen von dieser Regel werden wir später begegnen. Wie am Außen so bemeisteren die Mauermassen natürlich sich auch des Innern. Die Flächen zwischen Pfeilern und Fenstern wachsen nicht nur an Breite, sondern diese Pfeiler als Dienste für die Gewölbe gingen zuweilen ganz ein, und somit auch jeder organische Verband zwischen den internen Massen und den Gewölben.

Während wir die einzelnen Theile dieser neuen Stufe unserer Baukunst näher betrachten, wollen wir mehrere ornamentale Formationen, weil sie allgemeinere Anwendung finden, vorangehen lassen. Es kommen diese in der Blüthezeit um 1300 entweder nicht vor, erscheinen also als neu, oder sie entwickeln sich aus einem früheren Vorkommen zu häufigerer und mehr geltender Anwendung, finden auch zuweilen Anknüpfungspunkte im Uebergangsstyl des dreizehnten Jahrhunderts.

Die Nebereckstellung. Der erste Begriff für diese stand fest, sobald im zwölften Jahrhundert die Thürme aus dem Quadrat ins Achteck übergingen. Ihre weitere Verwendung haben wir oben gefunden am polygonalen Chorschluß, an der Art, wie quadratische Thürme über eben solchen Pfeilern sich basiren, an den

polygonen Sockelstufen der Tragepfeiler u. s. w. Die Nebereckstellung wurde aber damals nicht weiter gesucht, als sich nothwendig von selbst ergab, während unser Jahrhundert solche über die Nothwendigkeit ausdehnte, und zu einer neuen Verzierungsart zu verwenden trachtete. Ein sehr lebenvolles Beispiel dieser Art liefert uns der Sockel Tafel LXXX. b. Ein Kreis, zwei Dreiecke durcheinander gelegt, wieder ein Kreis, zwei Quadrate durcheinander, über dem Achteck zuletzt Quadrat und Dreiecke folgen hier der Höhe nach aufeinander. Diesem verwandt sind die Gestaltungen des Capitols Tafel LXXVIII. b, und der Bildwerksockel LXXV. c; der Strebepfeiler LXXVIII. f.

Die Windungen. In der Übergangszeit sind diese beliebt, besonders an Säulen- und Bogen-Cylindern, wie z. B. am Portale von Heilsbronn, und kommen in unserer Zeit wieder in Anwendung. So ist der innere Tragepfeiler im doppelten Nebenschiff des Braunschweiger Domes, Tafel LXXIII. 2, in seiner Kernmasse geradelinig, dagegen mittelst vier schlanken Cylindern umwunden. Ähnliche Windungen kommen am Fenster Tafel LXXIX. 5 vor. Weiter war es sehr beliebt, die Sockel der kleinen Cylinder in geraden oder krummen Linien mittelst Hohlkehlen zu umwinden, wovon Beispiele am Portale Taf. LXXIX. 1 vorkommen.

Der Eselsrücken. In der Blüthezeit unserer Kunst finden wir Portale, Fenster und Nischen, wenn solche zu einer reichern Architektur gehören, mit aufsteigenden Giebeln verbunden. Eine Vereinfachung dieser Art von Überdeckung wurde im verwichenen Jahrhundert dadurch erzielt, daß neben Weglassung des Giebels ein bloßes Gesims mit Pflanzen und Kreuzblumen über dem Spitzbogen sich anschloß. Die Bewegung dieses Gesimses nach dem Schaft der Kreuzblumen hin formirte dabei ein Schlangenlinie, also eine aufrechtgestreckte Spitze. Am Fenster über dem Portale der Nürnberger Frauenkirche und am Portale Tafel LXXI. 1 begegnen wir Beispielen dieser Art. Sobald nun diese Spitze neben einer stärkeren Biegung des Gesimses selbst steiler aufsteigt und der darunter befindliche Spitzbogenanschluß diese Bewegung nachahmt, ist der vollständige Eselsrücken entstanden. Zuerst wechselt derselbe noch mit geraden Giebeln, wie an der Altenburger Kirche, und zieht sich über Portalen, Fenstern und Nischen hin. Zuweilen verbindet er sich mit dem kreisförmigen Schluß, wie am Portal des Thurmtes vom Frankfurter Dome. Häufige Anwendung findet dieser Bogen dadurch, daß man ihn durcheinander stellt, also gewissermaßen verschlingt, wie der Ulmer Münster-Thurm in

seiner halben Höhe uns ein Beispiel bietet. Neigt diese Verschlingung sich oberwärts über zu einer schrägen und dabei gebogenen Richtung, so entsteht der Frauenschuh, welcher mehrmals die durchbrochene Pyramide des Ulmer Münster-Thurmes umkränzt. Der Capitälsschmuck Tafel LXXVIII. e besteht aus ähnlich verschlungenen Rundstäben. In einer weiteren Art entstehen verschlungene Gelsrücken, wenn auf einen Spitzbogen ein zweiter umgekehrter von oben her gestellt, ein Vorkommen, welches in den Fenstern der Würzburger Capelle gefunden wird.

Die Einbiegung der geneigten und senkrechten Ebenen.

Sobald die Anwendung der Gelsrücken um sich griff, und anstatt der früher geraden Giebel Giebel in seiner Form an den Strebepfeilern sich einfanden, lag es nahe, auch für die geraden Wasserschrägen die Bogenlinie einzuführen, wie an der Schorndorfer Kirche, wobei denn auch die Giebel zuweilen statt der Gelsrücken aus zwei solchen Bogenlinien bestehen. Weiter wurden Consolen, wie unter dem Erker LXXV. 4, Thurmspitzen LXXIII. 7, und sogar die Zudeckung der Fenster Tafel LXXV. 2 mit dieser Einbiegung verbunden. Auch verband man senkrechte Flächen mit derselben wie am Tragepfeiler LXXIII. 4, oder kehrte auch diese Biegung nach außen hin wie am Portal LXXV. a. Zuletzt mit diesen einfachen Biegungen noch nicht zufrieden, suchte man zusammengesetzte, wobei Formen der Nebergangszeit Tafel XXIV. 5, Tafel XXXI. l, Anleitung gaben. Gerade, gebogene und Gelsrückenlinien wurden nun verbunden und diese Verbindung zu Portal- und Fensterschlüssen, Taf. LXXIX. 1 und 2, Taf. LXXVIII. k, benutzt.

Die Kreuzstäbe.

In der Nebergangszeit begegnen wir ihnen am Portal der Nürnberger St. Sebalduskirche, und in eben so mäßiger Anwendung auch zuweilen an den Werken des vierzehnten Jahrhunderts. Der Nebereckstellung gleich zu eigenthümlicher Verzierungsart wurden sie indeß erst in der zweiten Hälfte unsers Jahrhunderts reichlich verwendet. Sehr gesuchte Verschlingungen enthält das Portal vom Erfurter Universitäts-Gebäude Tafel LXXV. 1. Die Stäbe schließen dabei zuletzt in die Kernmasse ein. Eben so umziehen diese Stäbe, entweder rund oder ein Plättchen bildend, gerade oder gebogen die Fenstergewände Tafel LXXIX. 2 und 4. Am Pfeiler LXXIII. 4 bilden sie ein Sockelglied. Wo ihre Lage nicht von der Art ist, daß ihre Enden an die Hauptmassen anstoßen können, werden diese Enden verschnitten, wie am nämlichen Sockel, in den Fenstern LXXXIII. 6, und in den Gewölbegurten LXXVIII. i.

Das Zweigwerk. Nachdem Windungen, Eselsrücken, Frauenschuh, gekrümmte Flächen und Kreuzstäbe Platz gewonnen hatten, war mit dem Zurückweichen der gerade ausschließenden Formationen auch das streng Abbildliche des Krystallisationsgesetzes gewichen und hatte theilweise den Formen der Pflanzengebilde Raum gewährt. Ein geringer Fortschritt blieb daher nur noch übrig bis zur Einführung des wirklichen Baumzweigwerks. War die Blüthezeit um 1300 bemüht, für ihren Blätterschmuck ein innigeres Formverhältniß zur übrigen Architektur zu gewinnen, so war in unserer Zeit der Pflanzenorganismus wieder rückwirkend geworden, und die einmal eingegangene Verwandtschaft hatte sich dadurch nur inniger zu erneuern gewußt. In wie weit die mittelalterlichen Meister dabei fehlerhaft oder richtig verfahren, darf der Standpunkt der heutigen Kenntniß jener Kunstweisen noch nicht zu streng entscheiden wollen. Einer Anwendung wirklichen Zweigwerkes, neben andern höchst mannigfaltigen und rein willkürlichen Formen, begegnen wir in der Nebergangszeit, Tafel XXVII. 2, 12. In unserer Periode zeigen sich förmlich gestaltete und verkürzte Zweige fast zugleich mit den verschnittenen Kreuzstäbchen, wie am Portal der Merseburger Domkirche, und um 1500 Zweigwerk mit Nesten am Portal LXXXIII. 4, eine höchst reiche Composition dieser Art zulezt am Portal zu Chemnitz, hier aber durchaus als äußere Zugabe also dem Grundprinzipie unserer Baufunktion widersprechend.

Die Netzgewölbe. In der Nebergangszeit fanden wir daß durch Einführung der Kreuzgurte ein Concentriren der Gewölbelauf auf einzelne Punkte, und dabei eine Verminderung dieser Last selbst gewonnen ward. Führte man nun im vierzehnten Jahrhundert neben den Kreuzgurten noch so viele ein daß einfache Sternformen sich gewinnen ließen, so bedurfsten die kleiner gewordenen Kappensäulen um so viel geringern Durchmesser, das Gewölbe also wieder einer mindern Last. Dieses Ergebniß nun weiter verfolgend wurde das ganze Gewölbe zuletzt mit einem Maschennetz durchflochten, Tafel LXXVI. 3, und jede kleine Masche auf wenige Zoll stark mittelst Kappen ausgefüllt. Zuweilen wurden auch Zweige dieses Netzes abgelöst und in mehr frei schwabende Stellung versetzt. Weil dieses Netzwerk in allen Rippen gleiche Stärke erhielt, die Ableitung des Gewölbbedrucks nach einzelnen Punkten hin geschwächt, ein großer Theil dieses Drucks vielmehr auf die Mauern zwischen den Strebebefältern hin gewiesen wurde, so führte man schwächere Pfeiler neben stärkern Füllungsmauern ein, und ließ die Gewölberippen mit ihren untern Enden überall in die Mauern einspringen, wo sie solche berührten. Der Organismus welcher in der Blüthezeit die Gewölbe

und ihre Kreuzrippen rein aus den Pfeilern emporführte war damit aufgegeben, auch verließ man den gestreckten Spitzbogen, und ging zum möglichst flachen über, weil die Formen welche man nun mannigfach durch die Rippen zu bilden suchte, von unten übersehen werden sollten. Seine Verwandtschaft mit dem Kreuzstabwerk drückte dieses Gewölbeneck zuletzt noch durch viele abgeschnittene Zweige aus. Die Verwendung eines förmlichen Baumzweigwerks für das Gewölbeneck ist uns nicht vorgekommen. Das Profil dieser Rippen ist vielmehr sehr einfach, ein herabhängendes längliches Vierest, und dessen Ecken mittelst flacher Hohlkehlen in der Art verschragt, daß zu unterst zwischen den Schrägen noch ein Plättchen übrig bleibt. Selten nur noch wurden einfache Kreuzgewölbe ausgeführt, wie in der Erfurter Severin-Kirche.

Die innern Tragepfeiler. Diese Pfeiler wechseln unter sehr mannigfachen Formgebilden. Zuweilen hat ein einfacher Cylinder oder die glatte achtseitige Form genügt. Bei 4 Tafel LXXIII. sind die Achtseiten nach einwärts gebogen, auch theilt der Sockel diese Biegung mit Ausnahme seines untersten Polygons. Der Pfeiler bei 2 besteht aus einem Cylinder um welchen sich vier Rundstäbe winden, deren jeder auf einem gedrehten Sockelchen ruht. Zu oberst wird dieser Pfeiler durch Stäbchen geschlossen, welche nach der Richtung zweier über Eck gelegten Quadrat-Spitzen bilden. Der Pfeiler LXXIV. a ist vierseitig, doch sind seine Ecken mittelst Rundung und Hohlkehle cylindrisch gesormt. Der Pfeiler LXXIV. b ist ein Achteck mit vier starken Cylindern. Die Sockel der beiden letztern Pfeilerarten sind sehr gefällig, weil sie durch ihre polygonische Zusammensetzung dem Gesetz der Blüthezeit entsprechen. Zuletzt bleibt uns noch der Pfeiler c übrig, welcher in weicher aber sehr lebendiger Bewegung acht starke Cylinder mit Plättchen und großen Hohlkehlen verbindet. Alle seine Glieder erwachsen aus einem gemeinsamen polygonen Basament, während jeder Cylinder unter dem Hauptkämpfer mit einem eigenen Capitälchen versehen ist. Wie die Pfeiler selbst so sind auch ihre Capitale höchst mannigfach, insoweit welche vorkommen, denn meist fehlen sie sammt dem Kämpfer und die Gewölbe-Curte stoßen, selbst in ungleicher Höhe, in die Mauern und Pfeiler ein, meist mit diesen einen stumpfen Winkel bildend. Tafel LXXVIII. liefert Beispiele solcher Capitälarten; Blätter-Friese, Stabwerk in verkreuzter Eselsrückenform, und Nebereckstellungen. Während die Sockel der großen Tragepfeiler zuweilen dermaßen vernachlässigt wurden, daß bloße runde Cylinder ohne jegliches Basament aus dem Fußboden wachsen, wurde auf die Sockel geringerer Cylinder,

wie z. B. an denen welche im Bebenhaüßer Kreuzgange als Dienste vorkommen, und an dem meisten Stabwerk der Portale, viel Sorgfalt verwendet. Taf. LXXVII. finden wir abwechselnd, Maßwerk, Uebereckstellung, Kreuzung und Windung; am Portale des Merseburger Domes Tafel LXXIX. gar unsymmetrische große Sockel in mehreren Stufen.

Die äußern Strebepfeiler. Auch diese liefern mitunter sehr eigenthümliche Formen. Selten tragen sie Fialen welche sich noch mit Dachgallerien verbinden wie am Dome von Braunschweig. Meist endigen sie oben mittelst eingebogener Wasserschräge, mit welcher sich zuweilen ein gleichgestalteter Giebel, oder auch ein Giebel in Eselsrücken-Form verbindet. Maßwerk, Thürmchen in der Flucht und wieder über Eck gestellt und halbvortretend wie im vorigen Jahrhundert, Bildwerk-Gonsolen und Baldachine sind ihr Schmuck. Oft beginnt dieser von unten auf mindestens mittelst Maßwerks. Eigenthümliche Uebereckstellung giebt dem Pfeiler LXXVIII. f seine Gestalt. Zuweilen läuft ein Umgang mittelst Gallerien so durch die Pfeiler, daß er das Werk in halber Höhe in zwei Absätze theilt, wie an der Schorndorfer Kirche.

Die Fenster. Die Kirchenfenster bleiben meist spitzbogig, und nur selten kommt der Rundbogen, der Stichbogen oder auch eine geradlinige Zudeckung mittelst eines großen stumpfen Winkels, verwandt dem gedrückten englischen Bogen, Tafel LXXXIII. 1, in Anwendung. Die Gewandung ist entweder flach oder gegliedert. Meist kommt eine so breite Hohlkehle vor, daß drei Viertheile der Gewandung durch sie beherrscht werden. Im Fenster-Maßwerk wird die Fischblase so beliebt, daß man oft an einem ganzen Werk keine anderen Muster mehr findet. Tafel LXXVI. 2. In jedem Fenster suchte man dann andere Zusammensetzungen wozu die Fischblase sehr geeignet ist, weil sie im Kreise sich zweimal und mehrfach anbringen läßt. Die Nasen sind jetzt meist so eingelegt, daß sie erst in der Mitte der Haupt einschrägung sich eintiefen. Zuweilen sind diese Fischblasen-Muster sehr ansprechend, oft aber in der Anordnung wenig befriedigend. Zuweilen herrscht gerades Linienwerk im Maßwerk vor, wie in den Fenstern Taf. LXXVII. Weiter suchte man in die Fenster anderweitige Abwechselung zu bringen, wie Tafel LXIX. bei 3 durch Tabernackel und Bildwerk-Gonsolen; oder wie Tafel LXXI. bei 2 durch Figuren bei d durch eingeschobene Eselsrücken.

In Gallerien findet man die Fischblase auch häufig, in mehr hochgestrecktem

Wandmaßwerk aber selten. Dieses Maßwerk bewegt sich überhaupt nach den Regeln des vorigen Jahrhunderts, beginnt aber fast immer mit Plättchen, doch sind an den Pfeilern der Altenburger Kirche die Ecken cylinderförmig gerundet, und diese Rundung mit dem Maßwerk verbunden, doch nur durch äußern Anstoß.

Zuletzt kommt noch zuweilen um 1500 ein Fenster-Maßwerk vor, welches theilweise, wie bei Taf. LXXXIII. 6, oder gänzlich wie bei Taf. LXXVIII. der Nasen entbehrt, und dadurch, in so weit Hauptstücke fehlen Verwandtschaft mit dem Netz der Gewölbe eingeht.

Ein Maßwerksfries unter dem Gesims hinlaufend, wird wie bei der Schondorfer Kirche häufig beliebt, um in etwas den ungefälligen Eindruck der starren Mauer zu mildern, zuweilen sind auch alle Mauern von unten bis oben hin mit Maßwerk bedeckt, oft aber auch nur die untere Hälfte wie an der Capelle von Erfurt Taf. LXXVI. Nur selten findet man an Kirchen eine Ausladung von Consolen, welche dann in Verbindung mit halben Vierpäfen und einer Gallerie über ihrem Gesims, eine schöne, wenn gleich horizontale Krönung bilden, wie an der Nicolai-Kirche zu Frankfurt am Main.

Das Blattwerk. Es hatte dieses bald nach 1300 seine beste Durchbildung erreicht, wie es am Thurm des Kölner Domes vorkommt, Tafel XLIII. Auf Taf. LXV. bei 2, 3, a und b wächst die Kugel- und Knollenform bedeutend, und an den Blättern vom Capitäl 6 nimmt die Windung der Blätter in einem Grade zu, der das Erkennen der einzelnen Blätter, ihrer Uebereinlage und ihrer Natur als Eichenlaub fast unmöglich macht. Weit schöner gestaltet sich das Capitäl-Blatt Tafel LXXI. 6, enthält aber Bewegungen welche zum Theil an das Knochenförmige erinnern, welches in der Spätzeit unserer Kunst zuweilen das Blattwerk begleitet. Sehr eigenthümliches Laubwerk ist zum Schmuck der Capitale Tafel LXXVIII. a, c und d verwendet, doch sind die Formen der beiden erstern vermaassen gerundet, daß sie weit eher dem romanischen Charakter als dem gothischen entsprechen würden.

Der Thurmbau. Während das dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert uns wenig vollständige Thürme hinterlassen haben, ist die Verlassenschaft unsers Jahrhunderts um so bedeutender. Neue Thürme wurden aufgeführt, und eine Menge älterer vollendet. Die Thurmform in kleinem Maßstabe und in man-

nigfältiger Verbindung mit Kirchen und weltlichen Werken, meist als Thürmchen welche wenigstens theilweise übergebaut sind, hat sich auch aus unserm Jahrhundert gerade in Menge erhalten. Diese Thürmchen von durchaus anderer Formation als die Pyramidenthürmchen der Pfeiler, gingen Verwandtschaft mit den Chorerkern ein, wenn sie nicht gar zuerst von solchen abstammen. Ein frühes Chorerkerchen finden wir an der romanischen Capelle des Klosters Heilbronn. Ein gothisches an der Capelle zu Kidderich aus unserm Jahrhundert. Am Hause Nassau kommen neben dem Chorerker, zwei ihm verwandte Schwebethürmchen an den oberen Ecken der Krönung bereits so durchgebildet vor, daß man auf eine sehr frühzeitige Wanderung dieser Chörchen von den Kirchen zu den Wohnhäusern und Verwendung ihrer Form und Ausladung für Schwebethürmchen schließen darf. Wie diese Chorerker an Wohnhäusern mannigfache Formen eingingen werden wir weiter unten finden.

Die Thürme vom Frankfurter Dome und Ulmer Münster bes folgen der Haupt sache nach das Formengesetz der Thürme von Köln und Freiburg, weichen in den einzelnen Formen und in deren Zusammensetzung aber mehr oder minder von diesen und auch wieder von einander ab, weil das Mittelalter ein Hauptwerk nie gern dem andern nachkopierte. Der Frankfurter Thurm ist mit dem Freiburger ihrer formellen Gegensätze halber in Parallele zu stellen. So beginnt zu unterst der letztere mit zwei rechtwinklich sich anschließenden Strebepfeilern an jeder Ecke und deren mehrmaliger Ausspitzung in Bildwerkthürmchen, wogegen am Frankfurter Thurm eine Umflammerung der Ecke mittelst eines einzigen quadratförmigen Pfeilers in eine Pyramide ausläuft, Tafel LXIX. a. Das Kernquadrat schiebt sodann über dem dritten Geschosse zum zweitenmale Ecypyramiden aus, bereitet diese am dritten Stockwerk durch einen Einzug der Massen vor, und nimmt dabei zugleich auf den Uebergang des Bierecks ins Achteck Rücksicht. Es gestaltet sich dieser Uebergang durchaus meisterhafter als am Thurm zu Freiburg, weil ein ganzes Geschosz die quadratische und wieder polygonische Form zugleich in sich beschließt. Beim Beginn des Achtecks hat unser Thurm eine Plattform, aus welcher an den vier Ecken gesonderte Pyramiden, an Form den untern verwandt, empor schießen. Zuerst enthalten diese Pyramiden quadratische, dann Kreuz-Form, zuletzt Auslaufthürmchen, während die Pyramiden zu Freiburg sich dreiseitig bewegen. Auch ist die obere Zertheilung der Pyramiden zu Frankfurt befriedigender vorbereitet. Anstatt des Freiburger Helms hat man für unsern Thurm ein Spitzbogengewölbe mit luftigem Auslaufthürmchen gewählt, und so in ganz eigen-

thümlicher Art dennoch pyramidalen Schluß gewonnen. Wie weiter an beiden Thürmen die Vertheilung in die Stockwerke, Lage, Größe und Ausstattung der Fenster, die Portale, Zahl und Anlage der Gallerien, die Anwendung des Maßwerks, die Pfeiler des Octogons durchaus verschieden sind, lehrt ein genauer Vergleich.*)

Ungemein reicher als der vorige, in seinen oberen Theilen vielleicht als der reichste Thurm, welchen man je ersann, begegnet uns der des Ulmer Münsters. Nach gewöhnlicher Art unterstützen seinen vierseitigen Unterbau an jeder Ecke zwei rechtwinklig vorliegende Pfeiler. Weil die Thurmfronte mit der der Kirche eine einzige Fläche bildet, springen nur zwei dieser Pfeiler frei vor, zwischen sich eine Vorhalle aufnehmend, während die andern beiden Pfeiler der vordern Ecken zu unterst mit der Mauer der Kirche verbunden sind. Die Rückseite des Thurms ruht auf zwei Tragepfeilern im Innern der Kirche, welchemnach also der ganze mächtige Thurm gleichsam auf der Kirche steht, und aus ihr herauswächst, eine Anordnung, welche bei einem so bedeutenden Werke in so weit als fehlerhaft bezeichnet werden muß, als die Nebenschiffe den Thurm zu beiden Seiten einfämmern. Nachdem die sehr schöne Vorhalle nur zu horizontal durch ihre Bedachung abgeschlossen ist, folgen zwei Stockwerke übereinander, das unterste mit einem nach dem Mittelschiffe führenden Brachfenster, das obere mit zwei Fenstern neben einander. Beide Stockwerke enthalten vor den Fenstern Gänge und frei vorliegendes Pfeiler- und Stabwerk, welches den Eindruck ungemeiner Leichtigkeit und ein malerisches Wechselspiel von Beleuchtung und Entfaltung sichert. In den Ecken der Strebepfeiler laufen dann Wendeltreppenthürmchen aufwärts, welche zweimal absetzen, während mindestens drei Absätze zu wünschen wären, weil die aufstrebende Bewegung sich zu gleichförmig gestaltet. Dennoch stören diese Treppenthürmchen minder als das Dach der Vorhalle, und letzteres abgerechnet darf man die Behandlung der schönen reichen Strebepfeiler und der Ausfüllung zwischen ihnen, also den ganzen vierseitigen Thurm für so gelungen halten als originell. Das Achteck dagegen weicht in seiner Verbindung mit dem Unterbau von unsern übrigen behandelten Thürmen durchaus ab, entbehrt eigentlich jeder Verbindung

*) Sezt steht dieser prächtige Thurm theils unvollendet, theils wieder verfallen, in den Fensteröffnungen, welche auf lustige Durchsicht berechnet, mit Brettern zugeschlagen, einer Muine gleich da. Ein Festessen jährlich erspart, würde so viel Arbeiter ernähren, als der allmäßliche Ausbau bedarf.

und ist der Plattform als ein besonderes Werk aufgesetzt, nach dem Vorbilde des Thurmtes zu Straßburg. Dasselbe gilt von den vier Treppenstiegen. Die Strebe-pfeiler des Unterbaues also, weil sie mit den letztern nicht verknüpft sind, schließen ohne Auslaufthürmchen und bilden hier einen staffelförmigen Absatz. Die Trep-pençylinder, oben horizontal endigend, wiederholen diese Staffeln zum zweitenmal, sind aber sonst durch unten weiter ausladende Strebe-pfeiler weit pyramidaler ge-dacht als die zu Straßburg, auch von achtseitiger Form, während den letztern das Sechseck zum Grunde liegt. Weiter schließen diese Thürmchen sich mehr an die achtseitige Mitte an, wodurch die Zerrissenheit am Straßburger Thurm sich hier zu einer schön verbundenen Masse gestaltet. Das Achteck selbst ist äußerst lustig, mit Doppelvergitterungen und reichen Eckpfeilern ausgestattet, so wie der Helm mehrmals mit Umkränzungen durch Frauenschuhe, welche die ununterbrochene Auf-steigung, wie solche an den Thürmen von Köln und Freiburg vorkommt, beseiti-gen, und bedeutsamere verklingende Formen vorstellen sollten, als die gewöhnlichen Pflanzen, in ihrer Wirkung jedoch nach einer bloßen geometrischen Zeichnung nicht gewürdigt werden können.

Der Thurm des Stiftes zu Aschaffenburg hat in seinen Hauptformen einige Ähnlichkeit mit dem Thurme des Freiburger Münsters, nur ist hier Alles, Strebe-pfeiler, Consolen-Gallerien, Achteck und Helm sehr viel einfacher gehalten, der Helm undurchbrochen, auch fehlen die Gallerien um den Helm und Ecktürmchen neben dem Achteck.

Am Thurm der Frauen-Capelle zu Würzburg ist der Unterbau bis etwa zur Höhe der Kirche fast schmucklos, darauf aber erhebt sich höchst zierlich das Achteck und dieses ist wieder bis zu einem Drittel seiner Höhe mit einer reich durchbrochenen vierseitigen Hülle umgeben, so daß das Achteck im Bireck zu stehen kommt. Das letztere endigt mit Thürmchen und Gallerie. Der mittelalter-liche Schluß des Achtecks ist nicht mehr vorhanden.

An den Doppelthürmen von St. Andreas zu Braunschweig wurden die beiden untersten Absätze gleich nach 1200 zu bauen begonnen, und es handelte sich nun im fünfzehnten Jahrhundert darum, die Vollendung im Spitzbogenstyl ohne Strebe-pfeiler zu bewerkstelligen. Weil viele derartige Aufgaben in der Umgegend des Harzes vorkamen, und die Zeit des Übergangsstyls es liebte, zwischen den Thür-men reich gehaltene Glockenhäuser anzulegen, so behielt man auch im neuen Styl

der späteren Jahrhunderte diese Glockenhäuser bei. An unsren Thürmen finden wir eines derselben leicht und reich durchbrochen. Die Thürme selbst, von welchen nur der eine seine Vollendung bis an die Spize erhielt, sind durch Gesimse in verschiedene Absätze ohne merkliche Verjüngung gesondert, und dann die Seiten jedes Absatzes in der Art mittelst Lisenen eingerahmmt, daß diese unter den Gesimsen sich mit dem gewöhnlichen gothischen Fries verbinden, und auch im Profil mit diesem Fries correspondiren. Die Spitzbogenfenster schmückt zuletzt noch ein Eselsrücken nebst Fries, welche Zugabe hier die Stelle der früher gebräuchlichen Fenstergiebel vertritt.

Aehnliche Doppelthürme wurden in späterer Zeit neben dem Chore der Erfurter Severinskirche vollendet, hier aber über dem Gewölbe des Chores beide Thürme zu einem einzigen verbunden, und dabei die Mitte noch um ein Geschoss mehr erhöht als die eigentlichen Thürme zu beiden Seiten. Die Thurmhelme ruhen auf vierseitiger Basis, bestehen aus zwei Absätzen, welche eine Einbiegung bilden, und mittelst Verschrägung der Ecke des untersten Absatzes ist für den obern die achtseitige Form gesucht.

Wieder in eignethümlicher und sehr ansprechender Art verbindet sich ein achtseitiger Helm mit vierseitigem Unterbau mittelst Giebeln auf Taf. LXXI. bei 5.

Der durchbrochene Helm am Thürmchen der Kiddericher Capelle unterscheidet sich von den Helmen der großen Thürme dadurch, daß das Maßwerk jeder Seite hier ununterbrochen aneinander hängt, während die großen Helme durch Riegel in mehr quadratische Räume gesondert, und dann jedes Feld für sich mit Maßwerkdurchbruch ausgestattet ist.

Während die bisher besprochenen Thürme sämmtlich ihre Basis am Erdboden finden, gibt es wieder Thürmchen kleinerer Art, welche den Kirchmauern aufgesetzt, also mehr als ein Anhängsel zu betrachten sind. Einige stehen auf den Spitzen des Giebels, andere auf den Seitenmauern, noch andere als Dachreiter auf dem Rücken der Dächer. Zu den ersten, welche meist mehr Durchmesser als der sie tragende Giebel enthalten, und deshalb ausgefragt werden müssen, gehört das Thürmchen der Capelle von Rothenburg, Tafel LXXIII. 5. Zu den letztern wieder das Thürmchen von Regensburg, Tafel LXII. 3, und der Thurm der Kirche vom Kloster Bebenhausen. Ein Glockenthürmchen, den Seitenmauern

aufgesetzt, finden wir an der Augustiner Kirche zu Erfurt. An den Ordenskirchen der Bettelmönche wiederholt sich meist diese Anlage, auch findet man nicht selten Thürme ohne Spizzen, welche stets offen gewesen zu seyn scheinen. Tafel LXXV. 5.

Das innere Beiwerk der Kirchen. Altartische, Altarschreine, Sakramenthäuschen, Kanzeln, Orgelgehäuse, Taufsteine, Emporen, selbst Kirchengestühl und Kirchengeräth, erscheinen nach demselben Gesetze geformt als das große Ganze der Kirchen. Thurmwerk, Maßwerk, Uebereckstellung und vegetabilische Formationen sind hier angewendet nach der Maßgabe als Zweck und Form solche erheischen. Die Grenzen unserer Aufgabe verstatteten uns nicht eine ausführliche Ausdehnung auf diese Gegenstände, doch haben wir als einzelne Beispiele die Kanzel der St. Leonhards-Kirche zu Frankfurt a. M., eine Empore aus dem Dome zu Freiburg und das Sakramenthäuschen aus Fürstenwalde zu geben gesucht.*.) An den Sakramenthäuschen, meist eine Spitzpyramide, suchte ihrer hohen Bedeutung halber als Bewahrer der Hostie, unsere Kunst sich am reichsten zu entfalten, denn hier besonders galt es der Architecure des Ganzen eine möglichst selbstständige und bedeutungsvolle kleinere einzufügen. Wir sind diesen Werken erst im Alter des fünfzehnten Jahrhunderts begegnet, und der Ueberzeugung, daß durch dieselben erst das Altarsakrament in unmittelbaren Bezug mit unserer Baukunst gesetzt wurde.

Die nicht kirchliche Baukunst.

Wenn die kirchliche Architecure durch ein Aufstreben aller ihrer Theile die christliche Gemüthsrichtung nach dem Ueberirdischen auszudrücken suchte, so konnte bei der bürgerlichen dieselbe Richtung nur theilweise, und zwar in so weit verfolgt werden, als selbst jede christliche Wohnung einen Tempel Gottes vorstellen sollte. Von einer andern Seite dagegen war die Aufgabe für weltliche Sicherheit

*.) Aufmerksam gemacht wird hier auf das Album mittelalterlicher Kunst, welches der Verfasser als eine Fortsetzung und Erweiterung der im vorliegenden Geschichts-Atlas gebotenen Formen bearbeitet. Dasselbe wird außer architectonischen Motiven und Beiwerk mittelalterliche Geräthschaften allerlei Art enthalten, und mit der Auswahl seiner Gegenstände sich über das ganze mittelalterliche Abendland erstrecken.

zu befriedigen, und wir begegnen dem vollsten Ausdruck derselben in schweren oben abgestumpften meist mit Zinnen versehenen Massen. Je nachdem das Werk vorwiegend einem dieser beiden Zwecke angehört, wird auch seine Form dafür sprechen. Schwere Mauern, Thürme und Thore sichern den Umkreis der Städte, während in deren Schutz das bürgerliche Wohnhaus, noch mehr das Gemeindehaus, im leichtern Aufschwung der kirchlichen Gestaltung sich nähern durfte. Was die Stadt im größern, galt die Burg im kleineren Maafstabe.

Der Burgenbau. Die Burgen zerfallen ihrer Größe nach in so viele Abstufungen, daß die größten einer kleinen Stadt am Umfang gleichen. Burgen mittlern Ranges sind zu äußerst mit einer Mauer umgeben, den Zingeln, hinter welcher der Zwinger mit den Wirthschaftsgebäuden liegt. Ein zweites Thor führt dann erst in den vordern Schloßhof, ein drittes in den eigentlichen. Das Schloß selbst besteht aus dem Bergfriet oder Wartthurme, dessen unterster Raum das Burgverließ aufnimmt, und dem Palas mit einem Saale und Kammaren oder Wohn- und Arbeitszimmern. Eine äußere Treppe führt zum Palas hinauf, Banken laufen im Saale umher, welcher mit einem Kamine, Säulen zur Stützung der Decke, und Sitzen in der Fenstermauer versehen ist, letztere zu Ehrenplätzen dienend. Dabei waren noch Liewen, oder offene theilweis vergitterte Fenster so wie Altane beliebt. Capelle, Küche und Schnizhaus befanden sich meist im innern Schloßhöfe. Burgen vom kleinsten Umfange, Burgställe genannt, sind dermaßen vereinfacht, daß das Bergfriet zugleich die Gemächer des Palas aufnimmt, wodurch dann letzteres als abgesondertes Bauwerk entbehrt wurde, auch ist oft der Palas selbst so hoch daß ein besonderes Bergfriet wegfallen durfte.

Eine der größten Burgen ist uns in der Residenz der Hochmeister des deutschen Ordens zu Marienburg in Preußen erhalten. Auch hier zerfällt die Anordnung in zwei wesentliche Theile, den Zwinger und das Schloß, zu welchen sich dann noch ein dritter zufälliger Theil gesellt, nämlich das früher schon vorhandene Comthurhaus mit den Ritterwohnungen. Es liegt dieses am höchsten, wird daher das hohe Haus genannt, und ist als ein Theil des Schlosses zu betrachten, weil, wenn es zur Zeit der Verlegung des Hochmeistersches nach Marienburg nicht vorhanden gewesen wäre, separate Ritterwohnungen hätten hergerichtet werden müssen. Das Schloß selbst ist mit Gräben und Mauern umgeben und die Vorburg oder Zwinger an ihrer Begrenzung zum zweiten male.

Die Zingeln sind mit dreizehn Thürmen und vier bethürmten Thoren verbunden, während noch zwei mehr äußere Thore, und bei der Weitläufigkeit des Ganzen, fünf innere Thore die verschiedenen Theile des Schlosses und Zwingers von einander sondern. Das Ritterhaus enthielt den Capitel-Saal, die Wohnungen des Comiturs und der Ritterschaft, so wie die noch vorhandene Schloßkirche, nebst der darunter befindlichen Anna-Capelle mit den Hochmeister-Grüften. Es umschließt einen vierseitigen Hof, und hatte in demselben übereinander zwei arkadearnitige offene Umgänge, während die Kirche vor der äußern Umgränzung des vierseitigen Hauses um etwas vorspringt. Durch einen trockenen Graben ist dieses Haus von den Gebäuden der Hochmeister-Residenz gesondert. Diese letztere besteht aus drei Flügeln welche einen zweiten innern Hof bilden. Im westlichen Flügel befinden sich die noch erhaltenen Gemächer des Hochmeisters, und außer diesen ein Convents-Saal und Convents-Kirche, im nördlichen Flügel Dienstwohnungen, im östlichen Gast-Säle. Des Hochmeisters Wohnung besteht außer dem Haussur in acht Piecen, nämlich einem großen Gast- und Brunk-Remter, einem etwas kleineren Speise-Remter, zwei Wohn-Sälen, einer Privat-Capelle, einer Schlafstube und zwei Kammern. Diese Räume bilden das oberste Stockwerk des am Anberge liegenden, theils vier- theils zweistöckigen Gebäudes, und sind von verschiedener Höhe, so wie mehr oder minder reicher äußerer Architectur, damit jeder Theil auch am Neußern seinem innern Zweck entsprechen möge. Am bedeutsamsten und reichsten verkündigt sich der Hauptremter nach außen hin, die Capelle dagegen wieder in kirchlicher Form. Weil es damals noch nicht galt eine Unzahl gleichförmiger Zimmer in einen streng symmetrischen Kosten einzuzwängen, äußerer und innerer Zweck vielmehr stets für einander sprachen, mußte natürlich auch die Regel der mittelalterlichen Baukunst, nämlich die Symmetrie, der Unregelmäßigkeit weichen, wo der Zweck und Bequemlichkeit es geboten. Die Vorburg enthielt dann weiter zwischen vierzig bis fünfzig Gebäude, z. B. Stallungen für vierhundert Pferde, Getreide-Schüttungen, Dienstwohnungen, Stückgießer-, Malz-, Brau-, Schlach- und Backhäuser, Pfeifschäferei, Apotheke, Capellen und a. m. Der Aufriß der Burghäuser, der Thürme, Thore und Mauern, steht mit dem der Städte auf gleicher Stufe.

Die Wohn- und Rathhäuser. Wohnhäuser gewöhnlichen Ranges, besonders in enggebaute Städten, sind mehr hoch als breit, und meist mit einem das Dach verdeckenden Ziergiebel versehen. Werke von größerer Bedeutung, z. B. die Rathhäuser großer Städte strecken sich zu bedeutenderer Länge,

wobei dann das Dach seine Langseite der Straße zukehrt. Diese Häuser beider Arten fanden Vorbilder bereits in der romanischen und Übergangszeit. Bei Giebelhäusern wird die Breite des Hauses durch vorspringende, an den Kanten gegliederte Pfeiler vertheilt, während sich diese Pfeiler zuletzt wieder mittelst Bögen verbinden, oder auch ohne diese Verbindung staffelförmig in Zinnen oder Thürmchen auslaufen. Die Nischen zwischen den Pfeilern werden durch Fenster, oder durch Lücken welche meist zu paaren stehen ausgefüllt. Aehnlich den Giebelhäusern, mittelst Pfeiler, Fenster und Lücken, sind dann auch zuweilen die mehr breiten oder längslaufenden Fronten behandelt, nur laufen die Zinnen, wenn welche vorhanden sind, dann wagerecht fort; oft aber auch bilden ohne Pfeilervorlage, Pfeiler und Fensterbrüstung eine ebene Mauer, wobei dann der ganze Schmuck des Hauses auf die Haltung der Portale, Fenster, und mancher Beiwölfe z. B. die Erker, Erkerthürmchen und die Dachkrönung, beschränkt wird.

Die Portale und Fenster. Wenn bei kirchlichen Werken regelmäßig der Spitzbogen, selten nur ein anderer Platz greift, so finden wir bei profanen gerade das Gegentheil, indem Rundbogen, Stichbogen und Horizontale, in der Zeit um 1500 selbst sehr gemischte Formen mit einander abwechseln, und Portale, Fenster, Nischen u. s. w. in den Bereich dieser Abwechslung ziehen. Man beobachtete meist als Regel daß gestreckte leichte Werke oder Werktheile, mit dem Spitzbogen, gedrückte schwere Formationen, wieder mit verwandten Bögen verbunden wurden, welchem nach es also Häuser geben kann in deren Bereich nicht ein einziger Spitzbogen vor kommt. Nach der Decke eines Zimmers pflegte sich gewöhnlich auch die Fensterform zu richten, so daß Spitzbogenfenster füglich nur mit spitzbogigen Gewölben zusammen treffen dürfen; doch beliebte man bei diesen Anordnungen ein nicht allzu strenges Verfahren. An den Häusern von Elbing behauptet sich der Stichbogen neben dem Spitzbogen, an dem einen derselben herrscht durchaus der Stichbogen vor, und die Consequenz würde noch durchgeführter seyn, wenn man auch am Portal wie oben in den Nischen den Spitzbogen vermieden hätte. Am Kölner Gürzenich sind die Fenster vierseitig, und am Schloß Marienburg ist für die Hauptfenster ein schmäleres Viereck auf ein breiteres gestellt, Tafel XLIV. Zuweilen findet sich der halbkreisförmige Schluss, zuweilen der eselsrückenförmige, oder ein sonst beliebig zusammengesetzter. Am Portale LXXV. 1, und den Fenstern Tafel LXVI. 3 und 4 kommen verschiedenartig gestreckte Eselsrücken vor; unterwärts hängende Kreistheile, zu zweien auch wieder zu vieren für jede Öffnung an den Fenstern Tafel LXXIX.

2 und 4; und eine noch eigenhümlichere Form am Portal Tafel LXXIX. 1. Das Profil der Fenstergewandung ist gleichfalls manigfach. In einfachster Form begnügt es sich mit abgefaszter Ecke; weiter nimmt es Hohlkehle und Stabwerk, nach dem allgemeinen Geseß der Einziehung in sich auf Taf. LIII. bei c. und LXXV. bei b, wobei dann in späterer Zeit diese Cylinder-Stäbchen zu Durchkreuzungen benutzt werden. Mit der Portalgewandung verhält es sich wie mit der der Fenster, nur daß bei größerer Tiefe der Portale auch die Gewandung mehr zu bedeuten hat. Zuweilen erhalten die Portale noch ein Beiwerk, z. B. Bilder-Postamente am Erfurter Universitäts-Gebäude, Sitz-Plätze mit Baldachinen an einem Hause von Merseburg, eine vorgebaute Halle am Hause von Nürnberg Tafel LXXXIII; eine Einrahmung von Thürmchen, Maßwerk, Wappen und Figuren am Rathhouse von Regensburg. Die Fenster-Deffnung, wenn spitzbogig, erhält eine ähnliche Maßwerkbehandlung wie am Kirchenfenster, bei gedrückter Form dagegen nur einen oder mehrere Kreuzstücke, und zuweilen in den obersten Deffnungen noch Maßwerk-Zierath wie am Schlosse Marienburg.

Die Dachkrönung begnügt sich zuweilen mit einem einfachen Gesims wie am Regensburger Rathhouse, oder es läuft unter diesem Gesims noch ein Maßwerkfries hin, auch tritt dieser Fries mittelst Consolen bedeutend vor wie am steinernen Hause zu Frankfurt am Main. Über dem Gesims erheben sich oft noch Gallerien oder Zinnen, zuweilen auch Eckthürmchen. Die Zinnen laufen entweder mit einfachen Einschnitten horizontal hin wie am steinernen Hause, oder der Einschnitt besteht aus mehreren Stufen wie Tafel LXXV. bei 3; oder die Zinnen bilden einen Stufengiebel mit regelmäßigen Absätzen, oder mit unregelmäßigen wie an den Elbinger Häusern, oder auch mit Einbindung von Thürmchen wie am Hause von Greifswald. Meist sind die Zinnenmauern flach, zuweilen mit Nischen, Maßwerk und Wappen ausgestattet wie am Hause Nassau, auch wohl durchbrochen wie bei 3 Tafel LXXXIII. Nur in der Spätzeit um 1500 werden die Staffeln mit einem Halb- oder Viertel-Kreise geschlossen wie bei 1 Tafel LXXXIII. Zuletzt verbinden sich mit diesen oben Krönungen meist Eckthürmchen, welche theilweise ausgekragt sind, im Viereck über Eck gestellt stehen oder auch aus dem Sechs- oder Achteck sich formen. Zuweilen laufen sie spitzig aus wie am Hause Nassau, oder sie sind horizontal geschlossen wie am Gürzenich, oder auch ausgezinkt wie am Rathhouse und Schlosse zu Marienburg.

Die Chorerker sind mit diesen Thürmchen nicht nur verwandt, sondern zuweilen in der Art verbunden, daß der Erker sich thurmartig bis über den

Anfang des Daches erstreckt. Der Erker verbindet sich entweder mit einer flachen Wand oder der Ecke eines Gebäudes, und die Unterstützung bildet eine Auskragung oder in Verbindung mit dieser ein vor die Mauer vorspringender Pfeiler, wie am Rathause zu Regensburg. Die Form der Erker selbst bietet für große Mannigfaltigkeit Gelegenheit, wobei dann Sechseck, Achteck, Viereck, die Streckung in die Höhe für mehr als ein Stockwerk, und wieder in die Breite für zwei oder mehr Fenster nebeneinander vorkommen.

Die Rauchfänge. Wie im Innern der Häuser die Kamine ein Gegenstand oft sehr reicher Verzierung wurden, so im Außen gleichfalls die Rauchfänge. Wenn diese an die äußere Ummauerung zu liegen kommen, so treten sie fast immer außerhalb vor, ruhen auf einer Auskragung und endigen mit kleinen Zinnen oder sonstigen Zierrathen; in England z. B. meist thurmartig, Taf. LXVI. 5.

Die Wirtschaftsgebäude, Speicher, Stallungen, Scheunen u. s. w. sind ähnlich den einfachen Wohnhäusern gehalten. Zuweilen sind die Getreide-Speicher über den Stallungen angelegt, immer aber in der Ausschmückung nicht minder vernachlässigt als Wohnhäuser mittleren und unteren Ranges. Verzierte Eingänge, Schmuckgiebel, auch wohl Thürmchen kommen nicht selten vor. Tafel LXXXIII. 2 und Tafel LXII. 2. Einfache Stallungen und Fruchtscheunen sind nur an der abgesagten Ecke aller Deffnungen als mittelalterliche zu erkennen, und finden sich mehr oder weniger erhalten unter andern noch im Kloster Maulbronn in Schwaben, im Kloster bei Chemnitz, in Schulpfarta und Giebichenstein vor.

Der Holzbau aus unserer Zeit ist meist verloren gegangen. Die wenigen noch vorhandenen Werke begleitet eine reiche Holzschnitzerei in Maßwerk, Figuren aller Art und reichen Consolen. Zur Anbringung der letztern bot die Ausladung jedes höher steigenden Stockwerks Gelegenheit, eine Anlage, welche noch im sechszehnten oder siebzehnten Jahrhundert in Gebrauch blieb, weshalb man sich vorsehen muß, dergleichen Gebäude dieser Form allein halber für mittelalterlich zu halten.

Der Backsteinbau.

In Gegenden, wo der Haufstein mangelte, z. B. des nordöstlichen Deutschlands und Preußens, war man auf die Anwendung der gebrannten Thonziegel

■ ■ ■

gewiesen. An Orten, wo der Sandstein ohne allzugroße Kosten sich noch herbeischaffen ließ, wie fast überall in Schlesien, finden wir Portale, Ausladungen, Täbernakel, Maßwerk u. Ä. aus Sandstein geformt, und mit den Backstein-Mauern und Pfeilern verbunden. Am Schlosse Marienburg sind dünne Pfeiler-Säulen, Kragsteine und manch anderer Schmuck aus Granitstücken oder schwedischem Kalkstein, Maßwerk dagegen und Blätterschmuck wie Figuren sind aus einem höchst dauerhaften Stuck gearbeitet. In Gegenden dagegen, wo ein solcher Aufwand ohne zu bedeutende Kosten nicht zulässig war, z. B. in der Mark Brandenburg und Pommern, blieben alle Formen auf die Benutzung des Thones beschränkt, und so finden wir denn, daß sich hier ein eigenhümlicher oft ungemein reicher Schmuck entwickelt hat. Weil theils die Möglichkeit der Abpreßung in einer einzigen Form, theils die Rücksicht auf Dauerhaftigkeit die Formen bestimmte und beschränkte, bewegen sich diese nicht zu streng nach dem Geseze der Sandstein-Baukunst, suchen solche nur möglichst nachzuahmen, und behelfen sich oft mit mehr romanischer als gothischer Gestaltung, z. B. in mancher cylinderartigen also mehr weichen Gliederung und in den Pflanzen und Pflanzenkronen der Giebel und Thürmchen.*). Weiter hatte die Mannigfaltigkeit der Formen sich bald ausbeuten lassen, und wir finden nur, daß immer dieselben Motive des Schmucks verwendet wurden, wogegen die Verschiedenheit der Zusammensetzung und nicht selten deren Reichthum oft ins Unglaubliche steigt. Vermehrt wird dieser Schmuck noch durch Abwechslung zwischen rothen und schwarzglasierten oder auch anders gefärbten Steinen und durch Mörtelpus über die kleinern und mehr tief liegenden Flächen hin. Zuletzt wirkt selbst an den einfachsten Mauern die sorgfältig behandelte Abwechslung zwischen Steinen und Mörtelfugen höchst wohlthuend, weil an den sonst flachen Wänden die Starrheit in die Wirkung des Materials sich auflöst. Zu bedauern ist nur, daß in späteren Jahrhunderten das Innere der Kirchen meist mit Kalkünche überstrichen wurde, wodurch die Wände eher das Ansehen des Papiers als des Mauerwerks erhielten.

Bauwerke der romanischen, der Uebergangs- und frühgothischen Kunst zu verfolgen, war uns nicht vergönnt, doch erlaubten unsere Mittel, wenigstens so

*.) Es ist daher von Wichtigkeit, daß bei Restaurierungen oder Erweiterungen dieser alten Werke, der ursprüngliche Formen-Typus beibehalten, und nicht mit strengeren Sandsteinformen vermischt wird.

viel Werke des fünfzehnten Jahrhunderts aufzufinden, als die Feststellung ihres Charakters und ihres Unterschiedes vom Sandsteinbau erheischt.

Namhafte Abweichungen in den Hauptformen sind uns nicht vorgekommen, denn wenn in Preußen an den meisten Kirchen der Chorraum sich geradlinigt schließt gleich wie an den englischen Werken, so ist diese Form vom Backstein um so weniger abhängig, weil in andern Gegenden Backsteinkirchen mit polygonischem Schluß vorkommen gerade wie die in Sandstein.

Ebenso halten die Anordnungen einfacher Kreuzgewölbe und der Gewölbe in Stern-, Reh- und Palmenform mit den Gewölbearten des Steinschnitts zeitgemäßen Schritt.

Die inneren Tragepfeiler sind meist einfach achtseitig, zuweilen an den Ecken mit einem Leistenwerk von feinen Stäben und Hohlkehlnungen verbunden, und nur selten von reicherer Zusammenstellung aus Cylindern, Hohlkehlen und Platten wie Tafel LIX. bei d. Blätterkronen haben wir nicht begegnet. Die äußern Strebepfeiler gleichen denen im Steinschnitt, doch fehlen meist die Fialen, wogegen zuweilen der reiche Schmuck von Gliederung, Nischen und Giebelchen Platz greift wie auf Tafel LXV. bei 7 und an der Katharinen-Kirche zu Brandenburg. Diese reich gezierten Strebepfeiler treten dabei meist nur flach als Pilaster vor, und oft fehlen die äußern Strebepfeiler gänzlich, wobei dann Pfeiler im Innern zwischen den Fenstern vorspringen und hier Capellenräume bilden.

Dachgesimse fehlen oft gänzlich, und wenn deren vorhanden, sind die Hohlkehlen minder tief unterschnitten als an den Sandsteinwerken, wobei die Wirkung der Rundung vorherrscht, Tafel LIX. 14 und 15. Ebenso entbehrt die übrige Gliederung des scharf gezeichneten Wechselspiels. Flache Hohlkehlen und Cylinder, oft nur rechtwinklige Stufen mit verschrägten Kanten bilden die Fensterbewandlung. Die Portale stuften sich rechtwinklig ein, jede Stufe ist durch diese Hohlkehlen von beiden Seiten unterschnitten, und die vordere Kante rechtwinklig anstatt der sonst gebräuchlichen Birnform, Tafel LXV. bei 8. Das Maaswerk bewegt sich meist wie in der frühgotischen Entwicklung der Sandsteinwerke, wobei dann die kunstgerechte Abzweigung der Nasen fehlt. Unterhalb der Giebelschenkel oder in vierseitigen Feldern ist zunächst ein Kreis gebildet, auch stehen wohl mehrere über- oder nebeneinander, und in diese Kreise sind dann selbst-

ständig gesetzte Pässe eingefügt, Tafel LXV. bei 7. Aus ähnlichen Formen werden denn auch die Friese zusammengesetzt, Tafel LIX. 4, 5, 6 und 7, und zuweilen ganze Wandtheile vergittert wie an der Brandenburger Katharinen-Kirche. Maßwerkartige Fenstergitter wie an der Prenzlauer Kirche sind selten, weil man sich meist mit bloßen Stäben in der Art der Brandenburger Kirchenfenster begnügte.

Der reichste Schmuck begleitet dagegen die Dachgiebel und bei Wohnhäusern pflegt sich derselbe meist noch unterhalb des Dachs herabzuziehen. Pilasterartige Pfeiler und an der Brandenburger Kirche auch sechseitige theilen die Breite mehrmals, wobei die Pilaster dann an den Ecken ähnlich den Portalstufen gegliedert sind, und tieferes Maßwerk liegt dazwischen vor der Füllmauer. Zu den reichsten Compositionen dieser Art gehören der Giebel der Prenzlauer Kirche und das Haus aus Greifswalde. Das Pflanzenwerk, weil es bei der Ausschrägung der Spitzhürmchen und Giebel fast unerlässlich ist, hat die mehr romanische Formation Taf. LXV. bei e festgehalten, welche zuweilen mit den minder reichen Gestaltungen Tafel LIX. bei 8, 9 und 10 abwechselt. Die Möglichkeit der Abprägung ließ gerundete und hinterschnitte Motive für dasselbe nicht zu, weil Formen, aus einer Menge von Theilen zusammengesetzt, die Herstellung zu weitläufig gemacht hätten. Eine Gattung Consolen, auch die Capitälart Taf. LIX. 13 sind wahrscheinlich auf der Drehscheibe gefertigt.

Das Verhältniß der altdutschen Baukunst zu den Zeiten nach abgelaufenem Mittelalter.

Von diesen Zeiten kommen zwei verschiedene für uns in Betracht, nemlich diejenige, welche unmittelbar auf das Mittelalter folgte, so wie wieder unsere heutige Zeit. Verdrängt wurden die Hauptergebnisse der mittelalterlichen Kunst nicht so gleich, als entstellt. Namentlich bei Wohnhäusern behielt man die gesammte Hauptform, Dachgallerien, Erker, Treppenthürmchen, die vierseitigen Fenster bei, nur sollte dies alles nach der griechisch-römischen Tempelform sich gestalten, und weil für die Durchführung dieser Aufgabe kein Ausweg sich finden ließ, so war man zufrieden, die einzelnen Glieder des zum Scheinleben erweckten Römerthumes in die Reihen der alten Gestaltungen einschieben zu können, wie an dem Thurme der Ansbacher Kirche und den Häusern zu Nürnberg. Später erst war

es gelungen, alle mittelalterlichen Formen nach und nach auszuscheiden und etwas durchaus Neues zu gewinnen.

Dieses Neue war nun wieder veraltet, wenige Formen hatte es unserer Zeitzeit hinterlassen, welche nicht zu den durchaus ungemein gehörten, bei ihrer Verwendung aber an stete Wiederholungen binden würden, Wiederholungen, die man um so weniger lieben konnte, seitdem die Mannigfaltigkeit der altdeutschen Kunst sich in Anerkennung behauptete.

Zweierlei Wege für den namhaften Fortschritt wurden inzwischen in Deutschland angebahnt. Auf dem ersten wurde die erstarnte Baukunst des verworfenen Jahrhunderts durch mittelalterliche Motive aufgefrischt. Thurmartige Erhöhung einzelner Theile der Häuser, Neuerhöhung der Mitte nach Art der überhöhten Kirchenschiffe, Arkadengallerien längs der Dachgesimse, wenn auch mit Horizontale anstatt der romanischen Bögen, und eine Menge anderer altdeutscher Formen wurden wieder belebt, doch kam es auf die Natur jedes Styles, welcher herborgen müßte, vor der Hand immer noch nicht an, weil es galt, die Erbschaft des verworfenen Jahrhunderts zeitentsprechend umzubilden. Der zweite Weg bestand darin, daß man Werke verschiedenen alten Styles, wenn auch nach dem Geschmack der Bauherren und Baukünstler theilweise modifizirt, sich zu Mustern wählte, um auf diese Art die verschiedenen Weisen der Baukunst zur Anschauung zu bringen. Beide Wege waren zeitgemäß, weil die Verirrung der letzten Jahrhunderte durch sie zum Ausdruck kam, beide aber sind nach unserem Dafürhalten in ihrer Art nicht als dauernd zu betrachten. Denn für die Anbahnung eines durchaus neuen Styles auf dem erstern Wege sind unsere heutigen noch zu sehr mit Bekämpfung jeglicher Verflachung beschäftigten Zeiten nicht geeignet, und durch das bloße Copiren vorhandener Werke, wenn gleich manche Abänderungen vorgenommen würden, vermag der zweite Weg irgend eine Baukunst noch nicht in ihrem Herzen zum Leben zu erschließen. Sind also beide Weisen nicht geeignet, in ihrer Art fortzubestehen, so sind sie es wohl, zum mittelalterlichen Baustyl vollends zurückzuführen, sobald man diesen in seinem wahren Lebenskeim entschieden ergreifen will, für welche Entschiedenheit denn auch in jüngster Zeit bereits manches Werk Zeugniß ablegt. Wir glauben dabei nicht an eine ausschließliche Einführung des Spitzbogenstils, obgleich dieser der gerechtfertigste ist, indem er allein sein Gestein nach Naturgesetzen zur Gestaltung zu bringen weiß, und noch ein weites Feld für Fortentwicklung der profanen Architektur darbietet, weil das derbe und

wieder bescheidene Mittelalter diese meist nur in andeutender Ausbildung und in schweren Formen uns hinterlassen hat. Wir glauben aber, daß man die gesammten mittelalterlichen Weisen, in ihrem eigenhümlichen Lebenskeim erfaßt, zur Anwendung bringen, und dabei auch den griechisch-römischen Baustyl nicht verwerfen dürfe, wo es z. B. gilt, Schauspielhäuser, Antiken-Museen u. dgl., mehr auf jenes Alterthum bezügliche Werke, herzustellen. Jedenfalls aber halten wir es für unzulässig, daß die heute oft sehr beliebte Vermengung aller Stylformen länger fortbestehen dürfe, weil der gothische Styl mit romanischen oder gar antiken Formen sich durchaus nicht verträgt, der geduldigere romanische aber fremde Formen nur dann ohne Beeinträchtigung seiner Consequenz aufzunehmen vermag, wenn solche zuvor nach seinem Rundungsgeß die nöthige Umwandlung eingegangen sind.

Wohl sehen wir ein, daß der allgemeinen Aufnahme unserer altdutschen Bauweisen noch manches Hinderniß als Folge der Zeitverhältnisse im Wege liegen dürfe, besonders die Scheu vor mittelalterlicher Art, als einen vermeinten Rückschritt, wie auch der Kostenpunkt. Dagegen läßt sich aber fragen, was wir denn eigentlich vor dem Mittelalter voraus haben, mit Ausnahme gewisser technischer Vortheile und mancherlei Nebelsbildern. Ein Rückschritt kann es weiter unmöglich seyn, wenn man, nachdem das Wahrhaftige verlassen ist, das ergriffene Falsche zerrinnt, die Wahrheit wieder ergreifen will, um sie zu neuen Gestaltungen auszubauen. Am schmerzlichsten ist wohl die Berührung des Kostenpunkts, wenn man die Erfahrung macht, wie die Millionen, welche ein ausschweifender Luxus vergedet, niemand bereut, während es meist ungern gesehen wird, wenn Regierungen auf ihre Bauten etwas verwenden, da diese Verwendung doch der untern arbeitenden, und ohne diese Arbeiten brodlosen Klasse fast ausschließlich zu Nutzen gereicht.

Ist einerseits die übertriebene selbstsüchtige Industrie ein Hinderniß für Verschönerung der Städte, so bietet ein zweites die heutige oberflächliche Alleswisserei. Jeder Bauherr entscheidet selbst über die kleinsten Stylformen seines Baues, ohne oft auch nur einen Anstrich von Kunstverständniß zu besitzen. Sind die Regierungen nicht im Stande, jemanden zur Ausführung eines schönen Werks zu zwingen, ja kaum an der Ausführung eines häßlichen zu verhindern, so ist nach unserem Dafürhalten nur ein Weg übrig, um die Liebe für wirklich schöne Privatbauten und auch den Gemeinsinn für großartige öffentliche wieder zu erwecken, daneben die Baukunst wieder zur Volksähnlichkeit zu erheben. Es besteht dieser Weg in Mitteln, welche dem gebildeteren Publikum an Central-Orten des geistigen Lebens die Möglichkeit bieten, neben den Werken der Plastik

und Malerei, auch unter denen der Baukunst wissenschaftliche Umschau zu halten. Weitläufige wissenschaftliche Studien dürfen dabei so wenig erforderlich seyn, als solche vom Laien-Publicum den übrigen Kunst-Zweigen bisher selten gewidmet wurden, alles müßte also auch hier auf Anschauung berechnet werden. Weil malerische Darstellungen immer nur als Bild Beachtung finden, strengere Zeichnungen, wie z. B. geometrische schwer gemein verständlich auch nicht hinlänglich übersichtlich und vergleichbar sind, allenfalls nur für so einfache Werke als die Griechen- und Römerbauten genügen würden wo gegen es um so unmöglich wird rücksichts unserer altdutschen Baukunst, nach bloßen Rissen den vollkommensten Eindruck der reichen Zusammensetzung und der Wechselwirkung kräftiger und zarter Gliederungen zu gewinnen, so bleiben als einziges zum Ziel führendes Mittel nur Modelle übrig. Bei diesen Modellen werden aber gewisse Bedingnisse unerlässlich seyn, wenn solche zum Ziel führen sollen, z. B. gehörige Auswahl, Übersichtlichkeit, naturgetreue Ausführung, zweckgemäße Aufstellung und zuletzt auch die nothwendige Dauerhaftigkeit. Die Auswahl der darzustellenden Gegenstände muß theils der geschichtliche Charakter theils wieder der Kunstwerth jedes Stücks bestimmen. Eine vollkommen vergleichende Übersichtlichkeit ist nur dadurch zu gewinnen daß die gewählte Größe es noch gestattet, alle zur Vergleichung bestimmten Modelle mit einem einzigen Blick zu überschauen, wobei ein gleicher Maßstab sich von selbst versteht. Die naturgetreue Ausführung muß sich nicht nur über Haupt- und Nebenformen sondern auch aufs Colorit erstrecken, weil besonders an einfachern Werken die Wirkung des Materials wesentlich mit zum Charakter des Ganzen beiträgt. Ungehörige spätere Stylzuwächse müssen im Modell wegleiben, wo es sonst ohne Beeinträchtigung des Characters möglich ist, auch neuere Restaurirungen. Für die Anordnung der Ausstellung selbst dürfte eine chronologische Folge minder zweckmäßig seyn als Nebeneinanderfügung verschiedener Charactere, durch welche allein die Unterschiede aufs Entschiedendste sich geltend machen. Der Nutzen, welcher durch derartige Sammlungen für Künstler, Theologen, Aesthetiker, Historiker und zur Geschmackbildung für das größere Laien-Publicum zu gewinnen seyn möchte, läßt sich freilich, so lange Erprobung noch fehlt, im Voraus nicht feststellen, doch glauben wir, man wird uns beipflichten, daß etwelche Vortheile unseren Ideen nicht abgesprochen werden dürfen. Was dagegen die oben festgesetzte Beschaffenheit einer solchen Sammlung anbelangt, haben wir Gelegenheit gehabt, an einer eigenen Sammlung zu erproben und durchzuführen.

Sehen wir nun zuliezt den Fall daß alle noch vorhandenen äußeren Hindernisse für Wiedereinführung altdtischer Baukunst beseitigt sind, so liegt die Frage nahe in welcher Art solche aufs Neue zu erfassen seyn würde. Gestehen wir ein, daß für deren gründliche Kenntniß immer noch viel zu leisten erübrig ist, so ist doch so viel geschehen daß eine strengere Sonderung der Stile ermöglicht werden könnte, und diese Sonderung eben halten wir für die nächste Aufgabe unserer Zeit.

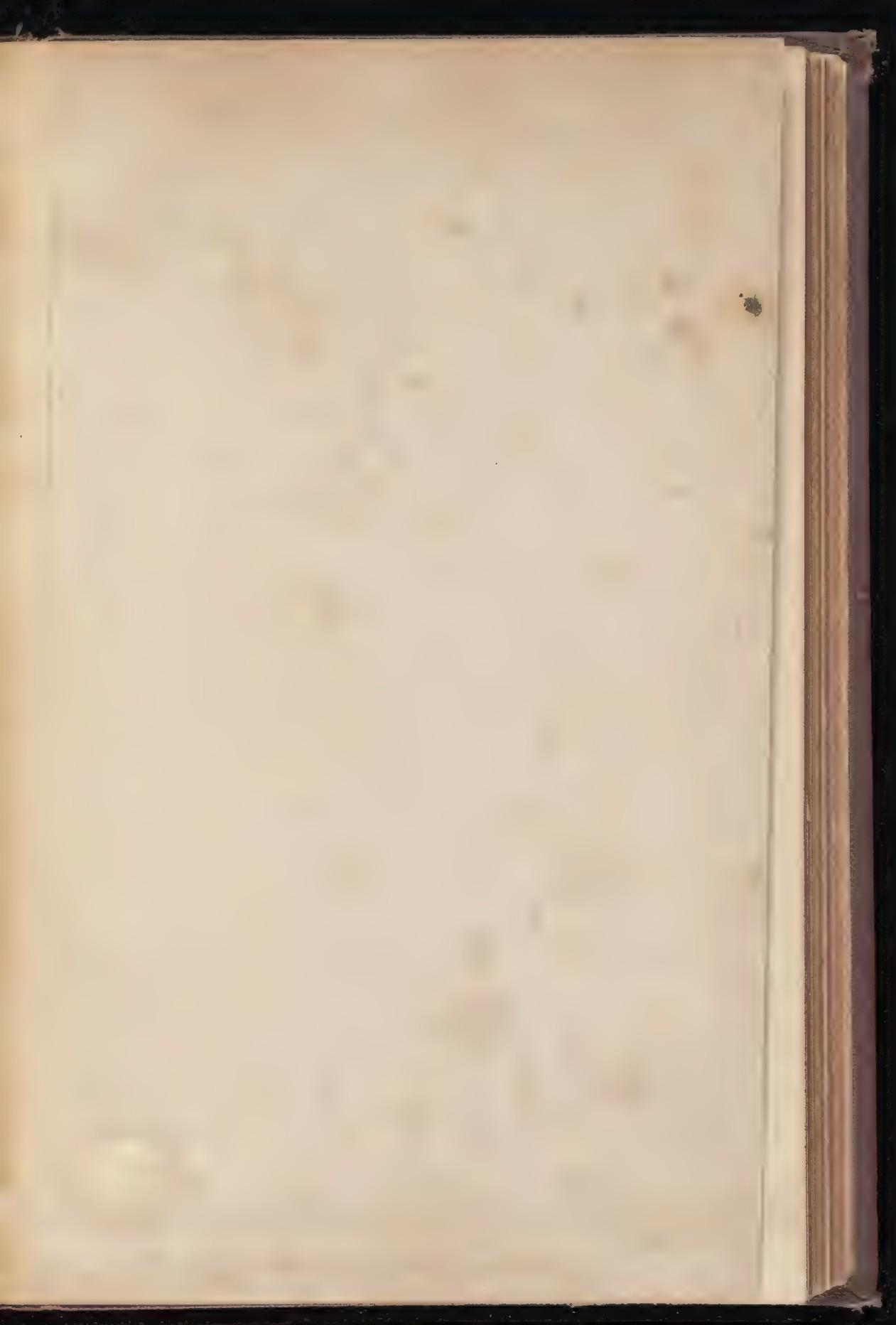
Schroff unterscheiden sich von einander sobald man die Zwischen-Periode ignorirt, der romanische gerundete, und der gothische eckige zugespitzte Styl. Der letztere zerfällt in zwei Classen, den ältern mit gebietender Steinform, und den jüngern mit eingedrungenen vegetabilischen Motiven. Die vierte Weise würde ein romanischer Styl bleiben, doch verzweigt mit Formen der gotischen Entwicklung, in so weit solche dem Rundungsgesetz sich unterwerfen lassen. Es würde diese letztere Stylart als diejenige Erweiterung der romanischen zu betrachten seyn, welcher viele neuere Bauwerke der Ludwigstraße in München angehören, und welche zugleich der spätere mittelalterliche Styl Italiens geworden war. Eine durchgängige nöthige Formen-Strenge aber darf man in Italien nicht erwarten, weil die romanische Kunst dieses Landes zu sehr mit römischen Elementen sich vermischtet, ohne hinlänglich an deren Umbildung zu denken. Eben so wenig darf man der Meinung seyn, daß alle altdtischen Bauwerke durchaus nur Formen bieten, welche ohne weiteres Anwendung verdienen. Nur in so fern als Werke zwei Bedingungen erfüllen, nemlich aufwandsvolle Durchführung und das Prinzip des Höhenpunktes der Kunstweise, sind alle ihre Formen nicht allein sicher anwendbar, sondern auch Prüfstein für die Brauchbarkeit der Formen aus andern Bereichen, so wie sie dann auch das Gesetz erschließen, nach welchem selbst Formationen, welche das Mittelalter nicht anwendete, für die Anwendbarkeit brauchbar modifizirt werden können.

Hindeutungen für neue Baukunst dürfen sich natürlich nur auf eine Zukunft beziehen, deren Aufgabe aus der Kenntniß der Vergangenheit und Gegenwart sich mit Sicherheit folgern läßt, nicht aber auf so ferne Zeiten, für welche der Jetztzeit alle Begriffe mangeln.*)

*) Für jetzige Erfindung eines ganz neuen Styles liegen Bedürfnisse durchaus nicht vor. Selbst wenn das Eisen als Baumaterial in ausgedehntere Anwendung kommen sollte, würde zu seinen schicklichsten Formen das gotische Maßwerk sich empfehlen, wie letzteres denn auch bereits hier und dort Anerkennung und Eingang in die Eisenkonstruktionen gefunden hat.

München,

Druck der Dr. C. Wolff'schen Buchdruckerei.





NOTES,
HISTORICAL AND ARCHITECTURAL,

ON THE

Church of St. John the Evangelist,
SLYMBRIDGE, GLOUCESTERSHIRE,

WITH

SOME REMARKS ON DECORATIVE COLOURING.

Oulex Decorem Domus Tux



BRISTOL.

WILLIAM STRONG:

JAMES BURNS, PORTMAN STREET, LONDON
J. H. PARKER, OXFORD: T. STEVENSON, CAMBRIDGE.

M DCCC XLV

OXFORD :
PRINTED BY I. SHRIMPTON.



TO
THE REVEREND DOCTOR ROUTH,

PRESIDENT,

AND

THE FELLOWS

OF SAINT MARY MAGDALENE COLLEGE,

OXFORD,

THE FOLLOWING ILLUSTRATED ACCOUNT

OF ONE AMONGST THE FIRST CHURCHES

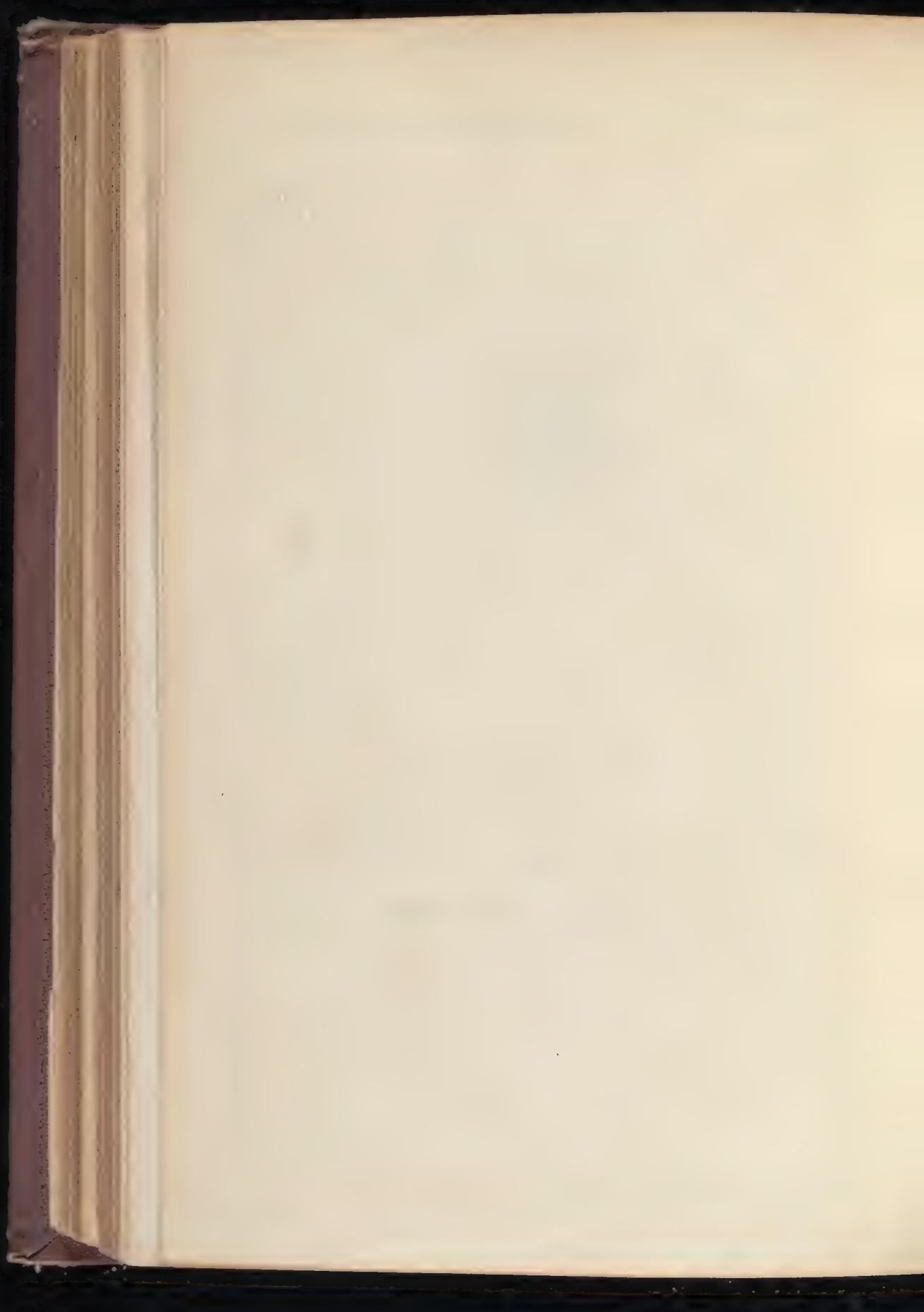
OF WHICH THEY WERE THE PATRONS

IS BY THEIR KIND PERMISSION

MOST RESPECTFULLY DEDICATED

BY

THE EDITORS



ADVERTISEMENT.

WITH regard to the Editorship of the following work, it is only necessary to state, that the drawings have been made by Francis Niblett, Architect, of Haresfield, Gloucestershire, a member of the Bristol and West of England Architectural Society; and that the letter-press has been compiled by another member of the same Society, who is wholly responsible for any opinions contained in the work.

A notion has got abroad that the object of the following publication was to raise funds by the sale of the book for the restoration of the Church. The Editor begs to state, that such was not the case. The legitimate object was, to illustrate a Church possessing singular beauties, for the encouragement and extension of Church Architecture, as has been done by other Architectural Societies. Those who have been engaged in similar undertakings are well aware that the expense of getting up a work in such style as the following, leaves no probability of *any profits* arising from it, and all others who may become purchasers of this one, are assured that the price is fixed according to the usual value of books, and not with the idea of any surplus being paid for what is miscalled charity.

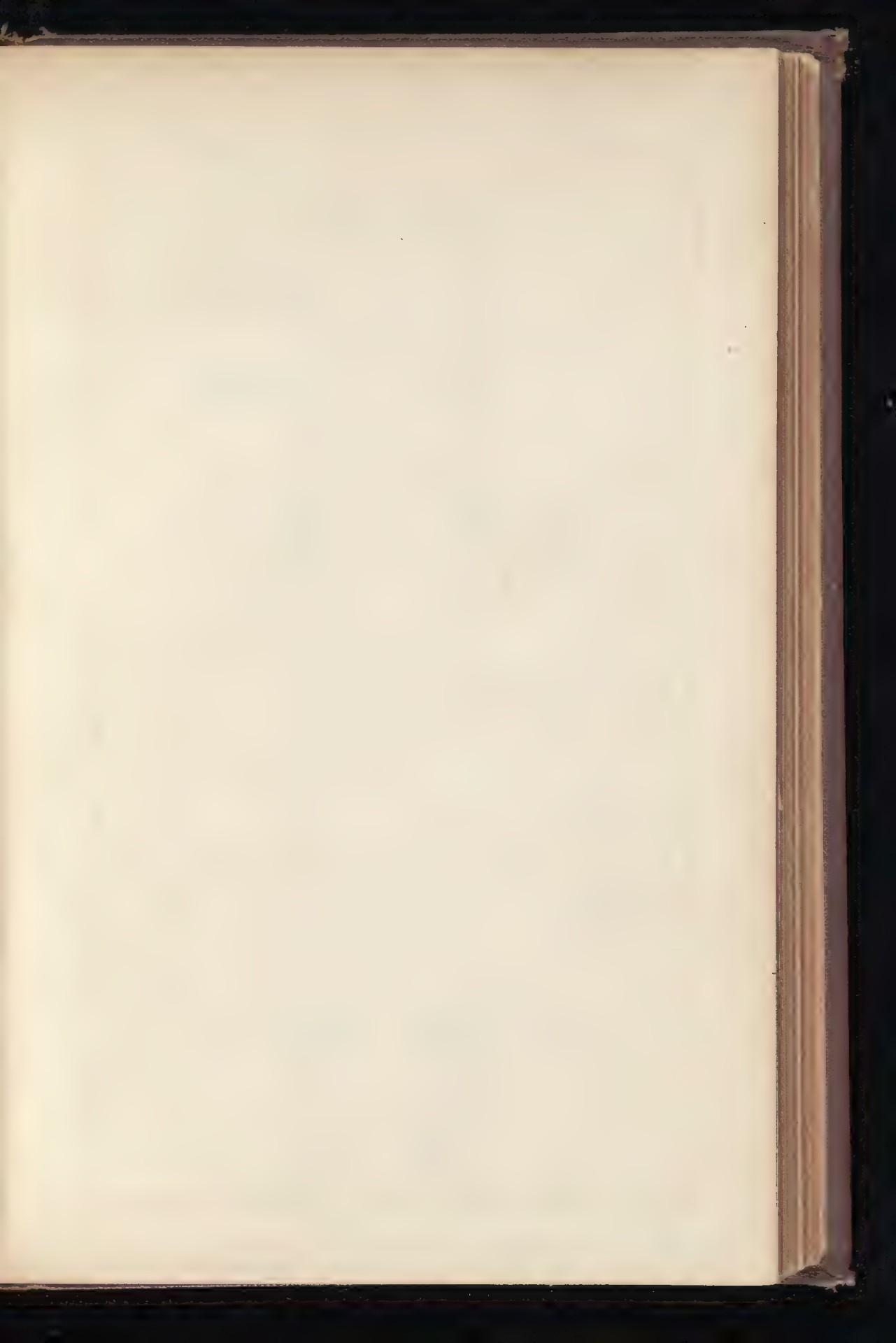
ADVERTISEMENT.

Nor is there any principle which the Editor would more strongly condemn than that of either writing a book, or doing any thing of the kind for charity, or allowing people to suppose that they are doing a charitable act when they are receiving more than the full value of their money.

Should any one, from the account here given, be induced to aid by their contributions in completing the restoration of the Church, any sums, forwarded through the Publishers to Mr. Strong, Bristol, will be acknowledged with all due gratitude by those to whom the care of the Church is at present committed.

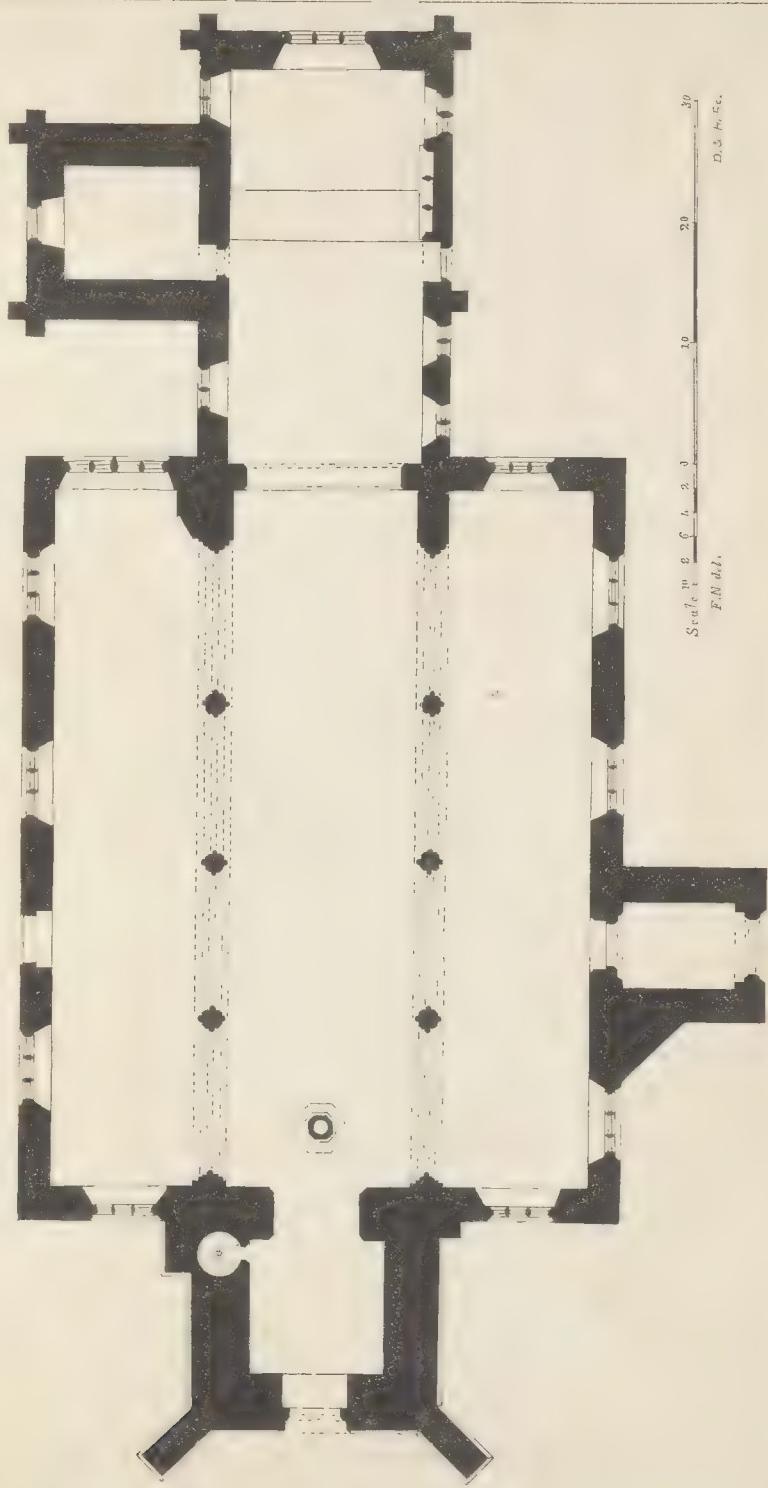
An apology is due to the friends of the undertaking for the delay which has taken place in the publication of the work ; but those only who have been engaged in similar ones, are aware of the immense labour of collecting such materials, and the tediousness of the process of preparing them for publication.

To those persons who have kindly forwarded this part of the work, either by allowing access to books and documents under their charge, or by personally assisting the Editor in arranging the materials so collected, he here begs to tender his most grateful acknowledgments. His own feelings would prompt him to record their names, but as some of them would disapprove of their names appearing in print, he is compelled, to withhold them all.

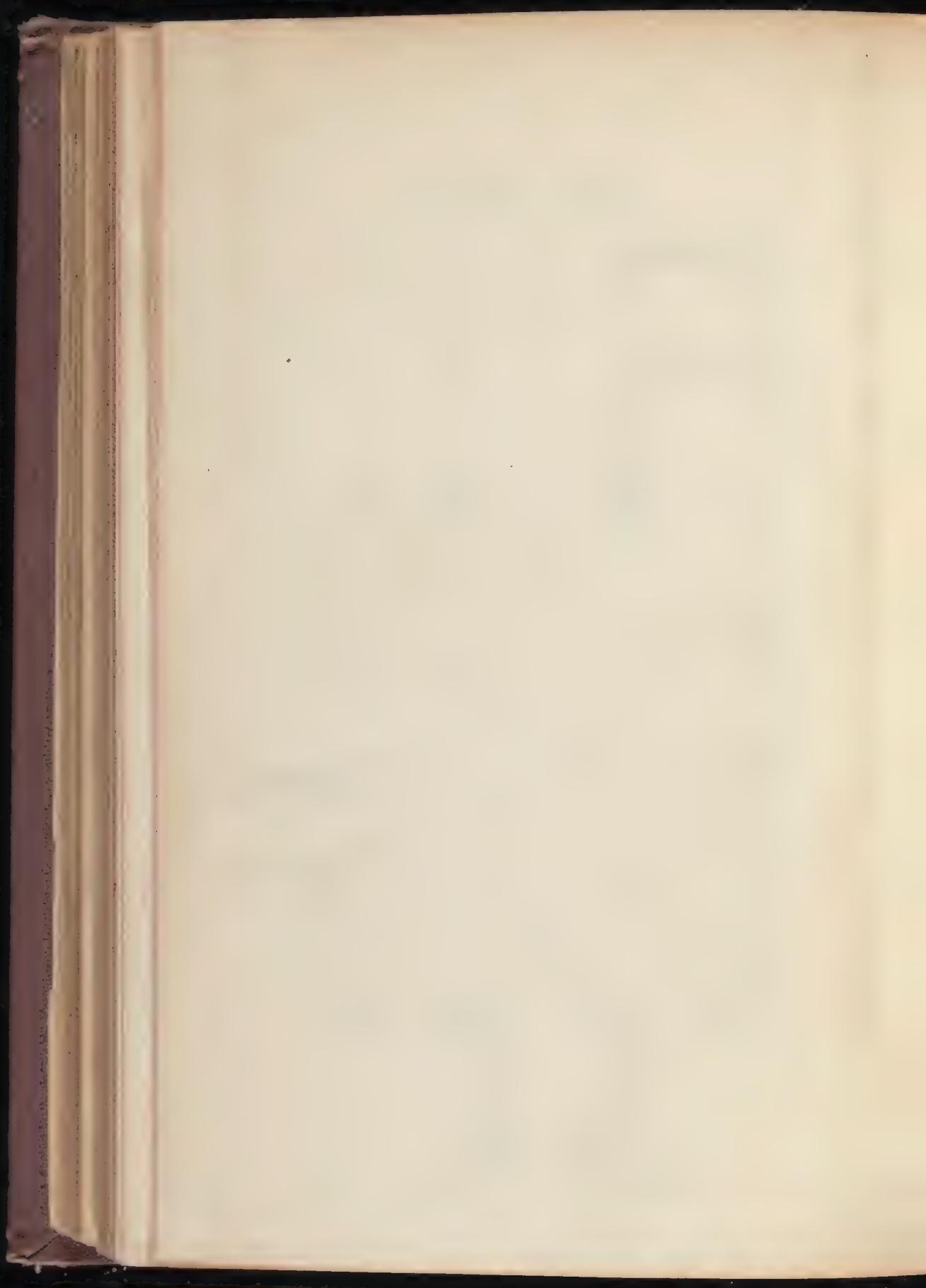


MEASUREMENTS.

	FT.	IN.	FT.	IN.
Chancel	32	10	long by	16 4 wide.
Height of north and south walls of do.	15	0		
Vestry	9	10	long by	11 8 wide.
Vestry and Priests' Door	7	3	high by	3 2 wide.
Sedilia	6	2	high by	6 9 wide.
Nave Arch	20	0	high by	13 7 wide.
Nave	58	2	long by	18 3 wide.
Height of Nave to wall-plate	33	0		
Ditto to ridge of roof	37	0		
Pier Arches	13	3	high by	11 6 wide.
Tower or Western Arch	22	5	high by	8 0 wide.
North Aisle, from floor to wall-plate	18	6	high.	
North and South Aisle	58	2	long by	13 3 wide.
South Aisle, from floor to wall-plate	17	4	high.	
South Porch	7	10	long by	8 6 wide.
South Doorway	6	10	high by	4 1 wide.
Tower	11	11	long by	11 11 wide.



D. S. H. S. C.







PARISH OF SLYMBRIDGE.

THE Parish of Slymbridge lies in the Hundred of Berkeley, four miles distant north from Berkeley, four miles north-west from Dursley, and eleven miles south of Gloucester. It is washed on the north-west by the river Severn, and the Gloucester and Bristol turnpike-road passes through it in one of its hamlets called Cambridge. The Bristol and Gloucester railroad also passes through it. It is in the Archdeaconry of Gloucester and Deanery of Dursley.

HAMLETS.—It contained, according to the statement of Sir Robert Atkyns, the hamlets of—1. Hurst; 2. Sages; 3. Churchend; 4. Moorend; 5. Gossington; 6. Kingston; 7. Slymbridge Street; 8. Cambridge. At present the name of Sages is only known as coupled with Hurst. The names of the other hamlets still remain, the most considerable of them being Cambridge, Gossington, and Hurst: at Cambridge are the greatest number of houses together.

VILLAGE.—The part of the parish lying immediately round the Church is denominated Churchend, and contains a few detached houses and cottages, which may be termed the Village.

POPULATION.—The parish contains 3,402 acres; and by the census of 1841, 444 males and 421 females, making a

total of 865 people. In 1831, the population was 923; in 1821, 807; in 1811, 794; in 1801, 770.

NEW GROUNDS.—A considerable quantity of land is annually being reclaimed from the Severn, adjoining what are called the New Grounds. The whole of the warth has been recovered from the Severn; and a jury found (18th Hen. III.) that the river washed away the land at Slimbridge, first to Awre on the opposite side, and then rewasheth it to Slimbridge. Fosroke, in his History of Gloucestershire, mentions that a suit was instituted in the Exchequer by the first Charles against the Berkeleys respecting this warth, which ended in favour of the Berkeleys. His information is acquired from Mr. Smythe's MSS.

NAME.—The name of the parish in the Domesday Book is Heslinbruge, and has been variously written Slimbruge, Slimbrug, Slimbridge, and Slymbridge. The origin of the name must be left to those learned in such matters to determine.

Fuller in his "Worthies," p. 349, speaks thus of the fertility of the parish: "As for pasturage, I have heard it reported from credible persons, that such is the fruitfulness of the land nigh Slimbridge, that in spring time, let it be bit bare to the roots, a wand laid along therein over night will be covered with new grown grasse by the next morning." On this being told to King James I., he replied, that he knew a field in Scotland, where, if a horse was turned in on a Sunday it would be in vain to look for him the next day. Mr. Smythe, in his MSS. says, that Thomas (second) Lord Berkeley, gathered from the two orchards of Slimbridge and Hurst farms fourscore quarters of apples and pears in the year, "where now scarce two trees doe remayne." The parish still retains its fertility, and is also famous, as of old, for its cider.

Camden, in his Britannia, (Gough edit.) p. 262, relates

"That at the bridge at Cambridge the Danes having passed in exact order, (*ordine literato*,) (as Ethelwerd writes,) loaded with spoil, were encountered in a bloody battle by the West Saxons and Mercians, in Woodnesfield, where were slain 3 of their petty princes; Healfden, Cinvill, and Inquar." Fosbroke however in his Gloucestershire, p. 444, attributes this story to Quatbridge, near Bridgenorth.

The Reeves and Baylyes of Thomas (second) Lord Berkeley's manors complained that the "Earl of Lancaster's men, as they travelled with the Queen (Isabel of Second Edward) through the manors of Slimbridge and Hurst to Berkeley, and from thence to Bristol, took away with them their hens, geese, ducks, and other poultry, whereby they lost all their eggs and breed for this yere—and how their horses eat their oats and hay, took away their saddles, and brake their Chapel or Oratory doore which cost $iiiid$ the mendinge." This, it would seem, must have been the Church door, as there is no account of the existence or foundation of any Chapel or Chantry till 17 Edward III.

In the 20th Edward II. the Parson of Slimbridge presented Eudo de Berkeley, fourth son of Maurice (third of that name) Lord Berkeley, who was bred at Oxford, with a boar, which in feeding had eaten one quarter and two bushels of beans^a.

In the 6th Richard II. the hounds ate at Hurst 18 quarters of barley and oats^b.

MANOR.—There is express mention in the Domesday Book (folio 163) of Gossington, Hurst, and Slymbridge being members of the Berkeley manor.

Terra Regis. Rex Edwardus. In Gosintune $iiii$ hidæ.
Hæc supradicta membra omnia pertinent ad Berchelai.

Ipse Rogerius habet de terrâ hujus manerii in Heslinbruge
i hid. ad Hirslege i hid."

^a Fosbroke's Berkeley, p. 122.

^b Ibid., p. 146.

Robert Fitzhardinge died seized of Gossington and Hurst^c, and all descended to Maurice his son.

Henry II., in return for Robert Fitzhardinge's services, conferred on him and his heirs the barony of Berkeley, which Roger de Berkeley, baron of Dursley, held of the king in fee farm, but which the king confiscated because Roger took part with Stephen. But the king Henry afterwards gave the barony of Dursley to Roger de Berkeley as his own inheritance. And the said Roger so harassed Sir Robert Fitzhardinge that he came to the king, and prayed him to resume his gift. Whereupon King Henry made a peace and concord between them, so that the said Roger should give his daughter Alice to wife unto Maurice the son and heir of Sir Robert Fitzhardinge, with the town of Slimebrigge, then called "Ten poundis worth of land^d."

"This byn the covenantys that were made atwixt Sir Robert Fitzherdinge, lord and baron of Berkeley, and Sir Roger of Berkeley, lord and baron of Dursly, and in the house of Robert Fitzherding, at Bristowe, and in the presence of kinge Stevin and of Harry then duke of Normandy and earle of Angewe, and by his assent and in the presence of many others both clarke and laymen: Morrice the son and heir of Sir Robert Fitzhardinge shall take to wife Alice, &c. &c.^e" For the rest of this interesting covenant the reader must be referred to "Abbat Newland's Roll," a document only to be found in the Evidence House of Berkeley Castle, to which the Editor regrets that access was found impossible. It is also referred to in Seyer's Bristol, vol. i. cap. viii. § 92.

Smythe relates^f that this Alice wife of Lord Maurice, gave to Elia, son of Toky, her nurse, a messuage and half a yard land in Slimbridge, in fee simple, and to have her grist ground

^c MS., Berkeley, p. 96.

^d Berkeley MS., p. 7.

^e Smythe's Lives of Berkeleys.

^f Fosbroke's Berkeley, p. 83.

toll free at her mill there next after her own corne that should be upon the mill grinding^g.

And she gave her manor of Slimbridge to Robert her son during her life time, “lest her mind should alter^h.”

After the death of Robert (third of that name) Lord Berkeley, Lucy, his widow, obtained from the king’s councils the manors of Wotton, Slimbridge, and Bedminster, for her sustenance, till the heir had seisin of his lands, and could assign dower; which not long after he had at the assizes at Gloucester, 5 Hen. III., 1221ⁱ.

Maurice (second) Lord Berkeley died seized of Slimbrugge 9 Edward I., 1281.

MANOR HOUSE.—Thomas (second of name) Lord Berkeley, on his journey from Berkeley towards the siege of Barwick, and wars with Scotland, 25 Edward I., 1297, lay the first night at his manor house of Slimbridge, five miles off, and took from thence with him 41 bushels of oats for his horses’ provender, to save the expenses of his purse on his next night’s lodging at Worcester^k.

Thomas (third of name) Lord Berkeley, 23 Edward III., 1349, levied a fine of lands to William Side, and other of his chaplains and servants of his castle and manor of Slimbridge^l.

The Lords Berkeley successively died seized of Slimbridge manor till the 5th Henry V., 1417.

But in 35 Henry VI., 1457, Sir Edward Ingoldsthorp was seized of Slimbridge.

Richard Beauchamp, earl of Warwick, (who died 1439,) married Elizabeth, only child of Thomas (fourth) Lord Berkeley, and became possessed of the manor of Slimbridge.

In 7 Edward IV., 1467, Margaret, countess of Shrewsbury,

^g MS. 113.

^h Ibid.

ⁱ Fosbroke’s Berkeley, p. 91.

^k Ibid., p. 108.

^l Dugdale’s Baronage, vol. i. p. 359.

wife of John Talbot, earl of Shrewsbury, (celebrated by Shakespeare,) daughter of Richard Beauchamp, earl of Warwick, and of Elizabeth, daughter of Thomas (fourth of name) Lord Berkeley, died seized of Slimbridge, Gossington, Hurst, and Cambridge.

William Lord Berkeley, as Earl Nottingham, levied a fine of lands in Slimbridge to Edward Willoughby and Robert Legg, 3 Hen. VII., 1488, that he might convey them to Henry VII., for want of issue of his own body. He also conveyed this manor, with eleven others, and three advowsons, to King Henry VII., and his heirs male, to be made a Marquis. It appears however by Dugdale's Baronage^m, that Maurice (fifth of name) Lord Berkeley, not inheriting from the Marquis, recovered the manor of Sages, lying in the parish of Slymbrigge, so passed by fine to Henry VII.,ⁿ and Thomas (fifth) Lord Berkeley, died seized of Sages, 24 Henry VIII., 1533.

On the death of Edward VI., the last of Henry's heirs, this manor, with the others, reverted to the Lords of Berkeley, and Henry Lord Berkeley had livery of it granted him 1 Mary, and it has continued ever since with the Lords of Berkeley.

PROPERTY OF RELIGIOUS.—Gossington was parcel of the Berkeley Nunnery before the Conquest, and in most part devolving on the Dursley Berkeleys (whose share was given by Robert Lord Berkeley, of the Berkeley family, temp. Henry II., which Robert had it, with other estates of the Dursley family, to William his fourth son), and Engelwald de Gossington, whose estate devolving to John son of Roger de Gossington, he sold it to the Berkeleys, and it is described in the Inquisitio 17 Henry VI. and 7 Edward IV., No. 44, as a messuage and half virgate, lately held by William Mann: Maurice (fourth of name) Lord Berkeley purchased other lands of John son of Odo de Acton; the manor or farm being

^m Vol. i. p. 366.

ⁿ Ex Autog. in Castro de Berkeley.

alienated to Godfrey Gouldsberrow, bishop of Gloucester, who died 2 James I. John Smythe, of Nibley, purchased it of John Gouldsberrow, and parcelled it out in 1618^o.

Slimbridge wharf did belong to the Abbey of St. Austin's, Bristol; it was given to that Abbey by the ancestor of the Berkeley family, and after the dissolution of religious foundations, it was granted to the bishopric of Bristol, 34 Henry VIII.^p

Thomas (first of name) Lord Berkeley gave to the Abbey^q of Kingswood certain lands in Slimbridge^r for the maintenance of certain lights to burn before the images of our Lady and St. Catherine, in the Chantry there.

Sir William Kingston, Knight, upon payment of £20. clear annual value, obtained from Henry VIII. among other possessions of the Priory of Stanley St. Leonard, lands in Slymbryge, for sixty years^s.

The assessed rents of free and customary tenants of the Priory of Stanley St. Leonard, in Slymbryge, were £2. 6s. 8d^t.

Lands in Slymbridge were granted to Paul Bush, first bishop of Bristol^u.

Lands in Slimbridge belonging to the Hospital of Longbridge in Berkeley, were granted by Letters Patent of Elizabeth, 31st Decr., 1562., 4th. of her reign, to Edward Warner and his heirs.

Other lands parcel of Kingswood Abbey were granted to Sir Baptist Hickes, 5 James I.

A tenement in Slimbridge did belong to the Priory of St. Oswald's in Gloucester, and was granted to Sir Baptist Hickes, 7 Jas. I.

^o Fosbroke's Gloucestershire.

[▪] Augmentation Office.

^p Atkyns' Gloucestershire.

[▪] Ibid.

^q Vet. MS. in Castro de Berkeley.

[▪] Willis's Cathedrals, vol. ii. p. 773;

^r Ex Autogr. ibid.

Barrett's Bristol, p. 314.

The Rector of Frampton on Severn has about seventy-two acres in the new grounds, and fourteen acres in a lane adjoining.

The Vicar of Frampton on Severn has about seventy acres of glebe in this parish.

SECULAR PROPERTY.—Gossington Hall became the property of Joseph Bridger, afterwards of William Essington, and was purchased by Henry Jones, Esq., who left three daughters co-heiresses; Elizabeth, wife of John Marklove of Berkeley; Mary (deceased) wife of William Fisher Shrapnell, F.S.A.; and Ann, widow of George King, of Slimbridge, attorney at law. It was then sold to James Pick, and sold by him to William Cornock of Gouldwick, parish of Berkeley. James Cornock, a descendant of William, still holds possession of the hall.

Charles I. and his Queen had lands in Slimbridge.

Rolls Court (once the residence of Arnold Ligon) has been long leased for lives by the family of Davies. The Rev. William Davies, D.D., Rector of Rockhampton and Rural Dean of the Deanery of Dursley, the representative of this family, still owns a considerable estate in this parish.

ADVOWSON.—The advowson is a rectory in the gift of Magdalene College, Oxford. There is no mention of a Church in the Domesday Book. The earliest account we have of the advowson is that, in 1146, 11th of Stephen, Roger Lord Berkeley founded the Priory for Benedictine Monks at Stanley St. Leonard in the hundred of Whitstone in the county of Gloucester, and gave the patronage of it to the Abbey of St. Peter in Gloucester, to which it became a cell. He also gave to the Priory at the same time the advowsons of Cowley, Arlingham, Slimbridge and Uley, with the tithes, lands, and all things to them pertaining. This happened when Gilbert Foliot was Abbat, between 1139 and 1149. See MS. entitled,

Abbat Waltar Froucester's Chronicle*, also Tanner's Notitia Monastica ; Dugdale's Monasticon under Stanley.

Fosbroke in his History of Berkeley, p. 79, quotes from the Berkeley MS. p. 88, that "Henry, fifth son of Robert Fitzhardinge, was Archdeacon of Exeter and Treasurer to Henry, Duke of Normandy. He was presented by Richard, the first Abbat of St. Augustine's at Bristol, (who was Abbat from about 1148 to 1186,) to sundry, and all other the Churches of the honor of Berkeley."

Barrett in his History of Bristol, p. 272, relates, that Robert, son of Harding, gave and granted to the Canons of St. Augustine for ever, all the Churches in the Berkeley Harness, wheresoever they might be, with their Chapels and all things to them belonging.

Now it is not improbable that Slymbridge, lying in the Berkeley Harness, was set out as one of these Churches in the grant, though it had been previously granted by Roger de Berkeley to Stanley St. Leonard.

For in 1224, 8 Hen. III., we find that there was a suit between Thomas de Breedon, Abbat of Gloucester, and Thomas (first of name) Lord Berkeley, concerning the Church of Slimbrugge. The suit was ended by Thomas Lord Berkeley giving to the Priory of Stanley St. Leonard the place of Lorlynge or Lorwynch in the parish of Cam, (now called Lorridge,) and the Abbat de Breedon released to him the Church of Slimbrigge.

Now we can see no reason why this suit should have arisen, or why Thomas Lord Berkeley should have been so anxious to put an end to it, as to give an estate, unless he was pledged to give the advowson to some other Body of Religious. Here again it is to be lamented that the only document which

* A copy of this exists in Queen's College, Oxford, and also another in the British Museum, MSS. Cott.

would clear up the difficulty, the aforesaid "Roll of Abbat Newland," is not accessible. "In 1484, 2 Richard III., the advowson of the Parsonage of Slimbridge in Gloucestershire, and of Findon in Sussex, was vested in Waynflete by the Earl of Notyngham, on condition that he and Johanna his wife should, while living, have daily participation of all the prayers and suffrages to be used in the Chapel of the College, (i.e. St. Mary Magdalene's College, Oxford,) that intercession should be made for ever for their souls, for that of Thomas, late Lord Berkeley, and those of James and Isabella his parents. Also that on the decease of the Earl and his wife, the President and Scholars should at a convenient time, after the knowledge of it, keep solemnly on the morrow an "obit de placebo, and Dirige and Mass Da requiem, per notam."

In an extract book in St. Mary Magdalene College is the following :—

"In 1685 (evidently a mistake for 1485 or 4) the parsonage of Slymbridge and Findon were given by the Earl of Nottingham to pray for him and the Lord Berkeley, 2 Richard III. Afterwards, 5 Henry VII., the Lord Berkeley entails his land to Henry VII. and his heirs male, which cant injure the College title, because the gift to the College preceeded."

Now this Earl Nottingham was William, son of James (first of name) Lord Berkeley, and Isabella his wife, who was before mentioned as giving his castle and lordship of Berkeley, twelve manors, and three advowsons, in the county of Gloucester, to Henry VII., to be made a Marquis. He was born 4 Henry IV., 1426, fought the battle on Nibley Green, and died without issue the 13th of February, 7 Henry VII., 1491.

By both these accounts it would appear that the advowson was granted on the aforesaid conditions by Earl Nottingham, afterwards William, Marquis of Berkeley, to the College of

y Chandler's Waynflete, p. 175.

St. Mary Magdalene. But in point of fact it seems that there never was any commemoration of the Lords Berkeley in the College Chapel, but there is of Henry VII., and as is supposed on account of his vesting the advowson of Slymbridge in the College.

He also reserved £10 per annum (more than a third of the annual value) out of the value of the living as a remuneration for this commemoration.

This commemoration was duly kept by the performance of a Mass on the first of May, till the Reformation, and since that time a Eucharistic Hymn is annually sung by the whole choir on the top of Magdalene tower, at five o'clock A.M., on the first of May, and for the said performance the Rector of Slymbridge pays annually the sum of ten pounds. This hymn would have been here printed, but that it may now be obtained for a trifle, printed with the score, and also an English translation.

It is probable therefore that when the Earl Nottingham conveyed his estates to Henry VII. for the purpose of being made a Marquis, Henry required that the prayers and suffrages in the College should be for his own benefit instead of the Lords Berkeley, and that he reserved from the annual value of the Parsonage the sum of £10 as a compensation to the College for the benefit he might receive, and for which, as the advowson was not his to give, they would otherwise not have been remunerated by him. And the Parson of Slymbridge, the only injured party, could have no redress, as it would be at his own option to accept the presentation to the Parsonage or not.

The great tithes, as well as the small, have always continued with the advowson, and there does not appear to have been ever any lay impropriation^z.

^z The following extracts from Dugdale's Baronage, vol. i., relate to the advowson:— P. 361. Thomas de Berkeley, grand-

VALUATIONS.

Taxatio Ecclesiastica P. Nicholai.

Page 220. Wygorn. Sp.

Archidiaconat, Gloucestr.

In Decanat' de Dursel.

	Taxatio.	Decima.
Ecclesia de Slymbrugg . . .	£28 13 4	£2 17 4
Pret. t̄r porēo Prior de Stanl' . . .	0 13 4	0 1 4
In the Harleian Valor. it is rated at £28 2s. 4d.		
In the Liber Regis—Synods		£0 6 8
———Proxies		0 2 0
Reddit Collegi Mariæ Magd. Oxon		10 0 0
Decano		1 13 6
Value		28 2 11
Yearly tenths		2 16 3½

In the year of our Lord 1801 the great and small tithes were commuted for land, by an act of inclosure, and the Rectory now consists of 347 acres of land.

There is a large Rectory-house in good repair, built about the year 1813.

RECTORS.—It is with great regret that so scanty a list of the Rectors of this parish is here afforded, but in consequence of not being able to obtain any information on the subject from the Registry at Worcester, in which diocese the county of Gloucester was from the year 679 to 1541, we are forced to content ourselves with the following list, collected from county histories, and from the Registry at Gloucester, where the institutions are carefully arranged and easily referred to.

James Berkeley^a, son of Thomas (second) Lord Berkeley, Bishop of Exeter^b, 1326.

John Stokesley, Bishop of London, 1530.

Edward Fox, 1531.

Owen Oglethorpe, Bishop of Carlisle, 1556.

Thomas Caponhurst, instituted 1548, on death of Richard Scryven.

father of Thomas (fourth) Lord Berkeley, was possessed of the advowsons of the Churches of Wotton and Slymbridge. (Rot. Fin. 5 Hen. V. m. 14.)

P. 366. Maurice (fifth of name) recovered the advowson of Churches of

Wotton and Slymbridge. (E. Plac. coram Rege in Cancel. 19 Hen. VII.)

^a Dugdale's Baron. Clause 10 Ed. III. in dorso.

^b Pat. 20 Ed. II.

Lawrence Brydger, 1577, presented by Crown, by lapse.
Nicholas Richardson, 1630, on death of Lawrence Brydger.
Robert Williamson, 1644, on death of Nicholas Richardson.

John Holford was Rector in 1649, as appears by parish register.

William Coxe, instituted 1662, on cession of Peter Gwillim.
Edmund Diggle, 1667, on death of William Coxe.
Thomas Bayly, 1688, on death of Edmund Diggle.

Thomas Goodwin, 1691, on resignation of John Rogers.
William Cradock, 1692, on resignation of Thomas Goodwin.
John Turton, 1727, on death of William Cradock.
Thomas Sherwin, 1756, on death of John Turton.
Richard Swanne, 1761, on death of Thomas Sherwin.
Saint John Stone, 1762, on death of Richard Swanne.
Charles Walker, 1796, on death of St. John Stone.
John Goldesbrough, 1811, on death of Charles Walker.
The same, 1813, on his own cession.

The institutions of Peter Gwillim and John Rogers are not to be found. All the other Rectors, subsequent to Owen Oglethorp, were presented by the President and Scholars of St. Mary Magdalene College, Oxford, except Lawrence Brydger, who was presented by the Crown by lapse.

The first three on the above list were the Rectors of the greatest celebrity, as may be seen by a reference to Godwin's *Bishops, by Richardson.*

John Stokesley was one of King Henry's disputing agents sent to Rome on the subject of his divorce, and the limitation of the power of the Pope by Scripture—a discussion which the Pontiff declined. He is described as a violent persecutor of Protestants ; died September 8th, 1539, and was buried in the Lady Chapel of St. Paul's, London.

Owen Oglethorp was President of St. Mary Magdalene College, Oxford, Dean of Windsor, and made Bishop of Carlisle by Queen Mary. He assisted at the coronation of Queen Elizabeth, which the rest of his order refused to do;

but he was afterwards deprived by her Majesty for his adherence to popish principles. It is said however that the Queen meant to restore him to that or a better Bishopric upon the promise of his general conformity, had he not died suddenly of apoplexy in 1559.

William Cradock was tutor to Addison, at St. Mary Magdalene College. It is related that when the illustrious pupil became secretary of state, he one day stopped at Cambridge and requested to see Dr. Cradock. The reply he received was, that it was the duty of the pupil to wait upon the tutor, whereupon Addison drove on and Cradock lost his chance of preferment. He was a Nonjuror, and lies buried, with several children, in the Chancel. A mural tablet commemorates his death, with the usual motto of Nonjurors, *Catera quis nescit.*

CHANTRY.—“In 17th Edward III. Thomas (third) Lord Berkeley founded a Chantry in the Chapel of Cambridge in the parish of Slymbridge^c. ” This Chantry we learn was dedicated to St. Catharine, and the fair at Cambridge, till within the last ten years, was always held on the 25th of November, St. Catharine’s day. Of the “Chapel at Cambridge” there remains no account, and it is most probable that Cambridge was used indiscriminately for the whole parish of Slymbridge. Sir R. Atkyns says that this Chantry was dedicated to St. Catharine and St. John Baptist. We are led to suppose therefore that there were two Chantries in the parish, especially as Willis, in his Mitred Abbeys, vol. ii. p. 88, gives the following account.

“Pensions paid An. 1553 to Incumbents of Chantries. Slimbridge. To John Browne Incumbent of St. Katherine’s Chantry, £4. and Will. Willington £5.”

^c Dugdale’s Baronage, vol. i. p. 358.

Lands belonging to one of these Chantries were granted to Ralph Sherman by Edward VI.^d

“Lands belonging to the Chantry at Cambridge, lying in Cambridge, were granted to Sir Oliver Cromwell 5. Jac.”^e

There is at Cambridge a field called Little Cheston, which has beyond a doubt been the site of some ancient building, as foundations, and stone pavement, have been found there within these few years. A skeleton also was found there some fourteen years ago, which, from all accounts, must have been deposited there for a very long time. This latter circumstance would lead to the suspicion of a Chantry on that site; but its name of course denotes a different use, and the coins which have been found there leave no room to doubt but that it was a Roman substation or villa, probably used as a station for depasturing their cattle. It would lie pretty nearly in the straight line from the Aust passage to Cirencester, but the flatness of the situation would prevent the likelihood of its having been a regular station.

The following coins have been preserved, which have lately been found there:—

ÆS. Obv. IMP.(erator) CONSTANTINUS.

A galeated head of the Emperor, looking towards the sinister.

Rev. VICT(oriae) LAETAE PR(incipis) PER(petui).

Two Victories holding over an altar a shield inscribed

VOTIS xx. (Constant. Percuss).

ÆS. Obv. FL(avius) JUL(ius) CONSTANTINUS. NOB(ilis) C(^{*}æsar).

The Emperor's head looking to Sinister, encircled with a Vitta.

Rev. CER Pop(ulo) Rom(ano).

A figure looking to the dexter, in right hand holding a discus, in left (illegible).

ÆS. Obv. Illegible.

Rev. A Roman soldier looking to Sinister, with his right hand dragging captive by hair of his head; with his left holding a standard.

The legend appears to be FEL. TEM. RE.

^d Rudder's Gloucestershire.

^e Atkyns' Gloucestershire.

ÆS. *Obv.* Head of male looking to sinister.

Illegible.

Rev. Two Victories supporting a shield wherein is inscribed VOT.
V. MVLT.

ÆS. In very good condition.

Obv. IMP. C. CARAVSIVS. P. F. AVG.

The head of the Emperor looking towards the Sinister edge, having a
radiated crown.

Rev. PROV. AVG. GG.

A female figure emblematic of Providence, in her left a cornucopia—in the
base C.

The reader may see an account of coins of this date in
John Y. Akerman's work on Coins relating to Britain. Also
in a Paper by C. R. Smith, in the Archaeological Journal,
No. 2, pp. 182—3.

In another field have been found the following two coins of
the Hans Towns :—

Brass. *Obv.* Three crowns, and three fleurs-de-lis alternate round a
rose. Inscription round the edge, HANS. Sc.

REGISTERS.—The earliest entry occurring in any Register
is in the 11th of Charles I., 1635, on the 30th of March.
The Registers of this date and down so late as to the 3rd of
Anne, are kept according to the Regnal years of Charles I.,
the year commencing and ending on the 27th of March, so
that any one, not being aware of this fact, might easily attri-
bute an entry to the wrong year of our Lord.

The Baptisms follow in regular succession from 1635 to
1686 inclusive; there is then a gap of fifteen years, they are
then complete from 1701 to 170⁵. Then comes a gap of
twenty-three years, and they are then consecutive in different
books up to the present time.

The Marriages are regularly entered from 1635 to 1639
inclusive, then comes a gap of four years. From 1643 to
1653 they are entered, then a gap of seven years. Then
regular entries from 1660 to 1686, then a gap of twenty-two

years. Then regular entries from 1708 to 1722, then another gap of eight years. From 1730 to 1805 they are regularly entered, when there is a gap of eight years to 1813, from which time the entries are regular.

The Burials are regularly entered from 1635 to 1700 inclusive, there is then a gap of seven years. The entries then commence in 1708 and continue to 1713, when there is a gap of sixteen years. From 1729 to 1734 the entries are regular, but they then become irregular till they commence in 1740, from which date they continue to the present time.

Some of the Register Books are much mutilated, leaves having been wantonly cut out and cut in half, &c., and the writing in that from 1686 to 1722 is very illegible: they have been carefully collected, arranged and bound. The following somewhat singular entries occur, with some other hints which may possibly be useful to pedigree hunters.

During the troublesome times in the middle of the seventeenth century are found among entries of burials,

“A Welch souldier, 1642.”

“Giles Parker was bur^d Jany 25. 1643. he was murthered in his owne house, and no crowner sate on him.”

“The 19th of June 1644 there was buried in our church-yard a souldier whose name is to get knowne, he was killed by the enemy at Newport.”

“Lieftenant harris and Richard Taylor both souldiers shott at Bearkley Castle, they were buried the 8th of September 1644 souldier like wth the drumes and two peale of shott on the north side of the Church.”

“Edward Browne souldier and Cook to the garrison was buried the 27th October 1644.”

“Edward Dull a souldier was buried the 13th of August 1645.”

“Henry Dayse serjeant buried ye 10th Oct. 1645.”

The following entry is of importance, as shewing the continuance of discipline in the Church up to a certain period, though with some relaxation.

"Eady y^e wife of John Sparks, lying under the Sentence of Excommunication buried July 18. (1682) but without the usual offices, yet according to the Statute in Woollen only as appeareth by the oaths of Katharine Highway and Sarah Lippet made and taken before Mr. Butt, Vicar of Frampton July 22 (1682)."

Another entry prior to this one also shews that a lying place in the churchyard was granted, at this period, (and the fact recorded,) to those who were denied the rites of Christian burial.

"A man child of Richard Trotman's not baptized was buried the 14th of Jan. 1668."

In 1668 also occurs the following quaint entry.

"Non occides Joyce the wife of Thomas Dallow was buried the 9th of Jany and had an untimely end as it is thought."

"In 1662 Thomas Wilkinson was buried the 23rd of July, he was kild wth a fall of a Pear-tree and the Crowner's Inquest sate upon him according to the law in that case provided."

The discretion which was exercised in those days as to the Crowner's interference seems to have been somewhat arbitrary.

It would seem from the following entry that strangers were not buried without the request of the Clergyman of their Parish.

"William y^e Son of William Beard late of Slimbridge now of Frampton rogatu M^ri Paul vicarii ibidem Bur. here June 22 (1671)."

In its proper place is a notice, by Edmund Diggle, S.T.P. Rector, of the act relating to burying in Woollen "commencing or coming into force Aug. 1. 1678."

"Memorandum, that the act for burying in Woollen was

by Mr. Jos. Marshall who then officiated in time of Divine Service in the morning publickly read to the Congregation then present in the Parish Church of Slimbridge in the County of Gloucester on the 25th of August 1678 being the first Sunday after St. Bartholemew's Day the said yeare as the act requires."

The affidavit is carefully alluded to in all cases of burial up to the year 1745 with very few exceptions, and the rigidness with which the act was enforced may be inferred from the following.

"Elizabeth wife of Thomas Dull alias Dowle buried July 24 (1681). Noe affidavit or certificate brought in within the time by the act specified. Notice hereof given in writing to the Churchwardens Aug. 2. 1681. A warrant thereupon issued and the money £5 paid to the Churchwardens."

In the earliest Register Book of Marriages, is this notice, apparently written by Edmund Diggle, Rector.

"Marriages omitted by the then Book-keeper but here inserted out of my private Register," wherein he enumerates *Parishioners married out of the Parish.*

In another register, a certain careful custody of the same is indicated by the following.

"John Mabbot and Mary Davis both of the psh of Slimbridge were married in the psh Church of Slimbridge by Licence Sep. 20. 1760 by me Thos. Sherwin, Rector.

The Marriage was solemnized between us

In the presence of

"It is not proper to make a razure in the register and therefore I think it necessary to own that I made the entry upon their appearance at Church, but the woman proved inconstant and they departed without marriage."

And a very sufficient cause is afterwards discovered for the trouble and confession to which this worthy Rector was

driven, for on the 23rd day of the very next month this fair inconstant became the wife of one Daniel Cribb as appears by the said Register.

It is remarkable that during the Incumbency of Thomas Sherwin, from 1756 to 1761, the Bride has invariably signed herself by the name of her husband and not by her maiden name, as is usually the case.

In the earliest register book of Baptisms we find the following declaration.

"Eady the daughter of Christopher Munday baptized Aug.
y^e 13 (1671) where note that the names are and shall bee
regestered accordingly as they were pronounced at the ffront."

The following entry appears in the register book of that date.

"On the 6th day of this inst March 1708 it was agreed
Nemine contradicente at the Vestry meeting for y^e Poor that
the Rector having propos'd and promised freely to set apart
the Tenement at Churchend for a School house for four poor
children to be therein taught to read the Bible, and also to
knitt or sew, the Parish would pay two shill' p week for six-
teen children more to be taught therein likewise; and that
y^e said money should be paid monthly to y^e Dame by the
Churchwardens or overseers, who should together with y^e
Minister name and appoint the School Dame, and y^e said
children to be taught by her; their Parents or Friends paying
her two pence for each child (for her care and pains) by the
Quarter.

In witness hereof the Churchwardens and Overseers have
set their hands.

JOHN DAVIES

HENRY DAVIES

ARTHUR HOWETH JOHN WADE.

— certified this agreement in y^e Vestry on Easter
Monday.

W. CRADOCK.

Of this good agreement no vestage remains either as to House, Dame or Scholars.

BENEFACTIONS.—There are four acres and one quarter of land lying in two different places belonging to the Church, and of which the Churchwardens are the trustees. A large brick house was built about fifty years ago on the piece which lies on the west side of the Church. The whole is now let for the annual rent of £21, which is received by the Churchwardens and laid out upon the necessary expenses of the Church. No single document can be found relating to this property, nor is there any tradition as to the party who left it, or the time at which it was left. But it is certain that the Churchwardens have had long and undisturbed possession of it, though the house was let at the rent of 10s. per annum for several years to the overseers for the purposes of a poor-house.

William Smith, by his will dated October 6th, 1774, left three pounds to be charged upon messuages, lands, and hereditaments in the parish of Slimbridge, and made payable thereout to the Rev. John Stone, Rector of Slimbridge, and his successors as being Rectors of the said parish for ever, on the 29th day of September in every year, and so made payable to him and them upon this special trust and confidence, that he and his successors should lay out the said yearly sum of £3 in the purchase of sixpenny and threepenny loaves of bread, and distribute and dispose of the same to and amongst the proper objects of charity that belong to the parish of Slimbridge, yearly on old St. Thomas's Day for ever.

He charges the Churchwardens to assist in the distribution of the bread, and in case of the Rector omitting to perform his trust, gives them power to exercise and distribute the said sum of money.

He also leaves power to enter and dispose of stock, if the money be not paid in thirty days after the 29th of September;

and if there be no stock, power to enter at the end of two months, and receive rent.

Mrs. Catharine Worlock, widow, of the parish of Uley, by her will dated Jan. 30, 1802, directed her trustee, John Vizard, of Dursley, to pay to the minister and Churchwardens of the parish of Slimbridge, at the time of her decease, the sum of £80 stock, part of monies in the 3 per cent. consol bank annuities, and made similar bequests to the parishes of King's Stanley and Uley.

And the testatrix, by her will, declared that the said £80 stock should by the minister and Churchwardens of the said parish of Slimbridge, for the time being, for ever, be placed out at interest, in their names, on government or real securities, upon the trust and confidence that the Minister and Churchwardens of the parish for the time being for ever thereafter, should with the interest, dividends, or proceeds thereof, yearly lay out the same near to St. Thomas' Day in every year, and on that day yearly for ever give and dispose of the bread so purchased to and amongst such number of poor widows in the said parish who should be housekeepers, and most in need and want thereof.

Power was left to Minister and Churchwardens to invest the said £80 stock in freehold lands, provided that the rents and profits were applied to the purposes aforesaid.

Stephen Rudge, of the parish of Slimbridge, by his will dated 5th of January, 1830, left a piece of land, part of Henworthy field, lying in the parish of Slimbridge, containing by admeasurement one acre, three roods, and ten perches, in trust to the Minister and Churchwardens of the parish of Slimbridge and their successors for ever, that they should let the same to the best advantage, and yearly every year for ever lay out one moiety of the rents and profits in the purchase of good wholesome bread, and distribute the same on Saint Thomas' Day

amongst the poor and necessitous labouring people of and in the parish of Slimbridge aforesaid (to each more or less) as they should in their discretion consider the fittest objects of charity. And also that they should pay and apply the other moiety of the rents and profits for and towards the support and promotion of the Sunday School of the Established Church in Slimbridge aforesaid.

PARISH ACCOUNTS.—The Churchwardens' accounts are most remarkable for the interminable war which they record against God's creatures up to the year 1836. In many years the heads of nearly 3000 sparrows at a halfpenny each are entered in due form. The premium for a fox was one shilling, for a "fitcher" 4d., for a hedgehog 2d.; and there is also a yearly entry over and above for "varmint" amounting to about 8s., all of which was paid out of the Church-rates.

There is also an entry "For Ringing the Sermon Bell."

The Church.

THE CHURCH, situated on the left hand side of the road from Bristol to Gloucester, is no doubt an object of interest to travellers, from its lofty and very graceful spire, which rises amidst the dense foliage of that flat but fertile vale. At the present speed of railroad travelling, regardless alike of the sublime and picturesque, a glance of it only can be obtained between the Berkeley and Frocester stations.

Of the building of this Church there exists no account, as far as can be ascertained; and therefore to answer the question so commonly asked, What is the date of it? would be mere presumption. An accurate description of each of its constituent parts will furnish the best clue, as to its age, to those who are in the habit of investigating such matters. There can be no doubt, that at whatever time the Church was built, it was built and endowed by the noble house of Berkeley, whose piety and generosity in those days was conspicuous by their interest in all the Churches within their demesne.

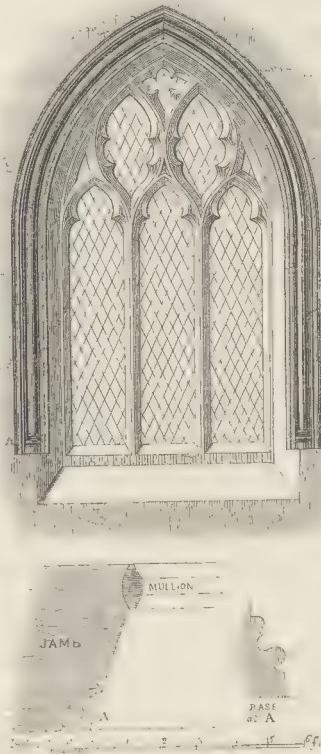
There is no mention of a Church in the Domesday Book, but from the fact of the advowson having been given to the Priory of Stanley St. Leonard's, as mentioned above, there must have been a Church at that time, i.e. at the latest in 1146, and if the account in Dugdale's Baronage be correct, that the Priory was founded in the time of William the Conqueror, then there must have been a Church at that time. In the course of the repairs and restorations some loose stones have been found, bearing evident marks of Norman or semi-Norman work, which would give rise to a very strong suspicion that a Church existed on the same site of earlier date than the present one, and that part of the old materials were used in building the present Church.

DEDICATION.—The Liber Regis and County histories inform us that the Church is dedicated to St. John the Evangelist, but there is no tradition or commemoration whatever of this fact. The only Saint to whom any marked respect has been paid is St. Thomas, there being certain small sums left to be distributed annually to the poor in bread on his day, and there being also a custom called Mumping, when every woman in the parish who is able, goes from house to house to ask alms, which in most cases they receive.

PLAN.—The Church consists of a Chancel, nave, tower at the west end, north and south aisle, south porch, and vestry on the north side of the Chancel, of the dimensions given above.

ORIENTATION.—The Church does not stand due East but is five degrees to the North of East, by no means confirming the supposition with regard to the Saint's Day to whom the Church is dedicated, but rather militating against it.

EAST WINDOW.—The east window is Decorated, of three lights trefoiled. The upper compartments are filled with two quatrefoiled ovals, with a plain quatrefoil at the apex. The mullions are plain chamfered. It is deeply set in the wall, and there is a jamb-moulding, as may be seen by the section given, consisting of a bead, deep hollow, with shaft having a sharp fillet and bead re-



turned. There is a base-moulding but no capping. This runs round the whole of the splay and window-arch. There is an external drip terminating on the north side in the head of a Queen, and on the south in that of a Bishop.

STAINED GLASS.—In the centre light is left a shield of richly stained glass, gules, a chevron ermine between ten crosses pateé argent. Name Berkeley of Stoke Gifford. The ovals are also filled with stained glass. In the north one is a full-length figure, with the hair flowing, in a loose saffron vest reaching down to the knee; the leg and foot below that being naked. The left hand holds a long banded staff resting on the ground and terminating above in the point of the oval. The right hand is pointing forward with the fore-finger. In the south oval is a mutilated figure, the head being lost. In the quatrefoil above is a head (apparently that of our Blessed Saviour) thrown back in an attitude of devotion. The hair and beard are long and flowing, the face and head are of deep crimson, and round the upper part to the bottom of the ear is a narrow border of blue glass.

PISCINA.—At the distance of 3 feet 2 inches from the east wall, and 2 feet from the floor under a window on the south side, is a Piscina, with ogee-arch trefoiled, and a quatrefoiled orifice. The front leaf which projected had been broken off, and the bottom part had been entirely filled up with a large stone, cut so as to leave a ledge in front. There is no shelf.

PROTHESIS.—On the opposite side is a Prothesis of stone, sunk in the wall.

SEDILIA.—At the distance of 5 feet 8 inches from the east wall, are Sedilia, three seats on the same level, divided by plain chamfered mullions, ogee arches trefoiled, the spandrel spaces filled with a trefoil. A plain quatrefoiled panelling about 4 inches deep runs the whole length under a Perpendicula

hood-moulding, square and terminating at the springing of the arches in rectangular curves dying into the wall.

ALTAR - STEPS.—

There are two Altar-steps running the whole width of the Chancel, the highest at the distance of 10 feet from the east wall.

ALTAR - TABLE.—

The Communion-table is a very common one of oak, painted, and the whole floor of the Sacra-
rium at present is in very bad condition.

RAIL.—The Altar-rail is a new one of English oak, running across from the north to the south wall. It consists of semi-circular arches intersecting each other, with cusps terminating in oak-leaves. The mullions are square with hollow chamfer. There is a cap-moulding, and plain chamfered base. For this comely and much needed piece of Church furniture the parish is indebted to the kindness of the Rev. R. G. Swayne, Curate.

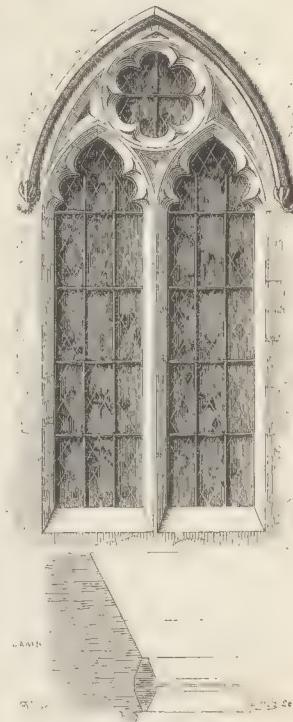
SIDE WINDOWS.—On the north side of the Chancel are two windows, the first at a distance of 11 inches from the east wall, the second near the bottom of the Chancel, both Decorated, two lights, ogee-arches trefoiled with quatrefoiled oval in head ; they are set deeply in the wall, and the first is splayed towards the west and not towards the east, no doubt to shew some painting which was originally there.



SEDILIA.

On the south side are three windows, Decorated, two lights, equilateral arches cinquefoiled, the heads filled with a sixfoiled circle. In three of these windows are shields of stained glass of superior quality. In the second on the north side is one, argent, on a canton gules a rose or, name Bradstone. In the second on the south side there is one so transposed that it is not possible to describe it. In the third, Quarterly, per fess indented, ermine and gules. All have external drips, on the north side terminating in rectangular curves dying into the walls; on the south, one drip has a termination like three pears or figs springing from one stem.

ELEVATION.—The Chancel is elevated one step. On the north side is what is now used as a Vestry. There is only one entrance, a door at the foot of the altar-steps. There is every appearance of its being as old as the Church. It originally had a Catharine wheel window on the north side, which was knocked out some years ago, and a very hideous one put in its room “to let in more light.” A set-off in the wall about half way up seems to indicate that there was an intention of placing a floor there, and there being two windows, one above and the other below it, strengthens the same supposition. A fire-place and chimney occupy the centre of the eastern wall, and if these were always there they would mark it as the occasional residence of a Chantry Priest. If, as is possible, the fire-place has usurped the place of



SOUTH WINDOW. Exterior.

the Altar, the lower part, at least, must have been used as a Chantry.

Roof.—The roof of the Chancel is coved plaster, having under it a common collar-beam roof of American pine.

Immediately below the Sedilia is a Priest's door; the inside arch is segmental, the outside one pointed, having a drip with head termination.

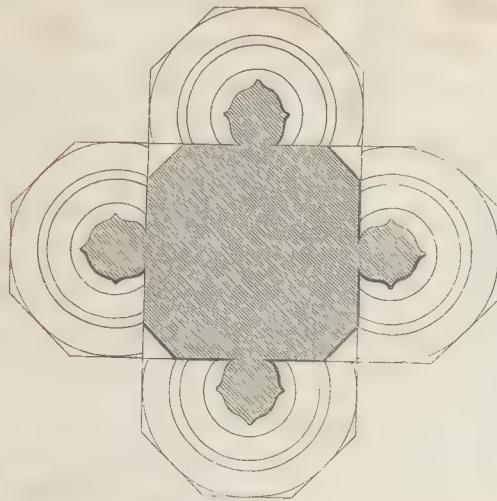
NAVE ARCH.—The Nave-arch spanning the whole width of the Nave is deeply chamfered, having double round mouldings with sharp fillets, springing from caps with foliage. The shafts on which the caps rest extend a short distance down the piers, and are carried on small corbels apparently marked out for being carved but not finished; on the west side there is a label, a plain round terminating in a female head on the north side and an Ecclesiastic's on the south. The space above the arch was till lately occupied by the king's arms in a frame. (Geo. II.^f)

ROOD LOFT.—In the piers just below the caps were notches where the beams of the Rood-loft rested. At present there is a slight carved oak screen, with semicircular arches, of James I., and immediately under it, on the north side, is a door (lately discovered) leading up the rood-loft stairs, which are walled up in the south-east angle of the north aisle. The door entering on the loft is concealed by a large mural tablet, the head of it only being visible. On the south side, under the screen, between it and the first pier, is a Piscina, shewing plainly that at some time an Altar was placed at the east end of the Nave. It has an ogee arch, trefoiled, with a shelf and circular orifice. The front part of the basin which projected has been broken off, and all below the shelf was, till lately, bricked up and concealed behind a pew.

PIERS, CAPS, BASES.—There are three piers and two half

^f See Appendix.

piers, carrying four arches on either side of the nave. The piers measure 6 feet from the base to the cap.



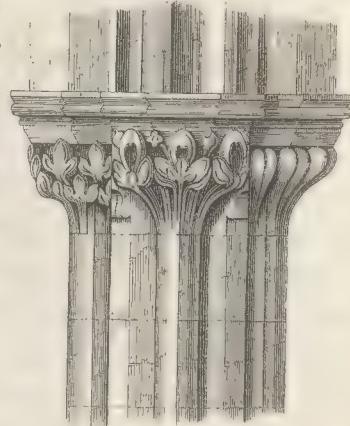
PLAN OF NAVE PIER.

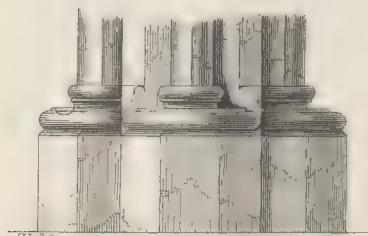
CAP MOULDING.



BASE MOULDING.

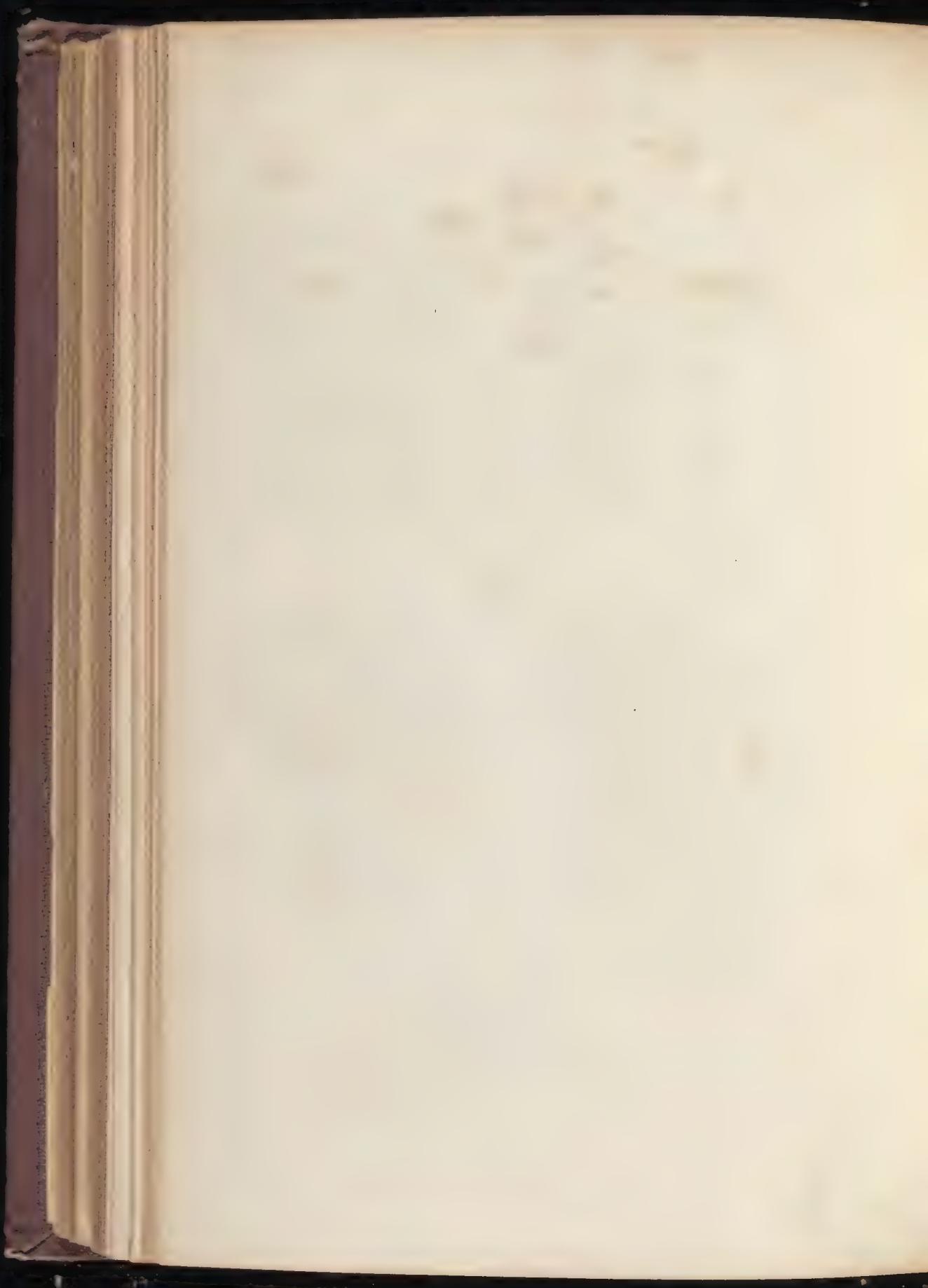
CAPITALS.—The Capitals are very beautifully foliated, it is said by some competent judges, hardly to be surpassed in elegance. In the foliage the fleur-de-lis predominates, but so varied as to assume a different aspect in each cap. Each shaft throughout the Church, with very few exceptions, carries a different pattern of foliage. There is no neck-moulding. Engravings of several of them, though perhaps not the most elegant, are given, but it is hardly possible by any drawing or engraving to do justice to this peculiarly beautiful feature of the Church. It can only be said that they are well worthy of inspection and imitation in any case where the elegance of Early English foliage is desired.



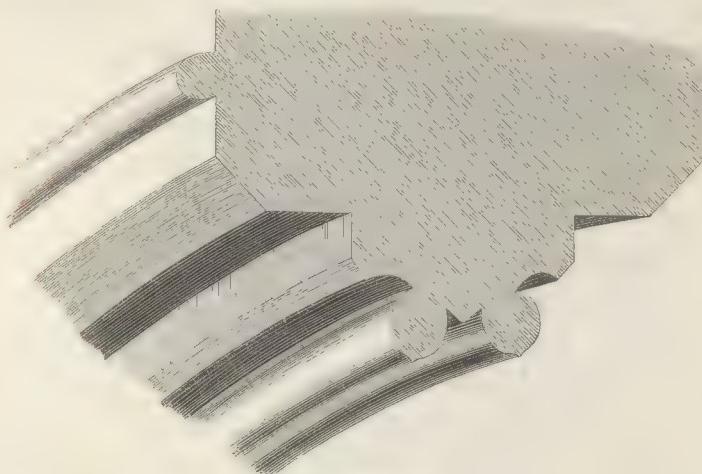


DELAMOTTE & HEAVISIDE

BASE, AND CAPITALS.



PIER ARCHES.—The arches are of the same construction as the nave-arch, all of them drop-arches ; on the interior surface they have a plain round hood-moulding mitreing over each pier ; the terminations, if ever there were any, have been broken off.

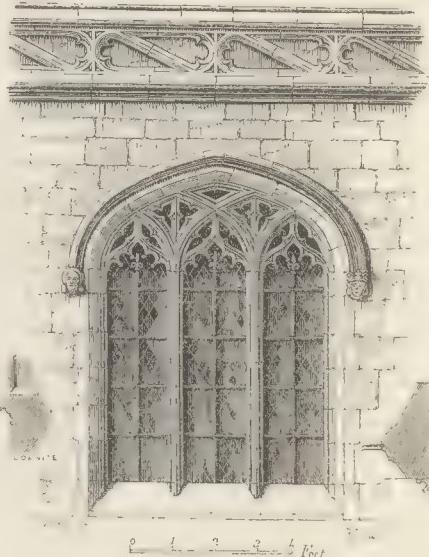


ARCH MOULD OF NAVE.

CLERESTORY.—The Clerestory is 33 feet high to wall-plate and 37 to ridge-piece of roof. The following is the history of its roof as far as by recent discoveries during the restorations has been ascertained. The original roof was a high pitched one, as can be seen by the weather-moulding now inside the Church against the tower. The wall-plate must have been about 2 feet above the roof of the north aisle. It could not have covered the aisles at one span, though it would seem there was a very small break in it, and that the aisles were covered by a steep sloping roof. Whenever this roof was destroyed the clerestory must have been raised about 8 or 9 feet and four large windows inserted on each side ; a waggon-head or coved roof was then erected, with oak boarding, and transverse and longitudinal ribs, with very elegantly worked bosses of Perpendicular character at the intersections. A few of these have lately been collected, but it is much to be deplored that vast

numbers of them were wantonly thrown away when this roof was taken down in the year 1814. A king-post and tie-beam roof of common American pine was then substituted for it, there appearing nothing from the inside but a flat white-washed ceiling. In the year 1811, eight new windows were placed in the clerestory, of three lights, Churchwardens' gothic. The effect of these arrangements, both from within and without, was as different from the rest of the Church as any thing could be, and conveyed no other idea than that the conventicle had got the better of the Church and perched itself on the top of it. There was a miserable shallow cornice of Forest stone on the exterior, blocked with a solid heavy battlement.

During the present year the whole of these abominations have been removed. In order to effect this it was necessary to take down the whole of the clerestory except the eastern wall, as the windows had been set to range with the exterior, and it was not possible to get the principals of the roof over the piers without a fresh arrangement of the windows. The clerestory is now rebuilt with solid ashlar; there are eight new windows of the design here given, glazed with Cathedral glass, and an entirely new cornice and parapet is placed on the exterior. The roof is Perpendicular, with tie-beam, king-post, and principal rafters, and upright tracery on either side of the king-posts. The wall pieces, 6 feet long, are



CLERESTORY WINDOW CORNICE, AND PARAPET.

supported on Angel brackets of stone, placed about the level of the wall-plate of the original high pitched roof. The Angels are all of them in attitudes of prayer and devotion; the two easternmost ones are in their "Coronation robes," feathered down to the feet, and have musical instruments. Moulded curved ribs, connected with the struts and stilted on the brackets, meet under the centre of the tie-beam, with wheel-tracery in the spandrel spaces. The dimensions of the scantlings are as follow. Six tie-beams 18 feet long, 8 by 12 inches; six king-posts, 5 feet long, 15 by 8 inches; principal rafters, 9 feet long, 8 by 10 inches; 102 chamfered common rafters, 10 feet long, 4 by 5 inches, 116 moulded purlins, 5 by 7 inches. Ridge-piece, 58 feet long, 11 by 5 inches; 108 feet moulded cornice, 11 by 9 inches; 360 feet moulded curved ribs, 5 inches thick; 12 struts, 6 feet long, 7 by 8 inches. On the whole, the appearance of this roof is very majestic, there being nothing scanty or lean about it. It is made of the best Memel oak, and constructed after the old method of mortice and tenon, without the help of iron-work. The mouldings, tracery, and flowered cusps are finished to the greatest nicety. At the same time it is a serious question whether violence has not been done to the style of the Church by the imposition of this roof; and if it had been possible to have ascertained exactly what the original roof had been before the old part was pulled down, it would no doubt have been a matter of grave consideration whether the present clerestory should not have been removed altogether, and the high pitched roof restored to its original position. But in *restoring* it is no easy matter to foresee what may be buried under centuries of white-wash and plaster; and in the present case it was a great object to have the new work ready to put up before the old was taken down. And while the taking down of the old work would have given more ample opportunity for survey, it is no

slight consolation to think that in a large parish, having only one Church, Divine Service was not stopped for one single Sunday, though the roof and clerestory were taken down the first Monday in September. This however with many other circumstances connected with these restorations, may tend to shew two things, the one that before any restorations can be safely commenced, every atom of white-wash and plaster should be removed from the Church, the other that the motto of all zealous Church restorers should be “*Festina lente.*” The whole of these restorations have been effected under the superintendence of Francis Niblett, Architect.

A serious difficulty was met with in this part of the restorations from the unsuspected fact of the south aisle being 14 inches higher than the north.

TOWER-ARCH.—The western arch springs from plain chamfered piers, rising from the ground to the height of 16 feet to



the springers. It is a drop arch, consisting of triple round mouldings, the centre one projecting, dying into the piers at the springing, without any capping.

PULPIT.—The Pulpit stands on the interior of the second south pier, the shaft and capping of which have been chopped away to receive it. It is of carved oak, octagonal, James I.

DESK.—The Reading Pew is a large unsightly enclosure of deal beneath it, with clerk's desk by the side.

PEWS.—The whole of the Nave and Aisles are pewed with large square deal pews, looking all ways, to the height of 4 feet 9 inches. In one of the pews, in the north aisle, which is of oak, are the letters A.B. I.M. 1630 carved in relief, but whether this be the date of the pew or a piece of panelling brought from elsewhere, there is no means of ascertaining.

NORTH AISLE. WINDOWS.—The East window in the North aisle is Flamboyant, four lights, cinquefoiled, a double mullion in the centre with ogee moulding on it and jambs inside. The other mullions are hollow chamfered inside, all plain chamfered outside. There is an external drip with rectangular curve terminations. There is a little stained glass, much mutilated, with rich crown pattern border, and also the lead shewing the form of a nimbus round the heads of saints in three lights, whom irreverence has long since destroyed. There are three windows on the North side and one at the West, Perpendicular, three lights, cinquefoiled; arches of good pitch, plain neck moulding, mullions and jambs plain chamfered. Some stained glass also remains in the heads of these windows, (which are supermullioned in six compartments,) as a witness against the desecrating hand which has destroyed the rest. There is no drip.

NORTH DOOR.—There is a North door with plain semi-circular arch outside, the inside arch being segmental. A plain round drip remains, with the terminations broken off.

ROOF.—The Roof is of slanting deal (of clumsy construction), the struts carried on stone corbel-heads of elaborate workmanship. There are two corbels of smaller size over the first arch, of which the use is not known.

SOUTH AISLE. WINDOWS.—The East window of the South aisle is a three-light Perpendicular window, altogether debased, the only bad window in the Church. It is not shown in its

present deformity in the transverse section. On the South side are three windows, and at the west one, Perpendicular, three lights, ogee arches cinquefoiled, supermullioned. A very elegant ogee moulding on the mullions and jambs is returned on the outside. The featherings are bold, and the cusps, terminating in rosettes of very delicate execution, remain on the outside of most of them. There are external drips to all these windows terminating some in heads and some in squares (containing a leaf), of which one angle is inclined upwards. The window arches are of good pitch.

PISCINA.—There is a Piscina in the south wall 2 feet 2 inches from east wall, ogee arch trefoiled, and quatrefoiled orifice. The front leaf which projected has been broken off. This makes in all, three Piscinæ in the Church.

ROOF.—The roof is of slanting oak, of rough construction. The corbels on which the wall-pieces are carried are very good, about the latter part of the Sixth Henry's reign. Those in the north aisle are somewhat later in date. There are ten corbels in the north aisle, and sixteen in the south, beside the two small ones already mentioned.

PARCLOSES.—In both aisles the easternmost arches were blocked up from east to west, and a parclose carried from the piers to the north and south walls. The notches in the caps of the piers still remain where the framework of the parclose was inserted.

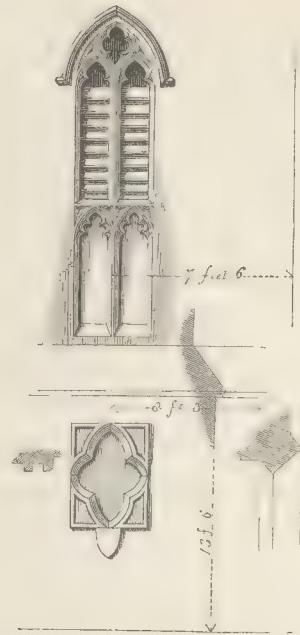
TILES.—Some good encaustic tiles scattered over the floor afford sufficient evidence that the whole Church was paved with them; the patterns are broken by grave stones, and most of them are very much worn.

FONT.—The Font is close to the western arch, of lead, circular, with the date 1664 on it. It has a miserable wooden cover, and is placed on an octagonal stone base; is large enough for immersion, and has a water drain.





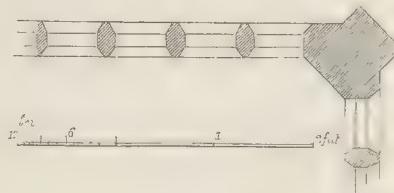
SECTION THROUGH BATTLEMENT.



WINDOW AND PANEL IN SECOND STAGE.



ELEVATION OF BATTLEMENT.



Scale, half an inch to one foot.

PLAN OF BATTLEMENT

TOWER.—The Tower is square, of three stages, with a stone spiral staircase up to the first stage. There is a base mould running round the exterior. The roof is carried on four groining ribs, springing from corbels of an Early English character at the four corners. In it is now a trap-door for raising the bells through. The belfry is upon this roof. There is an arch looking into the Church which originally looked into the valley of the high-pitched roof, and which appears from its shape to have been used for getting the bells through, as the jambs have been cut away towards the base. There are five bells of very sweet tone, having no inscription on them but the names of the Churchwardens, &c. In the first stage of the tower is the west window of three lights Early Decorated, pointed arches, trefoiled, crossing in head, the three compartments being filled with quatrefoils. The doorway under the window is of sharp pitch on the exterior, with a segmental arch on the interior. The buttresses are angular, divided into four stages, finishing in pinnacles with finials. A very elegant battlement runs round the tower, pierced with trefoiled tracery in the arches and spandrels. The height is about 75 feet.

SPIRE.—Out of it rises the peculiarly slender and graceful Spire to the height of about 74 feet, into an octagon with angle beads.

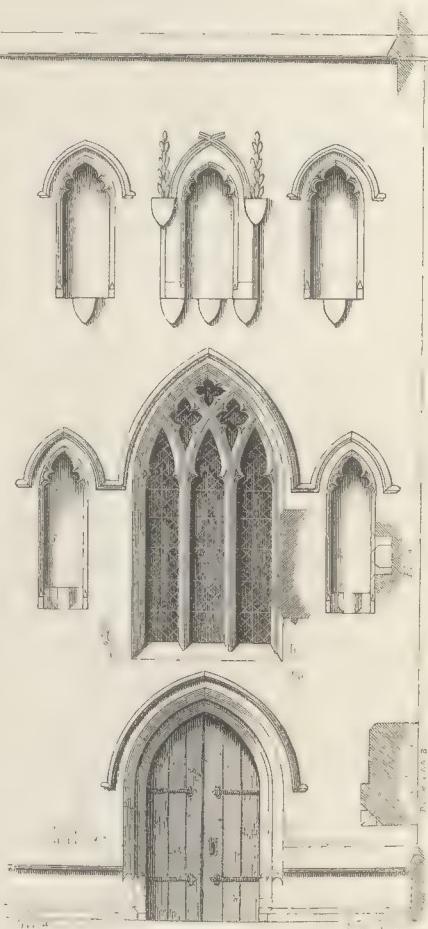
On the western face of the tower are several niches and



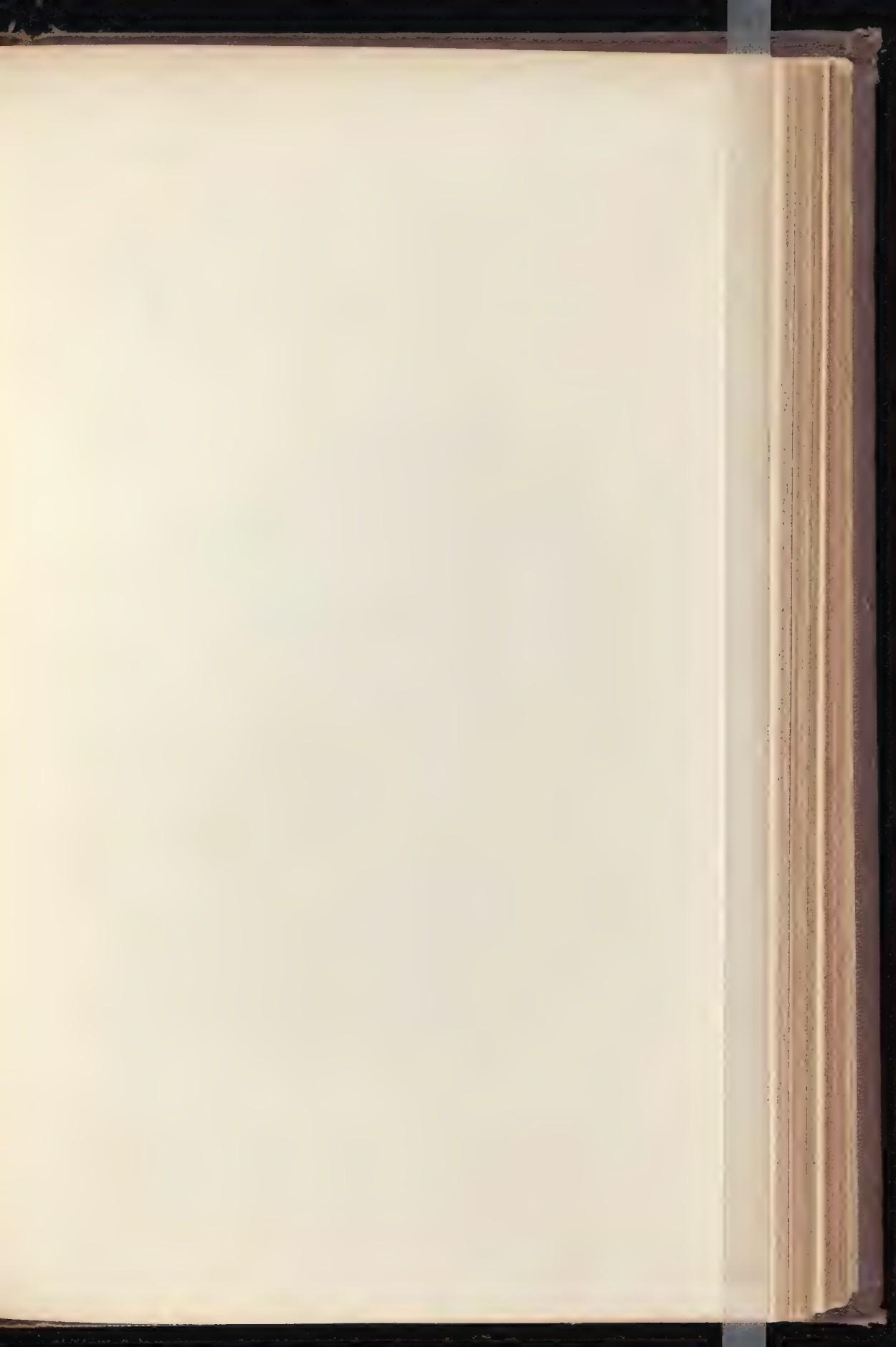
BASE MOULD OF TOWER.

ELEVATION OF BATTLEMENT
AND PINNACLES.

some shields, the coats of which have never, apparently, been charged. On either side of the west window is a nich rising to the height of the springer. The drip of the window is continued over them. The staples which held the figures are still remaining. Each has a pedestal. Above the window are three niches, the centre one higher than the others, cinquefoiled, having separate drips. There is a shield under each of the outside ones, and three under the centre one. The two outside shields run up in shafts with a shield returned on the top, out of which rises a crocketed shaft to the line of the apex of the drip. The drip does not mitre at the point of section, but is carried through, affording an evidence that the persons who made the working drawings were Geometricians, but did not erase the curves beyond the point of section, and that the workmen ignorantly copied the drawing exactly. There is every probability that this centre nich contained the Rood, and those beside it the accompanying figures of the Blessed Virgin and St. John. A similar arrangement is to be found at Westbury-on-Severn in Glouce-



FIRST STAGE OF TOWER.





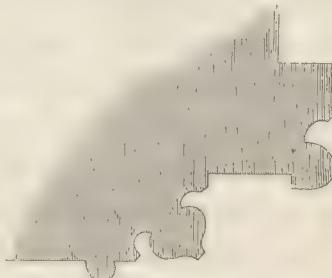
SOUTH DOORWAY

tershire, and at Burford in Oxfordshire, though at the latter it is over the porch.

In the second stage is a large quatrefoil with a shield under, the staple still remaining.

The third stage has a window with louvre stones, two lights trefoiled, and a drip. A transom divides a blank window under it, of two lights, cinquefoiled. This window is the same on all sides of the tower, and on the north and south sides there is a loop window in the first stage, trefoiled. The door out of the spire to the battlement is on the east side, and there are loop holes on the north, south, and west sides of the spire rather above the level of the battlement.

SOUTH DOORWAY.—The inner doorway of the south porch has a semicircular arch with a very beautiful moulding, with Early English flowers running round it without base or cap. The hood-moulding terminates on the east side in a female head, and on the west in a ball-flower. There is every appearance, on a careful examination, of the ball-flower having been worked at the same time as the rest of the door, and if so it was one among numerous instances of the fallacy of the theory so dogmatically stated, that the ball-flower is an indubitable characteristic of the Decorated style. The inside arch of this doorway is segmental.



SECTION OF MOULDING OF SOUTH DOORWAY.

The outer doorway of the porch has a pointed arch. The roof is vaulted of rough stone plastered without any groining. Over the porch is a Parvise which has evidently been used at some time as a residence, the wall and beams in the south-east corner being charred with fire and smoke. The roof is of solid arched timber, but in very bad repair, and there is a

plain pointed loop-hole looking into the Church. The entrance to it is from the inside of the south aisle by a square trefoiled-headed door just below the south door, it is hidden in the longitudinal section by the third pier. The staircase is contained in a turret at the north-west angle of the porch. Over the Parvise is a Sun-dial.

The south aisle and porch have a ball-flower course blocked with a solid parapet. On the north side there is no parapet. The roof of the Chancel and Clerestory is covered with slate, the aisles and porch with lead. The gargoyle, four on the north side and sixth on the south, project boldly and are very grotesque.

CHANCEL BUTTRESSES.—The buttresses of the Chancel and Vestry are of an Early character, about 17 inches by 14 inches, of one stage, 9 feet high, with a plain capping, having three set-offs. There are no buttresses against the aisles, rather a remarkable feature in the Churches of Gloucestershire in the same neighbourhood.

MONUMENTS.—There are five mural tablets in the nave recording the deaths of several members of the family of Davies, for many years possessors of considerable property in the parish. There is also one “to a Practitioner of Physic,” which the county historians have honoured with the designation of a “very handsome monument,” adorned with undressed cupids, &c.

RESTORATIONS.—The whole of the interior of this very beautiful Church was covered with white and yellow wash. The window jambs and mullions had been broken away, and repaired with plaster. The pier-arches and caps were so thickly coated with this material that there was hardly a possibility of guessing what might be buried under it.

The most important restorations in the Chancel have been the repairing the mullions, jambs, tracery and cills of all the

windows in the best possible way. Casing the splay and arch of the east window with freestone instead of the mortar and wash which was there before, and restoring the jamb moulding ; a work of no small labour, as it would seem that in the first instance a sufficient quantity of stone had not been worked, and the evil was remedied by wedging in the moulding with hard stone at the back, and leaving joints in front from two to three inches. In consequence of this it was so crippled and twisted that it was impossible to get it quite true without taking it to pieces, which would have been too dangerous an experiment. The cill was plastered up from the glass to the face of the wall ; it is now lowered and beveled so as to show a nosing, and is all of solid freestone.

The Sedilia have also been entirely restored, and the Piscina partially so.

The windows on the north and south sides have been restored, and three of the splays and arches cased with stone. A new floor of Nailsworth stone has also been laid in diamonds in the Chancel.

In removing the Altar-step, a mite of James I. was found under it, and also a piece of plaster with distemper painting on it, thus shewing that there had been some mutilation of the Church, and that it was since the beginning of James's reign. It gives plain proof also that the part most to be expected had been interfered with, viz. the arrangement of the Altar-steps, &c. Several encaustic tiles were also found under the floor.

Two large pews 6 feet 7 inches by 6 feet 3 inches, and 5 feet 4 inches high, on each side of the Chancel, have been removed and appropriate open stalls, with tracery, capping, and poppy-heads, looking north and south, have been placed in their room.

The Flamboyant window and all the windows in the South

aisle (except the east one) have been thoroughly restored in the stone work, as well as the nave arch.

The wash and plaster has also been removed from nearly all the piers, caps, and pier-arches, and the stone redressed, though by the inexperienced hand of an amateur.

A huge deal gallery, which entirely blocked up the western arch, and the two westernmost arches of the nave on the north and south sides, has been removed. The western arch, which was built up with bricks, and contained two stories of lofts entered by stairs and doors from the nave, has been opened so as to show the groining of the tower from the nave, and leave a clear view from the western door to the east window.

The south doorway has also been restored at the expense of the Bristol Architectural Society, and seventeen of the bold Early English flowers, which had been destroyed, have been replaced. There was a striking evidence of the inaccuracy with which good work was often done formerly in the arch of this doorway, as it had been worked from the springer on either side, and instead of meeting in the centre, one side was considerably lower than the other.

In process of restoring the Sedilia and the Priests' door some iron staples or eyes were found leaded into the wall immediately above the Priests' door. Their position gives rise to the notion that they were used for suspending drapery to form a temporary screen across the Altar.

On removing the plaster from the nave arch the ribs were plugged with oak pegs at regular intervals, it is presumed for the purpose of suspending lamps on certain occasions. The label had been cut away at the apex enough to admit the neck of a figure, and at corresponding distances on either side, it had been cut away as though to admit the shoulders. Both it and the pier-arches on the north side had been painted. The labels were entwined with a sash of Venetian red about

6 inches wide, and there was scarcely any other colour which had not been laid on the nave arch at some time or other. The foliage of the caps on the south side was painted but not the arches^b.

On the eastern side of the tower behind the gallery was an inscription commemorating a violent storm which happened in Nov. 1703, but so defaced that it was only possible to discover to what it alluded. On the back of the panelling of the gallery against the wall was also the following, "Nov. 27. 1703. Miserere etc."

MATERIAL.—The Church is built for the most part of toph stone, or puff stone, as it is called in the neighbourhood of Dursley, where it is dug. The dressings are of free-stone and weather-stone from the adjoining hills.

Such then is the Church, such was it, and such are the efforts which have been made towards its restoration; nor can any more deserving object of such efforts be well conceived than this holy and beautiful House of God. And it is humbly submitted that those persons who spend so much of their time and talents in the endeavour to promote the public worship of God in the "Beauty of Holiness," could hardly do better than fix upon such a Church as this and make it complete in all respects, that it might be at once an example and a model for all the surrounding district.

For painful indeed are the feelings with which we are bound to record, that after all that has been done, for which we have every reason to be thankful to our Great Head, and all that has been expended (of which a short account will be given), the Church at this moment is not fit for the *Public Worship of Almighty God*. It is encumbered with pews of the dimensions given above, which, to say nothing of their un-

^b See Appendix.

sightly appearance and consequent destruction of all architectural beauty, render it impossible for the people to join with propriety in that Service which requires the devotion of the body on the *bended knee*, as well as the humiliation of the soul in reverent attention. The seats in these pews are so arranged that people sit all ways, and so little space is allowed, little more than 4 feet, that where the opposite seats are both occupied, kneeling is out of the question, and proper attention, not to say common decency, even when sitting or standing very difficult.

If it be asked why this evil has not been remedied, before other work, partially ornamental, was done; the answer is, that in the first place it is not possible to foresee at the commencement of a work how far it may proceed. Restorers are imperceptibly led on from one point to another till the work very far exceeds the original plan, and small beginnings eventually issue in very considerable completions. In the next place it is quite certain, that the first work to be done in the restoration of a Church is to repair the material and constituent parts of the fabric; and the stonework of windows, doors, &c. are among the first parts that demand attention. And, again, it would be plainly short-sighted to put useful and appropriately expensive work in the Church, when serious damage would be shortly inevitable both from the taking down and replacing heavy work, and from exposure to dirt and weather consequent upon it. On this last ground therefore we have especial reason to congratulate ourselves that so vast an undertaking as the rebuilding of the Clerestory and restoring the roof has been permanently accomplished, so that no inconvenience will again be experienced from the progress of such works as these. To those also who have the spiritual care of large parishes in the present day, as well as the desire of beautifying God's House, it will be a sufficient answer to any

such objection as is supposed above, that we must often be content to do what we *can* rather than what we *would*.

At the same time it is due to the principle on which all these restorations have been effected, to state that the pews were the very first evils which an effort was made to remedy, and that too before the general cry was raised against them, and that laudable crusade, which ever must call forth the grateful recollections of Churchmen, commenced by the Cambridge Camden Society. Nor have these efforts ever entirely slept, but causes which it is not desirable to make public, have prevented their being carried into execution. It is hoped however that no valid causes may any longer exist, to prevent this most desirable improvement, as soon as sufficient funds can be raised for the purpose. A glance at the plan of the Church will shew those acquainted with such matters, that it is somewhat difficult to arrange seats and kneelings in the form proper for a Christian Church. The floor of the nave and aisles is also in very bad condition, and the water-mould bases of the piers are at present bricked up; and no doubt are in bad condition, and will require considerable repair, as the impost of the Clerestory in the first instance has crushed the caps and piers on the north side to a great degree. There is no doubt but that they could be all substantially repaired with proper care, as they have stood many years, most likely centuries, without getting worse. Whenever the present pews are removed it would be desirable and necessary to put the piers, caps, and arches in thorough repair, they having only been partially restored: and indeed at the present time it is not possible to get at the piers. The interior of the Tower also requires a considerable expenditure to repair the breaches which have been made by trusses, beams, lofts, &c. and to make it sufficiently comely. The windows in the north aisle, except the Flamboyant, also require much labour to make them equal in appearance to the others that

have been restored. And all the corbel-heads in both aisles would well repay the labour and expense which would be requisite to remove the yellow wash from them and show them in their true features.

The porch and parvise also require much repair.

It remains to say a few words on the Church-yard, then we have done with this part of the account. It is a large Church-yard, and the Church, as is generally the case, is built near the southern side of it. The oldest graves and tombs are to be found on that side, which is as crowded as it can be. Whether the position of the Priests' door accounts for the partiality to one side of the Church-yard or the other, is a question on which Ecclesiologists might form a fair induction by a great number of instances. The writer of these pages commenced such an enquiry, but has not had the opportunity of visiting a sufficient number of Church-yards to give any thing like a fair opinion. The tombs give evidence of great expenditure, but as usual in very bad taste. Most of them are of that heavy and heathenish *table* kind, which convey a strong suspicion that they were placed there by the "eldest sons" for fear the original possessors of their property should ever rise up again. They number also among them some very profane and ridiculous epitaphs. A very successful attempt has however been made to introduce some of those ancient and Christian forms, as well symbolical of the faith of the departed, as instructive to those who are yet under the trials of the Cross.

The following short statement of the sum which has been expended in the restoration of this Church is given, not with any view to ostentation, but to shew that in soliciting contributions from those whom godly considerations may move to assist in restoring one of God's Houses, they who are most interested in it, have not been backward; that in a word

Charity has begun at home, but that if her influence is felt no farther than home, her work will be incomplete.

*Summary of Expenditure on the Restoration of
Slymbridge Church.*

	£	s	d
Chancel windows, Aisle windows, and nave-arch	70	0	0
To masons for Chancel floor, new cills to Chancel			
windows &c. &c.	23	0	0
For stalls in Chancel	35	0	0
For removing ringing loft &c. about	8	0	0
For new open oak roof to Clerestory	484	10	0
For eight new Clerestory windows, new cornice and			
parapet on Clerestory	170	0	0
For taking down and rebuilding Clerestory, work-			
ing and fixing 12 new Angel-brackets &c. &c. &c.	87	0	0
Glazing new windows with cathedral glass, plumb-			
ing &c. &c.	31	10	0
Wages to labourers &c. &c.	6	10	0
Restoring south doorway	7	0	0
New altar-rails	8	0	0
Architect's commission and contingencies . . .	58	0	0
	<hr/>		
	£988	10	0

If the above sum was stated at £1000 it would certainly be under the mark of the whole expenditure, as many items for tools, materials, and occasional labour are not included in it.

Towards the defraying of these expenses the following sums have been received.

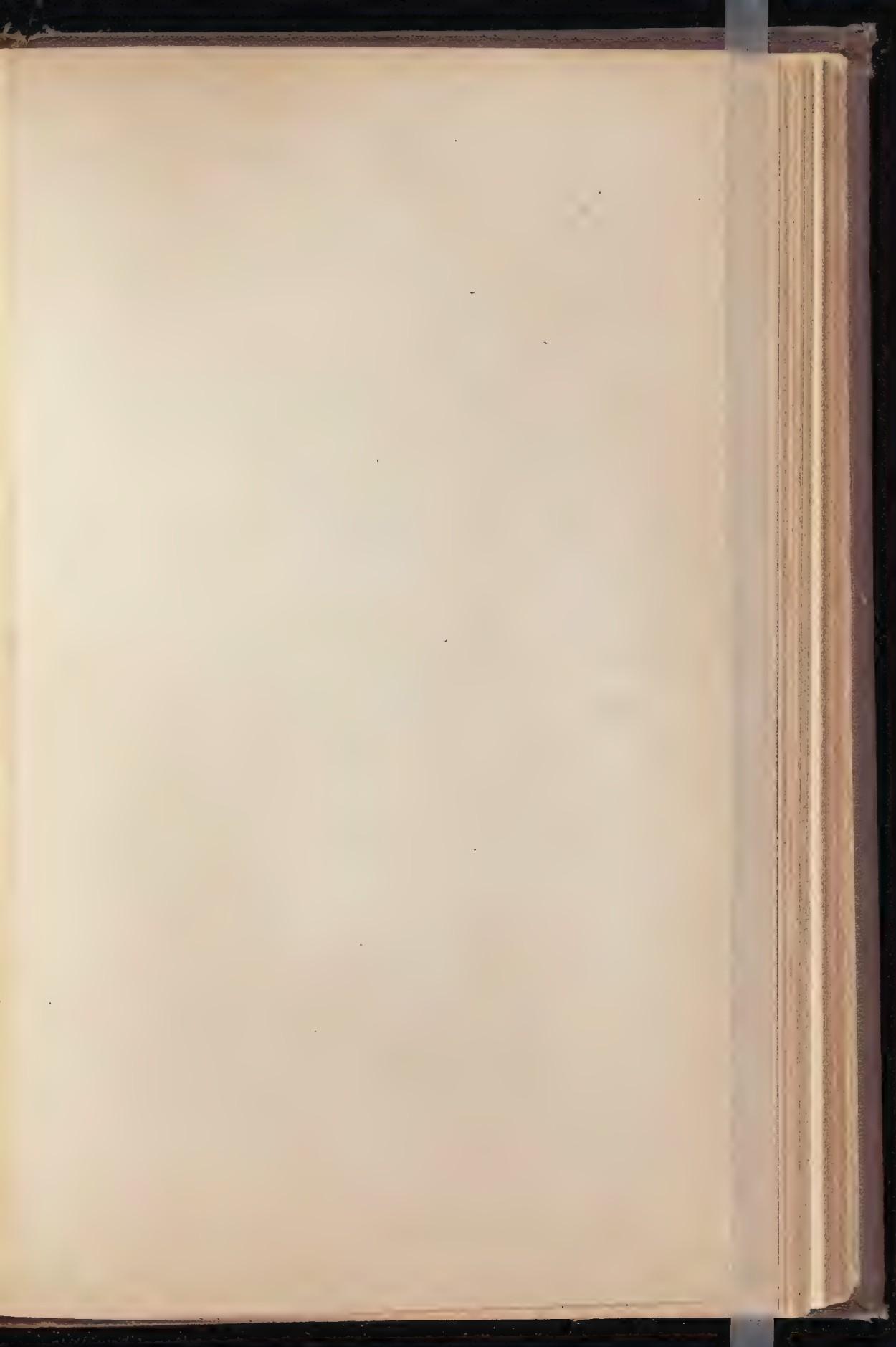
Grant from the President and Fellows of St. Mary Magdalene College, Oxford	50	0	0
Donation from the Rev. Dr. Davies, Rural Dean	5	0	0
Ditto from persons resident in Slymbridge	8	10	0
Grant of Bristol Architectural Society	6	0	0
Donations by the Rev. R. G. Swayne	8	0	0
	<hr/>		
	£77	10	0

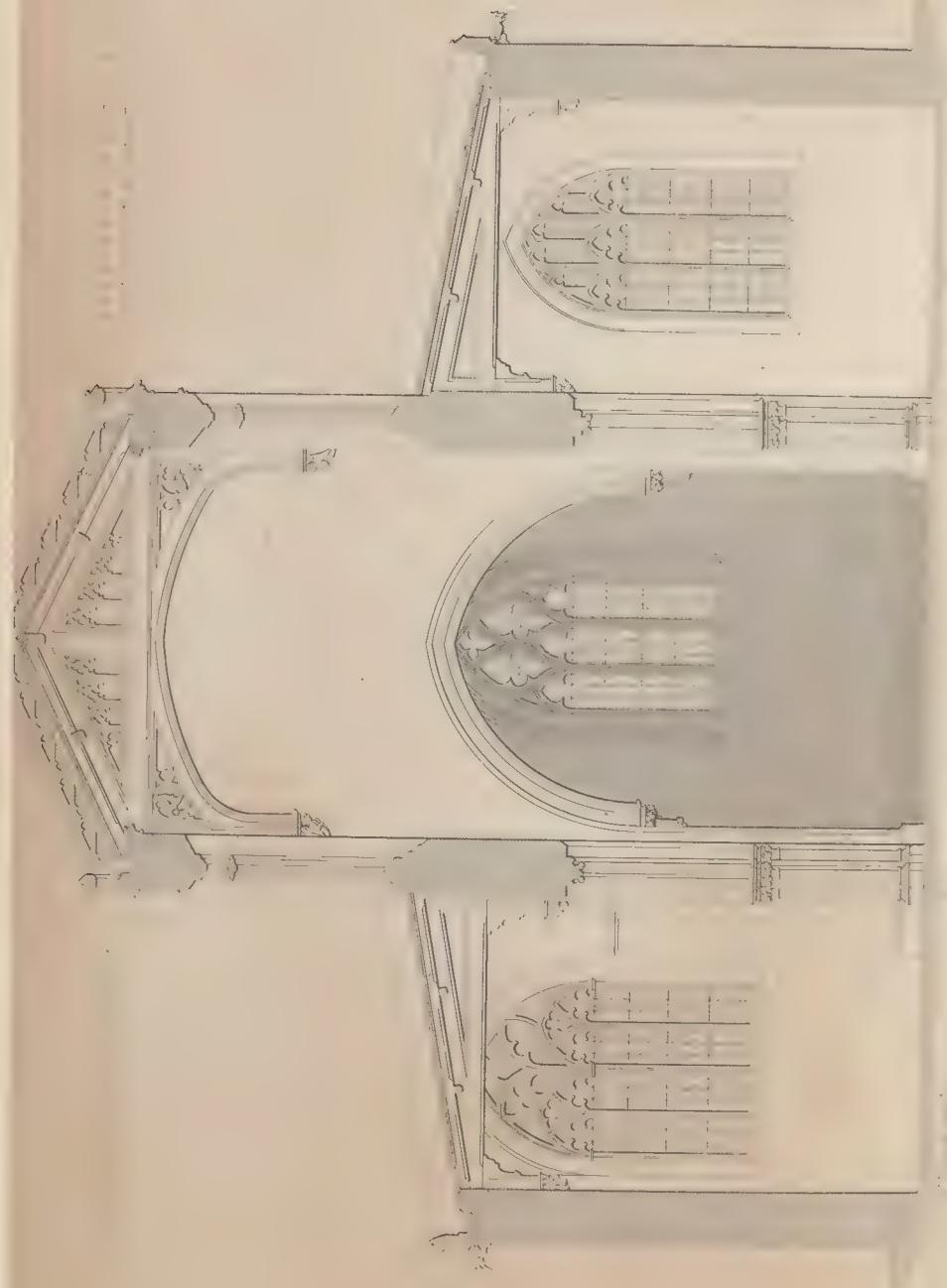
Thus leaving a balance of £911 to be defrayed wholly by the Rector of the parish.

It will be seen then that no money has been received from any Church-building Society, that no public appeal has hitherto been made, but it is humbly hoped that such an appeal will not now be unanswered, but that a sufficient sum may be obtained to carry out the restorations which have been begun, and to carry them out in a manner worthy of so beautiful a Church, and of the substantial costliness with which every thing has hitherto been done.

Not even were the drawbacks allowed by Government, according to their discretion, on the timber and glass used in the rebuilding the Clerestory, it being alleged as a reason that "no additional accommodation had been obtained in the Church." How accommodation can ever be obtained by placing new roofs and new windows in old Churches, a most necessary step to their preservation, is a problem not easy to solve: so that it would seem that that part of the Acts of Parliament which relates to the "*repairing*" of Churches must be understood to be null and void.

With a profound apology then for the trial of the readers' patience, if it has been exercised to this part of the account, we here beg to take our leave, hoping that the foregoing account, however imperfect, of this very beautiful Church may excite general interest in its favour, and so assist in completing what has been so satisfactorily commenced: hoping also that the spirit of our forefathers in expending their substance upon such goodly edifices, may fall upon, and remain with us, and that the account of the restorations of this Church under notice, may be of assistance to others engaged in similar works.







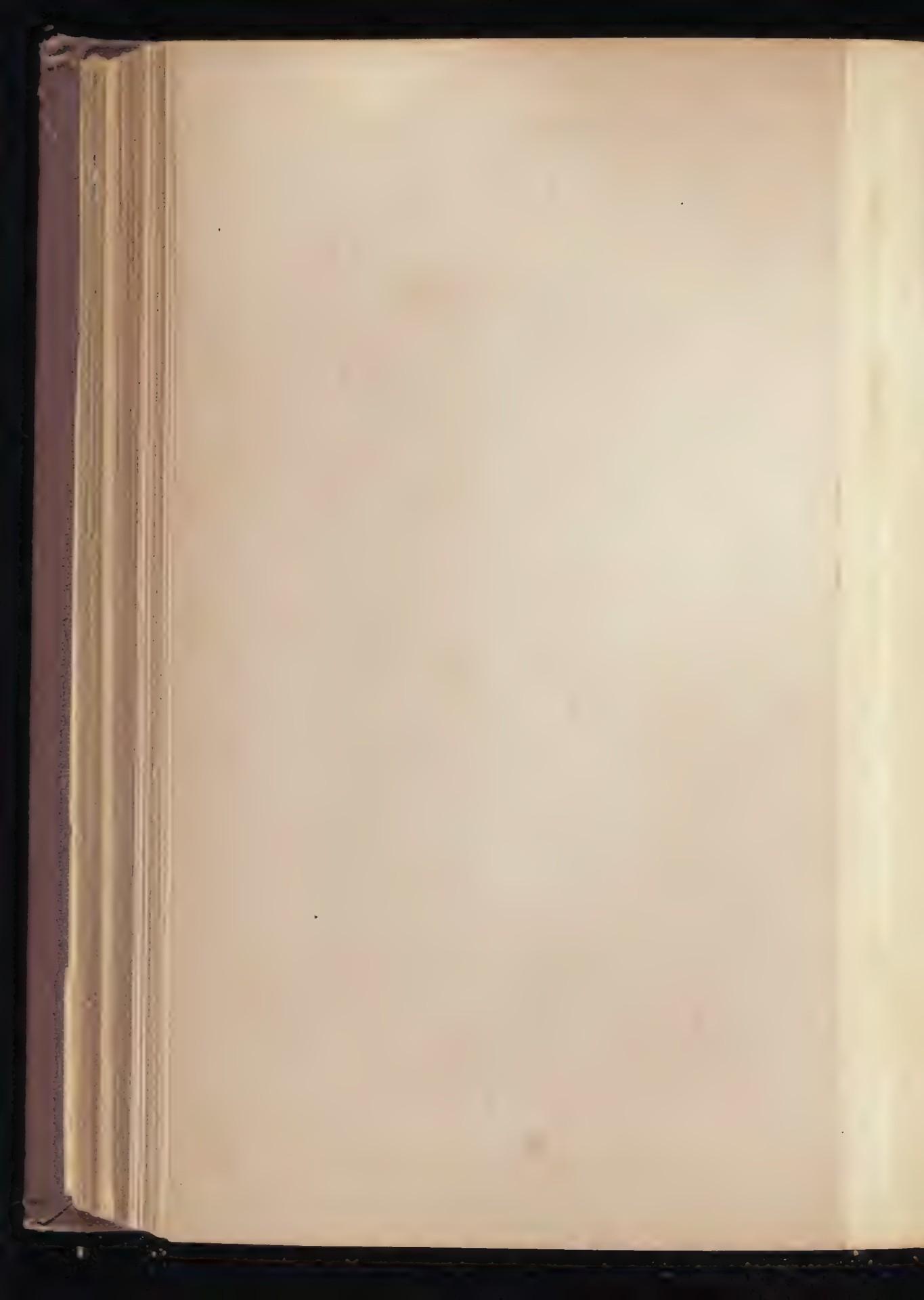
D. M. D. 1870

W. O. C. T. A. F. T.

L. O. I. T. O. U. H.

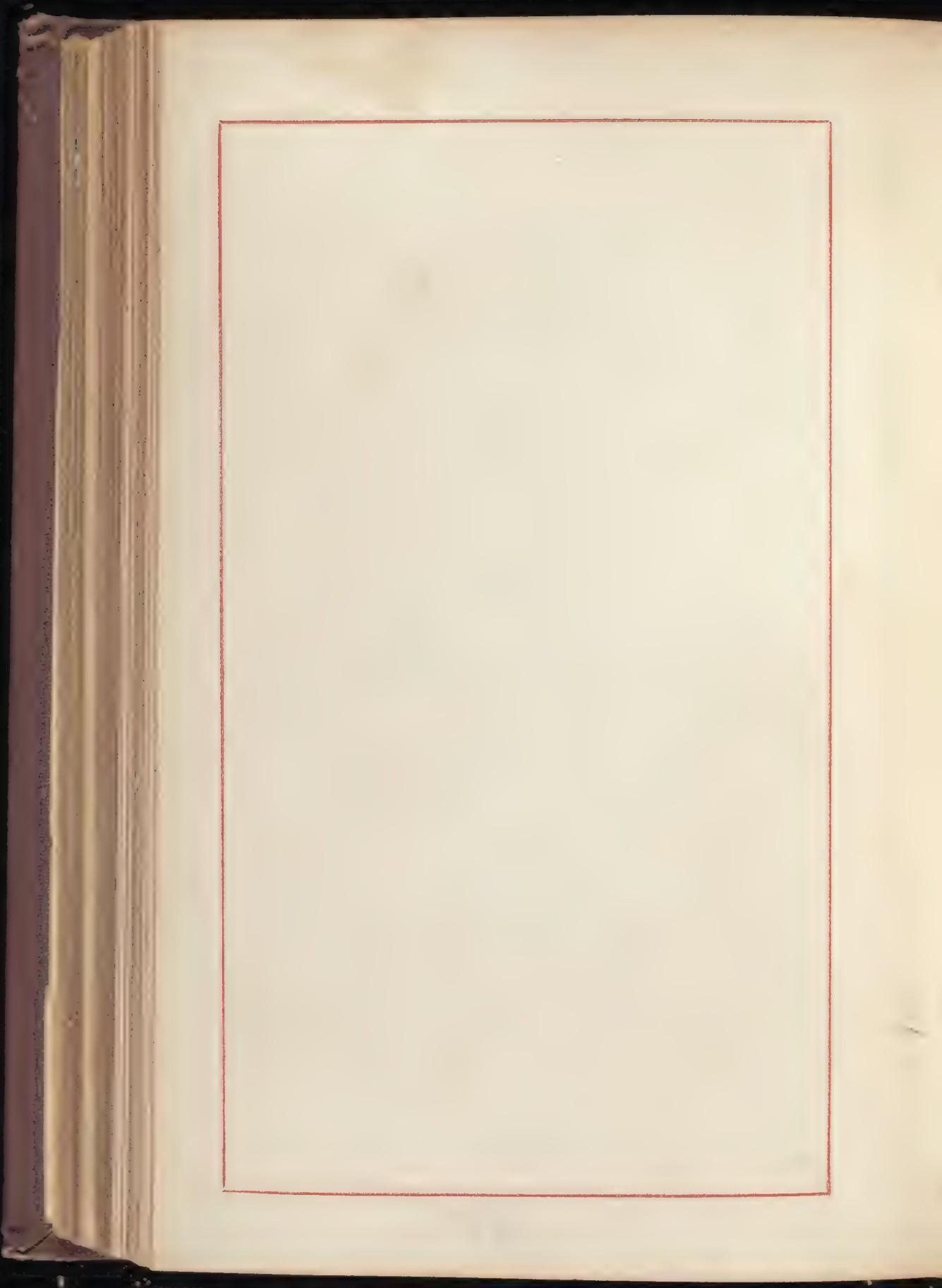






APPENDIX.

CONTAINING SOME REMARKS ON THE DECORATIVE COLOURING
OF CHURCHES AT THE PRESENT TIME.



APPENDIX.

It has seemed best to reserve to an Appendix the account of the Decorative Colouring, and Doom Picture, which has been discovered in the Church ; with some observations on each, which necessarily force themselves on our notice.

The first discovery (about five years ago) of any thing like colouring, was on removing the yellow wash from the pier-arches on the north side of the nave, the labels of which were entwined with a sash of Venetian red, about six inches wide ; and the soffits of the arches were coloured with green, black, and pink. This colour was not laid on the stone itself, but on a thin coat of whitewash, and it was impossible to preserve it, as it scaled off from the stone with the coats of wash that had been laid over it. On the south side of the nave, the piers and caps were coloured in the same manner, but not the arches. On removing the wash from the nave-arch it was found that the stone, on the western side, had been painted with oil paint ; and though it was extremely difficult to clean it off, the oil having hardened the face of the stone, yet it was so mutilated, that it was not possible to preserve it in its primitive state, or even to discover what that state had been. The object, therefore, being to restore the stone, which is of a very beautiful nature, (of the character of Nailsworth or Boxwell,) to its own perfection, the daubing of paint (for such only were the remains) was entirely removed.

In the Autumn of 1844, when preparations were making for putting up the present roof on the Clerestory, on letting one of the runners for the scaffold into the western side of the wall above the nave-arch, signs of colouring were perceived ; and on subsequently removing the plaster with all due care, a picture of distemper painting presented itself, of the following description :—

The group consists of five figures. In the centre, immediately over the apex of the arch, is a figure of our Blessed Saviour, seated on the rainbow, with the hands uplifted, and a nimbus round the head. On the right hand of this figure stands the Blessed Virgin, in a scarlet dress, fitting close to the person, with an ermine mantle flowing loosely behind her, and attached only at the neck. There is a nimbus round the head, but not the same as the one round the head of our Lord. Her left hand is raised. Immediately on her right is an Angel, with scarlet wings, kneeling at a Cross, over which is thrown the crown of thorns; the Passion nails are at the extremity of the arms, and at the foot of the Cross; and in the Angel's right hand is the hammer. On the left of our Lord is a figure erect, apparently that of St. John the Evangelist, though marked by no symbol, with nimbus round the head, and both hands raised. And on his left again, another Angel, with scarlet wings, completes the group, holding in the right hand the spear, and in the left two scourges, put saltire ways.

The outline of the top of the picture, if struck geometrically, would form a four-centred arch. The whole reaches very nearly across the width of the nave, and the height of each figure is three feet three inches.

A vivid impression came off on the plaster which had been laid over it, but not so much as to deface the outline or colour of the original, except in places where the wall had been pecked with an axe, to give the new plaster a firmer hold. The original is painted on plaster, laid over a rough wall. The date of it (from an accurate description) has been assigned, by those most conversant in such matters, to be about the commencement of the reign of Henry VII. (1485.)

What course may be pursued as to the preservation, or restoration, or temporary concealment of this picture, is still a matter of grave consideration, nor does it rest with the Editor of these pages to decide the question. It is at present the only painting of any kind on the walls of the Church; and it is certain there is none in the nave, as the whole of the plaster has been taken off in the course of the repairs, and no vestige of painting remained. There

is little doubt, however, but that the whole of the nave was painted; but the walls were entirely stripped some years back, and fresh plastered. It is reported by some old people that they have seen paintings in the south aisle, but these, most probably, have shared the same fate.

It is certain, then, that there has been in this Church two kinds of decorative colouring, but of what date is another matter. It may suffice, however, to classify all that is necessary for our present purpose, under the terms of Paintings and Pictures; the former designating all colouring, without any definite representation; the latter including all groups of figures, &c., whether symbolical or historical.

The question then is, whether it be advisable to have recourse to both or either of these methods of decoration in our Churches at the present day—and a very grave and serious question it is. And while it is not presumed that a satisfactory answer can be given to it here, yet many circumstances seem to render it allowable to offer a few observations on the subject.

On entering on any discussion of this question in a general way, it must be admitted, that all decoration of Churches, whether constructive or adventitious, is, and ever has been, *Symbolical*, and indicative of the spirit and feeling of the Church for the time being, and therefore naturally in accordance with the present circumstances of the Church.

Now, this being granted, it does appear to be a very serious question, whether the present is the time for painting and gilding our Churches. At the time when the Church, if not peculiarly under the harrows, is just emerging from a worse condition; it would seem that, however much we are bound to use every endeavour to extend Her circuit, and take care that She goes in solemn and costly attire, yet that the time is not come when we may clothe Her in that joyous and triumphant garb which, we fully trust, awaits Her, full wrought with gold purified in the fires of affliction.

There are few who would be disposed to deny the position that the Church at this time is labouring under, (we may hope also

through) difficulties, less only than those which She may have lately been delivered from. There is hardly a species of worldly oppression that is not practised upon Her. She groans in vain for Her own discipline within. She is stripped of many parts of Her ritual which are the only safeguard to reverence from without. She is bound to bear with the disobedience and backslidings of many who call themselves Her children. She is doomed to witness the schismatical breaches and gaps made by those who openly dissent from Her, without being able to exercise Her own power in filling them up. Nay, on the very point perhaps with which we are most nearly connected in an Architectural view, She is condemned to see Her worship conducted in the dirt and deformity instead of the beauty of holiness ; and to see Her most sacred, and noblest, and most magnificent edifices waste in ruin, under the jangling litigation which defeats the ends of those laws which were framed to provide for their repairs. The weapons which were formed for Her defence are wielded by those in power against Her.

She has also, perhaps with still more self-reproach, to look forward to a work of extension, tremendous from accumulation, not merely to go on extending Her pale as Providence may see fit to allow, but to go back and repair the evils which the neglect of former years has gathered around Her.

Under such circumstances must not the heart of Her every true son feel an inward aching—does it not almost become him “to go heavily as one that *mourneth for his Mother* ?”

And if She is just aroused to a sense of Her duty, is it well all at once to exhibit a triumphant spirit—is it well to assume such a garb as may dazzle the eyes of beholders, and make them fancy that She is now inwardly, what by gorgeous and gaudy decorations She appears without.

Those are not the *less expensively* clad who go in “mourning.” Nay, while it testifies our bereavement and our regret, it often causes a greater expenditure than we need otherwise be subject to. And at any rate it must cause a certain self-denial, by mortifying those worldly feelings of pride and vanity, which, judging from people’s usual attire, do but too evidently and too generally prevail.

We do not consider it any sign of *niggardliness*, when, during our penitential season of Lent, the crimson hangings of the Church are exchanged for the more solemn purple or black.

Would it not then better express the feelings of Churchmen to arrange and decorate our Churches at this time, in such a manner as may testify indeed our self-denial for Her and devotion to Her, but at the same time our deep regret for Her present bereavements, our humility and penitence for our former lack of service to Her. And if this be the case, the gravity and solidity of the natural stone when dressed to its greatest perfection, may perhaps best remind us of the weight of duty which rests upon us, and keeps us in that tone of mind which most becomes those who are struggling through dangers and difficulties partially, if not entirely, brought about by our own laxity and indifference.

But to descend a little to particulars. The building and decoration of our Churches must, as matter of course, depend much on the materials furnished by the particular districts in which they are built. And while it is undoubtedly the duty of all to render the best and most costly materials to God's service; and we cannot expect that God should approve and accept of any lower offering, yet it does appear from numerous examples (where we have no reason to doubt, but every reason to applaud and imitate the piety and devotion of our ancestors) that they considered their duty discharged, by building the House of God of the best materials which their own neighbourhood afforded. If the "mite" was all that good intention and self-denial could raise, that mite was considered an acceptable offering to God. And it is perhaps the most striking feature in Church Architecture, to observe how much some of the Churches, so plainly built, and whose details present the least possible interest, bear the same sacred stamp, and partake, on the whole, of the same Ecclesiastical character, as edifices of a more magnifical kind;—a feature most strongly contrasted with the miserable effect of the tawdry and deceptive attempts of modern days. Still it is but natural that the decoration of Churches (even with the highest regard to symbolism) should be regulated by the nature of the materials of which they are built. If for instance

nothing but flint, chalk, or rubble stones can be procured, something must be done to decorate the interior of Churches built of such materials. And, when forced to plaster, it does seem that nothing short of decorative colouring of some kind, and that too the best of its kind, can be admissible. And this not with any view to hiding or concealing the real materials, but as the only means of rendering them decent and comely.

Where, however, weather-stone and free-stone of the most beautiful kind can be obtained, as is the case in most counties in England (especially with the present facilities of carriage) and men can be found to work it in the most elaborate style, why should we not shew the beauties of creation in this particular, and the application of art as highly wrought, and as full of costly pains as any other can possibly be? Shall we compromise all our claim to taste and feeling if we ask the question, Whether any colouring can add to the beauty and richness of deeply moulded arches, and foliated capitals?

And again, with the very superficial and insufficient notions which the generality have in the present day with regard to sacrifices in God's service, is there not some danger, lest when we have gilded and painted the most costly materials to add to their costliness, the people should imagine it has been done to conceal defects, and thus the moral influence on the minds be lost or weakened?

With regard also to the distinctive features of *style* as contained in *mouldings* and the character of *foliage*, it would seem that these must be considerably obliterated, by the general adoption of decorative colouring. And on this head it seems of some importance to consider, whether the system of painting did not obtain more extensively in this country, as Ecclesiastical Architecture began to decline, and the whole character of mouldings and enrichments extended only to the surface, instead of being carried in deep receding shadow, as in the earlier styles.

Thus far these observations (not worthy of being called arguments) may pass for some hints as to the moral influences of the system if introduced in the present day, and its necessary connection with materials.

But suppose for a moment it be admitted that nothing but blank walls should be coloured, and that even where these are built of the most costly materials, yet as we are bound to press the best of every art into God's service, we should add this one of decorative colouring—confessedly the sister of that most sublime one, Music, which all of proper feeling admit to belong in its highest and most exalted degree to God's service. We are then launched forthwith into the question of the proper *method* of decoration, and we come at once to the distinction laid down above, between Paintings and Pictures.

Now as to the first we have Canonical authority for writing on the walls "chosen sentences." (Canon 82.) And we may well be at a loss to know how it is that this authority has of late years been so generally disregarded. We may clearly multiply these sentences to any number, are at liberty to write them in any manner we please, whether by illuminating, rubricating on scrolls, or otherwise, and of course may enrich them by enclosing them in appropriately decorated borders. And it does seem in the first place, that this is the only kind of painting for which we have real authority; and in the next, that there is no way in which the "Petrefaction of our Religion" can be made in the same degree to reflect the true Spirit of our Holy Catholic Faith.

But if it be said that this is not employing the highest degree of the art, and that Pictures alone can be said to be so, representing historical parts of Scripture, and realizing as it were to people's minds some of the most important and awful truths of Revelation, we then meet with a question of such general difficulty, that it can be solved only in each particular case.

We will first of all grant at once, that there is a certain and large class of people who must be taught through their *senses*, and that as many of them cannot read, a good picture on a solemn subject, with pure Ecclesiastical tone and tint, would read them a better lecture, and make more lasting impression on their minds than they could derive in any other way. It is indeed to encourage such a serious tone of mind that, *as regards man*, we decorate our Churches at all. Our piers, crowned with foliage and fruit, with

their pointed arches supporting the superstructure as it were with prayerful hands—our windows glowing with the good deeds of departed Saints—our high pitched roofs, where Angels lead us to contemplative darkness—our vaulted ones reminding us of Heaven's canopy—our more depressed ones with their king-posts and upright tracery still pointing heavenwards—all are to keep us in mind of man's unworthiness and God's glory—that we are in God's House and God's Presence on earth, and are aspiring to His Church triumphant in Heaven.

But when it comes to representing truths of Scripture by pictures, we must be certified that there is nothing in the execution which shall cause any other than a holy feeling—that, in a word, it must not only be the best of the art, but that it must be a much higher order of art than is employed in any secular painting. And with regard to the subject itself to be represented, the question, as we said, is fraught with difficulty, and it is clear that nothing less than the authority of the Ordinary on every special occasion, can be a safeguard against the danger of representing objectionable subjects, or representing them in an objectionable manner.

As to any general Ecclesiastical authority for this kind of painting we know of none, and the only expression of the Church's feeling on the subject, in Her Homily, seems rather against it. Whether She has differed from Catholic Christendom in Her opinion on this particular is a subject which must be left to Canonists to determine.

As to the authority from antiquity we speak rather doubtfully, because not sufficiently informed on the point, when we say that the decorating of our Churches by pictures was the custom of the worst ages, those ages in which the Church was well-nigh overwhelmed with the tide of superstition, and corrupted by the influences of false doctrine.

These suggestions are not offered, as by the artist, or the antiquary, or the architect, but as by a Churchman, and simply with regard to Ecclesiastical propriety. And it is hoped that it will not be considered presumptuous to say, that while Architectural Com-

mittees can calmly and composedly reason on the abstract propriety of a thing, and the weight of authority on which it should be done, the humbler, and, on such subjects, more ignorant parish Priest, who is mixed up with all classes of people, and whose zeal for scientific pursuits is tempered by the difficulties he finds in carrying them out into action, may sometimes be a better judge as to the moral effect they are likely to produce. It has been precisely such a state of things that has given rise to the above observations.

On the whole, then, we should say, ere we *introduce* at the present time the system of gorgeous decoration in our Churches, let us struggle that the true spirit of the Church may be carried out in all Her Ritual. Let Her Priests be clothed with the proper vestments, and if the walls of our Churches are to glow with polychrome, let the hearts of our people, glow with *daily* devotion; if the whole tone of our Church be joy and triumph, let it be chastened by the declaration from Her Altar, and the observance by Her people, of the seasons of fasting and abstinence. Let Her Ministers not rest till they have done every thing in their power obediently to discharge their obligations as Priests, and let them not think to compound for this lack of service by the easier method of decorating Churches, lest they make them like whitened sepulchres, glowing and gorgeous in themselves, while the hearts of the people are cold, and full of cankering disobedience.

It is only necessary to add that these remarks, contemptible in the eyes of some, and perhaps unpalatable to others, are offered merely as heads for general and more mature consideration, and as setting forth difficulties which seem not to have been contemplated in many quarters. They are not written with any notions of niggardliness or worldly expediency, but with the spirit that utterly abhors the principle of sacrificing to God of that which costs us nothing.

OXFORD:
PRINTED BY I. SHRIMPTON.





THE NORTH CHURCH OF ST. LAURENCE, BRADFORD-ON-AVON
VIEW FROM THE SOUTH EAST

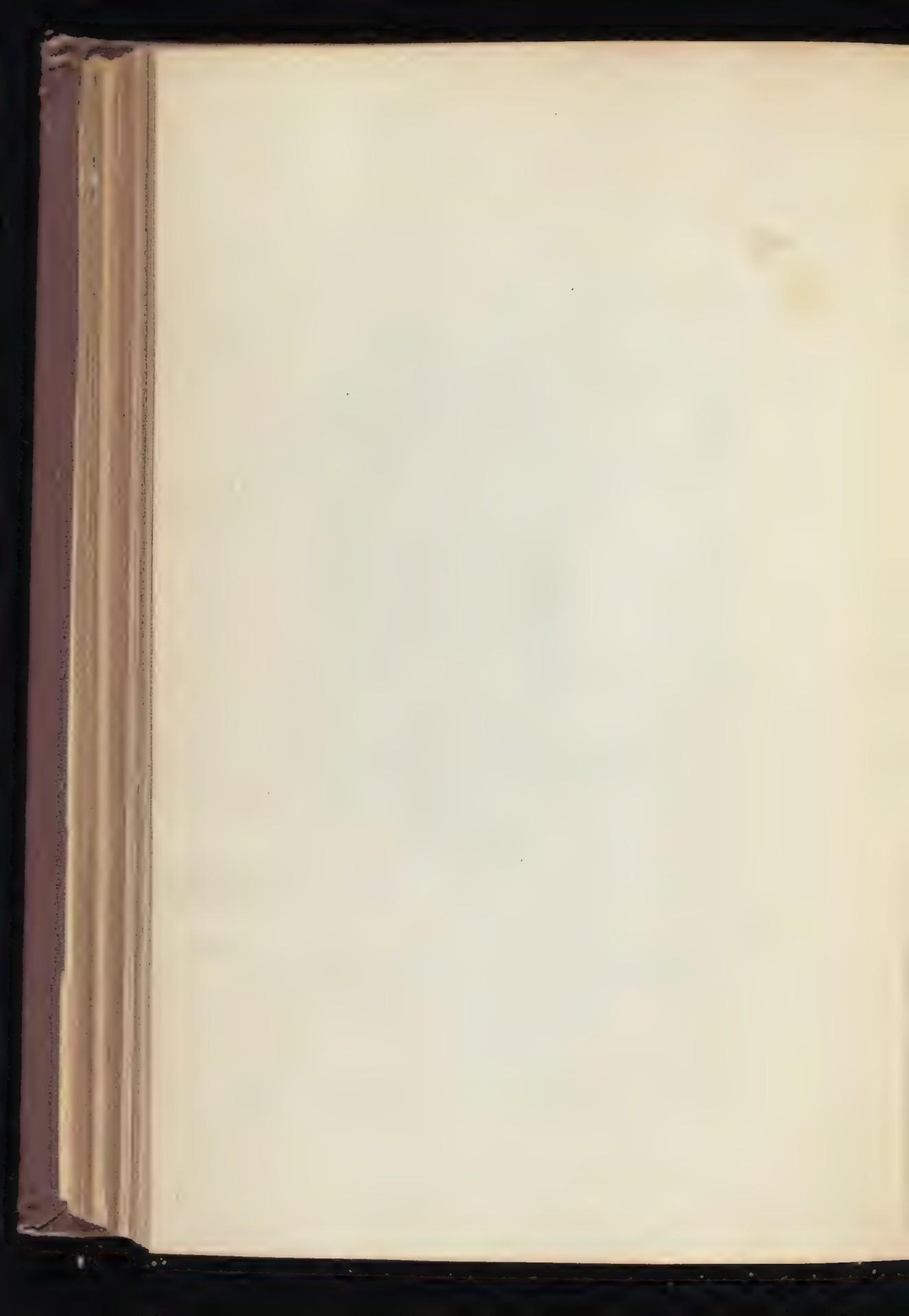
AN ACCOUNT OF
The Sarum Church of St. Laurence,
BRADFORD-ON-AVON,
BY THE
REV. W. H. JONES, M.A., F.S.A.,
PREBENDARY OF SARUM, RURAL DEAN,
AND
VICAR OF BRADFORD-ON-AVON.



"Et est ad hunc diem eo loci (Bradford) ECCLESIOLA quam ad nomen beatissimi Laurentii fecisse predicatur Aldhelius."—*Will. Malmesb.*, c. A.D. 1120.

DEVIZES:

PRINTED FOR THE TRUSTEES BY H. F. & E. BULL, 4, SAINT JOHN STREET.



The Saxon Church of Saint Laurence, Bradford-on-Avon.

DHIS small and ancient Church, which is not only interesting but *unique*, is situated close by the north-east end of the present Parish Church of Bradford-on-Avon. Both churches no doubt originally stood in the same church-yard, the extent of which was at one time far greater than at present. Aged people still point out the spot, where, as their fathers told them, stood the old wicket, or, as they call it, the "church-hatch," which led to the precincts of the church-yard, and which was placed a considerable distance to the eastward of the present entrance-gates. Leland, when he paid a flying visit to our town in A.D. 1540-42, speaks of "a goodly large Chirch-house *ex lapide quadrato* at the est end of the Chirch-yard, without it;¹" this house is still standing, but it is now more than 120 yards from the church-yard gates.

Hemmed in on almost every side by buildings of one kind or another—on the *north* by a large shed employed for the purposes of the neighbouring woollen manufactory—on the *south* by a sort of wing, or transept, added to the original structure, and also by a coach-house and other out-buildings—on the *east* by what was formerly a "very fair house of the building of one Horton a rich clothier," the western gable of which was within a very few feet of it and obscured it from general view—the design and nature of the building, till about sixteen years ago, escaped the notice of Archæologists. The fact, moreover, of the west front being to a great extent modern work of the seventeenth or eighteenth century, in feeble imitation of the old Romanesque, deceived casual observers

¹ See Wilts Arch. Mag., i., 148.

and indeed rendered all, at the first, more or less sceptical in admitting the antiquity of the building.

In the year 1856, when standing at the highest point of our Town close by what were then the ruins of another ancient Chapel, that of St. Mary, Tory, (within the last two years completely restored by its present owner) my eye was attracted at what seemed to be the outline of an old ecclesiastical building, consisting of a Nave, Chancel, and north Porch. It was very hard to disentangle it from all the other buildings with which it was almost hopelessly intermixed. Happily, however, I had the valuable assistance of Mr. C. E. Davis, F.S.A., now a well-known architect in Bath, and I willingly acknowledge myself indebted to him for being able to come to a definite conclusion on the subject.

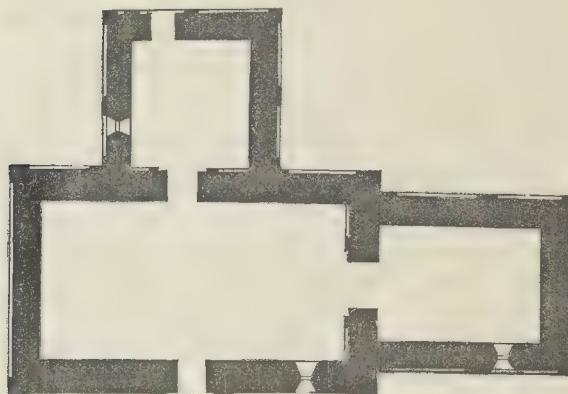
In August, 1857, at the meeting of the Wiltshire Archaeological Society at Bradford-on-Avon, attention was drawn to this remarkable building, though, it is admitted, few seemed willing to believe in its authenticity as a relic of the tenth century. About a year afterwards, an account of it, for the architectural details of which I was indebted to my friend just named, was published in the Wiltshire Magazine.¹ It was illustrated by drawings and elevations made for the purpose by the Rev. W. C. Lukis, F.S.A., then one of the Secretaries of the Society. Since the Chancel, with the ground surrounding the building, has been purchased, and the various structures erected against it removed, several interesting and peculiar features have been observed, which previously escaped notice. It has therefore been thought well to have new drawings made from careful and accurate measurements, and these have been executed by a local architect, my friend Mr. C. S. Adye.

The little Church—*Ecclesiola*—of “St. Laurence”—we are indebted to William of Malmesbury for the information as to its dedication,—consists of a NAVE, a CHANCEL, and a PORCH on the

¹ Vol. v., 247.

north side. The *internal* dimensions of the several portions are as follows :—

	E. to W.		N. to S.	
Nave	25ft. 2in.		13ft. 2in.	
Chancel	13 „ 2 „		10 „ 0 „	
Porch	9 „ 11 „		10 „ 5 „	



Ground-plan.

One characteristic feature of the building, when compared with its area, is its great height, which looks to modern eyes so strangely disproportionate to its other dimensions, but reminds us strikingly of the rude drawings of churches which we find in ancient manuscripts of the tenth and following centuries. This is remarkably the case in the illustrations found in the Benedictional of St. Æthelwold, of which we shall speak hereafter, and in the representation of the church at Bosham, (so intimately connected with the history and fortunes of Harold,) as it is given in the Bayeux tapestry. Thus, from the ground-line to the wall-plate, the Nave is 25ft. 5in.; the Chancel 18ft. 4in.; and the Porch 15ft. 6in. There are indications, moreover, that the Porch, at all events on one side, is not quite of the original elevated pitch, and this may possibly be the case with the other portions of the building.

All the elevations, except that of the Porch, were divided into three stages. The lowest was quite plain with the exception only of a series of slight projections *not inserted*, but *cut out of the stone*, and which are really so slight that they can only be called pilasters, and not buttresses. These occur at regular intervals and support a string-course which ran all round the building. These pilasters have in several places “stepped bases,” such as are commonly seen in drawings found in manuscripts of the tenth and eleventh century. Upon the string-course runs an arcade, consisting of a series of flat pilasters, consisting of upright stones, which however do not tail into the wall; and which, on the *east*, thus distinguishing the Chancel from the rest of the building, are partially moulded. All these have bases and caps, cut out from the surface of square blocks of stone, and most of them slightly bevelled on either side. These latter support, or rather, *appear* to support, a series of plain arches. For the arches themselves are only surface decorations, and not at all constructive arches, being, like the pilasters, caps, and bases, all *cut out of the stone*, which runs, irrespectively of them, in regular courses. In fact the walls seem to have been built at first plain, with the bands or string-courses alone projecting, the panels and ornamentation being afterwards formed in them. The workmanship is of a very rude description; in some cases, as a careful inspection of the drawings given in this book will show, these sham arches are cut out of the surface both above and below, in other cases only below. Elsewhere the work of “cutting out” seems to have been only partially completed. Moreover the elevations of the arches are by no means strictly uniform, the arch on the south side of the eastern elevation being several inches higher than the rest. In truth, the walls themselves, as the ground-plan shews clearly enough, are of different thicknesses in different parts of the building. Around the Porch, the pilasters, of which we have spoken, do not support arches at all, but merely a tabling which is built to receive the eaves.

In the eastern gable of the Nave are the remains of several moulded pilasters, which formed a sort of arcade built to take the form of the pitch of the roof, being stilted in increasing height to the centre. Above the tabling on the north side of the Porch there would seem to have been a similar arrangement, the central pilaster, or rather the greater portion of it, which is rudely moulded, yet remaining.

THE CHANCEL.

The CHANCEL was entered through an arch-way which was not wider than about *three feet*. There is still remaining a fragment of the arch, which springs from an impost, and has the usual characteristics of ante-Norman work. Its disproportion in size to the height of the wall is very striking. Above this arch, imbedded in the wall, were found, during the progress of some alterations about eighteen years ago, two stone figures of angels, one on either side.



These figures, which may fairly be deemed co-eval with the building itself, are executed in a kind of low relief: the angels have their wings expanded, around their heads is the *nimbus*, and over an arm each holds what is conjectured to represent a napkin. In one of our illustrations they are represented in the position in which they were found. It is conceived that originally there was a central figure of our Blessed Lord upon the cross. There is to be seen still

in the curious, though sadly mutilated, sculpture in the church of Headbourne Worthy,¹ near Winchester, (a building, the principal portion of which is of the date of the tenth century,) a design which seems to warrant such a conjecture. The whole group might thus symbolize the deep and reverent care that the blessed Angels have for all that is connected with “the sufferings of Christ and the glory that should follow ;” as St. Peter expresses it,—“which things the angels desire to look into.” I. Peter, i., 12.

The pilasters on the east elevation of the Chancel are moulded into three depressed roundels, a very simple form of decoration, one of the earliest in fact met with in this country. This work is especially valuable as it seems clearly to denote, in the mind of the builder, the superiority of the eastern over the western elevation, and so to mark the building as a Christian Church. Moreover, when considered together with the peculiar way in which the lesser pilasters below the arcade are formed, it seems to mark out very distinctly the antiquity of the structure.

There is a window, still remaining, in the south wall of the Chancel. It is splayed considerably both inside and outside, and gives every evidence of being one of the original windows. There was, it is conjectured, a similar window on the north side, which, together with the portion of the old arcade that ran above it, has been removed, for the insertion of modern windows, since the Church has been used as a cottage.

THE NAVE.

The NAVE was entered from the north Porch by an archway which still exists. The archway, which is not recessed, is *two feet, ten inches wide, and eight feet six inches high*, to the centre of the arch.

¹ See a drawing of this Church, shewing this rood with the two attendant figures of St. Mary and St. John, in the Journal of the Archaeolog. Assoc. (Winchester Volume) p. 412.





DOORWAY BETWEEN PORCH AND NAVE

SAXON CHURCH, BRADFORD ON AVON, 1872.

It springs from an impost, which is itself simply a plain string-course, stopping a slightly moulded pilaster formed by a series of segmental roundels. Above the impost this is continued over the arch as a hood-moulding. This arch is certainly one of the earliest enriched or ornamented yet known. It may be remarked that the opening of this door-way is wider at the floor than at the springing —one of those minor peculiarities which tend to confirm our statements as to its antiquity.

In the western wall of the Nave, the original arcade, which ran round the entire building, has been much mutilated, for the purpose of inserting modern windows. One of the old stones of the arcade is still to be seen, the semicircular arch which was at the first cut out of the stone having been subsequently chiselled off and the stone used for filling up a portion of the wall above the more recent openings. In the south wall of the Nave, moreover, traces of an old window are to be seen, a portion of the semicircular head still remaining. We should conjecture that there were originally two windows on this side of the Church.

THE PORCH.

The Porch is on the north side of the building, and would seem originally to have had on its front a series of moulded pilasters, like those on the eastern gable of the nave already described, above the plain arcade, the larger portion of the central one still remaining. It was entered by a door-way, which, though simpler in its details, corresponds in its general characteristics with the entrance to the Nave, of which an account has just been given. As another instance of the rudeness of the construction of the building it may be mentioned that the Porch is longer by several inches on the east than on the west side.

The next question that presents itself to us is:—What is the probable date of this ancient building?

On this point our best plan will be, first of all, to give the words

of those whose opinions would naturally carry weight, and all of whom have personally examined it.

Sir G. Gilbert Scott, R.A., in a letter to the compiler of this notice, says :—“The little Saxon Church is a most interesting relic. There is no shadow of doubt as to its being Saxon. . . . It is one of the most perfect, I should think, remaining.”

The following is from Mr. E. A. Freeman, D.C.L. :—“From the character of the building I should be inclined to place it early in the last of the three ante-Norman periods which I tried to make out in my History of Architecture. There is certainly in this building nothing that can be described as Norman.”

Mr. J. H. Parker, C.B., F.S.A., writes thus (in 1858) :—“I have arrived at the conclusion that it must really be a Saxon Church of the eleventh century, and if so, the most perfect one we have remaining. The masonry is certainly very superior to any other example, but this may be accounted for by the excellence of the material found on the spot. The two figures of angels found over the Chancel arch appear to me also part of the original work, and to correspond very closely with the figures of angels in the Benedictional of St. Æthelwold (Archæol. xxiv., Plate viii.).” Again (in 1872) he writes, “The Church was built, as it seems to me, in the time of Bishop Æthelwold, between 970 and 975, or possibly then built of wood only and rebuilt of stone about 1025, not later. It is the only perfect example we have of that period, and forms a chapter in the national history.”

Sir John W. Awdry, Kt., in his address as President at the sixteenth general meeting of the Wiltshire Archaeological Society, remarked :—“There is one remarkable building at Bradford-on-Avon —small and not very striking— to which no date can be assigned later than the Saxon period. . . . If anything practical can be done to secure so perfectly unique a monument from destruction, it would be a great point, not only in our local history, but in the history of the building art in England through the middle ages.”

And he thus explains in a letter to the writer the process by which he comes to such a conclusion :—“The argument seems to be this. It is manifestly a Christian Church. Now the ordinary Saxon structures being no better than wattle and dab must be very rare. But if anywhere a tradition of Roman architecture might be looked for, it would be in your free-stone district, with abundant materials, solid, and durable, yet not intractable. We there find a rude and primitive structure with all the arrangements of a Church. The form is evidently Romanesque, while the construction is so debased that it shews the tradition to be already a dim one. Then by a process of exhaustion you find that it cannot be post-Saxon. The Norman architects, instead of cutting sham arches out of great stones, built real arches with little ones. No one will think of assigning it to any period of the pointed styles. And in the Romanesque *renaissance* of the sixteenth and seventeenth centuries no one (even if the character of the construction suited it, which it does not,) would build a Church of these proportions. You have also probably positive documentary evidence of its previous existence.”

It will be seen that there is a remarkable agreement amongst those able to form an opinion as to the antiquity of this building. Moreover the suggestion made by Mr. J. H. Parker, as long ago back as the year 1858, of the great similarity between the sculptured angels and similar figures found in the Benedictional of St. Æthelwold, would seem to give a fair clue to the probable date. That document is an illuminated manuscript of the tenth century, and was the ancient Benedictional of the see of Winchester, compiled by the direction of St. Æthelwold, who held that see from A.D. 963 to 984. A full account, with a number of illustrative engravings, is given in the *Archæologia* (vol. xxiv.), and in Plate ix. we have some figures of angels, over a group of apostles, corresponding strikingly in form and attitude with those found in our Saxon Church. Moreover the peculiar “napkin,” of which we have spoken, held by the angels, is also to be recognized in Plates xvii. and xxiii. It may

be added, that, in the same volume of the *Archæologia*, in an account of Cædmon's Metrical Paraphrase of Scripture History, written about the close of the tenth century, the "caps" and "stepped bases" are seen precisely the same as those in our little Church; so much so, that they might serve for actual drawings of them.

On these grounds we might fairly conjecture the date of our building to be about A.D. 975—1000. Have we any historical, or documentary, evidence, to offer in support of this opinion? Undoubtedly we have, as the following statements will show.

Early in the eighth century, a monastery was founded at Bradford by Aldhelm, afterwards first Bishop of Sherborne, when that diocese comprised all the county "east of Selwood," including no doubt a portion of Wilts, besides Dorset, Somerset, Devon. It was, like a similar establishment at Frome, a dependency of the larger abbey at Malmesbury, of which Aldhelm was abbot. The word "*monasterium*" in those early days frequently meant only a church with three or four priests attached to it, and possibly this was all that was really planted at Bradford; a sort of missionary settlement, or centre, from which the blessings of Christianity might be conveyed to the surrounding population.

Three hundred years pass away during which we know nothing concerning our "*monastery*" at Bradford. But in the year A.D. 1001, King Æthelred bestowed "the monastery" (*coenobium*) "with the adjacent Vill or Manor" (*cum undique adjacente villa*) on the Abbess of Shaftesbury. The specific object of this gift is declared to be "the providing the Nuns a *safe refuge*" (the exact words of the Charter are "*impenetrabile configrium*") "from the attacks of the Danes, and a hiding-place for the relics of the blessed martyr, St. Edward, and the rest of the saints." And Æthelred further directs, that, on the restoration of peace in his kingdom, the Nuns should return to their ancient place; but that some of the society, if such should be the wish of the Superior for the time being, should always remain at Bradford. Without doubt in those early days the large

forests, which were on every side of Bradford, rendered it a secure hiding-place, “*impenetrabile configuum*,” and difficult of access to any large armed force.

Now there is not the least reason why our little Church may not have been standing when the Nuns of Shaftesbury came hither for refuge, shortly after A.D. 1001. The charter certainly reads as if there were granted to that religious house, not merely a site and property, but an actually *existing building*.¹ It has been suggested that they possibly found a wooden Church here which was rebuilt in stone² about 1025, and certainly not later. Anyhow we are sure that this building belonged to the Abbey of Shaftesbury, and whether found by the Nuns when they came here, or rebuilt within a few years of their arrival, there is nothing whatever against our believing it to be the Church of the Monastery, or “*coenobium*,” granted to them by King Æthelred.

The conclusions, in fact, to which we came on independent grounds, correspond in a remarkable way with the documentary evidence supplied by the Charter.

Within very little more than a hundred years of the time of the arrival of the Nuns of Shaftesbury, we have another incidental notice of our little Church. William of Malmesbury, in his “*Gesta Pontificum*,” a work which seems to have been completed in the year 1125, under the Life of S. Aldhelm, speaks of him as having been the founder of Monasteries at Malmesbury, Frome, and

¹ The words of the Charter are these:—“Ego Æðelredus Rex Anglorum . . . cum adjacente undique villa humili devotione offero *coenobium* quod vulgariter æt Bradeforda cognominatur.”—Cod. Dipl., iii., 319.

² William of Malmesbury tells us that the Church of Doultong, in Somersetshire, in which St. Aldhelm died (A.D. 709) was a *wooden* church, which was afterwards re-built of stone:—“*Domus obitus ejus conscientia, lignea erat Ecclesia*, in quam se ultimum spirans inferri jussit, ut ibi potissimum efflaret, sicut incolæ hodie per succiduas generationes asseverant. Hanc . . . quidam Glastoniensis monachus *ex lapide refectam* in Dei (fecit) consecrari nomine . . . Constat in eadem Ecclesia lapidem esse cui Sanctus moriens insederat.” Gest. Pontif. (Rolls Series) p. 382.

Bradford, at the close of the seventh, or commencement of the eighth century. And then he adds these remarkable words, written at the latest in the year 1125 :—“And there is to this day at Bradford a ‘little church’ [he calls it *Ecclesiola*] which Aldhelm is said to have founded and dedicated to the blessed St. Laurence.” Of the monasteries at Bradford and Frome, he tells us that they had by that time both been destroyed, but adds, that he had not been able to ascertain accurately whether their fall was to be attributed to the Danes or to the English.¹

At the time of the Dissolution of Monasteries, the property belonging to the Abbey of Shaftesbury came into the hands of the Crown. All that appertained to the Church, or Rectory, of Bradford was granted, in 34 Henry VIII., to the Dean and Chapter of Bristol. What may be termed the Lay Manor, of which our little Church and its surrounding buildings formed part, would seem to have been the subject of several grants. Thus on 15 October, 38 Hen. VIII., (1547) a grant was made of it to Edward Bellyngham Esq., described as a Gentleman of the King’s Privy Chamber. In 1567 (10 Elizabeth), the lands so granted, which had come again to the Crown, were bestowed for a term of twenty-one years on Lord Herbert, afterwards Earl of Pembroke. In 1575, the Manor, and all its appurtenances, was granted in fee to Sir Francis Walsingham. He came into actual possession of the same in the year 1588, at the termination of the lease granted to Lord Herbert, only two years before his death, which took place, at the advanced age of 89, in 1590. His daughter had previously married the Earl of Clanricarde

¹ The whole passage runs thus :—“ Neenon et apud Bradeford tertium ab eo monasterium instructum crebra serit opinio,—quam confirmare videtur nomen villæ in serie privilegii, quod jam episcopus monasteriis suis dedit apposatum et antiquis scripturæ liniamentis effigiatum. Et est ad hunc diem eo loci *Ecclesiola*, quam ad nomen beatissimi Laurentii fecisse predicatur. Sed enim utraque monasteria From et Bradeford, morem mortalium emulantia, in nichilum defecere, restatque tantum nomen inane. Verumtamen, utrum tantarum ædium destructio imputanda sit Danorum insanis præliis an Anglorum rapacibus conviviis, non facile discreverim.”—Ibid, p. 346.

and the manor of Bradford was a portion of her inheritance.

We are fortunate in having Surveys of the Manor, the records of which extend to this period. Thus, in one drawn up, as it would appear, in 1629, we have, among the copyholds, the following, which clearly relates to our "little Chapel":—

"Gifford Yerbury holdeth by copy of Court Roll dated the 9 day of Decemb^r. A^o. 12 Jacobi Regis [1614] one fair messuage *with a Chappel annexed*, one double Dove-house and diverse houses, 2 curtellages, one close of pasture containing 3 acres, &c."

In the Survey alluded to, we have a reference to another page in which this same holding is thus accounted for at a subsequent date:—

"PAUL METHUEN holdeth by Lease from Sr. Thomas Jervois	A.	R.	P.
Two Houses with Courts and Gardens, and Pigeon-House			
near the Church		3	23
Pigeon House Close	2	3	24

Then in a Survey of the Copyholds, dated 1692, we have this entry referring to the same holding, Pigeon-House-Close and Coombes Close being different names for it:—

"Mr. ANTHONY METHUEN holds by copy dated y^e—day of—168 , all that Messuage and Tenement called Coombes with all lands and premises thereto belong situate in Bradford for the term of his own life and the lives of Thomas and John his sons."

In the year 1712, the Rev. John Rogers, then Vicar of the Parish, set to work to provide a school for his poorer parishioners. Cox, in his "Magna Britannia," a work written very shortly afterwards, says: "A Charity-school was opened at Bradford, January, 1712, for sixty-five children, which is much encouraged by the Minister of the Town." In 1715 Mr. Anthony Methuen helped forward the good designs of the Vicar who had founded the school by granting what was really the *Nave* and *Porch* of our Church as a "Charity School-House"—the *Chancel* being still reserved, and then or previously completely separated from the rest of the building by walling up the Chancel arch and the insertion of large flues. When

the portion above described was conveyed to Trustees as a "Charity School-House," it was described as "a Building adjoining to the Church-yard of Bradford commonly called the *Skull-House*,"—from the fact, most, probably of its having been used as a charnel-house.¹

The CHANCEL remained as part of the copyhold described above, and was occupied as a cottage. In 1724 it was in the hands of Mr. Thomas Methuen. The property was subsequently enfranchised, and in 1761 sold to Paul Methuen. In 1774 it passed by sale to the Bethel family. In 1805 it was purchased by Thomas Bush. In 1820 it became the possession of the Edmonds family, and on the decease of Mr. Ezekiel Edmonds, in 1852, was inherited by his son. On the 18th January, 1872, it was purchased from the last named owner, together with a portion of ground, in the name of the Vicar of Bradford-on-Avon, by means of funds kindly advanced for the purpose, and a Committee of Trustees has since been formed in the hope of ultimately obtaining and restoring the whole of the building—the *only perfect Saxon Church* still remaining in England.

Wiltshire, as we all know, is already rich in relics of our British forefathers. It is also able, as we now see, to boast of a relic in the form of a Christian Church, which though somewhat less ancient, will hardly be deemed less precious. It may in any case be described as without doubt *the place* "by the river-side where prayer was wont to be made," more than *a thousand years ago*, when, and even before, Alfred the Great ruled in Wessex. And in the "*little church*" itself, when given by King Æthelred, now well-nigh *nine centuries* ago, with its then existing monastery, as a place of refuge for the nuns at Shaftesbury, many a time no doubt has been chanted forth the prayer "*Da pacem Domine in diebus nostris.*"

¹ The following is an extract from the deed which bears date, 8 November second year of George I. (A.D. 1715).

"All that Edifice or Building with the Appurtenants situate in or near adjoining to the Church-yard in Bradford aforesaid comonly called or knowne by the name of the skull house and now converted into a Charity Schoolehouse and used as such Together with all wayes and other Appurtenants thereto belonging, Except and always reserved out of this present demise all wayes leading to and from the said premises in a certain grounde called Coombs Close."

It is on every ground worth preserving :—and the appeal is made with confidence to all—whether as Archæologists, treasuring so *unique* and precious a relic of bygone ages—or as Christians, reverencing the memories of those who, in years long since past, built this lowly sanctuary—or as Englishmen, grateful for a freedom from those desolating scourges with which its history is so intertwined—to assist in carrying out the effort, that is now being made for this purpose, to a successful issue.

The following have been appointed a Committee of Trustees for the Preservation and Restoration of this ancient Church :—

The Right Hon. EARL NELSON, *Trafalgar, Salisbury.*

SIR C. P. HOBHOUSE, Bart., *Stoberry, Wells.*

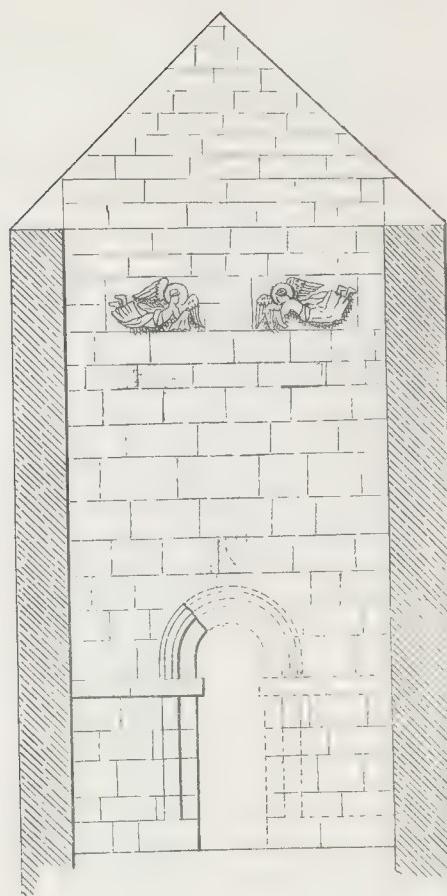
SIR JOHN WITHER AWDRY, Knt., *Notton, Chippenham.*

J. H. PARKER, Esq., C.B., F.S.A., *The Ashmolean, Oxford.*

REV. E. L. BARNWELL, M.A., *Melksham.*

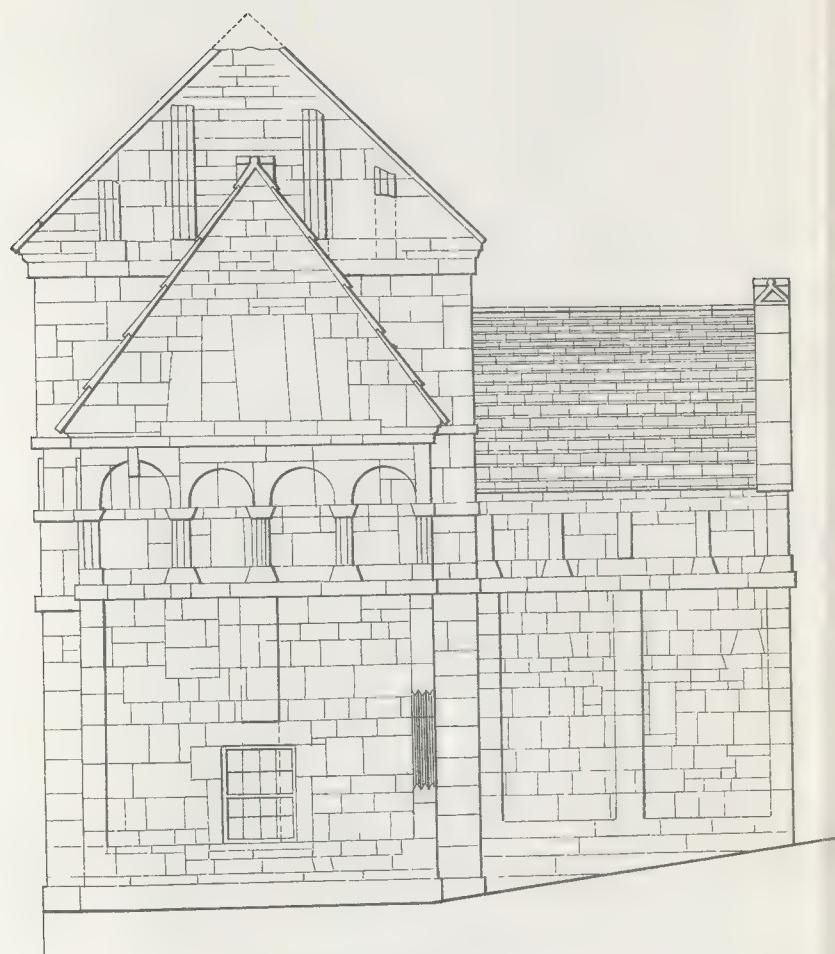
REV. W. H. JONES, M.A., F.S.A., *Bradford-on-Avon.*

Subscriptions may be forwarded to the Treasurer of the Fund,
the Rev. Prebendary W. H. Jones, *Vicarage, Bradford-on-Avon.*



SECTION THRO' NAVE LOOKING EAST



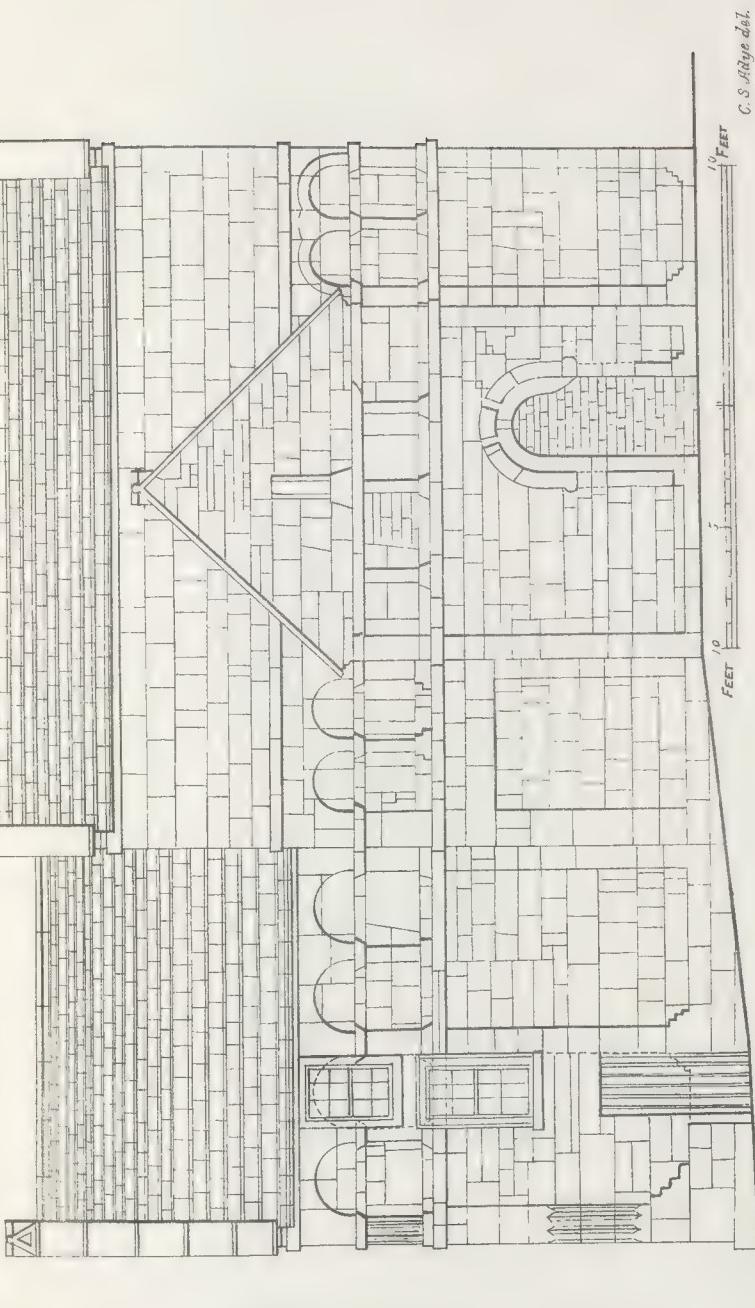


EAST ELEVATION

FEET 10 5 10 FEET

C. S. Adye, del

NORTH ELEVATION.



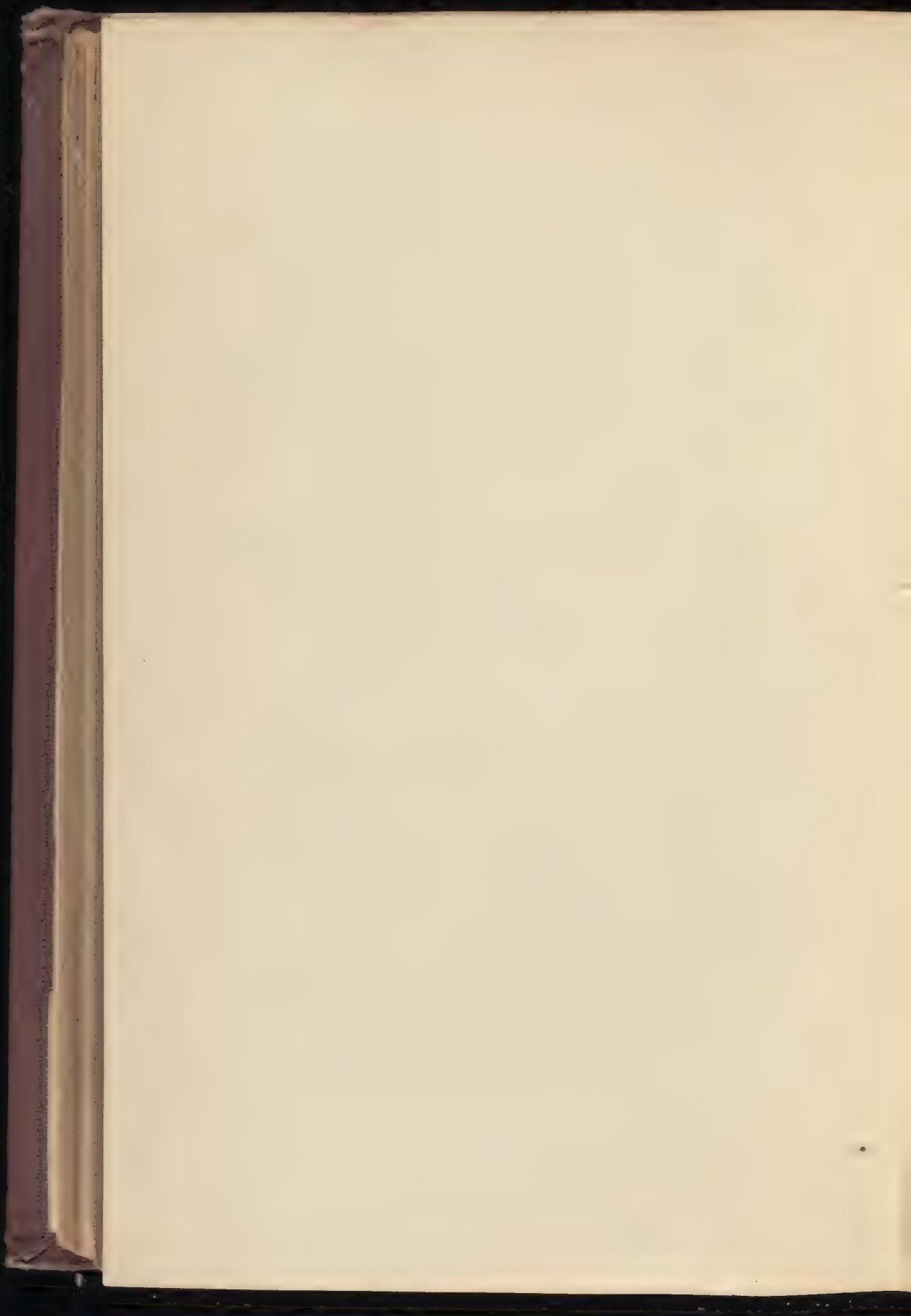
AN ACCOUNT
OF
THE PARISH CHURCH
OF
BRADFORD-ON-AVON,

BY THE
REV. WILLIAM HENRY JONES, M.A.,
VICAR.

"My thoughts are with the dead,—anon,
My place will with them be;
And I, with them, shall travel on,
To all Eternity.

(From the "Wiltshire Archaeological and Natural History Magazine," 1858, vol. v.)

DEVIZES:
HENRY BULL, PRINTER, SAINT JOHN STREET.
1858.



THE PARISH CHURCH.

HE Parish Church of Bradford-on-Avon is dedicated to the ‘Holy Trinity.’ The memorial of the holiday originally kept in observance of the dedication of the Church is still preserved in an annual fair “holden in the Borough on the morrow after Trinitie Sunday.”

Although the building, taken as a whole, has no great pretensions to architectural excellence, being a strange, and, to many eyes, discordant mixture of every variety of style, yet its very antiquity makes it interesting. Nearly eight hundred years have perhaps passed by since the original structure, much of which still remains, was erected. The additions that from time to time have been made to it seem to be a connecting link between the present and the past, and to tell silently, yet not unimpressively, the tale of by gone generations, who slumber now within its walls or beneath its shade, each of whom has left a memorial behind them. Its very irregularities, whilst they preserve the vestiges of the growth and tell the history of the building, mark also the successive changes in the parish itself, from times when wealth and devotion went hand in hand, and men vied with one another in their costly offerings to the Temple of God, to times when they measured all things by the narrow standard of a selfish utilitarianism, and, though they themselves ‘dwelt in cedar,’ suffered the House of God to be altogether unadorned, and to a great extent uncared for and neglected.

“A mother Church,” says Bishop Kennett, “was the more honorable for being branched out into one or more subordinate chapels.”¹ In this respect our ‘old Church’ was more than usually privileged, at least six, if not more, distinct chapels being dependent

¹ Parochial Antiquities, ii. 272.

upon it. These chapels were built originally, as we have intimated in a previous page (35), in the 14th or 15th century, to supply the wants of those who lived at a distance from the town, and the duties in them were performed by Chaplain Priests—(*Capellani* they are commonly termed),—who were under the direction and control of the Vicar.

The Parish Church, in its present state, consists of a Chancel,—Nave,—North Aisle,—a Tower at the west end,—a small Chantry Chapel at the south-east corner of the Nave,—and a South Porch.

The building seems originally to have consisted only of a Chancel, about two-thirds as long as the present one, and a Nave of the same dimensions as now. Judging from the appearance of the masonry, and the manner in which the present Tower is united at its south-east angle with the body of the Church, there would seem to have been also a Tower to the original building, a portion of what was probably the angular turret to carry the staircase still remaining. All this was no doubt the work of the *twelfth* century.

In the *fourteenth* century the Chancel appears to have been lengthened and the east and north-east windows to have been inserted, the characteristics of this portion of the Church enabling us to attribute it to the *middle-pointed*, or *decorated*, period of architecture.

Towards the latter portion of the *fifteenth* century, judging from the tracery of the window and other features of the structure, we should imagine that the present Tower was added to the Church.

No long time after, probably at the end of the *fifteenth* or the commencement of the *sixteenth* century, the North Aisle was added. We shall presently state our reasons for believing that this part of the Church was built at *two* distinct periods, though at no long interval probably between them.

A little later, possibly shortly before the Reformation, the small Chantry Chapel, now called the Kingston Aisle, was built; by whom, it is not known,—though perhaps by some member of the ‘Hall’ family, the proprietors at that time of the ‘Mansion House,’ by the owner of which, for the time being, it has always been held.

THE CHANCEL.

The Chancel is about 48 feet in length and 20 in width. Both externally and internally those features, which prove the original building to have been of Norman date, are distinctly traceable. The plain flat buttress, which seems but little more than thickening of the walls, ending in a gentle slope just below the parapet, is to be seen here. Moreover, though now blocked up with large monuments affixed to the wall, the traces of the long and narrow semi-circular headed Norman windows are plainly discernible. There appear to have been, as far as we can conjecture, two such windows in each of the side walls of the Chancel. Internally they were splayed very considerably. In carrying out some repairs about eighteen months ago, traces were found of illuminations, &c., on the walls. Over the head of the most eastern of the Norman windows, on the south side, was a scroll on which was written the first article from the Apostles' creed,—“Credo in Deum Patrem Omnipotentem.” [the remaining portion of the inscription was defaced.] Probably the rest of the creed was inscribed on other parts of the Chancel walls.

In the *fourteenth* century, to judge by the style of the architecture, the Chancel was considerably lengthened. The windows, both at the east end, and at the north-east side of the Chancel, together with the external buttresses of this portion of it, belong to the middle-pointed or decorated style; as also does the battlemented parapet, which was no doubt, at the same time, carried round both sides of the Chancel, superseding the original, and simpler, Norman work.

Both of the windows just alluded to, are remarkable for the simplicity, yet chasteness, of their design. The altar window consists of five lights, all terminating, with semi-continuous tracery, in a circle at the head of the window, composed of six cusped triangles. Till lately the window was for the most part blocked up with stone, and the upper tracery cut away and filled with fragments of coloured glass, most of it of a very inferior description. The lower part within was, in accordance with the taste of the last century ‘ornamented’ with wooden panelling in a quasi-classical style, in the

centre of the whole arrangement being a large oil painting of the last supper by a native artist, that testified more to his devotedness than his skill. The painting has been removed to the vestry of the Church, and the window, after a complete restoration of the stone-work, has been filled with stained glass, executed by Messrs. O'Connor, of London. The subjects of the various paintings are (1.) The Nativity,—(2.) The Baptism,—(3.) The Crucifixion,—(4.) The Entombment,—(5.) The Resurrection; and underneath are inscribed the following words from the Litany:—"By thy birth,—By thy baptism,—By thy precious death,—By thy burial,—By thy glorious resurrection,—Good Lord, deliver us." The tracery at the head of the window contains emblems of the 'Holy Trinity,' in honour of whom the Church is dedicated.

The window on the north-east side of the Chancel consists of two lights. The tracery is semi-continuous. At the head of the window is a trefoil with double cusping. Possibly a window of similar design or character was at one time on the south-east side of the Chancel. If so, it must have been removed, and its place supplied by the larger one of four lights which is by no means a bad example of the Perpendicular style.

RECESSED TOMBS.—There are in the Chancel a considerable number of monumental memorials. For the present we will only speak of the two oldest and most interesting of them,—the recessed tombs,—one of which is on the north, and the other on the south side. They are formed in the body of the wall of the Church, and extend to within some eight or ten feet of what would seem to have been the original eastern termination of the Chancel. Judging from the style of architecture, the extension of the Chancel and the erection of these two tombs would appear to have been the work of much the same period.

Of the two recessed tombs, the one on the north side of the Chancel is perhaps the more ancient, though there is no long interval between them. Originally, like the one on the south side, it was surmounted by a canopy; portions of the original label, and of some of the crocketting of the pediment, having been discovered among the *débris*, whilst clearing away a large monumental tablet,

which had been fixed on the face of the wall immediately in front of it. The whole of the ornamental work had been previously destroyed, and the recess filled up, to enable the marble-mason to attach the slab in question to the wall. The effigy is a female figure, the costume of which,—(one feature being the *wimple*, or handkerchief round the neck and chin,)—fixes the probable date of it in the time of Edward I., or about 1280—1300. A small figure of the head of a female,—habited in like manner with the *wimple*,—was a short time ago discovered during the progress of some repairs to the tomb, which was clearly a corbel of the label that formerly went round the outer arch. As to whose tomb it may be, we have no certain clue at all. From the ancient deeds, to which reference has been made in a previous page (31), we might, in the absence of any definite information, hazard a plausible conjecture. Even at the middle of the 13th century the ‘Hall’ family, as they were in course of time designated, were persons of consequence and property in Bradford. Living, as we know they did, in the Town, and in a ‘Mansion House,’ on the site probably of the present Kingston House, it is not a little remarkable that there is no memorial in the Church, to which we can certainly point as referring to members of this family;—and yet nothing should we look for more naturally. As then we find, from a deed which bears date,—(for reasons which we have specified (p.31)—from 1247-1252, that at that time ‘*Agnes*’ is represented as the ‘relict’ of ‘Reginald de Aulâ,’ and seems, (we may also infer) to have been left a comparatively young widow, her children being under age, there is no improbability in the supposition that the tomb, of which we are speaking, may be hers. Till her children became of full age, she appears to have been the head of the family in Bradford. Though, of course, all is conjecture, still, the probable date of the tomb,—the high position she herself held,—the fact that she might well have been living at the close of the 13th century,—all lend colour to the supposition, that this recessed tomb on the north side of the Chancel may be that of ‘*Agnes de Aulâ*.’

Of the recessed tomb on the south side of the Chancel, with its elegant and cusped canopy within, and its curious gable and small

lancet window without, we have already given a drawing (pl. iii. p. 32), so that further description is unnecessary. The effigy itself is sadly mutilated, but enough remains to enable us from its costume, as well as from the mouldings and other details of the canopy, to assign its date to the beginning of the 14th century. Whose tomb it may be none can tell: the *crossed legs* may denote that the deceased was a person of authority, or office, under the King; for it is generally understood now that this attitude does not necessarily refer to the taking of the cross. It *may* be the tomb of Sir John de Holte, whose name occurs very frequently in deeds of the time of Edward I., and who, in the year 1314, was Sheriff of Wiltshire;—but this, of course, is mere conjecture.

Within the last eighteen months the whole of the Chancel has been fitted up with oak stalls and seats. A gallery erected in 1707 by Thomas Lewis, then Vicar, which stretched across the Chancel arch, and entirely shut out the view of the eastern part of the Church from the Nave, has also been removed. The Chancel Arch itself would seem to have been rebuilt about the end of the 15th century. There are evident traces of the *rood-screen*,—several fragments of it, together with an original bench end with its finial, were discovered during the progress of repairs. The *rood-loft* still remains. The Chancel Arch seems to have been illuminated, much of the colouring yet remaining where the thick coats of white-wash, which have been mercilessly laid on here, as in other parts of the Church, have been removed. The giving way of the south wall of the Chancel at some time,—(though certainly not within the last 220 years,)¹—has caused this arch to spread considerably. Further damage has been prevented by the insertion of iron bars, one of which of great strength, though concealed by plastering and white-washing, stretches across the Church just above the Chancel Arch, and ties the walls together.

¹ The Chancel Roof was ceiled with plaster in the year 1636. At that time the south wall had evidently given way, as the plaster cornice is carried round, and adapted to the curvature which the line of this wall had assumed. We cannot perceive any mark of cracks in the plaster which seems much in the state in which it was first put up, so that we may fairly conclude that for at least *two centuries* there has been no further *spreading* of the Chancel wall.

In removing some panelling which covered the wall, two small recesses, were discovered on the south side near the east end of the Chancel; one of them would seem to have been an ‘Ambry,’ and the other a ‘Piscina.’ The latter has been so mutilated, that it is almost impossible to say what was its original design.

THE NAVE.

The Nave is 88 feet in length and about 30 in width. The north wall has been removed for the insertion of arches, by which it is divided from an Aisle on that side. On the south we have still the original wall, the external buttresses, &c. and traces within of the long semi-circular headed windows which once existed, enabling us to pronounce it to have been of Norman date. The present windows are all of them later insertions; some of them indeed have been made in very modern times, and in the usual tasteless style of the 18th century. Two large windows are of Perpendicular date, and of these, the one at the west end, with a traceried transom, is particularly good: the other is filled with stained glass, the gift of Mr. John Ferret, collected, it is said, by him abroad, consisting of a number of medallions in which are depicted various scenes from the life of our Blessed Lord. The tracery is filled up with divers fragments of glass, some of which is hardly in keeping with that contained in the lower part of the window.

It may be mentioned that there appear, on either side of the present Porch, to be traces of an older door-way leading into the Nave. The Porch, as it now stands, it may be mentioned in passing, is of late date. The Niches, of which there are two,—one over the interior and another over the exterior door-way,—would seem to be earlier than the remaining part of this structure. They possibly formed part of an older Porch, and were inserted in the present one.

The Roof of the Nave is of the 16th or 17th centuries, and is of Elizabethan or Jacobean style plastered and panelled within.

THE AISLE.

The Aisle is 90 feet in length and about 15 feet in width. Though at a first glance the whole of this portion of the Church may well be

considered to have been built at the same time, yet an attentive examination of the fabric makes it very evident that such was not the case. Not only are each of the two eastern bays of less width than each of the remaining three, but there are differences, though small, to be observed in the mullions and tracery of the windows, that distinctly mark the present Aisle as of two periods. The eastern portion was probably built first, and this extended as far as the end of the second bay from the Chancel, in fact to a large block of masonry¹ that is still left standing, (and which is part no doubt of the original wall,) and forms a sort of division between the two portions of the Aisle. It is by no means difficult for an experienced eye to detect, at this point, evidences of an Aisle having once terminated here. Though the whole Aisle has had an oak-panelled ceiling, yet the design of the two parts of it is different, and the general character of the work, together with what our masons call the *angle corbelling* at the point in question, prove clearly that we are right in the opinion we have expressed as to the extent of the original Aisle. Externally too, you may trace distinctly the *toothing* of the masonry, the marks, that is, of the union of the older to the newer work; and, not only so, but the portions of the battlemented parapet to the east of the north door—(which is itself placed at the point which we are indicating)—vary materially in size from those on the western side of it, the former being smaller than the latter.

At the east end of the Aisle there was most probably an altar formerly, the sill of the window there being considerably higher than those of the other windows. A long squint, or hagioscope, extends from the south east angle of the Aisle, for many feet, and was originally brought out at the west corner of the recessed tomb in the north wall in the Chancel. There is also in the north wall,—in the part of the Aisle we have described as an addition to the original one,—a straight-headed panelled and ornamented recess which seems once to have contained a crucifix and to have been decorated with colours. It was probably the Reredos of an altar situated here. The lower part

¹ Behind this block of masonry are still to be seen the remains of an original Norman buttress, which proves that we are right in the supposition that the Church originally consisted only of a Chancel and Nave.

of it is at present shrouded with pews, but there appears to be some handsome stone work beneath. It may be that these two aisles, afterwards forming but one, were originally the two chantries, of which we shall presently speak, that we find existing at the time of the Reformation in connection with this Church.

THE KINGSTON AISLE.

By this term is now designated a small Chantry Chapel, *twelve and a half* feet in width and *sixteen* in length, at the south-east angle of the Nave, erected most probably by some member of the 'Hall' family, the maternal ancestors of the Dukes of Kingston, from whom the Aisle derives its present name. This part of the Church has been much injured by the failure of the adjoining wall. It has also been sadly mutilated in other respects,—by the addition of a high roof with a gable instead of the original flat roof,—the rebuilding of the parapets in wrong character,—and the introduction of a window on the south side, very inferior, without doubt, in design to the one for which it was substituted, and which, most probably, was similar to the window which, though blocked up, still remains in the east side. At the north-east corner there is a recess in the wall which has been recently opened, and which would seem to have been an 'Ambry.' There was no doubt, at one time, an altar at the east end. There are no traces of its having been ever used as a Mortuary Chapel. The Aisle was but a few years ago separated by some Jacobean screen work from the body of the Church, and over the lintel of the door-way were placed the arms of Hall. They were coloured—'*Sable, three battle axes, or,*'—and the side ornaments were of an arabesque character. The Aisle is kept in repair by the owner of Kingston House.

THE TOWER.

Judging from the upper windows of the Tower, this part of the Church seems to be the work of the latter part of the 15th century. It is a plain massive structure, square in form, with a turret staircase at its south-east angle. It is surmounted by a small steeple which hardly looks in proportion to the rest of the structure, and

gives to the whole a dwarfed appearance; though this may perhaps be owing to the low situation in which the Church stands, the houses all rising above it, on the north side, in successive ranks to the top of the hill. At one angle of the Tower there are evident remains of some of the original Norman work; the door-way and a small window, which is deeply splayed internally and formerly gave light to the staircase, being evidently much older than other parts of the present building. It has been already intimated that this was probably the angular turret which carried the staircase to a tower of earlier date:—indeed you can distinctly trace the junction of the older with the more recent work.

The Tower is united to the Nave by means of a handsome panelled arch of good proportions. The whole of this is excluded from view in consequence of a large gallery, containing an organ also of large size, extending across the west end of the Nave. The interior of the lower story of the Tower has some simple, yet good, groined stone vaulting in the roof, by which it is separated from the ringing-loft.

THE BELLS.—These are eight in number, and have been pronounced to be amongst the best and heaviest peals, of eight, in Wiltshire. The inscriptions upon them are as follows:—

1. Fear God; honour the King. A. R. 1754.
2. Love the brotherhood. A. R. 1754.
3. Thomas Yerbury and John Goldisbury, Churchwardens. 80 (sic for 1680.)
4. Thomas Yerbury and John Goldisbury, Churchwardens. R. P.
5. Honour the King. I. W. 1614.
6. Prosperity to the Town of Bradford. Ab: Rudhall, Founder, 1754.
7. Love thy neighbour as thyself. I. W.¹
8. Recast by Thos. Mears. Nov. A.D. 1842.

The Rev. Henry Harvey, Canon of Bristol, and Chaplain to H.R.H. the Duke of Cambridge, Vicar. Charles Timbrell, Esq., Churchwarden.

Sacred to God on high, and in this Temple rais'd,
May holy sounds from me be heard, and He be praised.

In the year 1553, according to the certificates of 'Sir Anthony Hungerford, William Sherington, and William Wroughton, Knights,' there were *five* bells belonging to the Parish Church. Unless we suppose any of them to have been broken and recast,

¹ Date 1614 is chalked on the bell.

we possess none of them at present, as the dates on the bells now in the Tower are all subsequent to the period of that enquiry. The entry to which we allude is contained in a document relating to ‘Church Goods,’ is to be found in the Record Office in Carlton Ride, and is as follows:—

“BRADFFORDE. Delivered to Robert Browne and to Richard Rundell i cuppe or challis by Indenture of xvi ounces and v belles.
In plate to the Kings use v ounces.

It appears from the minute book of Vestry, that in 1735 there were already *six bells* in the Tower of the Parish Church. A resolution was passed, Aug. 19th, in that year ‘That the Churchwardens have full power to agree with some Bell-founder for *two new bells*, (less than the present Treble) in order to make it a Ring of Eight bells, the said two Bells to be brought forthwith and sett up at the parish charge.’ These bells cost, as appears from the accounts of the following year, the sum of £93 14s. 2½d., exclusive of the expense of hanging them in the Tower, and were supplied by a founder of the name of ‘Cockey.’ Neither of these bells appears to be in the Tower at the present time. The Vestry accounts of 1755-56 show that a considerable sum was then expended in alterations, &c., with regard to the bells, a founder of the name of ‘Rudhall’ having been employed for the purpose.

Of the *present* peal, the *fifth* and *seventh* were cast in the year 1614 at the foundry of John Wallis in Salisbury. The *third* and *fourth* were cast, in 1680, by Roger Purdue of Salisbury. In 1754 the *first*, *second*, and *sixth* bells were cast at the foundry of Abel Rudhall of Gloucester. When the original *tenor* was placed in the Tower is not known; it was broken about seventeen years ago, and was recast, in 1842, by Messrs. Mears of London.

Suspended in the Ringing-loft are the following lines, entitled ‘The Bells, an address to the Ringers,’ written by the late Vicar, the Rev. H. Harvey.

Sacred to GOD the LORD and in His House high raised,
May holy sounds from us be heard, and He be praised;
Bradford, when joy abounds, ‘tis ours with gladdening voice
Thy Sons newborn in CHRIST to bid in Him rejoice:
And when by death assailed and sunk in whelming grief,
‘Tis ours to bid them mourn in Him, and find relief.

Alike we call to prayer, and when the Table's spread,
 'Tis ours the same to tell, that Souls may there be fed:
 We too around proclaim the quickly fleeting time,
 And songs of heavenly praise with tuneful notes we chime;
 Come then, on Avon's bank, a ransomed, pardoned, band,
 And strike, as well beseems, with saintly, reverent, hand;
 Come, Christian Ringers, come, and strike with godly fear,
 That all who hear our sounds, our sounds may love to hear.

H. H. Dec. 10th 1842.

THE CHANTRIES.

In the *Valor Ecclesiasticus*,¹ which was made about the 25th Henry VIII. (c. 1533), we have an account of *Two Chantries* connected with the Parish Church. The one was held by 'William Byrde,' the Vicar, and was,—(after deducting £3 6s. 8d. to be expended for 'works of charity' in accordance with the direction of the Founder,)—of the value of £6 13s. 4d. The other was, according to the same authority, held by 'Thomas Horton,' as Chantry Priest, and was of the same *gross* value as the former, but liable to a deduction of £2. 14s. 4d. 'for works of charity'—in accordance, it is added, 'with *his own* appointment' (*ex ordinacione suâ*)—from which it would naturally be inferred that the same person was the Founder and Chantry Priest. In a previous page (p. 39, note) we have entered on some of the difficulties connected with this statement, and have suggested explanations. The 'Thomas Horton,' who I presume to have been the founder of this Chantry, died at Westwood 14 August, 22

¹ The entries are as follows;—(*Valor Eccles.* ii. 81.)

CANT'IA IN ECCL'IA P'OCIAL DE BRADFORD.

Will's Bryd est Cant'ista.

	£	s.	d.
Valet p. annu	-	-	x
Unde in operibus Charitatis ex ordinac fundat	-	lxvi	viii
Et reman' clare p. annu	-	vi	xiii
	<hr/>	<hr/>	<hr/>
	vi	xiii	iv

CANT'RIA IBIDEM.

Thomas Horton est Cant'ista.

	£	s.	d.
Valet p. annu	-	-	x
Unde in operibus Charitatis <i>ex ordinac' sua</i> p. annu	-	liv	iv
Et reman' clare p. annu	-	vii	vi
	<hr/>	<hr/>	<hr/>
	vii	vi	viii

Henry VIII. (1530;) his wife 'Mary' was living in 1538, but died in, or before, 1545.¹

The statements contained in the 'Valor Ecclesiasticus' are by no means confirmed by subsequent Records. Among the documents contained in the late Court of Augmentations (Carlton Ride) we have three returns to Commissions of enquiry on the subject of colleges and Chantries, &c., and in none of these is there any mention at all of the *former* Chantry in the Parish Church. Their statements are at variance moreover with the first-named record as to the *value* of Horton's Chantry. Possibly the *former* Chantry, which was in 1533 held by the Vicar, was but a *temporary* foundation, or was endowed with lands held on lives or on lease, the tenure of which was determined in due course and was not renewed. Of this character may have been the one we alluded to in a previous page (38), which was founded by Reginald Halle, as early as 7 Henry V. (A.D 1420.)

Of 'Horton's Chantry' we have full and detailed accounts. Of the Commission of Enquiry conducted in 37 Henry VIII. by 'John, Bishop of Sarum, Sir Thomas Seymour, Knight, Robert Chydley, Esquire, and Thomas Leigh and William Grene, Gentlemen,' we have *two* reports; *the one* being a complete account of all the lands and tenements belonging to the said Chantry together with the rents issuing therefrom, the names of the various tenants, the precise nature of the several tenures, &c.; and *the other* a summary of the principal matters relating to it, in the form of answers to certain articles of enquiry, to which the attention of the Commissioners was especially directed. Of a subsequent, and *third* enquiry, conducted by 'John Thynne and William Wroughton, Knights, Charles Bulkeley, John Barwycke and Thomas Chafynne, Esquires, William

¹ This last fact we learn from the leasing out of certain of the lands, which formed the endowment of this Chantry, situated at Kebyll (Keevil) in Wilts, to 'William Lucas' for the term of forty years, 'such term commencing from the decease of Mary widow of Thomas Horton,' who (the record goes on to say) is *now* (1545) dead;—('termino predicto incipiente post mortem Marie Horton vidue que quidem e vita decessit.') 'Certificates of Colleges and Chantries, No. 59, Wilts,' among the Records of the late Court of Augmentations, belonging to the Court of Exchequer.

Thornhyll and Lawrence Hyde, Gentlemen,' in the second year of Edw. VI. (1548), we have an account in a Document entitled "The Booke of Survey of the Colleges and Chantries et cetera." [Com. Wiltes.]

From these various Records we glean the following information respecting the Chantry in question.

The gross revenue of the Chantry is said to have amounted to £11 13s. 4d. The lands and tenements from which it arose were situated at Allington, Chippenham, Winfield, Hullavington, Keevil, and Box, in the county of Wilts; at Whitcome, and Farleigh Hungerford, in the county of Somerset; and at Weston in the parish of Marshfield, in the county of Gloucester. There was also a house at Bradford, with a garden adjoining, known as 'the Mantyon house,' of 'the sayd Chauntry' which the Chantry Priest, for the time being, occupied, at a yearly rent of 3s. 4d.

The first named Commissioners reported concerning this Chantry,—

"There appears to have been no abuse in this instance inasmuch as the revenues and profits of the said Chantry are expended and consumed in accordance with the original foundation of the same."¹

From the report of the second Commission we learn that 'William Furbner' then (1548) 'of the age of lvi yeres' was Incumbent. They add the following particulars, which, as interesting, we print in full:—

"The plate belongynge unto the sayd Chauntry xvii ouz.

"The Goodis and Ornamentis belongynge unto the said Chauntry prised at xxiii^s iv^d.

"**Mem^d.** The sayd Incumbent is a very honeste man well learned and ryght able to serve a Cure albeit a very poore man and hathe none other lyvynge but the sayd Chauntry, and Futhermore he is bounde by the fundatyon to *kepe a Free Scole* at Bradforde, and to gyve to the *Clerke²* ther yerely xx^s to teache

¹ "Abusus nullus appetet eo q^d Revencones et proficia ejusdem Cantarie expenduntur et consumuntur secundum primam fundacionem ejusdem."—"Certificates of Colleges and Chantries, Wilts," No. 56. (Carlton Ride Office.)

² By the '*Clerke*' is here meant the '*Parish Priest*.' In the 'Particulars for the Sale of Colleges, Chantries, &c.,' after reciting that 'the Incumbent for the tyme beinge is bound by the fundacion to *kepe a Gramer Scoole* at Bradforde,' —the record goes on to say,—'and to geve the *Priest* ther yearlie xx^s to teche children to sing for the maintenance of Divine Service within the *Parische Churche* ther.'

children to syng for the mayntenance of Divine Service, and also to distribute to the Poore yerely xiiiⁱ iv^d all which things he hathe done accordinglye.

“Also the sayd Parisshe of Bradforde is a greate Parisshe within whiche be the number of xlxxvj people which receyve the Blessed Communion and no Preste to helpe the Vicar there in administracon of the Sacramentis savinge the sayd Chauntry Preste. Wherefore the Parishoners desire the Kinges mooste honorable Councill to consider them accordinglye.”

In a Record, bearing date a few months after the one just referred to, entitled—‘Particulars for the Sale of Colleges, Chantries &c.,’¹—we have the above circumstances again recited with the following additions:—

“**Memorandum:** to wright to the Receavor of Wilshere for payment of these folk as heretofore hathe ben used:

“**Memorandum:** ther is no Scole of Gramer ther.”

From the same document it appears that the property belonging to this Chantry, which here is valued at a sum slightly differing from that named in previous estimate, viz., at £11 18s. 3d.—(from which however was to be deducted the sum of 12s. 4. payable to the Lord Arundel out of the lands at Keevil,)—was sold (for twenty-two years’ purchase) at £248 10s. 2d. The purchasers seem to have been ‘Thomas Horton, Esquire,’ and ‘Richard Byllett,’—though the record is not specific as to the portion of the lands and tenements purchased by each of them.

THE VICARAGE.

It has been already stated that the Rectory of Bradford together with the advowson of the living belonged in olden time to the Abbess of Shaftesbury, and, since the Reformation, to the Dean and Chapter of Bristol. The great Tithes of the whole parish, including in this the several chapelries, were commuted, in the year 1840, at the sum of £1507 2s.

The Vicarage now comprises only a portion of what formerly belonged to it. The tithes of the several chapelries have been annexed to the Incumbencies of their respective ecclesiastical districts, with the exception of Christ Church, Bradford, which is in part endowed

¹ Vol. 68, of the Series of books remaining with the Augmentation Records. (Carlton Ride Office.)

by the Ecclesiastical Commissioners, and has a portion of income also arising from pew-rents. About sixteen years ago the old Vicarage House, having fallen into decay, was taken down and a new house erected, the expense being defrayed by money borrowed, on the security of the revenues of the living, from the Governors of Queen Anne's Bounty.

There are two Terriers in the Registry of the Bishop of Salisbury relating to the Vicarage, which, as they are very short, we print *verbatim*. They would seem to show that the land formerly belonging to the Vicar was of somewhat larger extent than at present. The former of these Terriers is as follows :—

"BRADFORD. A Terrier of the Lands of the Mother Church of Bradford made the 19 of Oct^r. A^o. 1608.

"Imp. One Mansion or Dwellinghouse with gardens, orchards and other grounde belonging to the same to the quantity of *two acres*, or thereabouts, environed by the Churchyard on the easte, and a grounde called Barton Orchard on the weste.

"Item. One littell Close in the Church [yard*] reaching from the Church geate to the very ground of the Garden, by estimation one halfe acre or more.

(signed) "THOMAS READ, Vicar.
 "JOHN BLANCHARD.
 "PETER GODLEE.

The latter Terrier, made about a century later than the former, runs thus :—

"A True and perfect Terrier of the Gleab Lands, Houses and other Edifices in the Borough of Bradford, in the Deanery of Potterne and Diocesse of Sarum, belonging to the Mother Church and Vicaridge thereof.

"Dec. 20, 1704.

"Imp. One Mantion House, where the Vicar is resident, with one Stable or Outhouse.

"One other House where the Clark of the Parish Church now dweleth.

"One other House where the Sexton of the Parish Church now dweleth.

"One other House where one Cooper now dweleth, all erected and built upon the Church Yard or Gleabe thereunto belonging.

"Item. One Parcel of Meadow ground or pasture containing *Two acres*, or thereabouts, now converted into a public Garden with a House thereon built, and Three other gardens ;—and all other Dues usually belonging to any Vicaridge.

(signed) "THO. LEWIS, Vicar.
 "JOHN SHEWELL, } Ch.
 "THO. CATOR, } Wardens."

* MS. illegible : I can however have no doubt as to the original word being as supplied in the text above.

The following list of Vicars has been compiled, for the most part, from Sir Thomas Phillips' edition of the 'Wilts Institutions.' In a few instances omissions have been supplied from other sources. Of most of the Vicars we know little more than their names.

A.D.

- 1312. RICHARD DE KELVESTON; presented by Gilbert de Middleton, who is called '*Firmarius Ecclesie de Bradeford.*' [For the meaning of this term see above p. 64.]
- 1348. RICHARD DE MERSCHTON; presented by Robert de Worth, who in 1320 became the Lessee of the Rectorial Tithes under the Abbess of Shaftesbury, and, as such, presented to the living.
- ... ROBERT ALISANDER; presented by the same patron.
- 1349. JOHN GILLE; presented by the same patron.
- ... WILLIAM BOTELER. This name is not included in the list of Vicars, but in the following entry the fact of his Incumbency is implied.
- 1413. JOHN HAVYLE alias KING; presented by the Abbess of Shaftesbury on the resignation of William Boteler. [All the other Vicars, up to the time of the Reformation, were presented by the same Patron.]
- 1418. THOMAS SWAFFAM. He was Rector of Patney, in the patronage of the Bishop of Winchester, and exchanged with John Havyle.
- 1429. HENRY GAVELER.
- ... ROBERT CARPENTER;* this name is not in the Wiltshire Institutions, but the following entry presumes the fact of his Incumbency.
- 1438. JOHN PALER; presented on the resignation of Robert Carpenter.
- 1463. JOHN FRANKELEYN; on death of J. Paler.
- 1464. THOMAS SHORTBRYGGE; on the resignation of John Frankeleyn.
- 1474. SIMON ELVYNGTON; by exchange with Thomas Shortbrygge.
- 1481. JOHN BOSTOKE.
- 1491. WILLIAM BRYDDE OR BYRDE; attainted of high treason, and deprived of the living. (See above p. 40.)
- 1540. THOMAS MORLEY; presented by the King (Henry VIII.). He was Suffragan Bishop of Marlborough, and, in accordance with the provisions of 26 Henry VIII.† c. xiv. held also the living of East Fittleton. He was consecrated in 1537. In Dr. Pegge's‡

* Sir Thomas Phillips gives this 'Institution' thus,—“1429. ROBERT LOKYNGTON by exchange with H. Gaveler;”—probably referring to the same person, e.g.—“R. Carpenter of Lokyngton,”—as he came from a place so called.

+ The act was entitled “An Act for nominating and consecration of Suffragans within the Realm.” They were to exercise such jurisdiction as the Bishop of the Diocese should entrust to them, the term of their commission depending on his will. The object of this Institution,—(which, by the way, was not new in England, such Bishops having been appointed in this country as early as A.D. 1325,)—was for ‘the more speedy administration of the Sacraments and other good, wholesome, and devout things and laudable ceremonies, to the increase of God’s honor and the commodity of good and devout people.’ Each Suffragan Bishop was permitted to hold *two* benefices. Marlborough was the only Suffragan See in Wilts.

‡ This list is given in an Article on ‘Suffragan Bishops’ in vol. vi. of Nichols’s ‘Bibliotheca Topograph. Britan.’ A reference is there made to the ‘Wharton MSS.’ in Lambeth Palace; No. 577, p. 358 and No. 589, p. 172.

list of Suffragan Bishops he is called Thomas Bickley *alias* Morley. He was instituted to the livings of Bradford and East Fittleton on the same day, (28 Sept. 1540).

1553 (?). THOMAS THACKHAM. Appointed by the Dean and Chapter of Bristol. This Institution is not entered in the Sarum Registers, but the probable date of it is supplied by the decease of Bishop Morley, which took place in 1553. In 1572 Thomas Thackham held St. Mary's, Wilton; and in 1573 became also Rector of Hilperston. This Vicar died at Bristol—(of which he became a Prebendary in 1590)—Sept. 23, 1592, and was, a few days afterwards, buried there. (Reg. Bur.)

1592. THOMAS READE. Presented by 'John Lacy' who obtained the patronage by grant from 'Robert Costlyn,' executor to Matthew Morrant, Gentleman, the grantees from the Dean and Chapter of Bristol.* This Vicar died at Bradford and was buried there March 22, 1634. (Reg. Bur.)

1634. NATHANAEL WILKINSON. Presented by William Porrett, Clerk, of Swell, Co. Somerset, and Edward Cradock, of Fordington, Co. Somerset, by virtue of a deed of assignment made by Edith, relict of John Wilkinson, Prebendary of Bristol. [In a deed, alluded to in a previous page (88), in the possession of the Dean and Chapter of Bristol, it is said,—“There is no Incumbent at Bradford att present.” (1649).—The name, however, of ‘Nathanael Wilkinson’ appears as ‘Vicar’ on a Subsidy Roll for 1642. In the ‘Sarum Registers’ the following Vicar, ‘Thomas Lewis,’ is said to have succeeded to the living by the decease (*per mortem*) of ‘Nathanael Wilkinson.’ It would seem, therefore, either that this Vicar had been displaced, or that, dying before 1649, his place had not been at once filled up. The ‘Bishop’s Registers’ would not acknowledge of course the right of an intruder to the living, and therefore, even if Nathanael Wilkinson had been dead some years, would nevertheless, on the next legal institution to the Vicarage, speak of it as void through his decease. I have searched in vain to ascertain the facts of the case, and especially whether, in the event of the ejection of this Vicar by ‘The Tryers,’—(who were in our neighbourhood in 1648-49,)—another was appointed to supply his place. We can glean nothing from our Parochial Registers, which are sadly defective between 1645 and 1660;—indeed, for the greater portion of that time there are none at all. Moreover, the Lansdowne MS. No. 459, which gives an account of Church Livings in Wiltshire (1654) does not allude at all to Bradford.]

1660. THOMAS LEWIS; presented by the Dean and Chapter of Bristol. De-

* In earlier times the Lessee of the Great Tithes, under the Dean and Chapter, seems also to have had the privilege of presenting to the living; at all events, the Patrons seem to have disposed of this, as well as of other parts of the emoluments and privileges, from time to time, to various persons. Since the Restoration, in 1660, the Dean and Chapter have always retained in their own hands the right of presenting to the living.

ceased December 1710; buried at Bradford. (Reg.Bur.) [From this time the presentations were uniformly made by the Patrons themselves.]

1710. JOHN ROGERS, M.A.; through the efforts of this Vicar, a School was, in January 1712, opened for his poorer Parishioners. Three years afterwards, by means of contributions from himself and others, and a grant of an old building, then called the '*Skull House*', (of which we shall presently give a more particular account) the school was placed on a permanent footing. For many years before this time (1715) there seems to have been no such provision for the education of the children of the poor. See above p. 44.
1754. WALTER CHAPMAN, D.D. Prebendary of Bristol, (1740) and Master of St. John's Hospital, Bath. His father, Walter Chapman, was Mayor of Bath in 1726. His brother John was subsequently elected Mayor of Bath seven times; another brother was in 1716 Rector of Waleot. He was not only a cotemporary and fellow collegian, but on terms of close intimacy with Dr. Samuel Johnson, Shenstone, and other literary characters. He was distinguished for his attainments as a scholar and for his eloquence as a preacher. He died at Shirehampton April 25, 1791, at the age of 80 years.
1791. JOHN AYLMER, M.A.; second son of the second Baron Aylmer, appointed Prebendary of Bristol September, 1750; died at Lower College Green, Bristol, 16 November, 1793.
1793. FREDERIC WILLIAM BLOMBERG, D.D.; a member of a family long attached to the Court, and educated in intimate association with the children of George III. Early in life he was appointed Chaplain and Secretary to the Prince of Wales (afterwards George IV.) and was instituted to the Rectory of Shepton Mallet in 1787. In 1790 he became a Prebendary of Bristol, and received the living of Bradford from the Dean and Chapter in 1793. In the year 1808 he was appointed Clerk of the Closet to the Prince of Wales, and shortly afterwards was nominated a Prebendary of Westminster. He subsequently received the Vicarage of Banwell from the Dean and Chapter of Bristol. On the death of the Rev. E. Bowles, he was appointed to Bradford a *second* time. He became in 1822 a Canon of St. Paul's, and in 1835 received from that Cathedral the valuable living of St. Giles', Cripplegate, in the Vicarage House of which he died March 23, 1847. He was celebrated as a musician, and especially as a violincello player.
1799. FRANCIS RANDOLPH, D.D. Prebendary of Bristol;—afterwards Vicar of Banwell.
1804. EDWARD BOWLES, M.A.; previously, Minor Canon of Bristol.
1808. FREDERIC WILLIAM BLOMBERG, D.D.; appointed a *second* time.
1835. HENRY HARVEY, M.A. Tutor to H.R.H. the present Duke of Cambridge, Canon of Bristol. In 1850 he was appointed Vicar of Olveston in Gloucestershire, where he died November 20, 1854.

1851. WILLIAM HENRY JONES, M.A.

CHURCH PLATE. The Communion Plate belonging to the Church of the Holy Trinity, Bradford-on-Avon, is as follows:—

- 1 Silver Flagon,—marked underneath the foot 1723.
- 1 Silver Flagon,—marked 58.16. J.F. 1764.
- 1 Chalice. Silver-gilt.
- 1 Chalice and Cover,—engraved “Ex dono Richardi Reade” and ‘The Communion Cup and Couer of the Parish of Bradford neare Bathe.’
- 2 Silver Chalices,—both marked J.F. 1764, one weighing 16.8, the other 15.12.
- 1 Silver Patine,—engraved ‘Donum Francisci Smith nuper de Bradford. An^o. Dom. 1705.
- 1 Patine, Silver-gilt,—small,—without inscription or date.
- 2 Silver Patines,—both marked J.F. 1764, one weighing 6.10, the other 9.11.
- 1 Perforated Ladle, Silver,—marked 1764.
- 1 Silver Alms Dish,—marked 34.15, and bearing the following Inscription:

“From an humble and grateful sense of the many and exceeding great blessings, it hath pleased the God and Father of all mercies to bestow on his unworthy servant, John Ferret; this Salver, with a Flagon, two Cups and Patines; a yearly supply of Bibles, Common Prayers, and other religious books for ever;—the Painted Glass in the East and South Windows of this Church and other benefactions were given to the Town and Parish of Bradford, Wiltshire, by him who was born there, in the year of our Lord 1702.”

CHURCH AND PARISH REGISTERS. The Church Registers commence in the year 1579. Those of *Baptisms* are perfect up to the year 1648,—from that time till 1661 they are wanting;—from 1661 to the present date they have been regularly kept.—Those of *Marriages* extend from 1579 to 1653, though for the last three years they are very defective;—from 1653 to 1661 there are none;—from that date they are in good preservation.—Those of *Burials* are imperfect from 1642 to 1647, and from that date to 1661 they are missing; in other respects they are well kept. The entries for the most part seem to have been made by the Vicar, or Minister, for the time being. In some parts they have been however evidently kept by a less educated person, possibly by the Sexton or Parish Clerk.

The Parish Chest contains little either of antiquity or of interest. I have met with no documents in it of an earlier date than the middle of the 17th century. They consist chiefly of apprentice indentures,—orders for removal,—certificates brought by ‘stran-

gers' who wished to settle in Bradford from the authorities of the Parish to which they belonged,—bonds of indemnity given by employers to save the inhabitants harmless in the event of any of the non-parochial artizans becoming chargeable to Bradford. The earliest Vestry Book in the Parish Chest dates only from 1725, and a volume containing the proceedings for some years previously to 1836 is missing. I am in possession of some extracts made from this Vestry Book not many years ago, so that I am in hopes it may yet be found and restored to the Parish Chest.

The Vestry Book (1725) to which I have alluded as the oldest known for a certainty to be in existence, has the following inscription on the first page, which, it is possible, *may* imply, that previous Churchwardens had not guarded, or handed down the Parish Records, with sufficient care.

"Edward Burkham and Edward Young, Churchwardens of Bradford in the County of Wiltes. A°. Dom. 1725.

"May this Book be transmitted with care, successively, from one Churchwarden to another, under the rewards of such blessings as are promised to good men."

There are very few entries in this or any other Vestry Minute Book that are worth transcribing. They contain, for the most part, simply a statement of the Income and Expenditure for the repairs of the Church, &c., from year to year. Amongst the last are commonly included the money paid for 'foxes,'—'martin catts,'—hedgehogs,—weasels,—and sparrows;—as lately as 40 years ago one halfpenny was allowed for every sparrow destroyed, and the amount so expended duly entered in the 'Church Book.' From the same record we learn that in 1729 the Organ was erected at the expense of the Parish,—that in the following year, the Nave was ceiled, and a new window inserted on the south side of the Church; that in 1731 a 'Dial' was placed on the Porch, and an 'Hour-glass' purchased. In 1732 there is an entry which proves that the position in which the pulpit stood till quite recently, viz., against the centre of the south wall of the Nave, was itself but one of modern adoption:—"Ordered that the Churchwardens do set back the old Gallery and put some ornament on the pillar that supports the pulpit."—Three years afterwards, in 1735, we have the

present peal of *eight* bells completed, and, in 1737, the Tower Chimes erected at a cost of £27.

There is also contained in this same record an account of pews and sittings occupied from time to time by divers persons in the Church. In former days each parishioner, on having a sitting assigned to him, seems to have paid the Churchwardens *one shilling*, and his name was forthwith entered in the Church Book as the person entitled to that particular place in the Church. There is, according to the records of the Registrar's Office at Salisbury, but one '*Faculty Pew*' in the Parish Church. This is the one at the east end of the North Gallery, which was built by John Thresher, Esq. about the year 1730. By faculty granted to Benjamin Hobhouse, Esq. of Hartham House in the parish of Corsham, March 26, 1797, the seat in question was secured for ever 'to the present owner, and to the future owner of the Mansion House called the Chantry House, and the occupiers thereof for the time being.'

ANCIENT PAINTINGS AND INSCRIPTIONS. Many traces of these have been found on the walls of the Church, on removing the whitewash accumulated over them. We have already alluded to some of them. Traces of colour are very discernible in various parts of the Aisle; the Reredos of the Altar, already described, was evidently at one time beautifully illuminated. On the same wall, more towards the east, are still to be seen two Inscriptions in Black Letter, the one relating to the Sacrament of 'Baptism,' the other to that of the 'Lord's Supper.' The former is so imperfect, that it is only by conjecture that we could attempt to give it in its original form. The latter is tolerably perfect, and is as follows:—

Works of God's Ministers.			Works of God Himself
To Bless		The Body	To send Christ
To Break	Bread	of	To make Him a Sacrifice
To Give		Christ	To offer unto us Believers

These two inscriptions, judging from the form of the letters and the general style of ornament, can hardly be of an earlier date than that of James I. In the vacant space above there is, in the original, some ornamental scroll-work; and, in the second of the lower compartments, the representation of a 'loaf of bread.'

MONUMENTAL MEMORIALS.

EFFIGIES. We have already spoken of two recumbent stone figures within the recessed tombs in the Chancel. About twenty-five years ago in carrying out some alterations in the North Aisle another effigy was discovered, which had been, at some previous time, removed from its original place and used for part of the paving of the Aisle, the face of the figure having been placed downwards. It is now placed in the Chancel. It is a female figure, in a sort of bas-relief, with the hands joined together on the breast, as though in the act of prayer. The hair seems to be braided in a plait on each side the forehead; though from age, and rough usage, the stone is so worn as to prevent a very accurate description of those details from which its date might be ascertained. It belongs probably to the latter part of the 14th century, but in memory of whom it was at the first placed in the Church we are altogether ignorant.

BRASSES. There are two Monumental Brasses,—one to the memory of 'Thomas Horton and Mary his wife,'—and another to the memory of 'Ann, wife of Gifford Long.'

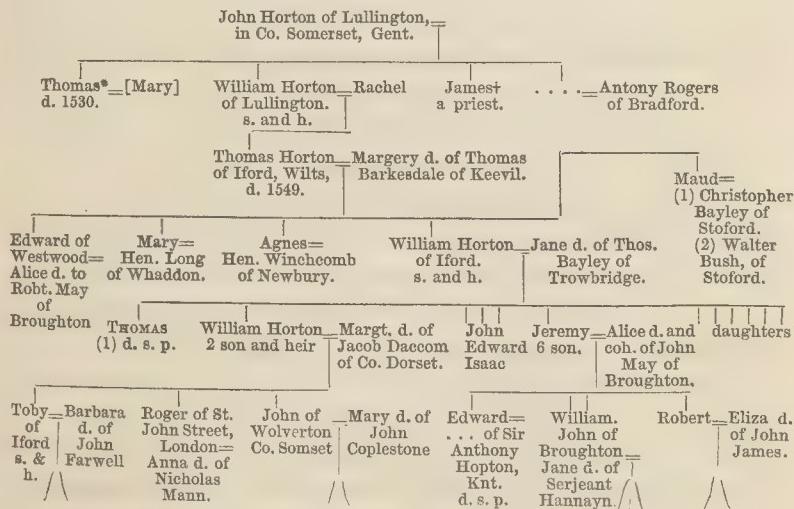
The former is near the east end of the North Aisle. It consists of a large black slab of stone inlaid in several places with brass. In the centre are two figures, about 13 inches in length, one male, and the other female;—the husband is habited in the Merchant's costume the beginning of the sixteenth century, the wife has the *kennel*, or triangular forehead dress, of the same period. There is a scroll above each of them,—the one inscribed 'Sancta Trinitas unus Deus,' —the other 'Miserere Nobis.' Underneath is the following inscription:—

"Off yo^r charite pray for the soules of Thomas Horton and Mary hys wyf whiche Thoms was smtyme funder of thys chauntry and decessid the day of An^d Dom^m M^{cccc} and y^e sayd Mary decessid y^e day of An^d M^{cccc} On whois soules Ihu habe mercy."

There is also remaining the ‘Merchant’s Mark,’ of which we gave an engraving (p. 39), and which does not look unlike the outline of a *cross bow*, which formed part of the armorial bearings of the Horton family. One piece of brass which is said to have contained a figure of our Blessed Lord on the cross, together with another figure traditionally deemed to have been that of St. Peter,—(from the circumstance of ‘a cock’ having been engraved close to it,)—measuring about 4 inches by 6, was wrenched off and taken away, shortly after the stone was placed in its present position. At each of the four corners of the slab there would seem to have been small inlaid pieces of brass; two of them are at present concealed from view by the pewing,—another has been removed,—the fourth has the inscription ‘Lady Helpe.’¹

The second Brass is interesting as rather a late example of this

¹ I have already spoken of the difficulties of reconciling the various statements concerning the Founder and Chantry Priest of this Chantry. My remarks in the note (p. 39), will be better understood from the annexed copy of the principal portions of the ‘Horton Pedigree’ from the Visitation of 1623 (Harl MS. No. 1443, fol. 189). The initials ‘T.H.’ over the Tower door at Westwood Church, and till a few years ago on a part of the panelled roof in the North Aisle, are perhaps those of the ‘Thomas Horton, of Iford,’ who, as the pedigree shews, died 1549.



* The Founder of the Chantry (?)

+ The Chantry Priest in 1535 (?)

kind of monumental memorial. It contains a female figure a little more than three feet in length, habited in the well known costume of the time of Elizabeth, with the large ruff, and high head-dress. Underneath is the following inscription:—

"HERE LYETH BURIED THE BODY OF ANNE LATELY SOLE DAUGHTER AND HEIRE OF JOHN YEWE OF BRADFORD IN THE COVNTY OF WILTES, GENT, AND WIFE OF GYFFORD LONGE, GENT, WHO HAD ISSUE BY HER ANNE AND CATHERYN THEIR DAUGHTERS. SHE DYED THE XXVIth OF MARCH 1601. WHOSE KNOWNE GOOD LYFE SHEWETH THAT GOD HATH TAKEN HER SOWLE TO HIS MERCYE."

At each of the four corners of the slab are shields containing the arms of 'Long of Monkton,'—*'Sable, a lion passant argent, on a chief of the second, three cross crosslets of the first.'*

Of their two daughters Anne and Catherine, the one was baptised in the Parish Church in 1598, and the other in 1601. The former became, in 1630, the wife of William Bromwich.

Gyfford Long served the office of Sheriff of Wilts in the year 1624. By a second wife, Amy, relict of Robert Wingatt of Biscott, Co. Beds. and daughter of John Warre of Hestercombe, Co. Somerset, he left several children.¹

MURAL TABLETS, &c.²

The walls of the Church exhibit a considerable number of memorials, some of them being good specimens of modern sculp-

¹ The following extract from a pedigree of 'Long of Semington, Trowbridge, and Whaddon,' kindly furnished to me by C. E. Long, Esq., will shew that, through a *female* branch, there was a connection between the two families, to some members of which the two brasses in question were placed as memorials.

Henry Long = Mary d. of Thomas Horton of Iford.
of Whaddon. [See preceding pedigree l. 4.]

Edward Longe of Monkton, = Anne d. of Henry Brounker of
ob. 1622. Melksham, M.P. for Devizes,
[Grantee of the arms above ob. 1607.
described, May 5, 1589.]

1 wife, Anne d. and = Gyfford LONGE == 2 wife, Amy d. of John Warre
h. of John Yewe of of Rood Ashton, of Hestercombe, Co.
Bradford. (and four others.) Somerset, and relief of Robert
Wingatt of Biscott, Co. Beds.

² My special obligations are due to my friend, the Rev. Edward Wilton, for valuable help,—as readily offered, as it is thankfully acknowledged,—in enabling me to give a complete account of the 'heraldry' in the Church. W. H. J.

ture. The principal persons and families commemorated on them, as well as on several flat stones within the Church, are as follows. For convenience of reference the names are placed in alphabetical order.

BAILY, WILLIAM; (d. 25 March, 1712.) A large panelled tomb in the North Aisle inscribed 'This burial place and tombe was erected by William Baily of this Towne, Mercer, An. 1695.'

In front of it the crest of Baily,—(*A horse's head sable*)—is placed over the arms of the Guild of Mercers, viz.,—‘*Gules, a demi-virgin proper, full faced, crowned with an eastern crown, or.*’

BAILEY, EDWARD, of Ashley; (d. 18 Oct. 1760),—and Ann, his wife, (d. Dec. 29, 1759) daughter of William Harding of Broughton Gifford:—also, their daughters,—ANN, (d. Nov. 8, 1758) wife of the Rev. John Lewis of Whaddon, and MARGARET, (d. May 30, 1796) wife of William Fisher,—also EDWARD, son of the last-named William and Margaret Fisher, (d. April 5, 1761.)

The present representative of this family is the Rev. R. B. Fisher, of Basildon, Berks, to whom the estate at Ashley still belongs.

BAILWARD, MRS. ANN, (d. July 25, 1788). SAMUEL, her son, of Horsington, Co. Somerset, (d. April 9, 1800) and his wife, ANNA MARIA, only child of William Stevens, of Frankley House (d. May 21, 1837). HENRY METHUEN, son of the two last-named, of the Royal Navy (d. July 1, 1812), and MARY ANN, their eldest daughter (d. Aug. 18, 1825).

Arms on the monument.—*Or, a chevron between three bees volant in chief, and three torteaux in base, gules*—for BAILWARD;—on an escutcheon of pretence, *Or, on a chevron between three demi-lions rampant gules, three cross crosslets argent;*—STEVENS. Crest. *A bull's head erased.* The same arms, in the Widow's Lozenge, are on a hatchment near this monument.

BASKERVILLE JOHN; Magistrate and Deputy Lieutenant for Wilts (d. March 15, 1800); and HESTER, his wife (d. Dec. 6, 1819); also JOSEPH, their second son (d. Oct. 7, 1812).

Arms. *Argent, a chevron gules, between three hurtz;*—BASKERVILLE; impaling,—*Or, a cross quarterly counterchanged gules and sable, in the dexter chief quarter an eagle displayed, of the third;*—WEBB. Crest. *A wolf's head erased or, holding in its mouth a broken spear, staff or, head argent, imbrued gules.*

BASKERVILLE JOHN, eldest son of the above 'John' and 'Hester,' of Woolley, (d. Dec. 20, 1837.)

Arms and crest of 'Baskerville,' as before. Motto, '*Spero ut fidelis.*'

BETHELL GEORGE; a Magistrate for the County of Wilts, (d. March 26, 1795); and SARAH, his wife (d. Jan. 7, 1777); also ELIZABETH, their daughter (died in infancy).

BETHELL JAMES; of Lady Down (d. April 24, 1831), and ELIZABETH, his wife (d. Feb. 7, 1820);—also SAMUEL, their second son (d. Feb. 7, 1831).

It is with this latter family that Sir Richard Bethell, late Attorney-General, is connected; he being the son of Dr. Bethell—(a brother of the above-named 'James Bethell')—formerly of Bradford and afterwards of Bristol.

BOWLES, The Rev. EDWARD; Vicar of Bradford from 1804-1808 (d. Feb. 1, 1808). This Tablet is close to the western extremity of the North Aisle.

BROWNE, WALTER (d. Aug. 1, 1796). An oval Tablet at the south-eastern angle of the Nave.

BUSH, THOMAS; a Magistrate for Wilts and High Sheriff in the year 1801; (d. Nov. 20, 1809,) and MARY, his wife, (d. Jan. 16, 1824).

Arms. *Azure, a wolf salient argent, collared and chained or, in chief three crosses pattee fitchée of the second.* Crest. *A goat's head argent, attired sable.*

CAM, SAMUEL, of Chantry House; a Magistrate for the County of Wilts, (d. Nov. 7, 1792). His first wife, ELIZABETH, together with ten children, and a daughter, ELIZABETH, by his second wife, MARY, are buried in the same grave.

One of his co-heirs, Maria Theresa, a daughter by his first wife, married Isaac Hillier, and, by him, had several children. The other co-heir, Charlotte, a daughter by his second wife, married Benjamin Hobhouse, Barrister-at-Law, afterwards created a Baronet, and her son, succeeding to the title as Sir John Cam Hobhouse, Bart., was, in the year 1851, created Baron Broughton, of Broughton de Gyfford, Co. Wilts.

CLUTTERBUCK, DANIEL (d. April 16, 1769).

Arms. *Azure, a lion rampant, and in chief, three escallops argent.*

CLUTTERBUCK, DANIEL; son of the above, of Bradford Leigh, (d. 17 June, 1821), and ELIZARETH, his wife, (d. 28 April, 1826).

Arms. CLUTTERBUCK as before, quartering.—'Or a cross quarterly counterchanged gules and sable, in the dexter chief quarter an eagle displayed of the third,'—WEBB; and impaling, 'Per bend sinister ermine and ermines, a lion rampant or.'—EDWARDS. Crest on monument,

apparently, *a dog*, but it has been defaced. The usual crest of Clut-
terbuck is,—*a buck statant argent, [or séjeant] between two laurel
branches, proper.*

COMPTON, DENNIS. On a black marble slab in the Chancel floor, on the south side of the altar, is the following inscription: “Here lyeth ye body of Dennis Compton Jun^r., son of Walter Compton Eq^{re} of Hartpury, who departed this life ye 16 May, 1714. He was Dame Mary Steward brother.” [See ‘STEWARD’ below.]

Arms. *Sable, a lion passant gardant or, between three esquires helmets argent, garnished of the second, with a crescent for a difference.*

This is the coat of the ennobled family of Compton. The Comptons of Hartpury bear different arms, in fact, those of Compton of Wilts and Gloucestershire, viz.,—*Argent, a fess nebulee gules, on a chief of the last, (sometimes in chief) a helmet between two lions' heads erased or.*

COTTE, EDWARD; of Bradford Leigh, (d. Feb. 14, 1718), and ANN, his wife, (d. March 13, 1728), and two of their sons, &c.

Arms. *Or, a bend gules.*

This is the same coat which Aubrey gives to ‘COTELE,’ who, he says, ‘had large possessions at Atford.’ The name is preserved in ‘Cottles,’ or, as it was formerly called,—‘*Cotels Atteward*’—or ‘*Coteles Atteworth*’.

CURLL, QUERINA, (*sic*), wife of John Curll, (d. 28 April, 1678), and WALTER, son of the same, (d. 30 April, 1677).

This is on a plain slab of black marble in the floor of the Chancel. John Curll was the founder of one of the most extensive of the parochial charities, and served the office of High Sheriff in 1699.
DAVIS, ROBERT, Surgeon, of Woolley Hill, (d. May 3, 1790), and SUSANNA, his wife, (d. Jan. 14, 1826), and several of their children.

DEVERELL, JOHN, of Frankley, (d. July 5, 1785), and MARY, his wife, (d. Jan. 25, 1802). Also JOHN, their son, (d. May 21, 1829), together with his wife and two of their children. [A large marble tablet against the north wall in the Nave.]

FERRETT, JOHN; a benefactor, in many ways, to the Parish, as will hereafter appear in the account of ‘Charities.’ The inscription on the Tablet contains the invocation;—“On whose soul O blessed Lord God have mercy,”—an unusual one towards the close of the last century. (d. May 12, 1770, aged 68 years.)

GAISFORD, CAROLINE, wife of William Gaisford of Seend, (d. July 1, 1813).

JONES. A small brass with the following inscription, “*Hic sepultus est Johannes Jones de Bradford, nuper Pharmacopola, qui obiit sexto die Februarii A.D. 1709.*”

On a hatchment close by are the following arms,—‘*Argent, a lion*

passant sable, on a chief of the second, a ducal coronet or;—JONES; impaling, *Sable, a lion rampant within an orle of cross crosslets argent;* —LONG. Crest. *Out of a ducal coronet or, a demi-lion sable.*

This hatchment is placed over the grave-stone of Daniel Jones, Esq., of Frankley House, who married Ellen, daughter of Richard Long, Esq., of Rood Ashton, great grandfather of the present Walter Long, Esq., M.P. for North Wilts. Mr. Jones died in 1772, leaving an only son, Daniel Jones, who, by the will of the late Walter Long, Esq., of Bath, took the name of Long in addition to Jones, and the arms of Long, of Monkton, only. Mr. Jones Long died without issue in 1827.

METHUEN, ANTHONY, second son of Paul Methuen of Bradford, descended from the very ancient family of Methuen in the kingdom of Scotland,—(*antiquissimo stemmate de Methuen in regno Scotiae.*)—(d. May 10, 1717), and GERTRUDE, his wife, daughter and coheir of Thomas Moore of Spargrove, in Somerset, by Elizabeth, eldest daughter of Sir John Bampfylde, Bart., of Poltimore, in Devon, (d. July 20, 1699).—THOMAS, only son of the above Anthony and Gertrude, (d. Jan. 2, 1737), and ANNE, his wife, only daughter of Isaac Selfe of Beanacre, Wilts, by Penelope, daughter and coheir of Charles, Baron Lucas, of Shenfield, Co. Essex, (d. May 15, 1733).

The monument, which is a large and handsome one in marble, executed by Rysbrack, on the south side of the Chancel, was erected by Paul, only son and heir of Thomas and Anne Methuen. There are two shields, each bearing coats of arms, the one referring to the former, the other to the latter, members of the Methuen family, above commemorated.

SHIELD I. Arms. *Argent, three wolves' heads erased, proper,*—METHUEN, and on an escutcheon of pretence, *Argent, two bars engrailed azure, between nine martlets gules,*—MOORE.

SHIELD II. METHUEN, as before, quartering MOORE;—impaling, *First and fourth, ermine three chevrons gules;*—SELF, quartering, *Argent, a fess between six annulets gules,*—LUCAS.

RENISON, JOHN. (d. 18 Nov. 1793.)

ROGERS, Rev. JOHN; Vicar of Bradford for 43 years. [See above p. 20.] On the monument is inscribed, “Obey them that have the rule over you,” &c. Heb. xiii. 17. (d. April 20, 1754).

Arms. *Azure, a mullet argent, on a chief or, a fleur de lis gules.*

Crest. *A fleur de lis gules.*

ROGERS, SUSANNAH. (d. May 1, 1755, aged 22 years): inscribed,—“a truly pious, virtuous and affectionate good wife.”

Arms; on a Lozenge,—ROGERS,—as before.

SHRAPNEL, HENRY, Lieutenant-General, Colonel Commandant of the sixth battalion of Artillery, (d. 13 March, 1842).

The inventor of the 'Shrapnel Shell,' the most destructive implement of modern warfare. A large slab in the floor of the Chancel near the south door.

SMITH, FRANCIS, Lieutenant-General; Colonel of the eleventh Regiment of Foot. (d. Nov. 7, 1791).

Arms. *Azure, two bars between three pheons, or. Crest. Two arms embowed vested azure, cuff or, holding in the hands proper a pheon or.*
STEWARD, CHARLES. (d. 11 July, 1698.)

This is a large and striking marble monument on the north side of the Chancel, near the east end. It contains a full length figure, habited in the well known costume of the time of James II. Who 'Charles Steward' may have been is not known, but tradition says that he was of the royal line of 'Steward,' (or 'Stuart,') though this may have arisen from the fact of his crest being a '*regal crown*.' The arms borne by him (as described below) are those of Steward of Patteshull, Co. Northampton, though *their* crest is different;—indeed the '*regal crown*' is not given in the books of reference as the crest of any family of this name. He lived at Cumberwell, though whether as owner or simply occupier is uncertain. He married 'Mary Compton,' of the ancient family of that name at Hartpury in Gloucester; the arms he impales on his shield being the same as those borne by the Marquis of Northampton: though, as it appears from the note made after describing the arms on her brother's monument, the coat of 'Compton of Hartpury' is quite different from the one here impaled with 'Steward.' A Latin inscription on his monument tells us that his death was in consequence of injuries received, in the first instance, by a fall from a horse. This costly monument was erected to his memory by his widow, a few years after his decease.

Arms. *Or, a fesse checky argent and azure, within a border ermine, for STEWARD,—impaling, Sable a lion passant gardant or between three esquires' helmets argent, garnished of the second, for COMPTON. Crest. On a wreath or and azure, a regal crown proper.*

TAUNTON, ROBERT, L.L.D. (d. 17 July, 1797), and FRANCES, his wife, (d. 25 Nov., 1819), daughter and co-heiress of Leonard Cropp, of Co. Hants.

TAUNTON, FRANCES, second daughter of the above, (d. 24 May, 1803); ELIZABETH WEEKS, their eldest daughter, (d. 11 May, 1815); RICHARD HOBBS, their son, Lieutenant in H.M. 22 Light Dragoons, (d. 19 May, 1819).

TAUNTON, JOHN HEARNE, another son, (d. 15 April, 1852).

THRESHER, EDWARD, (d. 18 Feb., 1725); JOHN, his son, (d. 17 Aug. 1741).

Arms. *Argent, a chevron gules, between three boars' heads erect and couped; Sable issuing from the mouth of each a cross crosslet fitchée of the second; THRESHER;—impaling, Sable, a lion rampant within an orle of cross crosslets argent; between two flaunches, ermine;—LONG. Crest. A demi buck salient, or.*

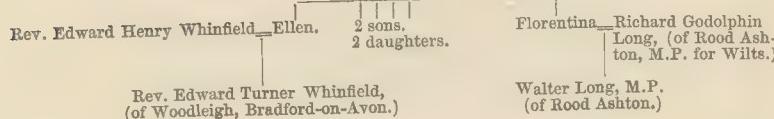
The 'Thresher monument' is a very large one of marble, and covers the whole of a Norman window on the north side of the Chancel. It was erected by Ellen, relict of John Thresher. From a long Latin inscription we learn, that EDWARD THRESHER was a successful clothier in Bradford, and that he took peculiar interest in the well-being of the town and neighbourhood.¹ We are further informed that on his decease, his son, JOHN THRESHER, who had been previously educated for the Bar, in which, it is intimated, he had earned some distinction for himself, came to reside in Bradford, and giving up his own professional pursuits, carried on in this town those commenced by his father, in which the well-being of others no less than of himself were concerned. He resided at Chantry House. He was the ancestor, on the female side, as the subjoined extracts from the family pedigrees will shew,² of two gentlemen whose names are familiar to us, the one as the member for our County, the other as a resident for many years in our parish.

¹ On the monument it is said,—“Commercium ad Parochiam de Bradford et villas circumiacentes *peculiariter respiciens*, (heu; priscam Anglicæ Gentis gloriam, vellus aureum), prosperis et honestis artibus excoluit, et sibi et patriæ.”

² Edward Thresher—Dionysia (d. of Richard Long
of Collingbourne Kingston,
Wilts.)

John Thresher—Ellen d. of Henry Long of Melksham,
(only son and
heir.) by Ellen, sister and coh. of John
Trenchard, of Cutteridge, Co. Wilts,

Ellen—Sir Bourchier Wrey, Bart.



TIDCOMBE, MICHAEL. This is the oldest of the monuments now on the walls of the Church. It is inscribed,—“Neare this place lyeth the body of M^r. Michaell Tidcombe who deceased y^e 26 day of July An^o. Dom. 1662.

“Tidcombs tvmvlo jacet hoc Michaelis in alto,
Sospes dvm clangit bvecina, ‘Svrge,’ manet.”

It also records the decease of a daughter, ‘SARAH,’ (d. 11 July, 1661).

In a previous page (47) some mention has been made of ‘Michael Tidcombe.’ We may here add a few supplementary particulars. He was one of the King’s (Charles I.) Commissioners for raising money in Devizes, of which town he was elected Mayor in 1643, and in consequence of his acting in this capacity, and of other deeds clearly shewing his Royalist sympathies, he was, when the Parliament triumphed, apprehended by the Serjeant-at-Arms ‘as an offender of a very high nature.’ For some time he was detained as a prisoner in Ely House. His petition to Parliament for pardon sets forth as pleas, *inter alia*, the fact of ‘his estates being sequestered, himself and wife and seven children unprovided for, and his being in debt at least £400.’ He passed the latter part of his life in retirement in this Parish, surviving ‘the Restoration’ by about two years. He married, 1626, Susanna, sister and one of the co-heirs of John Blanchard, of Great Ashley.

TIMBRELL, THOMAS, (d. 23 April, 1815), and **ELIZABETH**, his wife, (d. 8 March, 1805).

Arms. *Quarterly gules and argent, in the first and fourth quarters an escallop of the second.* Crest. *A lion’s head erased quarterly gules and argent.*

TIMBRELL,, CHARLES, (d. 20 Aug., 1821), and **ANN**, his wife, (d. 29 Jan., 1831).

Arms. **TIMBRELL**, as before;—impaling, *Sable a chevron ermine, between three church bells argent;*—**BELL**.

TUGWELL, HUMPHREY, (d. 22 Aug., 1775), and **ELIZABETH**, his wife, (d. 7 June, 1801). He ‘carried on an extensive manufactory in Bradford for fifty years.’ This monument also records the decease of several of their children;—**FITZ-DANIEL** (d. 3 Dec., 1747);—**THOMAS** (d. 24 May, 1769);—**WILLIAM** (d. 25 Dec., 1774).

Arms. *Azure, three garbs or, on a chief argent, a boar’s head erased in fess sable;*—**TUGWELL**; impaling, *Argent, a lion passant sable, on a chief of the second a ducal coronet or;*—**JONES**.

TUGWELL, MAWBAY, youngest son of William Tugwell, (d. 13 May, 1815). He was married to PENELOPE, fourth daughter of Daniel Clutterbuck, of Bradford Leigh.

Arms. TUGWELL, as before, impaling, CLUTTERBUCK, as before, (p. 27). Crest. *A buck's head erased proper.*

TUGWELL, GEORGE HAYWARD, of Crowe Hall, near Bath, (d. 19 Jan., 1839), and SARAH, his wife, daughter of Daniel Clutterbuck, of Bradford Leigh, (d. 31 May, 1853).

Arms. TUGWELL, as before; quartering, *Argent, on a pale sable, three crescents of the field,—HAYWARD;*—impaling, CLUTTERBUCK quartering WEBB, as before. [See Clutterbuck.] Crest, as before.

TUGWELL, THOMAS, of Woolley House, Bradford, a Magistrate and Deputy Lieutenant for Wilts, (d. 18 April, 1833), buried in South Wraxall Church.

Arms. TUGWELL as before; impaling, *Sable, a stag statant argent, attired or, within a bordure quarterly ermine and erminois,—JONES.* Crest, as before.

TUGWELL, ELIZABETH, second daughter of Mawbey Tugwell, (d. Nov. 9, 1822). THOMAS, only son of Mawbey Tugwell, (d. 25 Dec., 1840), buried at St. John's, Westminster.

WHATLEY, RICHARD, (d. 4 Nov., 1782), and ELEANOR, his wife, (d. 10 Dec., 1786); and several of their children.

YERBURY, FRANCIS, of Belcomb Brook, (d. 28 April, 1778), and MARY, his wife, (d. 18 Sept., 1775); also their children, FRANCIS, (eldest son) drowned (8 Oct., 1752);—RICHARD (d. Feb. 12, 1772);—JOHN WILLIAM, youngest son, (d. 8 Oct., 1824);—also HESTER, wife of the last named ‘John William,’ (d. 18 Nov., 1842).

Arms. *Party per fess or and argent, a lion rampant azure,—YERBURY;*—impaling, *Or, on a fesse engrailed between three nags' heads erased azure, three fleur de lis of the field,—BAILEY.* Crest. *A lion's head erased, per fesse, or and argent.*

On sundry flat stones within the Church, are the following names, not yet mentioned:—BURCOMB,—GALE,—LEA,—Wood.

DOLE-STONE.—In the Churchyard, opposite the south door of the chancel is an erection, which, at first sight, looks very much like an altar tomb. It is about two feet and a half high, and the ledger stone measures about seven feet in length and three and a half feet in width. Its sides are ornamented with panel-work; at the east and west ends there is a quatrefoil, in the middle of which is a Latin cross executed in rather bold relief. The ornaments and general character of the work, between which

and those on the sides and shaft of the font there is a striking similarity, would indicate them both as the work of the latter part of the 15th century, and possibly the productions of the same hand. An inscription in the Church on the monument of Vicar Rogers, which is fixed just above the Chancel door, would seem to point out this stone as being over the burying place of that Incumbent; and there were, till within a recent period, two white marble slabs let into the north side of it, in the place of two of the ornamental panels, on which this fact was recorded. These slabs fell out and are now missing, and the panels, as they appear on the north side of the stone, are quite plain. The tomb, however, if such it be, is certainly older than the middle of the last century, and by no means such an one as would have been probably erected at the period of Vicar Rogers's decease (1754). We venture therefore to suggest, from its being close to a door, and from its resemblance to many others of the same kind in Wilts, (as in the Church-yards of St. Mary Devizes, Potterne, Bishops Cannings, Poulshot, Edington, &c.) that it may have been originally a '*Dole-Stone*,' that is, a stone used for the distribution of alms, or *doles*, to the poor. When it was no longer employed for this purpose, the plot of ground under it, or it may be rather that on the north side of it, was used as a burial place for the family of the Vicar already alluded to, the ornamental panels on that side having been removed and the flat marble panels, with an inscription upon them, inserted in their place. The inscription is said to have been little more than a recital of the names of those who were buried at that spot, together with the dates of their decease.

About ten years ago so many of the tombs &c., in the Church-yard were in a state of decay, that, on the representatives of those who were buried beneath them, neglecting, after due notice given, to repair them, a considerable number were removed. On those that remain many of the inscriptions are illegible;—from others the metal plates, on which they were formerly engraven, have been removed. The principal names still remaining, exclusive of such as have been already mentioned, are,—Bassett, Baines, Beverstock, Budgett, Cayford, Collar, Coombs, Day, Earle, Gregory, Harris, Helps, Hendy,

Harvey, Merrick, Milsom, Notton, Palmer, Pearce, Porch, Spender, Stevens, Strawbridge, Tayler, Townsend, Webb, Wilkins, Wiltshire.

Of the inscriptions there are very few worth recording. One, in Latin, from the pen of the Rev. Dr. Knight, on the tomb of his daughter, is said to have been both correct and elegant, but it is now so defaced as to be illegible. The two following are the best of those that remain:—the *former* is from a mural slab on the east side of the Porch to the memory of a youth named ‘Edward Gibbons,’ who died at the age of 17 years;—the *latter* is on a flat stone in the western part of the Church-yard, beneath which are the remains of ‘Thomas Mills.’

“Short was my life, yet live I ever;
Death hath his due, yet dye I never.”

“Stay, sinner, stay;—pause ere thou passest on,
Thou too must mingle with thy parent dust:
Forget my sins,—repent thee of thine own,—
And for forgiveness in thy Saviour trust.”

OLD CUSTOM IN THE CHURCH-YARD ON SHROVE-TUESDAY.

This would seem to be an appropriate place in which to mention an old custom which has hardly yet quite passed away, and which, until the Church-yard was enclosed, was strictly observed. On the morning of Shrove-Tuesday, from time immemorial, a bell has been tolled; the original purpose of such tolling has long of course been forgotten, though no doubt in olden times the people were thus summoned to confess their sins to the priest, or to ‘shrive’ themselves, as it was termed, the especial work of *Shrove-Tuesday*;—whence it derives its name. Shortly after the bell ceased, all the boys and youths of the town, both those from the Schools and those apprenticed to divers crafts,—(custom indeed had given the latter a sort of prescriptive claim to a holiday on the occasion)—clustered in great numbers in the Church-yard, and sought, by joining hands, entirely to encircle the Church. There was, of course, on the circle being completed, the usual quantity of jumping and shouting. They called this ceremony, ‘clipping the *Church*';—the term, I cannot doubt, is derived from the Anglo-Saxon word ‘clyp-pan,’ which means, to ‘embrace,’ or ‘clasps.’

What was the origin, or first intention, of this custom, it is impossible now to say. Were it observed at the time of the Festival kept in commemoration of the Dedication of the Church, namely on Trinity Monday, we should judge it to be the relic of the old sports and pastimes usual on such occasions. Fairs were commonly, in times gone by, held in Church-yards,—indeed, within these very few years, such have been held in that of St. James, Bristol,—when the people thought little of dancing about the Church.¹ In Malkin's 'Scenery and Antiquities of South Wales' (1804 p. 26.) we are told—"The custom of dancing in the Church-yard at their feasts and revels is universal in Radnorshire, and very common in other parts of the Principality. Indeed this solemn abode is rendered a kind of circus for every sport and exercise. They play at Fives and Tennis against the wall of the Church. They do not dance on the graves, but on the North side where there are no graves."—In the case of Bradford Church-yard the booths at the time of the annual fair were in olden times brought close to its limits, and the South wall of the Church Tower shews, unmistakeable evidences of having been used for the balls of the Tennis players. The 'boys dance' round the Church however formed no part of the ceremonies of the 'Trinity Festival.'

It is possible that the custom we have been describing is the relic of some *very ancient* observances. Though we do not profess to rely on the facts we are about to mention as an explanation of this 'Bradford custom,' yet still they lend some colour to a conjecture that its origin may perhaps be sought in extreme antiquity.

In days when Baal (the sun) was the chief object of worship, as in ancient Britain, and many other countries, a *circular dance*, in allusion to the sun's supposed motion round the earth, formed part of the ceremony. The Hindoos also used the Ráas Játtra, or 'dance of the circle,' in honor of Vishnu, (the sun). Many British monuments, moreover, are in *circular form*, as Stonehenge,—Abury, &c. Stonehenge was called the 'Giants' dance'; and a

¹ Medii Ævi Kalendarium i. 355. Brand's Popular Antiquities, ii. 459. [Bohn's edition.] This custom led to much scandal, and was, in due time, stopped.

circle in Cornwall is termed ‘Dance Maine;’—dance stones. The Rev. W. Bathurst Deane¹ relates that at Carnac in Brittany, where there are remains of an immense stone avenue and circle, the villagers are accustomed, at an annual festival held on the day of the Carnival, to unite in a general dance. The dancers commence in a circle, and, having performed a few revolutions, wheel off to the right and left. They call this, *par excellence*,—‘Le Bal.’ This, he suggests, *may* mean nothing more than the ordinary French word ‘bal,’—or public dancing, Mr. Searth,² however, intimates an opinion, that perhaps it may be after all *the vestige* of the sacred dance of Baal, though its original meaning may be forgotten. A tradition of this circular dancing appears in many fables respecting Druidical temples in England. The stones are said to have been human beings petrified in the midst of a dance, and all the temples to which such superstitions are attached are *circular*. At Stanton Drew the stones are called ‘The Wedding,’ and one of them is specially designated ‘The Bride;’ and here, tradition says, that they were all men and women turned into stone at their wedding-dance. At the St. John’s Eve fires, moreover,—called in Ireland to this day, ‘Bel-tan’ fires,—they danced by night round them, carrying torches in their hands. A similar custom was observed in Cornwall.³

Though, as we have already intimated, such facts, as we have detailed, cannot be taken as any *positive* explanation of the ‘Boys Dance’ round the Church on Shrove-Tuesday, yet thus much we may perhaps infer from them; viz.—that our Bradford custom no doubt is *very old*, and that it *may* have arisen from some ancient usage of the kind.

It will be no inappropriate addition to the foregoing section on our ‘Parish Church,’ to give an account of two old buildings erected originally for the purpose of religious worship, one of which has long altogether ceased, and the other almost entirely,

¹ *Archæologia*, xxv. 217.

² *Journal of British Archæological Association*, June 1857, p. 110.

³ *Brand's Popular Antiquities*, i. 337.

to be used for the object for which they were built. The former is most probably an 'ANCIENT SAXON CHURCH,'—the other is called the 'GROVE MEETING-HOUSE,' and has some interest as being the first non-conformist chapel erected in Bradford.

THE SAXON CHURCH.¹

By this term we designate a very ancient building, standing near the north-east end of the Parish Church, which is now used for the purposes of a Free-School. The surrounding site is still called the 'Abbey-yard,' from which we may form a plausible conjecture, as intimated in a previous page (12), that the monastery founded in this place by St. Aldhelm, at the commencement of the eighth century, was erected on that site. Moreover, in opening the ground, a few years ago, immediately adjoining the present building, for drainage and other purposes, stone coffins were discovered,—thus identifying the surrounding site as a place of sepulture. There are no records believed to be in existence which could throw light upon the object and purpose of the building in ancient times. When a portion of it was conveyed to Trustees in 1715, as a School-house, it was described as—'a building adjoining to the church-yard of Bradford, commonly called the Skull-House,'—from the fact, most probably, of its having been used as a charnel-house.

Hemmed in on every side by buildings of one kind or another,—on the south-side by a sort of wing added to the original building (in which the schoolmaster's residence now is), and also by another building used as a coach-house;—on the north by a large shed, employed for the purposes of the neighbouring woollen manufactory;—the design and nature of the building escaped, till a very recent date, the notice of Archæologists. The fact, too, of the west front being entirely modern work, deceived them as to the nature of the whole, and every one considered it, at the first glance, to be a production of the eighteenth century.

Subsequent investigation, however, has convinced us, that, not-

¹ For valuable assistance, in drawing up the architectural details of this very interesting building, I have been indebted to my friend, Mr. C. E. Davies, F.S.A., of Bath.

withstanding the numerous alterations the building has undergone during succeeding ages, it bears unmistakable evidences of a very early foundation;—probably as early as the *eleventh century*. Seen from a distance, and from an elevated spot, it exhibits the usual form of a Church,—standing east and west,—and consisting of a Nave,—a Chancel,— and a Porch on the north side.

The building, as at first existing, was of three distinct roofs, marking the position of the three several portions, of which we have just spoken. That over the Porch, though not of the original elevated pitch, as is indicated on the side wall of the Nave, yet retains the same line of drip, but the others have been entirely altered. All the elevations, excepting that of the Porch which was only of two, were divided into three stages. The lowest was quite plain, with the exception, only, of a series of slight projections, which are so slight, indeed, that they can only be called pilasters, and not buttresses. These occur at regular intervals, and support a string-course, which runs all round the building, except where it has been recently destroyed. Upon this string-course runs an Arcade, consisting of a series of flat pilasters, partially moulded on the east, and formed by upright stones which however do not tail into the wall; and on these are square blocks of stone, slightly bevelled, which support, or rather *appear* to support, plain arches. The arches themselves are only surface decorations, and not at all constructive arches, as they are cut out of the stone, which runs, irrespectively of them, in regular courses. Around the Porch the pilasters do not support arches, but merely a tabling, which, on one side, is certainly original, and is built to receive the eaves. In the eastern gable of the Nave are the remains of an Arcade above the one already described, which was built to take the form of the pitch of the roof, being stilted in increasing height to the centre. A considerable portion, however, has been destroyed in the course of alterations made in the roof, and for the purpose of inserting flues. Above the tabling on the north side of the Porch, there would seem to have been a similar Arcade to that on the east end of the Nave, the central pilaster, which is moulded, yet remaining.

The CHANCEL is about *thirteen* feet in length, and *ten* feet in width. It was entered through an archway which could not have been wider than about *four feet six inches*, if indeed so much. There is still remaining the fragment of the arch, which springs from an impost and has the usual characteristics of ante-Norman work. Its vast disproportion in the size to the heighth of the wall is very striking and may be perceived by comparing it with the elevation, as shewn in Plate iv., both bring drawn to the same scale. Above this arch, imbedded in the wall, were found two stone figures of angels, which are now placed over a modern porch, which has been erected as an entrance to the building on the west side. These figures are executed in a kind of low-relief;—the angels have their wings expanded, and around their heads is the ‘*nimbus*.’ They seem to be in the act of devotion, and, as they were found, one on either side, in the wall above the Chancel arch, it is conjectured that originally there was some central figure which was removed in order to make way for the large stack of chimneys now carried up through the centre of the building.

It may be observed that the pilasters on the east elevation of the Chancel are moulded into three depressed roundels, a very simple form of decoration,—in fact the earliest form met with in this country. This work is therefore especially valuable as it seems to denote, first of all, the superiority of the eastern over the other elevations, where this ornament is not to be found, and so to increase the probability that the building is a Church;—and, in the next place, when considered together with the peculiar way in which the lesser pilasters, which support the arcade, are built, marks out distinctly the great antiquity of the structure.

There is still remaining a window, though blocked up with masonry, in the south wall of the Chancel. It is circular-headed, is splayed considerably externally, and no doubt would be found to be splayed also *internally* if we were able to examine it,—and gives every evidence of being one of the original windows.

The NAVE is *twenty-five feet six inches* in length and *thirteen feet four inches* in width. It was entered by an archway which still exists. The archway, which is not recessed, is *two feet ten*

Ancient Church, Bradford-on-Avon,

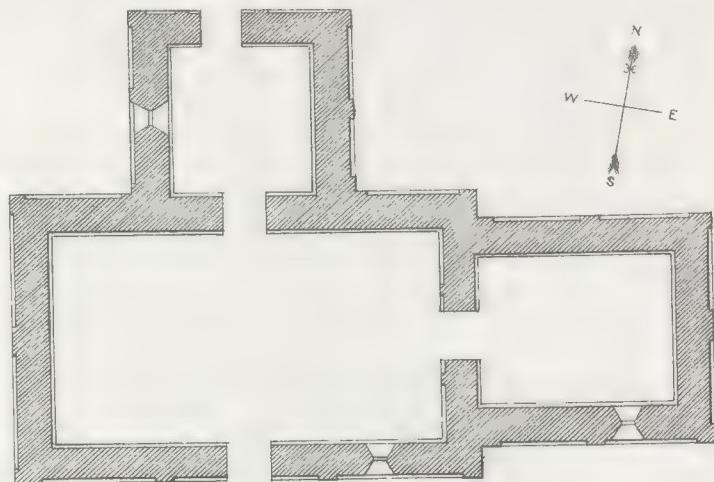
PLATE I



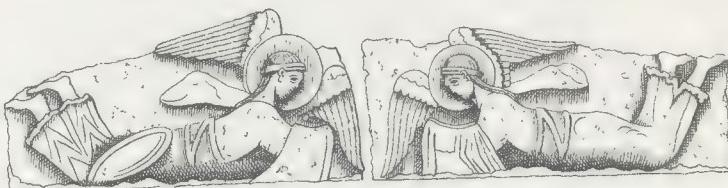
SOUTH-EAST VIEW.

Ancient Church, Bradford-on-Avon,

PLATE II



GROUND PLAN.



FIGURES FOUND IMBEDDED IN THE WALL ABOVE CHANCEL ARCH.



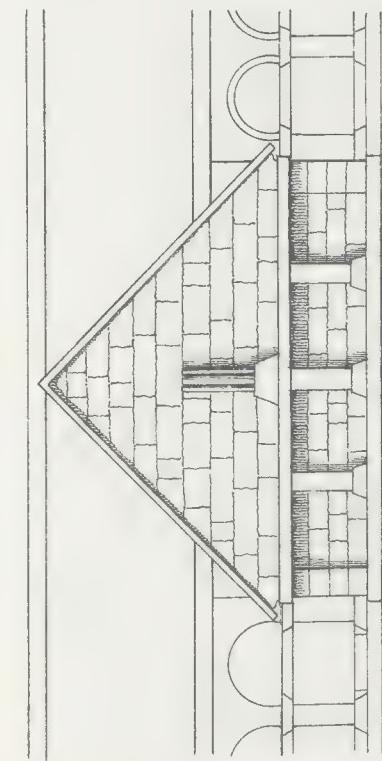
CHANCEL ARCH.

Rev. W. C. Lukis, F. S. A. del.

Edw. Kite. anastat.

Ancient Church, Bradford-on-Avon,

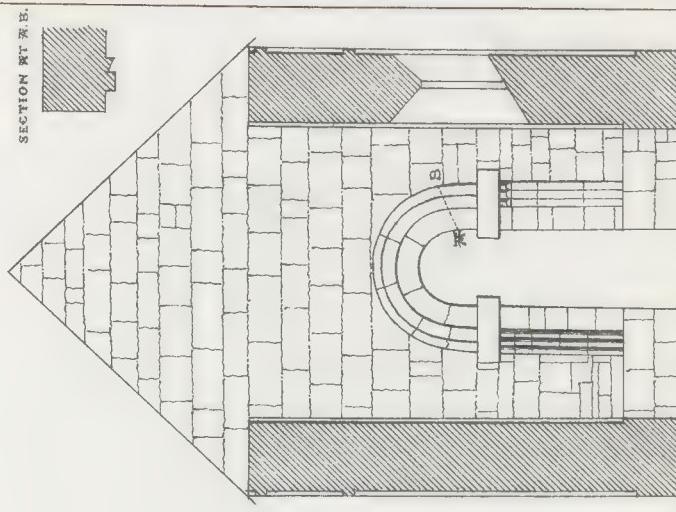
PLATE II.



ELEVATION OF PORCH ON NORTH SIDE.

120

0

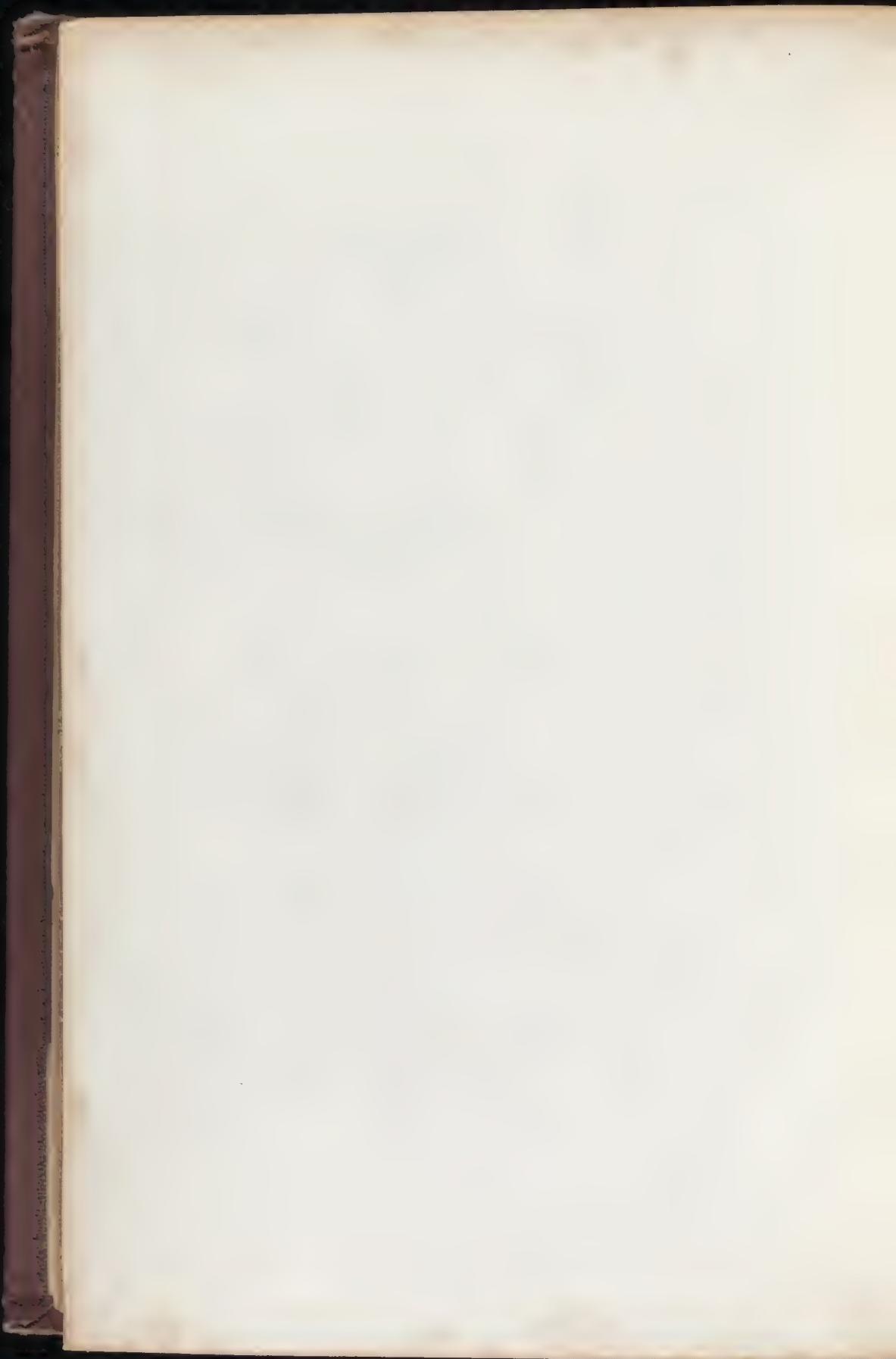


SECTION FROM PORCH TO NAVE.

DOORYARD FROM PORCH TO NAVE.
30 FEET.

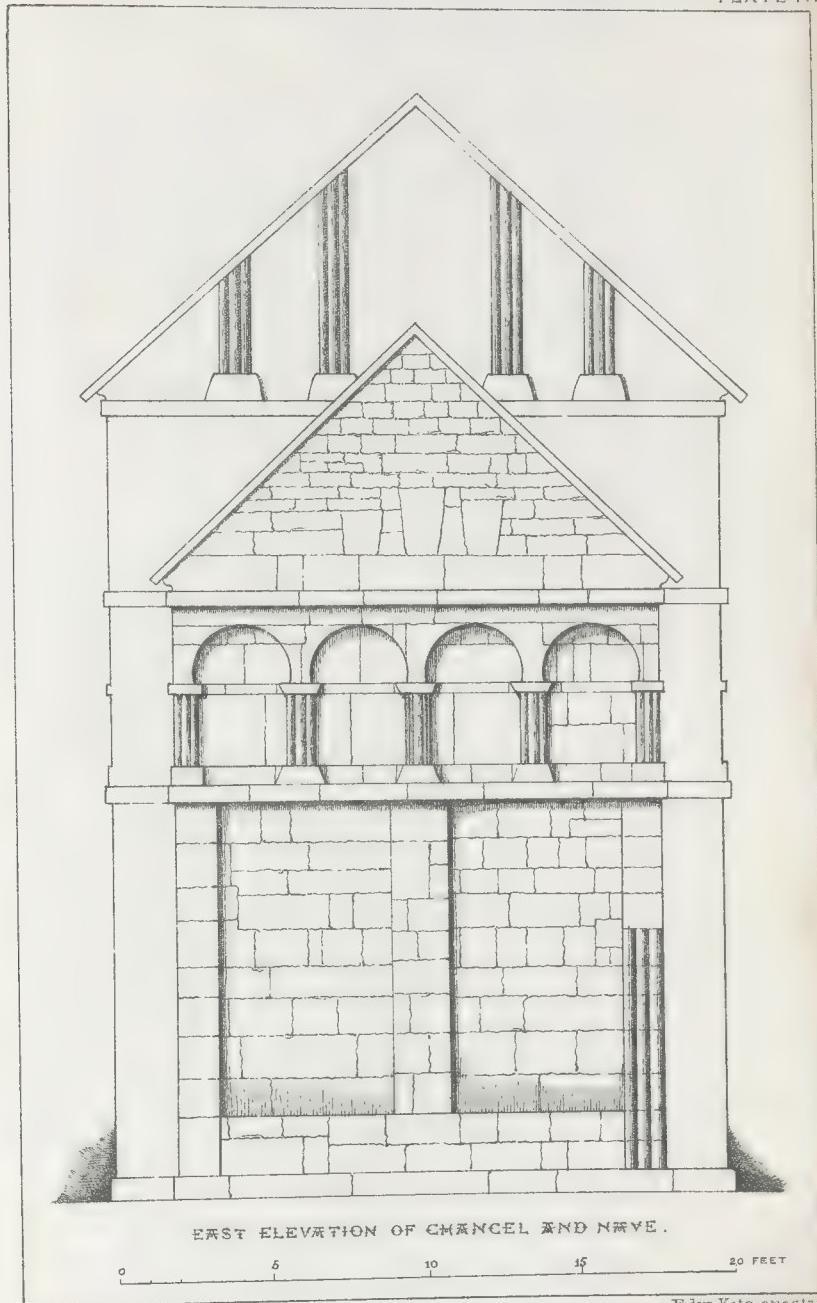
Rev. W. C. Lakes F.S.A. del.

Edw Kite, anastat.



Ancient Church, Bradford-on-Avon,

PLATE IV.

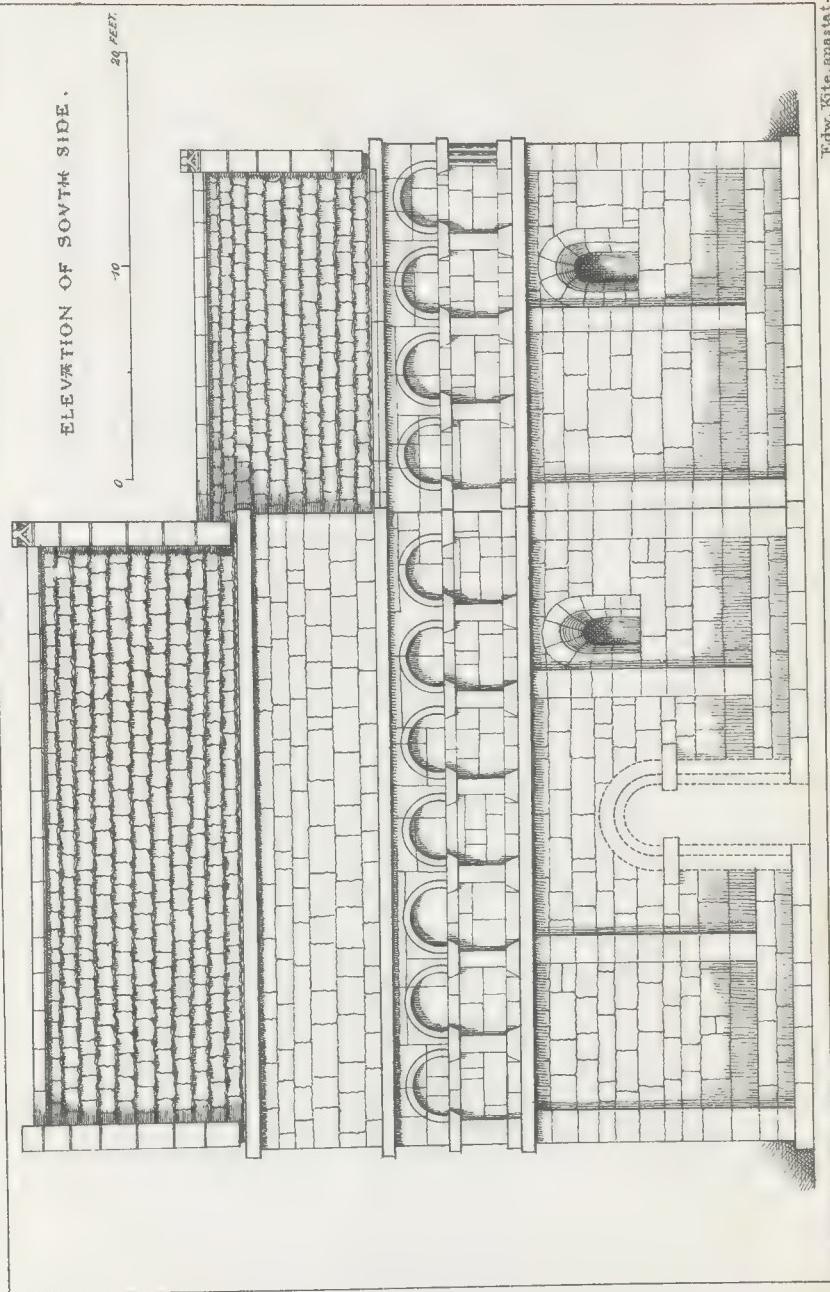


Rev. W. C. Lukis, F.S.A. del

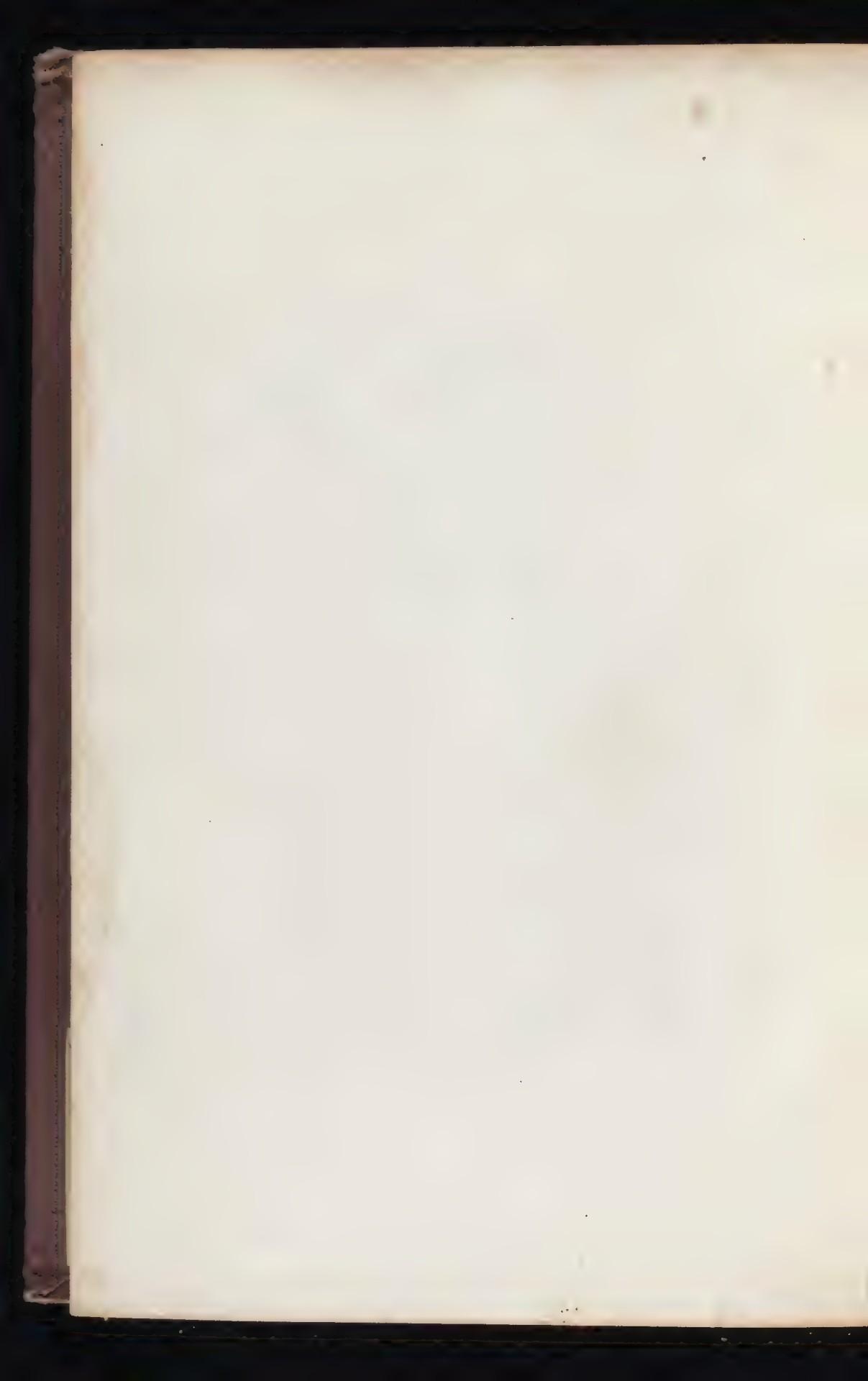
Edw. Kite, anastat

Ancient Church, Bradford-on-Avon,

PLATE V.



Rev. W. C. Lanks, F.S.A., del.



inches wide and springs from an impost, which is itself simply a plain string-course stopping a slightly moulded pilaster formed by a series of segmental roundels. Above the impost, this is continued over the arch, as a hood moulding. This arch is certainly one of the earliest enriched or ornamented yet known. It may be remarked that the opening of this door-way is wider at the floor than at the springing,—one of those minor peculiarities which tend to confirm our opinion as to the antiquity of the work.¹

The western wall of the Nave is to a great extent the production of modern times, the larger portion of the original wall having been removed. It is very easy, however, to detect the remains of the original Arcade, which seems to have run round the entire building. A careful examination might perhaps shew how the west end was finished. It has been suggested, that possibly there may have been a small circular window somewhat high in the building.

In the south wall of the Nave traces of an old window are distinctly to be seen, a portion of the semicircular head still remaining. From the windows which still exist, or of which we have the trace, we should conceive that there was one window on either side of the Chancel, and two on the south side of the Nave, of similar form to those that remain.

The PORCH, on the north side of the building, is about *ten feet* square. Its front seems to have been decorated, there still remaining a moulded pilaster above the plain arcade already described. A window in the Porch on the west side is still used, and a glance at this shows it to have been the work of a very early date. It has all the characteristics of those we have already described. The Porch was entered by a door way, which, though closed up, still remains, and is almost immediately opposite the archway already described as the entrance to the Nave.

¹ There is a door-way, at Somerford Keynes Church, very similar to this one which we are describing. There is a drawing of it amongst the 'Mullings Papers' now in the Library of the Wilts Archaeological Society at Devizes. It is drawn, by Mr. J. St. Aubyn, to the scale of *half an inch* to the foot. It is thus described;—“On the north side of the Nave is a curious and singular *Saxon Door-way*, now walled up, which appears to be of a date earlier than the Norman Conquest.” In Rickman’s work, (appendix on ‘*Saxon Architecture*,’ p. 35) Somerford Keynes is reckoned among the *Saxon* remains in Wiltshire.

So early an example of a Porch,—especially on the *north* side,—is, we believe, not only most rare, but unique. A conjecture has been thrown out, that possibly the original Church was cruciform, a corresponding portion of the building—(in this case it would be a sort of transept)—having perhaps existed on the south side. A minute examination of the wall, however, reveals not the slightest trace of anything of the kind. Indeed, the approach to the building on the *south* side could only have been managed at any time by means of a flight of at least 12 or 14 steps, the ground sloping down towards the river. When we recollect, too, that the population of Bradford, in early times, lived probably all on the *north side* of the town, the older houses all being built in successive terraces on the slope of the hill which shuts in the town on that side, it would render it not unlikely that, for their convenience of access to the Church, there might be a deviation from what is acknowledged to be the general custom.

Without any existing records of the erection of this building we might perhaps hesitate to assign so early a date as the work seems to justify, but it certainly has as great a claim to be considered eleventh or even tenth century work, as any which assumes that honor, without any documentary evidence to support its pretensions. All the indications we have already mentioned, together with the great height of the side walls and the comparatively low pitch of the roof, point it out as belonging to what has been called the ‘Saxon Romanesque’ style, which is considered to have prevailed from the ninth to the middle of the eleventh century. No one indeed can thoroughly examine this little Church, without coming to the conclusion,—from the rough style of its masonry, and other indications,—that it never could have been built by the skilled workmen of Bristol Chapter House, Malmesbury Abbey, or St. John’s, Devizes, but that it was certainly an earlier erection. The only other supposition, consistent with a later date, would be,—that it was erected by provincial workmen, uninfluenced by foreign refinements, or who rejected the improvements of the dominant race.

There can be no doubt that we have in this building one of the most interesting specimens yet remaining of Ante-Norman work.

Wiltshire is already rich in relics of our *British* forefathers. Fortified by the opinions of many well qualified to speak authoritatively on the matter, we can have little hesitation in pronouncing this building to have been a *Saxon Church*, of which indeed, as far as we know, it is, in its completeness, a unique specimen; and thus our County is also able to boast of remains, which, though somewhat less ancient than British, will hardly be deemed less precious.

THE GROVE MEETING-HOUSE.¹

This is the oldest Non-conformist place of worship in the town of Bradford. It is situated at the east end of what is called Middle Rank, and on the slope of the hill behind the house formerly occupied by the Methuen family. We have quoted in a previous page (52), Aubrey's description of 'the side of the high hill, facing the south, above Mr. Paul Methwin's house,' which, in his time, was covered with elder-trees. Hence the name of,—the '*Grove*' Meeting-House or Chapel.

There is something singularly picturesque in the present appearance of this structure. From long disuse it is fast hastening to decay. Its mullioned casement windows are now nearly hidden by luxuriant ivy-tresses, which enshroud the greater part of the building. It bears on its front an air of antique respectability, and is a fair type of the places of worship that sprung up quickly after the passing of the Toleration Act at the close of the seventeenth century, for the use of the Presbyterian and Independent Non-conformists.

The date of the erection of this Chapel, which was built for the use of those who inclined to Presbyterianism,—amongst whom, at one time, were numbered some of the principal inhabitants of the town and neighbourhood,—was about A.D. 1698.² It is believed that it owed its origin to the efforts of some of the Clergy, who,

¹ I have to thank Mr. J. Jeffery, of Bath, for much of the information concerning the '*Grove Meeting-House*.'

W. H. J.

² By a deed dated January 2, 1698, Anthony Methuen conveyed the ground, on which the '*Grove Meeting*' was shortly afterwards erected, to Francis Yerbury, the elder, of Ashley, Francis Yerbury, the younger, of Bradford, William Chandler, of Bradford, and Thomas Bush, of Bradford.

when the Act of Uniformity was passed, retired from the Established Church. Indeed, the Rev. T. Jones, who was ejected from Calne, is supposed to have assisted to found the Society which met at the Grove Meeting.

At the close of the 17th century a Mr. Dangerfield was the stated minister of this place of worship. In 1715 Mr. Thomas Barker filled that office, and continued to do so till 1729. He was succeeded by Mr. (afterwards Dr.) Joshua Read, who seems to have been associated in his office with a Mr. Wereat. The views of this last-named gentleman were in sympathy with what is commonly termed Arianism, and, in consequence of this, a secession took place of several who had been accustomed to attend the 'Grove Chapel.' Walter Grant, of Monkton Farleigh, and John Pitman, of Bradford, were the chief persons who retired, and through their instrumentality it was, that, in 1740, an Independent Chapel was built at Morgan's Hill, the first minister being the above-mentioned Dr. Joshua Read. This last-named chapel was subsequently endowed by Walter Grant and John Pitman, by will, with property amounting, when invested in the public funds, to £2144 13s. 2d., three per cent Reduced Annuities.

Immediately after this secession from the 'Grove Chapel,' we find Dr. Roger Flexman appointed as its minister. He remained there about eight years, when (in 1747) he removed to Rotherhithe, and was succeeded by Mr. Samuel Billingsley, a member of an old Presbyterian family of Ashwick in Somerset, the founders of the Meeting-House at that place. Mr. Billingsley resigned the office at the end of ten years.

In 1763 Mr. James Foot of Chard, a pupil of Dr. Doddridge, was minister of this chapel, and continued to be so till his death, (about 1777,) when he was succeeded by Mr. Williams of Calne, who died in 1810. This last-named gentleman was engaged in some kind of secular appointment, which was exceedingly distasteful to many of the old Presbyterian attendants at the chapel. Before his decease many of the more influential and wealthy of them had either conformed to the Established Church, or left the district, and the places of those who were removed by death were not sup-

plied by others. Those who remained were but few in number, and openly professed themselves,—Unitarians. In 1793 a Liturgy, similar to that used at the principal Unitarian Chapel at Manchester, was in use at the Grove Meeting-House.

On the decease of Mr. Williams, Mr. John Evans of Bristol for a short time acted as minister, after which the Meeting-House was let to a body of Trinitarian Dissenters for several years. This last-named body subsequently built a chapel for themselves, a Mr. Coombs being their minister.

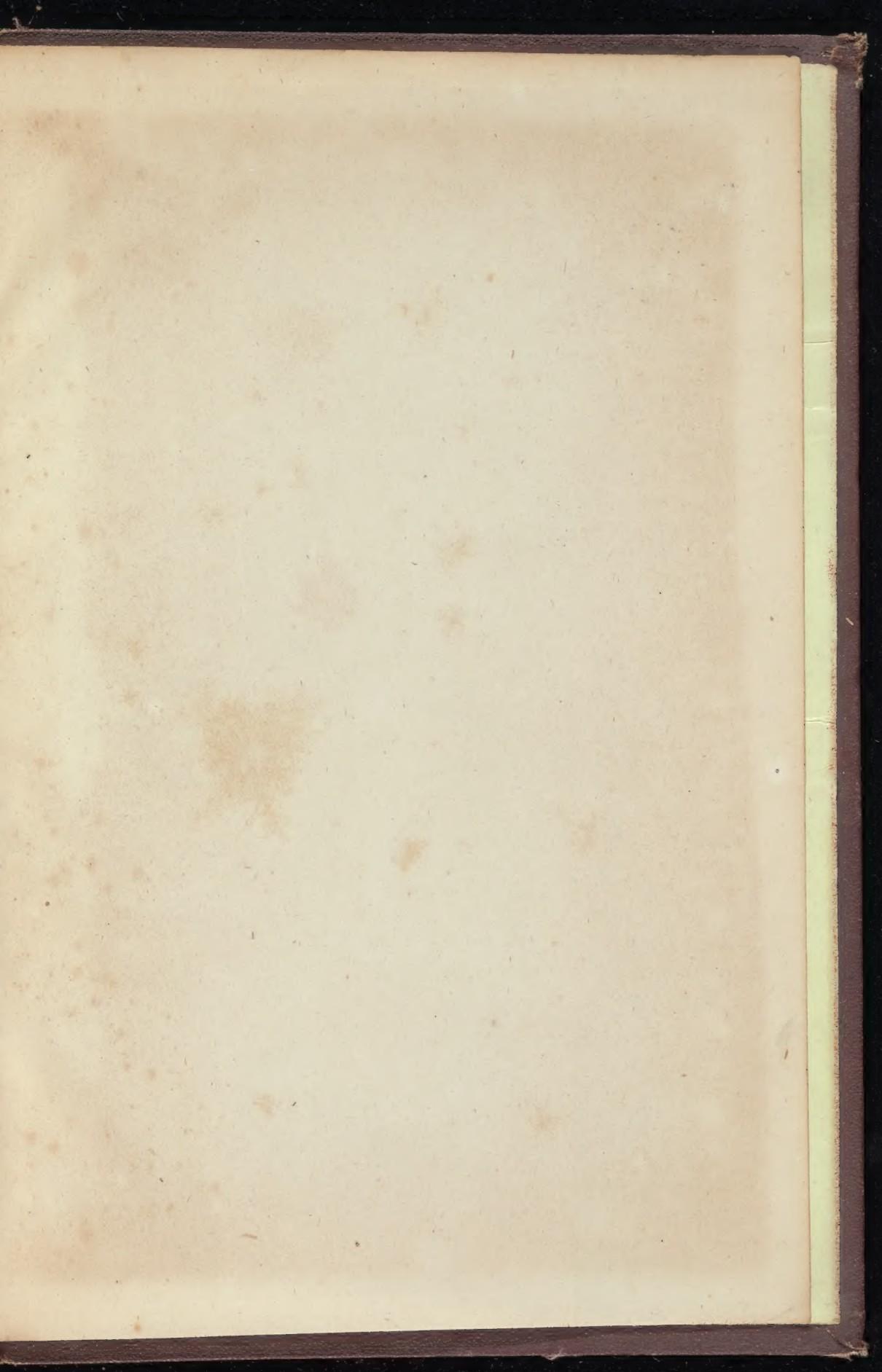
In the year 1822, Mr. Richard Wright, who was the minister of a Dissenting congregation meeting at the Conigre, Trowbridge, re-opened the Grove Chapel, and for five years preached in it every Sunday morning. In 1827, Mr. Samuel Martin succeeded to Mr. Wright at Trowbridge, and for some time followed his practice with regard to a weekly service in the Grove Meeting. For many years past, however, the service has been very irregular. Latterly it has been held only once or twice in the year, for the purpose of securing a small endowment, hardly more than sufficient to keep the building wind and water tight. The endowment arises from the rents of two houses in the immediate neighbourhood of the chapel, and produces from £10 to £12 a year.

Few memorials remain either of former ministers or of attendants of this chapel. Of Dr. Roger Flexman, who was a man of some literary attainments, we are able to give a few particulars.

He was born at Great Torrington in Devonshire, in the year 1708, and educated for the ministry, among the Presbyterian denomination, by the Rev. John Moore. He was set apart for this work at Modbury by some of his Presbyterian brethren. After officiating at Chard and Crediton, he came to Bradford at the close of 1739. In 1747 he married Catharine the daughter of Mr. John Yerbury, one of the principal members of the congregation attending the Grove Meeting, and in the same year removed to another chapel at Jamaica Row, Rotherhithe. In 1783 he resigned his office from ill-health, but continued to fulfil the duties of Lecturer at St. Helen's, (to which he was elected in 1754) and preached there occasionally until his decease, at the age of 88, in the year 1795.

Of Dr. Flexman's sentiments we are told, by Mr. Walter Wilson, that "they coincided very much with those of Dr. Amory," whose opinions "with regard to both natural and revealed religion, nearly agreed with those of Dr. Samuel Clarke, and of the eminent divines who were coadjutors with that great man. He did not therefore fall in with the Socinian principles; neither did he reject the natural evidences of the life to come, or the notion of a separate state." Dr. Flexman, he adds, "was a strenuous advocate for the pre-existent dignity of Jesus Christ, and the personality of the Holy Spirit. He maintained the essential distinction between the soul and the body, and the liberty of the human will in opposition to materialists and necessitarians."

Dr. Flexman was well known in the literary circles of his day, and was especially noted for his accurate knowledge of English History. He was employed by the Government as one of the compilers of the General Index to the 'Journals of the House of Commons;' the eighth and three following volumes, containing the Parliamentary proceedings from 1660 to 1697, having been assigned to him. This elaborate work was commenced in 1776 and completed in 1780. He also published several Sermons and Tracts: amongst the most important of his productions were 'An account of the writings of Bishop Burnet,' and 'Critical, Historical, and Political Miscellanies,' containing remarks on various authors, amongst whom were Archbishops Potter and Secker, and Bishops Sherlock, Warburton, and Lowth. His abilities and attainments acquired for him the honorary degree of D.D. from the Marischal College of Aberdeen in 1770.



D. M. Sebesta



MILITARY
GALLERIES
BY RICHARD
FLYNN